Die Buecher deines Volkes: . Die Maerchen

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Bücher deines Volkes

Neu an den Tag gegeben
von Werner Jansen

Digitized by Google

Buecher deines Volkes. V. 1

Die Maerchen

herausgegeben von

Werner Jansen

mit 25 Bildern von

Paul Hey

2. Auflage

Georg Westermann Verlag

Hamburg Braunschweig Berlin

Digitized by Google

GR
166
.B84
1921
v.1

Copyright 1921 by Georg Westermann, Braunschweig
Printed in Germany

Digitized by Google

Grad
Gift
8/1/00

Soldes Wunder, daß aus der blutgetränkten Erde immer wieder der Lenz mit seinen Blüten steigt. Holderes, daß aus alten Herzen immer wieder die Jugend bricht. Nichts ist ärmlicher als unser Wissen, nichts beseligender als das strahlende Nirgendwo der Träume, darinnen unsere Seele, gelöst von Schmach, Schuld und Gebrechen wandelt. Hier auf Erden bleibt alles unerfüllt, alles Stückwerk und Not; da kommt ein Sonnenblick aus Land Nirgendwo, legt goldene Brücken über die Klüfte, goldene Teppiche über die rauhen Pfade, goldene Gewänder um die Nacktheit; und will nichts, als daß man ihm glaube. Jeder hat es empfunden, der noch empfinden kann, und jeder ging getröstet an sein Tagewerk.

Immer rasender stürmt das Leben mit uns dahin, die Schwingen der Seele ermatten, der Einzelne hat keine Jugend mehr, unsere Kinder entbehren der Kindheit. Da tritt das Volk selber für seine Kinder ein, da schlägt die unüberwindliche, unsterbliche Jugend des ganzen Volkes mit blühenden Ruten an unsere Brust und schüttet aus ewigem Füllhorn alles Süßeste, das jemals deutsche Herzen beflügelte. Du Märchenwald aus Land Nirgendwo, wo ruht sichs sanfter als unter deinem Wipfelrauschen! Ihr leuchtenden Blumen der immergrünen Wiesen, was duftet köstlicher zu Gott empor als ihr! Deutschland, mein Vaterland, wie reich bist du in deiner Armut! Prunkender, tönender sind wohl die Herzen mancher anderen Völker — nicht eines, nicht eines schlägt so rein, so lieblich wie deins!

Digitized by Google

Digitized by Google

Jungfrau Maleen / Es war einmal ein König, der hatte einen Sohn, der ward um die Tochter eines mächtigen Königs, die hieß Jungfrau Maleen und war wunderschön. Weil ihr Vater sie einem andern geben wollte, so ward sie ihm verfagt. Da sich aber beide von Herzen liebten, so wollten sie nicht voneinander lassen, und die Jungfrau Maleen sprach zu ihrem Vater: „Ich kann und will keinen andern zu meinem Gemahl nehmen.“ Da geriet der Vater in Zorn und ließ einen finsteren Turm bauen, in den kein Strahl von Sonne oder Mond fiel. Als er fertig war, sprach er: „Darin sollst du sieben Jahre lang sitzen, dann will ich kommen und sehen, ob dein trotziger Sinn gebrochen ist.“ Für die sieben Jahre ward Speise und Trank in den Turm getragen, dann ward sie und ihre Kammerjungfer hineingeführt und eingemauert und also von Himmel und Erde geschieden. Da saßen sie in der Finsternis, wußten nicht, wann Tag oder Nacht anbrach. Der Königssohn ging oft um den Turm herum und rief ihren Namen, aber kein Laut drang von außen durch die dicken Mauern. Was konnten sie anders tun als jammern und klagen? Indessen ging die Zeit dahin, und an der Abnahme von Speise und Trank merkten sie, daß die sieben Jahre ihrem Ende sich näherten. Sie dachten, der Augenblick ihrer Erlösung wäre gekommen, aber kein Hammerschlag ließ sich hören, und kein Stein wollte aus der Mauer fallen: es schien, als ob ihr Vater sie vergessen hätte. Als sie nur noch für kurze Zeit Nahrung hatten und einen jämmerlichen Tod voraussahen, da sprach die Jungfrau Maleen: „Wir müssen das letzte versuchen und sehen, ob wir die Mauer durchbrechen.“ Sie nahm das Brotmesser, grub und bohrte an dem Mörtel eines Steins, und wenn sie müd war, so löste die Kammerjungfer sie ab. Nach langer Arbeit gelang es ihnen, einen Stein herauszunehmen, dann einen zweiten und dritten, und nach drei Tagen fiel der erste Lichtstrahl in ihre Dunkelheit, und endlich war die Öffnung so groß, daß sie hinausschauen konnten. Der Himmel war blau, und eine frische Luft wehte ihnen entgegen, aber wie traurig sah ringsumher alles aus: das Schloß ihres Vaters lag in Trümmern, die Stadt und die Dörfer waren, so weit man sehen konnte, verbrannt, die Felder weit und breit verheert: keine Menschenseele ließ sich erblicken. Als die Öffnung in der Mauer so groß war, daß sie hindurchschlüpfen konnten, so sprang zuerst die Kammerjungfer herab und dann folgte die Jungfrau Maleen. Aber wo sollten sie sich hinwenden? Die Feinde hatten das ganze Reich verwüstet, den König verfagt und alle Einwohner erschlagen. Sie

Digitized by Google

wanderten fort, um ein anderes Land zu suchen, aber sie fanden nirgend ein Obdach oder einen Menschen, der ihnen einen Bissen Brot gab, und ihre Not war so groß, daß sie ihren Hunger an einem Brennesselstrauch stillen mußten. Als sie nach langer Wanderung in ein anderes Land kamen, boten sie überall ihre Dienste an, aber wo sie anklopften, wurden sie abgewiesen, und niemand wollte sich ihrer erbarmen. Endlich gelangten sie in eine große Stadt und gingen nach dem königlichen Hof. Aber auch da hieß man sie weitergehen, bis endlich der Koch sagte, sie könnten in der Küche bleiben und als Aschenputtel dienen. Der Sohn des Königs, in dessen Reich sie sich befanden, war aber gerade der Verlobte der Jungfrau Maleen gewesen. Den Vater hatte ihm eine andere Braut bestimmt, die ebenso häßlich von Angesicht als bös von Herzen war. Die Hochzeit war festgesetzt und die Braut schon angelangt, bei ihrer großen Häßlichkeit aber ließ sie sich vor niemand sehen und schloß sich in ihre Kammer ein, und die Jungfrau Maleen mußte ihr das Essen aus der Küche bringen. Als den Tag herankam, wo die Braut mit dem Bräutigam in die Kirche gehen sollte, so schämte sie sich ihrer Häßlichkeit und fürchtete, wenn sie sich auf der Straße zeigte, würde sie von den Leuten verspottet und ausgelacht. Da sprach sie zur Jungfrau Maleen: „Dir steht ein großes Glück bevor, ich habe mir den Fuß vertreten und kann nicht gut über die Straße gehen, du sollst meine Brautkleider anziehen und meine Stelle einnehmen; eine größere Ehre kann dir nicht zuteil werden. Die Jungfrau Maleen aber schlug es aus und sagte: „Ich verlange keine Ehre, die mir nicht gebührt.“ Es war auch vergeblich, daß sie ihr Gold anbot. Endlich sprach sie zornig: „Wenn du mir nicht gehorchst, so kostet es dir dein Leben; ich brauche nur ein Wort zu sagen, so wird dir der Kopf vor die Füße gelegt.“ Da mußte sie gehorchen und die prächtigen Kleider der Braut samt ihrem Schmuck anlegen. Als sie in den königlichen Saal eintrat, erstaunten alle über ihre große Schönheit, und der König sagte zu seinem Sohn: „Das ist die Braut, die ich dir ausgewählt habe und die du zur Kirche führen sollst.“ Der Bräutigam erstaunte und dachte: „Sie gleicht meiner Jungfrau Maleen, und ich würde glauben, sie wäre es selbst, aber die sitzt schon lange im Turm gefangen, oder sie ist tot.“ Er nahm sie an der Hand und führte sie zur Kirche. An dem Wege aber stand ein Brennesselbusch, da sprach sie: „Brennesselbusch / Brennesselbusch so kleine / was stehst du hier alleine? / Ich hab es nicht vergessen / daß ich dich ungesalzen / und ungekocht gegessen.“ „Was sprichst du da?“ fragte der Königssohn. „Nichts,“ antwortete sie, „ich dachte nur an die Jungfrau Maleen.“ Er verwunderte sich, daß sie von ihr wußte, schwieg aber still. Als sie an den Steg vor dem Kirchhof kamen, sprach sie: „Kirchsteglein, brich nicht / bin die rechte Braut nicht.“ „Was sprichst du da?“ fragte der Königssohn. „Nichts,“ antwortete sie, „ich dachte nur an die Jungfrau Maleen.“ „Kennst du die Jungfrau Maleen?“ „Nein, antwortete sie, „wie sollt ich sie kennen, ich habe nur von ihr gehört.“ Als sie an die Kirchentür kamen, sprach sie abermals: „Kirchentür brich nicht / bin die rechte Braut nicht.“ „Was sprichst du da?“ fragte er. „Ach,“ antwortete sie, „ich habe nur an die Jungfrau

Digitized by Google

Maleen gedacht." Da zog er ein kostbares Geschmeide hervor, legte es ihr an den Hals und hakte die Kettenringe ineinander. Darauf traten sie in die Kirche, und der Priester legte vor dem Altar ihre Hände ineinander und vermählte sie. Er führte sie zurück, aber sie sprach auf dem ganzen Weg kein Wort. Als sie wieder in dem königlichen Schloß angelangt waren, eilte sie in die Kammer der Braut, legte die prächtigen Kleider und den Schmuck ab, zog ihren grauen Kittel an und behielt nur das Geschmeide um den Hals, das sie von dem Bräutigam empfangen hatte. Als die Nacht herankam, und die Braut in das Zimmer des Königssohns sollte geführt werden, so ließ sie den Schleier über ihr Gesicht fallen, damit er den Betrug nicht merken sollte. Sobald alle Leute fortgegangen waren, sprach er zu ihr: „Was hast du doch zu dem Brennesselbusch gesagt, der an dem Weg stand?" „Zu welchem Brennesselbusch?" fragte sie, „ich spreche mit keinem Brennesselbusch." „Wenn du es nicht getan hast, so bist du die rechte Braut nicht," sagte er. Da half sie sich und sprach: „Muß meine Magd befragen / die hat meinen Kopf zu tragen." Sie ging hinaus und fuhr die Jungfrau Maleen an: „Dirne, was hast du zu dem Brennesselbusch gesagt?" ~ „Ich sagte nichts als: »Brennesselbusch / Brennesselbusch so kleine / was stehst du hier alleine? / Ich hab es nicht vergessen / daß ich dich ungesalzen / und ungekocht gegessen.«" Die Braut lief in die Kammer zurück und sagte: „Jetzt weiß ich, was ich zu dem Brennesselbusch gesprochen habe," und wiederholte die Worte, die sie eben gehört hatte. „Aber was sagtest du zu dem Kirchensteg, als wir darüber gingen?" fragte er. „Zu dem Kirchensteg?" antwortete sie, „ich spreche mit keinem Kirchensteg." ~ „Dann bist du auch die rechte Braut nicht." Sie entschuldigte sich aber wiederum: „Muß meine Magd befragen / die hat meinen Kopf zu tragen." Lief hinaus und fuhr die Jungfrau Maleen an: „Dirne, was hast du zu dem Kirchsteg gesagt?" „Ich sagte nichts als: »Kirchsteglein, brich nicht / bin die rechte Braut nicht.«" „Das kostet dich dein Leben," rief die Braut, eilte aber in die Kammer und sagte: „Jetzt weiß ich, was ich zu dem Kirchsteg gesprochen habe," und wiederholte die Worte. „Aber was sagtest du zur Kirchentür?" „Zur Kirchentür?" antwortete sie, „ich spreche mit keiner Kirchentür." „Dann bist du auch die rechte Braut nicht." Sie ging hinaus, fuhr die Jungfrau Maleen an: „Dirne, was hast du zu der Kirchentür gesagt?" „Ich sagte nichts als: »Kirchentür, brich nicht / bin die rechte Braut nicht.«" „Das bricht dir den Hals," rief die Braut und geriet in den größten Zorn, eilte aber zurück in die Kammer und sagte: „Jetzt weiß ich, was ich zu der Kirchentür gesprochen habe," und wiederholte die Worte. „Aber wo hast du das Geschmeide, das ich dir an der Kirchentür gab?" „Was für ein Geschmeide?" antwortete sie, „du hast mir kein Geschmeide gegeben." „Ich habe es dir selbst um den Hals gelegt und selbst eingehakt; wenn du das nicht weißt, so bist du die rechte Braut nicht." Er zog ihr den Schleier vom Gesicht, und als er ihre grundlose Häßlichkeit erblickte, sprang er erschrocken zurück und sprach: „Wie kommst du hierher? Wer bist du?" „Ich bin deine verlobte Braut, aber weil ich fürchtete, die Leute würden mich verspotten, wenn

Digitized by Google

sie mich draußen erblickten, so habe ich dem Aschenputtel befohlen, meine Kleider anzuziehen und statt meiner zur Kirche zu gehen." „Wo ist das Mädchen?" fragte er, „ich will es sehen, geh und hol es hierher." Sie ging hinaus und sagte den Dienern, das Aschenputtel sei eine Betrügerin, sie sollten es in den Hof hinabführen und ihm den Kopf abschlagen. Die Diener packten es und wollten es fortschleppen, aber es schrie so laut um Hilfe, daß der Königssohn seine Stimme vernahm, aus seinem Zimmer herbeieilte und den Befehl gab, das Mädchen augenblicklich loszulassen. Es wurden Lichter herbeigeholt, und da bemerkte er an ihrem Hals den Goldschmuck, den er ihr vor der Kirchentür gegeben hatte „Du bist die rechte Braut," sagte er, „die mit mir zur Kirche gegangen ist; komm mit mir in meine Kammer." Als sie beide allein waren, sprach er: „Du hast auf dem Kirchgang die Jungfrau Maleen genannt, die meine verlobte Braut war. Wenn ich dächte, es wäre möglich, so müßte ich glauben, sie stände vor mir; du gleichst ihr in allem." Sie antwortete: „Ich bin die Jungfrau Maleen, die um dich sieben Jahre in der Finsternis gesessen, Hunger und Durst gelitten und so lange in Not und Armut gelebt hat; aber heute bescheint mich die Sonne wieder. Ich bin dir in der Kirche angetraut und bin deine rechtmäßige Gemahlin." Da küßten sie einander und waren glücklich für ihr Lebtag.

Das Wasser des Lebens / Es war einmal ein König, der war

krank, und niemand glaubte, daß er mit dem Leben davonkäme. Er hatte aber drei Söhne, die waren darüber betrübt, gingen hinunter in den Schloßgarten und weinten. Da begegnete ihnen ein alter Mann, der fragte sie nach ihrem Kummer. Sie sagten ihm, ihr Vater wäre so krank, daß er wohl sterben würde, denn es wollte ihm nichts helfen. Da sprach der Alte: „Ich weiß noch ein Mittel, das ist das Wasser des Lebens, wenn er davon trinkt, so wird er wieder gesund; es ist aber schwer zu finden." Der älteste sagte: „Ich will es schon finden," ging zum kranken König und bat ihn, er möchte ihm erlauben, auszuziehen, um das Wasser des Lebens zu suchen, denn das könnte ihn allein heilen. „Nein," sprach der König, „die Gefahr dabei ist zu groß, lieber will ich sterben." Er bat aber so lange, bis der König einwilligte. Der Prinz dachte in seinem Herzen: „Bringe ich das Wasser, so bin ich meinem Vater der liebste und erbe das Reich." Also machte er sich auf, und als er eine Zeitlang fortgeritten war, stand da ein Zwerg auf dem Wege, der rief ihn an und sprach: „Wo hinaus so geschwind?" „Dummer Knirps," sagte der Prinz ganz stolz, „das brauchst du nicht zu wissen," und ritt weiter. Das kleine Männchen aber war zornig geworden und hatte einen bösen Wunsch getan. Der Prinz geriet bald hernach in eine Bergschlucht, und je weiter er ritt, je enger taten sich die Berge zusammen, und endlich ward der Weg so eng, daß er keinen Schritt weiter konnte; es war nicht möglich, das Pferd zu wenden oder aus dem Sattel zu steigen, und er saß da wie eingesperrt. Der kranke König wartete lange Zeit auf ihn, aber er kam nicht. Da sagte der zweite Sohn: „Vater, laß mich ausziehen und das Wasser suchen," und dachte bei sich: „Ist mein

Digitized by Google

Bruder tot, so fällt das Reich mir zu." Der König wollte ihn anfangs auch nicht ziehen lassen, endlich gab er nach. Der Prinz zog also auf demselben Wege fort, den sein Bruder eingeschlagen hatte, und begegnete auch dem Zwerge, der ihn anhielt und fragte, wohin er so eilig wollte. „Kleiner Knirps," sagte der Prinz, „das brauchst du nicht zu wissen," und ritt fort, ohne sich weiter umzusehen. Aber der Zwerg verwünschte ihn, und er geriet wie der andere in eine Bergschlucht und konnte nicht vorwärts und rückwärts. So gehts aber den Hochmütigen. Als auch der zweite Sohn ausblieb, erbot sich der jüngste, auszuziehen und das Wasser zu holen, und der König mußte ihn endlich ziehen lassen. Als er dem Zwerge begegnete, und dieser fragte, wohin er so eilig wolle, so hielt er an, gab ihm Rede und Antwort und sagte: „Ich suche das Wasser des Lebens, denn mein Vater ist sterbenskrank." „Weißt du auch, wo das zu finden ist?" „Nein," sagte der Prinz. „Weil du dich betragen hast, wie sichs geziemt, nicht übermütig wie deine falschen Brüder, so will ich dir Auskunft geben und dir sagen, wie du zu dem Wasser des Lebens gelangst. Es quillt aus einem Brunnen in dem Hofe eines verwünschten Schlosses, aber du dringst nicht hinein, wenn ich dir nicht eine eiserne Rute gebe und zwei Laiberchen Brot. Mit der Rute schlag dreimal an das eiserne Tor des Schlosses, so wird es aufspringen: inwendig liegen zwei Löwen, die den Rachen aufsperren, wenn du aber jedem ein Brot hineinwirfst, so werden sie still, und dann eile dich und hol von dem Wasser des Lebens, bevor es zwölf schlägt, sonst schlägt das Tor wieder zu und du bist eingesperrt." Der Prinz dankte ihm, nahm die Rute und das Brot und machte sich auf den Weg. Und als er anlangte, war alles so, wie der Zwerg gesagt hatte. Das Tor sprang beim dritten Rutenschlag auf, und als er die Löwen mit dem Brot gesänftigt hatte, trat er in das Schloß und kam in einen großen schönen Saal: darin saßen verwünschte Prinzen, denen zog er die Ringe vom Finger, dann lag da ein Schwert und ein Brot, das nahm er weg. Und weiter kam er in ein Zimmer, darin stand eine schöne Jungfrau, die freute sich, als sie ihn sah, küßte ihn und sagte, er hätte sie erlöst und sollte ihr ganzes Reich haben, und wenn er in einem Jahre wiederkäme, so sollte ihre Hochzeit gefeiert werden. Dann sagte sie ihm auch, wo der Brunnen wäre mit dem Lebenswasser, er müßte sich aber eilen und daraus schöpfen, eh es zwölf schlüge. Da ging er weiter und kam endlich in ein Zimmer, wo ein schönes frischgedecktes Bett stand, und weil er müde war, wollt er erst ein wenig ausruhen. Also legte er sich und schlief ein: als er erwachte, schlug es dreiviertel auf zwölf. Da sprang er ganz erschrocken auf, lief zu dem Brunnen und schöpfte daraus mit einem Becher, der daneben stand, und eilte, daß er fortkam. Wie er eben zum eisernen Tor hinausging, da schlugs zwölf, und das Tor schlug so heftig zu, daß es ihm noch ein Stück von der Ferse wegnahm. Er aber war froh, daß er das Wasser des Lebens erlangt hatte, ging heimwärts und kam wieder an dem Zwerg vorbei. Als dieser das Schwert und das Brot sah, sprach er: „Damit hast du großes Gut gewonnen, mit dem Schwert kannst du ganze Heere schlagen, das Brot aber wird niemals all." Der Prinz wollte ohne seine Brüder nicht zu dem

Digitized by Google

Vater nach Haus kommen und sprach: „Lieber Zwerg, kannst du mir nicht sagen, wo meine zwei Brüder sind? Sie sind früher als ich nach dem Wasser des Lebens ausgezogen und sind nicht wiedergekommen.“ „Zwischen zwei Bergen stecken sie eingeschlossen,“ sprach der Zwerg, „dahin habe ich sie verwünscht, weil sie so übermütig waren.“ Da bat der Prinz so lange, bis der Zwerg sie wieder losließ, aber er warnte ihn und sprach: „Hüte dich vor ihnen, sie haben ein böses Herz.“ Als seine Brüder kamen, freute er sich und erzählte ihnen, wie es ihm ergangen wäre, daß er das Wasser des Lebens gefunden und einen Becher voll mitgenommen und eine schöne Prinzessin erlöst hätte, die wollte ein Jahr lang auf ihn warten, dann sollte Hochzeit gehalten werden, und er bekäme ein großes Reich. Danach ritten sie zusammen fort und gerieten in ein Land, wo Hunger und Krieg war, und der König glaubte schon, er müßte verderben, so groß war die Not. Da ging der Prinz zu ihm und gab ihm das Brot, womit er sein ganzes Reich speiste und sättigte: und dann gab ihm der Prinz auch das Schwert, damit schlug er die Heere seiner Feinde und konnte nun in Ruhe und Frieden leben. Da nahm der Prinz sein Brot und Schwert wieder zurück, und die drei Brüder ritten weiter. Sie kamen aber noch in zwei Länder, wo Hunger und Krieg herrschten, und da gab der Prinz den Königen jedesmal sein Brot und Schwert und hatte nun drei Reiche gerettet. Und danach setzten sie sich auf ein Schiff und fuhren übers Meer. Während der Fahrt sprachen die beiden ältesten unter sich: „Der jüngste hat das Wasser des Lebens gefunden und wir nicht, dafür wird ihm unser Vater das Reich geben, das uns gebührt, und er wird unser Glück wegnehmen.“ Da wurden sie rachsüchtig und verabredeten miteinander, daß sie ihn verderben wollten. Sie warteten, bis er einmal fest eingeschlafen war, da gossen sie das Wasser des Lebens aus dem Becher und nahmen es für sich, ihm aber gossen sie bitteres Meerwasser hinein. Als sie nun daheim ankamen, brachte der jüngste dem kranken König seinen Becher, damit er daraus trinken und gesund werden sollte. Kaum aber hatte er ein wenig von dem bittern Meerwasser getrunken, so ward er noch kränker als zuvor. Und wie er darüber jammerte, kamen die beiden ältesten Söhne und klagten den jüngsten an, er hätte ihn vergiften wollen, sie brächten ihm das rechte Wasser des Lebens, und reichten es ihm. Kaum hatte er davon getrunken, so fühlte er seine Krankheit verschwinden, und war stark und gesund wie in seinen jungen Tagen. Danach gingen die beiden zu dem jüngsten, verspotteten ihn und sagten: „Du hast zwar das Wasser des Lebens gefunden, aber du hast große Mühe gehabt und wir den Lohn; du hättest klüger sein und die Augen aufbehalten sollen, wir haben dirs genommen, während du auf dem Meere eingeschlafen warst, und übers Jahr holt sich einer von uns die schöne Königstochter. Aber hüte dich, daß du nichts davon verrätst, der Vater glaubt dir doch nicht, und wenn du ein einziges Wort sagst, so sollst du noch obendrein dein Leben verlieren, schweigst du aber, so soll dirs geschenkt sein.“ Der alte König war zornig über seinen jüngsten Sohn und glaubte, er hätte ihm nach dem Leben getrachtet. Also ließ er den Hof versammeln und das Urteil über ihn sprechen, daß

Digitized by Google

er heimlich sollte erschossen werden. Als der Prinz nun einmal auf die Jagd ritt und nichts Böses vermutete, mußte des Königs Jäger mitgehen. Draußen, als sie ganz allein im Wald waren und der Jäger so traurig aussah, sagte der Prinz zu ihm: „Lieber Jäger, was fehlt dir?“ Der Jäger sprach: „Ich kanns nicht sagen und soll es doch.“ „Da sprach der Prinz: „Sage heraus, was es ist, ich will dirs verzeihen.“ „Ach,“ sagte der Jäger, „ich soll Euch totschießen, der König hat mirs befohlen.“ Da erschrak der Prinz und sprach: „Lieber Jäger, laß mich leben, da geb ich dir mein königliches Kleid, gib mir dafür dein schlechtes.“ Der Jäger sagte: „Das will ich gerne tun, ich hätte doch nicht nach Euch schießen können.“ Da tauschten sie die Kleider, und der Jäger ging heim, der Prinz aber ging weiter in den Wald hinein. Über eine Zeit, da kamen zu dem alten König drei Wagen mit Gold und Edelsteinen für seinen jüngsten Sohn: sie waren aber von den drei Königen geschickt, die mit des Prinzen Schwert die Feinde geschlagen und mit seinem Brot ihr Land ernährt hatten, und die sich dankbar bezeigen wollten. Da dachte der alte König: „Sollte mein Sohn unschuldig gewesen sein?“ Und sprach zu seinen Leuten: „Wäre er noch am Leben, wie tut mirs so leid, daß ich ihn habe töten lassen.“ „Er lebt noch,“ sprach der Jäger, „ich konnte es nicht übers Herz bringen, Euern Befehl auszuführen,“ und sagte dem König, wie es zugegangen war. Da fiel dem König ein Stein von dem Herzen, und er ließ in allen Reichen verkündigen, sein Sohn dürfe wiederkommen und sollte in Gnaden aufgenommen werden. Die Königstochter aber ließ eine Straße vor ihrem Schloß machen, die war ganz golden und glänzend, und sagte ihren Leuten, wer darauf geradeswegs zu ihr geritten käme, das wäre der rechte, und den sollten sie einlassen, wer aber daneben käme, der wäre der rechte nicht, und den sollten sie auch nicht einlassen. Als nun die Zeit bald herum war, dachte der älteste, er wollte sich eilen, zur Königstochter gehen und sich für ihren Erlöser ausgeben, da bekäme er sie zur Gemahlin und das Reich daneben. Also ritt er fort, und als er vor das Schloß kam und die schöne goldene Straße sah, dachte er: „Das wäre jammerschade, wenn du darauf ritteſt,“ lenkte ab und ritt rechts nebenher. Wie er aber vor das Tor kam, sagten die Leute zu ihm, er wäre der rechte nicht, er sollte wieder fortgehen. Bald darauf machte sich der zweite Prinz auf, und wie der zur goldenen Straße kam und das Pferd den einen Fuß darauf gesetzt hatte, dachte er: „Es wäre jammerschade, das könnte etwas abtreten,“ lenkte ab und ritt links nebenher. Wie er aber vor das Tor kam, sagten die Leute, er wäre der rechte nicht, er sollte wieder fortgehen. Als nun das Jahr ganz herum war, wollte der dritte aus dem Wald fort zu seiner Liebsten reiten und bei ihr sein Leid vergessen. Also machte er sich auf und dachte immer an sie und wäre gerne schon bei ihr gewesen und sah die goldene Straße gar nicht. Da ritt sein Pferd mitten darüberhin, und als er vor das Tor kam, ward es aufzetan, und die Königstochter empfing ihn mit Freuden und sagte, er wäre ihr Erlöser und der Herr des Königreichs, und ward die Hochzeit gehalten mit großer Glückseligkeit. Und als sie vorbei war, erzählte sie ihm, daß sein Vater ihn zu sich entboten und ihm verziehen hätte.

Digitized by Google

Da ritt er hin und sagte ihm alles, wie seine Brüder ihn betrogen und er doch dazu geschwiegen hätte. Der alte König wollte sie strafen, aber sie hatten sich aufs Meer gesetzt und waren fortgeschifft und kamen ihr Lebtag nicht wieder.

Die goldene Gans / Es war ein Mann, der hatte drei Söhne, davon hieß der jüngste der Dummling und wurde verachtet und verspottet und bei jeder Gelegenheit zurückgesetzt. Es geschah, daß der älteste in den Wald gehen wollte, Holz hauen, und eh er ging, gab ihm noch seine Mutter einen schönen feinen Eierkuchen und eine Flasche Wein mit, damit er nicht Hunger und Durst litte. Als er in den Wald kam, begegnete ihm ein altes graues Männlein, das bot ihm einen guten Tag und sprach: „Gib mir doch ein Stück Kuchen aus deiner Tasche und laß mich einen Schluck von deinem Wein trinken, ich bin so hungrig und durstig.“ Der kluge Sohn aber antwortete: „Geb ich dir meinen Kuchen und meinen Wein, so hab ich selber nichts, pack dich deiner Wege,“ ließ das Männlein stehen und ging fort. Als er nun anfing, einen Baum zu behauen, dauerte es nicht lange, so hieb er fehl, und die Axt fuhr ihm in den Arm, daß er mußte heimgehen und sich verbinden lassen. Das war aber von dem grauen Männchen gekommen. Darauf ging der zweite Sohn in den Wald, und die Mutter gab ihm, wie dem ältesten, einen Eierkuchen und eine Flasche Wein. Dem begegnete gleichfalls das alte graue Männchen und hielt um ein Stückchen Kuchen und einen Trunk Wein an. Aber der zweite Sohn sprach auch ganz verständig: „Was ich dir gebe, das geht mir selber ab, pack dich deiner Wege,“ ließ das Männlein stehen und ging fort. Die Strafe blieb nicht aus, als er ein paar Hiebe am Baum getan, hieb er sich ins Bein, daß er mußte nach Haus getragen werden. Da sagte der Dummling: „Vater, laß mich einmal hinausgehen und Holz hauen.“ Antwortete der Vater: „Deine Brüder haben sich Schaden dabei getan, laß dich davon, du verstehst nichts davon.“ Der Dummling aber bat so lange, bis er endlich sagte: „Geh nur hin, durch Schaden wirst du klug werden.“ Die Mutter gab ihm einen Kuchen, der war mit Wasser in der Asche gebacken, und dazu eine Flasche saures Bier. Als er in den Wald kam, begegnete ihm gleichfalls das alte graue Männchen, grüßte ihn und sprach: „Gib mir ein Stück von deinem Kuchen und einen Trunk aus deiner Flasche, ich bin so hungrig und durstig.“ Antwortete der Dummling: „Ich habe aber nur Aschenkuchen und saures Bier, wenn dir das recht ist, so wollen wir uns setzen und essen.“ Da setzten sie sich, und als der Dummling seinen Aschenkuchen herausholte, so wars ein feiner Eierkuchen, und das saure Bier war ein guter Wein. Nun aßen und tranken sie, und danach sprach das Männlein: „Weil du ein gutes Herz hast und von dem Deinigen gerne mitteilst, so will ich dir Glück bescheren. Dort steht ein alter Baum, den hau ab, so wirst du in den Wurzeln etwas finden.“ Darauf nahm das Männlein Abschied. Der Dummling ging hin und hieb den Baum, und wie er fiel, saß in den Wurzeln eine Gans, die hatte Federn von reinem Gold. Er hob sie heraus, nahm sie mit sich

Digitized by Google

Digitized by Google

und ging in ein Wirtshaus, da wollte er übernachten. Der Wirt hatte aber drei Töchter, die sahen die Gans, waren neugierig, was das für ein wunderlicher Vogel wäre, und hätten gar gern eine von seinen goldenen Federn gehabt. Die älteste dachte: „Es wird sich schon eine Gelegenheit finden, wo ich mir eine Feder ausziehen kann," und als der Dummling einmal hinausgegangen war, faßte sie die Gans beim Flügel, aber Finger und Hand blieben ihr daran festhängen. Bald danach kam die zweite und hatte keinen andern Gedanken, als sich eine goldene Feder zu holen: kaum aber hatte sie ihre Schwester angerührt, so blieb sie festhängen. Endlich kam auch die dritte in gleicher Absicht: da schrien die andern: „Bleib weg, ums Himmels willen, bleib weg!" Aber sie begriff nicht, warum sie wegbleiben sollte, dachte: „Sind die dabei, so kann ich auch dabei sein," und sprang herzu, und wie sie ihre Schwester angerührt hatte, so blieb sie an ihr hängen. So mußten sie die Nacht bei der Gans zubringen. Am andern Morgen nahm der Dummling die Gans in den Arm, ging fort und bekümmerte sich nicht um die drei Mädchen, die daranhingen. Sie mußten immer hinter ihm drein laufen, links und rechts, wies ihm in die Beine kam. Mitten auf dem Felde begegnete ihnen der Pfarrer, und als er den Aufzug sah, sprach er: „Schämt euch, ihr garstigen Mädchen, was lauft ihr dem jungen Burschen durchs Feld nach, schickt sich das?" Damit faßte er die jüngste an die Hand und wollte sie zurückziehen: wie er sie aber anrührte, blieb er gleichfalls hängen und mußte selber hinterdrein laufen. Nicht lange, so kam der Küster daher und sah den Herrn Pfarrer, der drei Mädchen auf dem Fuße folgte. Da verwunderte er sich und rief: „Ei, Herr Pfarrer, wo hinaus so geschwind? Vergeßt nicht, daß wir heute noch eine Kindtaufe haben," lief auf ihn zu und faßte ihn am Ärmel, blieb aber auch fest hängen. Wie die fünf so hintereinander her trabten, kamen zwei Bauern mit ihren Hacken vom Feld: da rief der Pfarrer sie an und bat, sie möchten ihn und den Küster losmachen. Kaum aber hatten sie den Küster angerührt, so blieben sie hängen und waren ihrer nun siebene, die dem Dummling mit der Gans nachliefen. Er kam darauf in eine Stadt, da herrschte ein König, der hatte eine Tochter, die war so ernsthaft, daß sie niemand zum Lachen bringen konnte. Darum hatte er ein Gesetz gegeben, wer sie könnte zum Lachen bringen, der sollte sie heiraten. Der Dummling, als er das hörte, ging mit seiner Gans und ihrem Anhang vor die Königstochter, und als diese die sieben Menschen immer hintereinander herlaufen sah, fing sie überlaut an zu lachen und wollte gar nicht wieder aufhören. Da verlangte sie der Dummling zur Braut, aber dem König gefiel der Schwiegersohn nicht, er machte allerlei Einwendungen und sagte, er müßte ihm erst einen Mann bringen, der einen Keller voll Wein austrinken könnte. Der Dummling dachte an das graue Männchen, das könnte ihm wohl helfen, ging hinaus in den Wald, und auf der Stelle, wo er den Baum abgehauen hatte, sah er einen Mann sitzen, der machte ein ganz betrübtes Gesicht. Den Dummling fragte, was er sich so sehr zu Herzen nehme. Da antwortete er: „Ich habe so großen Durst und kann ihn nicht löschen, das kalte Wasser vertrage ich nicht, ein Faß

Digitized by Google

Wein habe ich zwar ausgeleert, aber was ist ein Tropfen auf einem heißen Stein?“ ~ „Da kann ich dir helfen,“ sagte der Dummling, „komm nur mit mir, du sollst satt haben.“ Er führte ihn darauf in des Königs Keller, und der Mann machte sich über die großen Fässer, trank und trank, daß ihm die Hüften weh taten, und ehe ein Tag herum war, hatte er den ganzen Keller ausgetrunken. Der Dummling verlangte abermals seine Braut, der König aber ärgerte sich, daß ein schlechter Bursch, den jedermann einen Dummling nannte, seine Tochter davontragen sollte, und machte neue Bedingungen: er müßte erst einen Mann schaffen, der einen Berg voll Brot aufessen könnte. Der Dummling besann sich nicht lange, sondern ging gleich hinaus in den Wald: da saß auf demselben Platz ein Mann, der schnürte sich den Leib mit einem Riemen zusammen, machte ein grämliches Gesicht und sagte: „Ich habe einen ganzen Backofen voll Raspelbrot gegessen, aber was hilft das, wenn man so großen Hunger hat, wie ich: mein Magen bleibt leer, und ich muß mich nur zuschnüren, wenn ich nicht Hungers sterben soll.“ Der Dummling war froh darüber und sprach: „Mach dich auf und geh mit mir, du sollst dich satt essen.“ Er führte ihn an den Hof des Königs, der hatte alles Mehl aus dem ganzen Reich zusammenfahren und einen ungeheuern Berg davon backen lassen: der Mann aber aus dem Walde stellte sich davor, fing an zu essen, und in einem Tag war der ganze Berg verschwunden. Der Dummling forderte zum drittenmal seine Braut, der König aber suchte noch einmal Ausflucht und verlangte ein Schiff, das zu Land und zu Wasser fahren könnte: „So wie du aber damit angesegelt kommst,“ sagte er, „so sollst du gleich meine Tochter zur Gemahlin haben.“ Der Dummling ging geradeswegs in den Wald, da saß das alte graue Männchen, dem er seinen Kuchen gegeben hatte, und sagte: „Ich habe für dich getrunken und gegessen, ich will dir auch das Schiff geben; das alles tu ich, weil du barmherzig gegen mich gewesen bist.“ Da gab er ihm das Schiff, das zu Land und zu Wasser fuhr, und als der König das sah, konnte er ihm seine Tochter nicht länger vorenthalten. Die Hochzeit ward gefeiert, nach des Königs Tod erbte der Dummling das Reich und lebte lange Zeit vergnügt mit seiner Gemahlin.

Brüderchen und Schwesterchen / Brüderchen nahm

sein Schwesterchen an der Hand und sprach: „Seit die Mutter tot ist, haben wir keine gute Stunde mehr; die Stiefmutter schlägt uns alle Tage, und wenn wir zu ihr kommen, stößt sie uns mit den Füßen fort. Die harten Brotkrusten, die übrigbleiben, sind unsere Speise, und dem Hündlein unter dem Tisch gehts besser: dem wirft sie doch manchmal einen guten Bissen zu. Daß Gott erbarm, wenn das unsere Mutter wüßte! Komm, wir wollen miteinander in die weite Welt gehen.“ Sie gingen den ganzen Tag über Wiesen, Felder und Steine, und wenn es regnete, sprach das Schwesterchen: „Gott und unsere Herzen die weinen zusammen!“ Abends kamen sie in einen großen Wald und waren so müde von Jammer, Hunger und dem langen Weg, daß sie sich in einen hohlen Baum setzten und

Digitized by Google

einschliefen. Am andern Morgen, als sie aufwachten, stand die Sonne schon hoch am Himmel und schien heiß in den Baum hinein. Da sprach das Brüderchen: „Schwesterchen, mich dürstet, wenn ich ein Brünnlein wüßte, ich ging und tränk einmal; ich mein, ich hört eins rauschen.“ Brüderchen stand auf, nahm Schwesterchen an der Hand, und sie wollten das Brünnlein suchen. Die böse Stiefmutter aber war eine Hexe und hatte wohl gesehen, wie die beiden Kinder fortgegangen waren, war ihnen nachgeschlichen, heimlich, wie die Hexen schleichen, und hatte alle Brunnen im Walde verwünscht. Als sie nun ein Brünnlein fanden, das so glitzerig über die Steine sprang, wollte das Brüderchen daraus trinken; aber das Schwesterchen hörte, wie es im Rauschen sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Tiger, wer aus mir trinkt, wird ein Tiger.“ Da rief das Schwesterchen: „Ich bitte, Brüderchen, trink nicht, sonst wirst du ein wildes Tier und zerreißest mich.“ Das Brüderchen trank nicht, ob es gleich großen Durst hatte, und sprach: „Ich will warten bis zur nächsten Quelle. Als sie zum zweiten Brünnlein kamen, hörte das Schwesterchen, wie auch dieses sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Wolf, wer aus mir trinkt, wird ein Wolf.“ Da rief das Schwesterchen: „Brüderchen, ich bitte dich, trink nicht, sonst wirst du ein Wolf und frissest mich.“ Das Brüderchen trank nicht und sprach: „Ich will warten, bis wir zur nächsten Quelle kommen, aber dann muß ich trinken, du magst sagen, was du willst: mein Durst ist gar zu groß.“ Und als sie zum dritten Brünnlein kamen, hörte das Schwesterlein, wie es im Rauschen sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Reh, wer aus mir trinkt, wird ein Reh.“ Das Schwesterchen sprach: „Ach, Brüderchen, ich bitte dich, trink nicht, sonst wirst du ein Reh und läufst mir fort.“ Aber das Brüderchen hatte sich gleich beim Brünnlein niedergekniet, hinabgebeugt und von dem Wasser getrunken, und wie die ersten Tropfen auf seine Lippen gekommen waren, lag es da als ein Rehkälbchen. Nun weinte das Schwesterchen über das arme verwünschte Brüderchen, und das Rehchen weinte auch und saß so traurig neben ihm. Da sprach das Mädchen endlich: „Sei still, liebes Rehchen, ich will dich ja nimmermehr verlassen.“ Dann band es sein goldenes Strumpfband ab und tat es dem Rehchen um den Hals und rupfte Binsen und flocht ein weiches Seil daraus. Daran band es das Tierchen und führte es weiter, und ging immer tiefer in den Wald hinein. Und als sie lange, lange gegangen waren, kamen sie endlich an ein kleines Haus, und das Mädchen schaute hinein, und weil es leer war, dachte es: „Hier können wir bleiben und wohnen.“ Da suchte es dem Rehchen Laub und Moos zu einem weichen Lager, und jeden Morgen ging es aus und sammelte sich Wurzeln, Beeren und Nüsse, und für das Rehchen brachte es zartes Gras mit, das fraß es ihm aus der Hand, war vergnügt und spielte vor ihm herum. Abends wenn Schwesterchen müde war und sein Gebet gesagt hatte, legte es seinen Kopf auf den Rücken des Rehkälbchens, das war sein Kissen, darauf es sanft einschlief. Und hätte das Brüderchen nur seine menschliche Gestalt gehabt, es wäre ein herrliches Leben gewesen. Das dauerte eine Zeitlang, daß sie so allein in der Wildnis waren. Es trug sich aber zu, daß der König

Digitized by Google

des Landes eine große Jagd in dem Wald hielt. Da schallte das Hörnerblasen, Hundegebell und das lustige Geschrei der Jäger durch die Bäume, und das Rehlein hörte es und wäre gar zu gerne dabei gewesen. „Ach," sprach es zum Schwesterlein, „laß mich hinaus in die Jagd, ich kanns nicht länger mehr aushalten," und bat so lange, bis es einwilligte. „Aber," sprach es zu ihm, „komm mir ja abends wieder, vor den wilden Jägern schließ ich mein Türlein; und damit ich dich kenne, so klopf und sprich: »Mein Schwesterlein, laß mich herein.« Und wenn du nicht so sprichst, so schließ ich mein Türlein nicht auf." Nun sprang das Rehchen hinaus, und war ihm so wohl und war so lustig in freier Luft. Der König und seine Jäger sahen das schöne Tier und setzten ihm nach, aber sie konnten es nicht einholen, und wenn sie meinten, sie hätten es gewiß, da sprang es über das Gebüsch weg und war verschwunden. Als es dunkel ward, lief es zu dem Häuschen, klopfte und sprach: „Mein Schwesterlein, laß mich herein." Da ward ihm die kleine Tür aufgetan, es sprang hinein und ruhete sich die ganze Nacht auf seinem weichen Lager aus. Am andern Morgen ging die Jagd von neuem an, und als das Rehlein wieder das Hüfthorn hörte und das Ho, ho! der Jäger, da hatte es keine Ruhe und sprach: „Schwesterlein, mach mir auf, ich muß hinaus." Das Schwesterlein öffnete ihm die Tür und sprach: „Aber zu Abend mußt du wieder da sein und dein Sprüchlein sagen." Als der König und seine Jäger das Rehlein mit dem goldenen Halsband wieder sahen, jagten sie ihm alle nach, aber es war ihnen zu schnell und behend. Das währte den ganzen Tag, endlich aber hatten es die Jäger abends umzingelt, und einer verwundete es ein wenig am Fuß, so daß es hinken mußte und langsam fortlief. Da schlich ihm ein Jäger nach bis zu dem Häuschen und hörte, wie es rief: „Mein Schwesterlein, laß mich herein," und sah, daß die Tür ihm aufgetan und alsbald wieder zugeschlossen ward. Der Jäger behielt das alles wohl im Sinn, ging zum König und erzählte ihm, was er gesehen und gehört hatte. Da sprach der König: „Morgen soll noch einmal gejagt werden." Das Schwesterchen aber erschrak gewaltig, als es sah, daß sein Rehfälbchen verwundet war. Es wusch ihm das Blut ab, legte Kräuter auf und sprach: „Geh auf dein Lager, lieb Rehchen, daß du wieder heil wirst." Die Wunde aber war so gering, daß das Rehchen am Morgen nichts mehr davon spürte. Und als es die Jagdlust wieder draußen hörte, sprach es: „Ich kanns nicht aushalten, ich muß dabei sein; so bald soll mich keiner kriegen." Das Schwesterchen weinte und sprach: „Nun werden sie dich töten, und ich bin hier allein im Wald und bin verlassen von aller Welt: ich laß dich nicht hinaus." „So sterb ich dir hier vor Betrübnis," antwortete das Rehchen, „wenn ich das Hüfthorn höre, so mein ich, ich müßt aus den Schuhen springen!" Da konnte das Schwesterchen nicht anders und schloß ihm mit schwerem Herzen die Tür auf, und das Rehchen sprang gesund und fröhlich in den Wald. Als es der König erblickte, sprach er zu seinen Jägern: „Nun jagt ihm nach den ganzen Tag bis in die Nacht, aber daß ihm keiner etwas zuleide tut." Sobald die Sonne untergegangen war, sprach der König zum Jäger: „Nun komm und zeige mir das Waldhäuschen." Und als er vor

Digitized by Google

dem Türlein war, klopfte er an und rief: „Lieb Schwesterlein, laß mich herein.“ Da ging die Tür auf, und der König trat herein, und da stand ein Mädchen, das war so schön, wie er noch keins gesehen hatte. Das Mädchen erschrak, als es sah, daß nicht sein Rehlein, sondern ein Mann hereinkam, der eine goldene Krone auf dem Haupt hatte. Aber der König sah es freundlich an, reichte ihm die Hand und sprach: „Willst du mit mir gehen auf mein Schloß und meine liebe Frau sein?“ „Ach ja,“ antwortete das Mädchen, „aber das Rehchen muß auch mit, das verlaß ich nicht.“ Sprach der König: „Es soll bei dir bleiben, solange du lebst, und soll ihm an nichts fehlen.“ Indem kam es hereingesprungen, da band es das Schwesterchen wieder an das Binsenseil, nahm es selbst in die Hand und ging mit ihm aus dem Waldhäuschen fort. Der König nahm das schöne Mädchen auf sein Pferd und führte es in sein Schloß, wo die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert wurde, und es war nun die Frau Königin, und sie lebten lange Zeit vergnügt zusammen; das Rehlein ward gehegt und gepflegt und sprang in dem Schloßgarten herum. Die böse Stiefmutter aber, um derentwillen die Kinder in die Welt hineingegangen waren, die meinte nicht anders, als Schwesterchen wäre von den wilden Tieren im Walde zerrissen worden und Brüderchen als ein Rehkalb von den Jägern totgeschossen. Als sie nun hörte, daß sie so glücklich waren, und es ihnen so wohlging, da wurden Neid und Mißgunst in ihrem Herzen rege und ließen ihr keine Ruhe, und sie hatte keinen andern Gedanken, als wie sie die beiden doch noch ins Unglück bringen könnte. Ihre rechte Tochter, die häßlich war wie die Nacht und nur ein Auge hatte, die machte ihr Vorwürfe und sprach: „Eine Königin zu werden, das Glück hätte mir gebührt.“ „Sei nur still,“ sagte die Alte und sprach sie zufrieden, „wenns Zeit ist, will ich schon bei der Hand sein.“ Als nun die Zeit herangerückt war und die Königin ein schönes Knäblein zur Welt gebracht hatte, und der König gerade auf der Jagd war, nahm die alte Hexe die Gestalt der Kammerfrau an, trat in die Stube, wo die Königin lag und sprach zu der Kranken: „Kommt, das Bad ist fertig, das wird Euch wohltun und frische Kräfte geben: geschwind, eh es kalt wird.“ Ihre Tochter war auch bei der Hand, sie trugen die schwache Königin in die Badstube und legten sie in die Wanne, dann schlossen sie die Tür ab und liefen davon. In der Badstube aber hatten sie ein rechtes Höllenfeuer angemacht, daß die schöne junge Königin bald ersticken mußte. Als das vollbracht war, nahm die Alte ihre Tochter, setzte ihr eine Haube auf und legte sie ins Bett an der Königin Stelle. Sie gab ihr auch die Gestalt und das Ansehen der Königin, nur das verlorene Auge konnte sie ihr nicht wiedergeben. Damit es aber der König nicht merkte, mußte sie sich auf die Seite legen, wo sie kein Auge hatte. Am Abend, als er heimkam und hörte, daß ihm ein Söhnlein geboren war, freute er sich herzlich und wollte ans Bett seiner lieben Frau gehen und sehen, was sie machte. Da rief die Alte geschwind: „Beileibe, laßt die Vorhänge zu, die Königin darf noch nicht ins Licht sehen und muß Ruhe haben.“ Der König ging zurück und wußte nicht, daß eine falsche Königin im Bette lag. Als es aber Mitternacht war und alles schlief, da sah die

Digitized by Google

Kinderfrau, die in der Kinderstube neben der Wiege saß und allein noch wachte, wie die Tür aufging und die rechte Königin hereintrat. Sie nahm das Kind aus der Wiege, legte es in ihren Arm und gab ihm zu trinken. Dann schüttelte sie ihm sein Kißchen, legte es wieder hinein und deckte es mit dem Deckbettchen zu. Sie vergaß aber auch das Rehchen nicht, ging in die Ecke, wo es lag, und streichelte ihm über den Rücken. Darauf ging sie ganz stillschweigend wieder zur Tür hinaus, und die Kinderfrau fragte am andern Morgen die Wächter, ob jemand während der Nacht ins Schloß gegangen wäre, aber sie antworteten: „Nein, wir haben niemand gesehen." So kam sie viele Nächte und sprach niemals ein Wort dabei; die Kinderfrau sah sie immer, aber sie getraute sich nicht, jemand etwas davon zu sagen. Als nun so eine Zeit verflossen war, da hub die Königin in der Nacht an zu reden und sprach: „Was macht mein Kind? Was macht mein Reh? Nun komm ich noch zweimal und dann nimmermehr." Die Kinderfrau antwortete ihr nicht, aber als sie wieder verschwunden war, ging sie zum König und erzählte ihm alles. Sprach der König: „Ach Gott, was ist das? Ich will in der nächsten Nacht bei dem Kinde wachen." Abends ging er in die Kinderstube, aber um Mitternacht erschien die Königin wieder und sprach: „Was macht mein Kind? Was macht mein Reh? Nun komm ich noch einmal und dann nimmermehr." Und pflegte dann des Kindes, wie sie gewöhnlich tat, ehe sie verschwand. Der König getraute sich nicht, sie anzureden, aber er wachte auch in der folgenden Nacht. Sie sprach abermals: „Was macht mein Kind? Was macht mein Reh? Nun komm ich noch diesmal und dann nimmermehr." Da konnte der König sich nicht zurückhalten, sprang zu ihr und sprach: „Du kannst niemand anders sein, als meine liebe Frau." Da antwortete sie: „Ja, ich bin deine liebe Frau," und hatte in dem Augenblick durch Gottes Gnade das Leben wieder erhalten, war frisch, rot und gesund. Darauf erzählte sie dem König den Frevel, den die böse Hexe und ihre Tochter an ihr verübt hatten. Der König ließ beide vor Gericht führen, und es ward ihnen das Urteil gesprochen. Die Tochter ward in den Wald geführt, wo sie die wilden Tiere zerrissen, die Hexe aber ward ins Feuer gelegt und mußte jammervoll verbrennen. Und wie sie zu Asche verbrannt war, verwandelte sich das Rehkälbchen und erhielt seine menschliche Gestalt wieder; Schwesterchen und Brüderchen aber lebten glücklich zusammen bis an ihr Ende.

Die Nelke / Es war eine Königin, die hatte unser Herrgott verschlossen, daß sie keine Kinder gebar. Da ging sie alle Morgen in den Garten und bat zu Gott im Himmel, er möchte ihr einen Sohn oder eine Tochter bescheren. Da kam ein Engel vom Himmel und sprach: „Gib dich zufrieden, du sollst einen Sohn haben mit wünschlichen Gedanken, denn was er sich wünscht auf der Welt, das wird er erhalten." Sie ging zum König und sagte ihm die fröhliche Botschaft, und als die Zeit herum war, gebar sie einen Sohn, und der König war in großer Freude. Nun ging sie alle Morgen mit dem Kind

Digitized by Google

in den Tiergarten und wusch sich da bei einem klaren Brunnen. Es geschah einstmals, als das Kind schon ein wenig älter war, daß es ihr auf dem Schoß lag, und sie entschlief. Da kam der alte Koch, der wußte, daß das Kind wünschliche Gedanken hatte, und raubte es, und nahm ein Huhn und zerriß es, und tropfte ihr das Blut auf die Schürze und das Kleid. Da trug er das Kind fort an einen verborgenen Ort, wo es eine Amme tränken mußte, und lief zum König und klagte die Königin an, sie habe ihr Kind von den wilden Tieren rauben lassen. Und als der König das Blut an der Schürze sah, glaubte er es und geriet in einen solchen Zorn, daß er einen tiefen Turm bauen ließ, in den weder Sonne noch Mond schien, und ließ seine Gemahlin hineinsetzen und vermauern; da sollte sie sieben Jahre sitzen ohne Essen und Trinken und sollte verschmachten. Aber Gott schickte zwei Engel vom Himmel in Gestalt von weißen Tauben, die mußten täglich zweimal zu ihr fliegen und ihr das Essen bringen, bis die sieben Jahre herum waren. Der Koch aber dachte bei sich: „Hat das Kind wünschliche Gedanken, und ich bin hier, so könnte es mich leicht ins Unglück bringen." Da machte er sich vom Schloß weg und ging zu dem Knaben, der war schon so groß, daß er sprechen konnte, und sagte zu ihm: „Wünsche dir ein schönes Schloß mit einem Garten und was dazu gehört." Und kaum waren die Worte aus dem Munde des Knaben, so stand alles da, was er gewünscht hatte. Über eine Zeit sprach der Koch zu ihm: „Es ist nicht gut, daß du so allein bist, wünsche dir eine schöne Jungfrau zur Gesellschaft." Da wünschte sie der Königssohn herbei, und sie stand gleich vor ihm und war so schön, wie sie kein Maler malen konnte. Nun spielten die beiden zusammen und hatten sich von Herzen lieb, und der alte Koch ging auf die Jagd wie ein vornehmer Mann. Es kam ihm aber der Gedanke, der Königssohn könnte einmal wünschen, bei seinem Vater zu sein und ihn damit in große Not bringen. Da ging er hinaus, nahm das Mädchen beiseit und sprach: „Diese Nacht, wenn der Knabe schläft, so geh an sein Bett und stoß ihm das Messer ins Herz, und bring mir Herz und Zunge von ihm; und wenn du das nicht tust, so sollst du dein Leben verlieren." Darauf ging er fort, und als er am andern Tag wiederkam, so hatte sie es nicht getan und sprach: „Was soll ich unschuldiges Blut ums Leben bringen, das noch niemand beleidigt hat?" Sprach der Koch wieder: „Wenn du es nicht tust, so kostet dichs selbst dein Leben." Als er weggegangen war, ließ sie sich eine kleine Hirschkuh herbeiholen und ließ sie schlachten und nahm Herz und Zunge und legte sie auf einen Teller, und als sie den Alten kommen sah, sprach sie zu dem Knaben: „Leg dich ins Bett und zieh die Decke über dich." Da trat der Bösewicht herein und sprach: „Wo ist Herz und Zunge von dem Knaben?" Das Mädchen reichte ihm den Teller, aber der Königssohn warf die Decke ab und sprach: „Du alter Sünder, warum hast du mich töten wollen? Nun will ich dir dein Urteil sprechen. Du sollst ein schwarzer Pudelhund werden und eine goldene Kette um den Hals haben, und sollst glühende Kohlen fressen, daß dir die Lohe zum Hals herausschlägt. Und wie er die Worte ausgesprochen hatte, so war der Alte in einen Pudelhund verwandelt und

Digitized by Google

hatte eine goldene Kette um den Hals, und die Köche mußten glühende Kohlen heraufbringen, die fraß er, daß ihm die Lohe aus dem Hals herausschlug. Nun blieb der Königssohn noch eine kleine Zeit da und dachte an seine Mutter und ob sie noch am Leben wäre. Endlich sprach er zu dem Mädchen: „Ich will heim in mein Vaterland, willst du mit mir gehen, so will ich dich ernähren." „Ach," antwortete sie, „der Weg ist so weit, und was soll ich in einem fremden Lande machen, wo ich unbekannt bin." Weil es also ihr Wille nicht recht war, und sie doch voneinander nicht lassen wollten, wünschte er sie zu einer schönen Nelke und steckte sie an sich. ~ Da zog er fort, und der Pudelhund mußte mitlaufen, und zog in sein Vaterland. Nun ging er zu dem Turm, wo seine Mutter darinsaß, und weil der Turm so hoch war, wünschte er eine Leiter herbei, die bis oben hinreichte. Da stieg er hinauf und sah hinein und rief: „Herzliebste Mutter, Frau Königin, seid Ihr noch am Leben, oder seid Ihr tot? Sie antwortete: „Ich habe ja eben gegessen und bin noch satt," und meinte, die Engel wären da. Sprach er: „Ich bin Euer lieber Sohn, den die wilden Tiere Euch sollen vom Schoß geraubt haben; aber ich bin noch am Leben und will Euch bald erretten." Nun stieg er herab und ging zu seinem Herrn Vater und ließ sich anmelden als ein fremder Jäger, ob er könnte Dienste bei ihm haben. Antwortete der König ja, wenn er gelernt wäre und ihm Wildbret schaffen könnte, sollte er herkommen; es hatte sich aber auf der ganzen Grenze und Gegend niemals Wild aufgehalten. Da versprach der Jäger, er wolle ihm so viel Wild schaffen, als er nur auf der königlichen Tafel brauchen könnte. Dann hieß er die Jägerei zusammenkommen, sie sollten alle mit ihm hinaus in den Wald gehen. Da gingen sie mit, und draußen hieß er sie einen großen Kreis schließen, der an einem Ende offen blieb, und dann stellte er sich hinein und fing an zu wünschen. Alsbald kamen zweihundert und etliche Stück Wildbret in den Kreis gelaufen, und die Jäger mußten es schießen. Da ward alles auf sechzig Bauerwagen geladen und dem König heimgefahren; da konnte er einmal seine Tafel mit Wildbret zieren, nachdem er lange Jahre keins gehabt hatte. Nun empfand der König große Freude darüber und bestellte, es sollte des andern Tags seine ganze Hofhaltung bei ihm speisen, und machte ein großes Gastmahl. Wie sie alle beisammen waren, sprach er zu dem Jäger: „Weil du so geschickt bist, so sollst du neben mir sitzen." Er antwortete: „Herr König, Ew. Majestät halte zu Gnaden, ich bin ein schlechter Jägerbursch." Der König aber bestand darauf und sagte „du sollst dich neben mich setzen", bis er es tat. Wie er da saß, dachte er an seine liebste Frau Mutter und wünschte, daß nur einer von des Königs ersten Dienern von ihr anfinge und fragte, wie es wohl der Frau Königin im Turm ginge, ob sie wohl noch am Leben wäre oder verschmachtet. Kaum hatte er es gewünscht, so fing auch schon der Marschall an und sprach: „Königliche Majestät, wir leben hier in Freuden, wie geht es wohl der Frau Königin im Turm, ob sie wohl noch am Leben oder verschmachtet ist?" Aber der König antwortete: „Sie hat mir meinen lieben Sohn von den wilden Tieren zerreißen lassen, davon will ich nichts hören."

Digitized by Google

Da ſtand der Jäger auf und ſprach: „Gnädigſter Herr Vater, ſie iſt noch am Leben, und ich bin ihr Sohn, und die wilden Tiere haben ihn nicht geraubt, ſondern der Böſewicht, der alte Koch, hat es getan, der hat mich, als ſie eingeſchlafen war, von ihrem Schoß weggenommen und ihre Schürze mit dem Blut eines Huhnes betropft.“ Darauf nahm er den Hund mit dem goldenen Halsband und ſprach: „Das iſt der Böſewicht,“ und ließ glühende Kohlen bringen, die mußte er angeſichts aller freſſen, daß ihm die Lohe aus dem Hals ſchlug. Darauf fragte er den König, ob er ihn in ſeiner wahren Geſtalt ſehen wollte, und wünſchte ihn wieder zum Koch, da ſtand er alsbald mit der weißen Schürze und dem Meſſer an der Seite. Der König, wie er ihn ſah, ward zornig und befahl, daß er in den tiefſten Kerker ſollte geworfen werden. Darauf ſprach der Jäger weiter: „Herr Vater, wollt Ihr auch das Mädchen ſehen, das mich ſo zärtlich aufgezogen hat und mich hernach ums Leben bringen ſollte, es aber nicht getan hat, obgleich ſein eigenes Leben auf dem Spiel ſtand?“ Antwortete der König: „Ja, ich will ſie gerne ſehen.“ Sprach der Sohn: „Gnädigſter Herr Vater, ich will ſie Euch zeigen in Geſtalt einer ſchönen Blume.“ Und griff in die Taſche und holte die Nelke, und ſtellte ſie auf die königliche Tafel, und ſie war ſo ſchön, wie der König nie eine geſehen hatte. Darauf ſprach der Sohn: „Nun will ich ſie auch in ihrer wahren Geſtalt zeigen,“ und wünſchte ſie zu einer Jungfrau; da ſtand ſie da und war ſo ſchön, daß kein Maler ſie hätte ſchöner malen können. Der König aber ſchickte zwei Kammerfrauen und zwei Diener hinab in den Turm, die ſollten die Frau Königin holen und an die königliche Tafel bringen. Als ſie aber dahin geführt ward, aß ſie nichts mehr und ſagte: „Der gnädige, barmherzige Gott, der mich im Turm erhalten hat, wird mich bald erlöſen.“ Da lebte ſie noch drei Tage und ſtarb dann ſelig, und als ſie begraben ward, da folgten ihr die zwei weißen Tauben nach, die ihr das Eſſen in den Turm gebracht hatten und Engel vom Himmel waren, und ſetzten ſich auf ihr Grab. Der alte König ließ den Koch in vier Stücke zerreißen, aber der Gram zehrte an ſeinem Herzen, und er ſtarb bald. Der Sohn heiratete die ſchöne Jungfrau, die er als Blume in der Taſche mitgebracht hatte, und ob ſie noch leben, das ſteht bei Gott.

Rumpelſtilzchen / Es war einmal ein Müller, der war arm, aber er hatte eine ſchöne Tochter. Nun traf es ſich, daß er mit dem König zu ſprechen kam, und um ſich ein Anſehen zu geben, ſagte er zu ihm: „Ich habe eine Tochter, die kann Stroh zu Gold ſpinnen.“ Der König ſprach zum Müller: „Das iſt eine Kunſt, die mir wohl gefällt, wenn deine Tochter ſo geſchickt iſt, wie du ſagſt, ſo bring ſie morgen in mein Schloß, da will ich ſie auf die Probe ſtellen.“ Als nun das Mädchen zu ihm gebracht ward, führte er es in eine Kammer, die ganz voll Stroh lag, gab ihr Rad und Haſpel und ſprach: „Jetzt mache dich an die Arbeit, und wenn du dieſe Nacht durch bis morgen früh dieſes Stroh nicht zu Gold verſponnen haſt, ſo mußt du ſterben.“ Darauf ſchloß er die Kammer ſelbſt zu, und ſie blieb allein darin. Da ſaß nun die arme Müllerstochter und wußte um ihr

Digitized by Google

Leben keinen Rat: sie verstand gar nichts davon, wie man Stroh zu Gold spinnen konnte, und ihre Angst ward immer größer, daß sie endlich zu weinen anfing. Da ging auf einmal die Tür auf, und trat ein kleines Männchen herein und sprach: „Guten Abend, Jungfer Müllerin, warum weint Sie so sehr?“ „Ach,“ antwortete das Mädchen, „ich soll Stroh zu Gold spinnen, und verstehe das nicht.“ Sprach das Männchen: „Was gibst du mir, wenn ich dirs spinne?“ „Mein Halsband,“ sagte das Mädchen. Das Männchen nahm das Halsband, setzte sich vor das Rädchen, und schnurr, schnurr, schnurr, dreimal gezogen, war die Spule voll. Dann steckte es eine andere auf, und schnurr, schnurr, schnurr, dreimal gezogen, war auch die zweite voll: und so gings fort bis zum Morgen, da war alles Stroh versponnen, und alle Spulen waren voll Gold. Bei Sonnenaufgang kam schon der König, und als er das Gold erblickte, erstaunte er und freute sich, aber sein Herz ward nur noch goldgieriger. Er ließ die Müllerstochter in eine andere Kammer voll Stroh bringen, die noch viel größer war, und befahl ihr, das auch in einer Nacht zu spinnen, wenn ihr das Leben lieb wäre. Das Mädchen wußte sich nicht zu helfen und weinte, da ging abermals die Tür auf, und das kleine Männchen erschien und sprach: „Was gibst du mir, wenn ich dir das Stroh zu Gold spinne?“ „Meinen Ring von dem Finger,“ antwortete das Mädchen. Das Männchen nahm den Ring, fing wieder an zu schnurren mit dem Rade und hatte bis zum Morgen alles Stroh zu glänzendem Gold gesponnen. Der König freute sich über die Maßen bei dem Anblick, war aber noch immer nicht Goldes satt, sondern ließ die Müllerstochter in eine noch größere Kammer voll Stroh bringen und sprach: „Die mußt du noch in dieser Nacht verspinnen: gelingt dirs aber, so sollst du meine Gemahlin werden.“ „Wenns auch eine Müllerstochter ist,“ dachte er, „eine reichere Frau finde ich in der ganzen Welt nicht.“ Als das Mädchen allein war, kam das Männlein zum drittenmal wieder und sprach: „Was gibst du mir, wenn ich dir noch diesmal das Stroh spinne?“ „Ich habe nichts mehr, das ich geben könnte,“ antwortete das Mädchen. „So versprich mir, wenn du Königin wirst, dein erstes Kind.“ „Wer weiß, wie das noch geht,“ dachte die Müllerstochter und wußte sich auch in der Not nicht anders zu helfen; sie versprach also dem Männchen, was es verlangte, und das Männchen spann dafür noch einmal das Stroh zu Gold. Und als am Morgen der König kam und alles fand, wie er gewünscht hatte, so hielt er Hochzeit mit ihr, und die schöne Müllerstochter ward eine Königin. Über ein Jahr brachte sie ein schönes Kind zur Welt und dachte gar nicht mehr an das Männchen; da trat es plötzlich in ihre Kammer und sprach: „Nun gib mir, was du versprochen hast.“ Die Königin erschrak und bot dem Männchen alle Reichtümer des Königreichs an, wenn es ihr das Kind lassen wollte; aber das Männchen sprach: „Nein, etwas Lebendes ist mir lieber als alle Schätze der Welt.“ Da fing die Königin so an zu jammern und zu weinen, daß das Männchen Mitleiden mit ihr hatte. „Drei Tage will ich dir Zeit lassen,“ sprach es. „Wenn du bis dahin meinen Namen weißt, so sollst du dein Kind behalten.“ Nun besann sich die Königin die ganze Nacht

Digitized by Google

über auf alle Namen, die sie jemals gehört hatte, und schickte einen Boten über Land, der sollte sich erkundigen weit und breit, was es sonst noch für Namen gäbe. Als am anderen Tage das Männchen kam, fing sie an mit Kaspar, Melchior, Balzer, und sagte alle Namen, die sie wußte, nach der Reihe her, aber bei jedem sprach das Männlein: „So heiß ich nicht." Den zweiten Tag ließ sie in der Nachbarschaft herumfragen, wie die Leute da genannt würden, und sagte dem Männlein die ungewöhnlichsten und seltsamsten Namen vor: „Heißt du vielleicht Rippenbiest oder Hammelswade oder Schnürbein?" Aber es antwortete immer: „So heiß ich nicht." Den dritten Tag kam der Bote wieder zurück und erzählte: „Neue Namen habe ich keinen einzigen finden können, aber wie ich an einem hohen Berg um die Waldecke kam, wo Fuchs und Has sich gute Nacht sagen, so sah ich da ein kleines Haus, und vor dem Hause brannte ein Feuer, und um das Feuer sprang ein gar zu lächerliches Männchen, hüpfte auf einem Bein und schrie: »Heute back ich, morgen brau ich / übermorgen hol ich der Königin ihr Kind! / Ach, wie gut ist, daß niemand weiß / daß ich Rumpelstilzchen heiß!«" Da könnt ihr denken, wie die Königin froh war, als sie den Namen hörte, und als hernach das Männlein hereintrat und fragte: „Nun, Frau Königin, wie heiß ich?", fragte sie erst: „Heißest du Kunz?" „Nein." Heißest du Hinz?" „Nein." „Heißt du etwa Rumpelstilzchen?" „Das hat dir der Teufel gesagt, das hat dir der Teufel gesagt!" schrie das Männlein und stieß mit dem rechten Fuß vor Zorn so tief in die Erde, daß es bis an den Leib hineinfuhr, dann packte es in seiner Wut den linken Fuß mit beiden Händen und riß sich selbst mitten entzwei.

Das Bürle / Es war ein Dorf, darin saßen lauter reiche Bauern und nur ein armer, den nannten sie das Bürle (Bäuerlein). Er hatte nicht einmal eine Kuh und noch weniger Geld, eine zu kaufen; und er und seine Frau hätten so gern eine gehabt. Einmal sprach er zu ihr: „Hör, ich habe einen guten Gedanken, da ist unser Gevatter Schreiner, der soll uns ein Kalb aus Holz machen und braun anstreichen, daß es wie ein anderes aussieht, mit der Zeit wirds wohl groß und gibt eine Kuh." Der Frau gefiel das auch, und der Gevatter Schreiner zimmerte und hobelte das Kalb zurecht, strich es an, wie sichs gehörte, und machte es so, daß es den Kopf herabsenkte, als fräße es. Wie die Kühe des anderen Morgens ausgetrieben wurden, rief das Bürle den Hirt herein und sprach: „Seht, da hab ich ein Kälbchen, aber es ist noch klein und muß noch getragen werden." Der Hirt sagte: „Schon gut," nahms in seinen Arm, trugs hinaus auf die Weide und stellte es ins Gras. Das Kälbchen blieb da immer stehen wie eins, das frißt, und der Hirt sprach: „Das wird bald selber laufen, guck einer, was es schon frißt!" Abends, als er die Herde wieder heimtreiben wollte, sprach er zu dem Kalb: „Kannst du da stehen und dich satt fressen, so kannst du auch auf deinen vier Beinen gehen, ich mag dich nicht wieder auf dem Arm heimschleppen." Das Bürle stand aber vor der Haustür und wartete auf sein Kälbchen; als nun der Kuhhirt durchs Dorf trieb, und das Kälbchen

Digitized by Google

fehlte, fragte er danach. Der Hirt antwortete: „Das steht noch immer draußen und frißt; es wollte nicht aufhören und nicht mitgehen.“ Bürle aber sprach: „Ei was, ich muß mein Vieh wiederhaben.“ Da gingen sie zusammen nach der Wiese zurück, aber einer hatte das Kalb gestohlen, und es war fort. Sprach der Hirt: „Es wird sich wohl verlaufen haben.“ Das Bürle aber sagte: „Mir nicht so!“ und führte den Hirten vor den Schultheiß, der verdammte ihn für seine Nachlässigkeit, daß er dem Bürle für das entkommene Kalb mußte eine Kuh geben. Nun hatten das Bürle und seine Frau die langgewünschte Kuh; sie freuten sich von Herzen, hatten aber kein Futter und konnten ihr nichts zu fressen geben, also mußte sie bald geschlachtet werden. Das Fleisch salzten sie ein, und das Bürle ging in die Stadt und wollte das Fell dort verkaufen, um für den Erlös ein neues Kälbchen zu bestellen. Unterwegs kam er an eine Mühle, da saß ein Rabe mit gebrochenen Flügeln, den nahm er aus Erbarmen auf und wickelte ihn in das Fell. Weil aber das Wetter so schlecht ward und Wind und Regen stürmte, konnte er nicht weiter, kehrte in die Mühle ein und bat um Herberge. Die Müllerin war allein zu Haus und sprach zu dem Bürle: „Da leg dich auf die Streu,“ und gab ihm ein Käsebrot. Das Bürle aß und legte sich nieder, sein Fell neben sich, und die Frau dachte: „Der ist müde und schläft.“ Indem kam der Pfaff, die Frau Müllerin empfing ihn wohl und sprach: „Mein Mann ist aus, da wollen wir uns traktieren.“ Bürle horchte auf, und wies von traktieren hörte, ärgerte es sich, daß es mit Käsebrot hatte vorliebnehmen müssen. Da trug die Frau herbei, und trug viererlei auf, Braten, Salat, Kuchen und Wein. Wie sie sich nun setzten und essen wollten, klopfte es draußen. Sprach die Frau: „Ach Gott, das ist mein Mann!“ Geschwind versteckte sie den Braten in die Ofenkachel, den Wein unters Kopfkissen, den Salat aufs Bett, den Kuchen unters Bett, und den Pfaff in den Schrank auf dem Hausehrn. Danach machte sie dem Manne auf und sprach: „Gottlob, daß du wieder hier bist! Das ist ein Wetter, als wenn die Welt untergehen sollte!“ Der Müller sahs Bürle auf dem Streu liegen und fragte: „Was will der Kerl da?“ „Ach,“ sagte die Frau, „der arme Schelm kam in dem Sturm und Regen und bat um ein Obdach, da hab ich ihm ein Käsebrot gegeben und ihm die Streu angewiesen.“ Sprach der Mann: „Ich habe nichts dagegen, aber schaff mir bald etwas zu essen.“ Die Frau sagte: „Ich habe aber nichts als Käsebrot.“ „Ich bin mit allem zufrieden,“ antwortete der Mann, „meinetwegen mit Käsebrot,“ sah das Bürle an und rief: „Komm und iß noch einmal mit.“ Bürle ließ sich das nicht zweimal sagen, stand auf und aß mit. Danach sah der Müller das Fell auf der Erde liegen, in dem der Rabe steckte, und fragte: „Was hast du da?“ Antwortete das Bürle: „Da hab ich einen Wahrsager drin.“ „Kann der mir auch wahrsagen?“ sprach der Müller. „Warum nicht?“ antwortete das Bürle, „er sagt aber nur vier Dinge, und das fünfte behält er bei sich.“ Der Müller war neugierig und sprach: „Laß ihn einmal wahrsagen.“ Da drückte Bürle dem Raben auf den Kopf, daß er quakte und „krr krr“ machte. Sprach der Müller: „Was hat er gesagt?“ Bürle antwortete: „Erstens hat er

Digitized by Google

gesagt, es stecke Wein unterm Kopfkissen." „Das wäre des Kuckucks!" rief der Müller, ging hin und fand den Wein. „Nun weiter!" sprach der Müller. Das Bürle ließ den Raben wieder quaksen und sprach: „Zweitens, hat er gesagt, wäre Braten in der Ofenkachel." „Das wäre des Kuckucks!" rief der Müller, ging hin und fand den Braten. Bürle ließ den Raben noch mehr weissagen und sprach: „Drittens, hat er gesagt, wäre Salat auf dem Bett." „Das wäre des Kuckucks!" rief der Müller, ging hin und fand den Salat. Endlich drückte das Bürle den Raben noch einmal, daß er knurrte, und sprach: „Viertens, hat er gesagt, wäre Kuchen unterm Bett." „Das wäre des Kuckucks!" rief der Müller, ging hin und fand den Kuchen. Nun setzten sich die zwei zusammen an den Tisch, die Müllerin aber kriegte Todesängste, legte sich ins Bett und nahm alle Schlüssel zu sich. Der Müller hätte auch gern das fünfte gewußt, aber Bürle sprach: „Erst wollen wir die vier anderen Dinge ruhig essen, denn das fünfte ist etwas Schlimmes." So aßen sie, und danach ward gehandelt, wieviel der Müller für die fünfte Wahrsagung geben sollte, bis sie um dreihundert Taler einig wurden. Da drückte das Bürle dem Raben noch einmal an den Kopf, daß er laut quakte. Fragte der Müller: „Was hat er gesagt?" Antwortete das Bürle: „Er hat gesagt, draußen im Schrank auf dem Hausehrn, da stecke der Teufel." Sprach der Müller: „Der Teufel muß hinaus!" und sperrte die Haustür auf. Die Frau aber mußte den Schlüssel hergeben, und Bürle schloß den Schrank auf. Da lief der Pfaff, was er konnte, hinaus, und der Müller sprach: „Ich habe den schwarzen Kerl mit meinen Augen gesehen; es war richtig." Bürle aber machte sich am anderen Morgen mit den dreihundert Talern aus dem Staube. Daheim tat sich das Bürle allgemach auf, baute ein hübsches Haus, und die Bauern sprachen: „Das Bürle ist gewiß gewesen, wo der goldene Schnee fällt und man das Geld mit Scheffeln heimträgt." Da ward Bürle vor den Schultheiß gefordert, es sollte sagen, woher sein Reichtum käme. Antwortete es: „Ich habe mein Kuhfell in der Stadt für dreihundert Taler verkauft." Als die Bauern das hörten, wollten sie auch den großen Vorteil genießen, liefen heim, schlugen all ihre Kühe tot und zogen die Felle ab, um sie in der Stadt mit dem großen Gewinn zu verkaufen. Der Schultheiß sprach: „Meine Magd muß aber vorangehen." Als diese zum Kaufmann in die Stadt kam, gab er ihr nicht mehr als drei Taler für ein Fell; und als die übrigen kamen, gab er ihnen nicht einmal so viel und sprach: „Was soll ich mit all den Häuten anfangen?" Nun ärgerten sich die Bauern, daß sie vom Bürle hinters Licht geführt waren, wollten Rache an ihm nehmen und verklagten es wegen des Betrugs bei dem Schultheiß. Das unschuldige Bürle ward einstimmig zum Tode verurteilt und sollte in einem durchlöcherten Fasse ins Wasser gerollt werden. Bürle ward hinausgeführt und ein Geistlicher gebracht, der ihm eine Seelenmesse lesen sollte. Die anderen mußten sich alle entfernen, und wie das Bürle den Geistlichen anblickte, so erkannte es den Pfaffen, der bei der Frau Müllerin gewesen war. Sprach es zu ihm: „Ich hab Euch aus dem Schrank befreit, befreit mich aus dem Faß." Nun trieb gerade der

Digitized by Google

Schäfer mit einer Herde Schafe daher, von dem das Bürle wußte, daß er längst gern Schultheiß geworden wäre, da schrie er aus allen Kräften: „Nein, ich tus nicht! und wenns die ganze Welt haben wollte, nein, ich tus nicht!“ Der Schäfer, der das hörte, kam herbei und fragte: „Was hast du vor? Was willst du nicht tun?“ Bürle sprach: „Da wollen sie mich zum Schultheiß machen, wenn ich mich in das Faß setze, aber ich tus nicht.“ Der Schäfer sagte: „Wenns weiter nichts ist, um Schultheiß zu werden, wollte ich mich gleich in das Faß setzen.“ Bürle sprach: „Willst du dich hineinsetzen, so wirst du auch Schultheiß.“ Der Schäfer wars zufrieden, setzte sich hinein, und das Bürle schlug den Deckel drauf; dann nahm es die Herde des Schäfers für sich und trieb sie fort. Der Pfaff aber ging zur Gemeinde und sagte, die Seelenmesse wäre gelesen. Da kamen sie und rollten das Faß nach dem Wasser hin. Als das Faß zu rollen anfing, rief der Schäfer: „Ich will ja gerne Schultheiß werden.“ Sie glaubten nicht anders, als das Bürle schrie so, und sprachen: „Das meinen wir auch, aber erst sollst du dich da unten umsehen,“ und rollten das Faß ins Wasser hinein. Darauf gingen die Bauern heim, und wie sie ins Dorf kamen, so kam auch das Bürle daher, trieb eine Herde Schafe ruhig ein und war ganz zufrieden. Da erstaunten die Bauern und sprachen: „Bürle, wo kommst du her? Kommst du aus dem Wasser?“ „Freilich,“ antwortete das Bürle, „ich bin versunken tief, tief, bis ich endlich auf den Grund kam: ich stieß dem Faß den Boden aus und kroch hervor, da waren schöne Wiesen, auf denen viele Lämmer weideten, davon bracht ich mir die Herde mit.“ Sprachen die Bauern: „Sind noch mehr da?“ „O ja,“ sagte das Bürle, „mehr als ihr brauchen könnt.“ Da verabredeten sich die Bauern, daß sie sich auch Schafe holen wollten, jeder eine Herde; der Schultheiß aber sagte: „Ich komme zuerst.“ Nun gingen sie zusammen zum Wasser, da standen gerade am blauen Himmel kleine Flockwollen, die man Lämmerchen nennt, die spiegelten sich im Wasser ab, da riefen die Bauern: „Wir sehen schon die Schafe unten auf dem Grund.“ Der Schulz drängte sich hervor und sagte: „Nun will ich zuerst hinunter und mich umsehen; wenns gut ist, will ich euch rufen.“ Da sprang er hinein, „plump“ klang es im Wasser. Sie meinten nicht anders, als er riefe ihnen zu: „Kommt!“, und der ganze Haufe stürzte in einer Hast hinter ihm drein. Da war das Dorf ausgestorben, und Bürle als der einzige Erbe ward ein reicher Mann.

Dreizehn / Es war einmal ein Schmied, und der hatte einen Knecht, der Dreizehn hieß und so stark war, daß der Amboß unter seinen Hammerschlägen barst oder brach; er tat Arbeit für dreizehn, aber er aß auch für dreizehn, und davon hatte er eigentlich seinen Namen bekommen. Der Schmied konnte das aber nicht lange aushalten, rief ihn darum eines Tages allein in ein Kämmerchen und sprach: „Hör mal, Dreizehn, du bist ein braver Bursch, und ich war auch immer mit dir zufrieden, aber ich habe nicht Arbeit genug für dich, und du mußt die meiste Zeit müßig gehen. Das wäre aber noch

Digitized by Google

das wenigste; du kostest mich zu viel an Essen, und statt für dreizehn zu kochen, brauchte ich nur für fünf zu kochen, denn ich habe nur für fünf Knechte Arbeit. Sieh, da ist dein Lohn und ein gut Trinkgeld dabei. Da hast du genug, um abzuwarten, bis du anderswo Arbeit findest." Das tat Dreizehn leid, aber es war nicht anders, und er nahm betrübt Abschied von dem Schmied und ging in die weite Welt. Unterwegs kam ihm ein Reisender entgegen, und der fragte ihn, ob er nicht einen recht starken Burschen kennte. „Doch," sprach Dreizehn, „ich selbst kann für dreizehn Mann arbeiten, aber ich kann auch für dreizehn Mann essen." „Das ist ganz gut," sprach der Reisende; „wenn du in meinen Dienst treten willst, dann sollst du es gut haben, aber du mußt mir auch im Walde die wilden Tiere vom Leibe halten." „Anders nichts?" fragte Dreizehn. „Dann sollt Ihr mit mir zufrieden sein, denn ich schlage mit meinen Fäusten einen Bären tot, als wärs eine Fliege." Da reiste Dreizehn mit dem Herrn und stand ihm getreu bei. Weil er aber so gewaltig viel aß, wurde des Reisenden Beutel bald leer, und als er aus dem Walde war, suchte er, wie er Dreizehn loswürde. Er gab ihm also seinen Lohn, und da war der arme Dreizehn aufs neue ohne Dienst und wanderte dahin in die weite Welt. Nachdem er schon lange, lange gegangen war, kam er endlich zu einem Bauer, der hatte just einen Knecht nötig. Des ersten Abends, wo er mit andern Knechten zu Tische saß, aß er denen aber alles weg, so daß sie halb hungrig schlafen gehen mußten. Das war ihnen zwar nicht lieb, doch sie dachten, das käme vom vielen Gehen und würde sich schon ändern. Als er aber am folgenden Tage und alle Tage ebenso viel aß und es immer dasselbe Liedchen blieb, da beratschlagten sie untereinander, wie sie seiner loswerden könnten. Dem Bauer war Dreizehn um so mehr willkommen, und er dachte schon darauf, einige von den Knechten wegzuschicken, denn die standen doch zumeist die Hände übereinander; als die Knechte den Braten rochen, da wurden sie noch viel böser auf Dreizehn. Eines Tages sprachen sie zu ihm: „Dreizehn, du mußt den Brunnen reinigen, wir haben auf dem Felde zu tun." „Gut," sprach Dreizehn und stieg in den Brunnen nieder. Während er nun dort beschäftigt war, den Dreck und die Steine vom Boden zu holen, wälzten die Knechte einen großen Mühlstein herbei und warfen den in den Brunnen; nun meinten sie, müsse Dreizehn gewiß tot sein und sie hätten nichts mehr von ihm zu fürchten, aber darin hatten sie ohne den Wirt gerechnet. Der Mühlstein war mit dem Loche gerade über Dreizehns Kopf gefallen und lag auf seinen Schultern, und Dreizehn arbeitete weiter, als hätte er von nichts gewußt, schaute gar nicht einmal auf. Als er fertig war, stieg er aus dem Brunnen wieder herauf, lachte die Knechte an und sprach: „Da seht einmal, Jungen, was ich für einen schönen Kragen habe!" Da sahen die Knechte wohl ein, daß sie ihn auf die Weise nicht vom Halse kriegen würden, und sannen auf andere Mittel. Nicht weit von dem Hofe ab stand eine Mühle, die war verwünscht und es wohnten Teufel darauf. „Warte," sprachen sie untereinander, „wir wollen Dreizehn mit einem Sack Korn auf die Mühle senden, von da kommt er gewiß nicht

Digitized by Google

wieder zurück, denn die Teufel werden ihn erwürgen." Sie riefen Dreizehn also und sprachen: „Trag den Sack Korn nach der Mühle, wir haben kein Mehl mehr." „Gut," sprach Dreizehn und nahm den Sack Korn unter den Arm und ging auf die Mühle zu. Als er in die Nähe kam, sah er wohl hundert schwarze Teufelsköpfe mit Hörnern durch die Mühlenfenster schauen, und die lachten alle, als sie ihn erblickten, denn sie meinten, mit ihm zu Chor zu gehen wie mit allen andern. Das ging ihnen aber daneben. Dreizehn machte große Augen, als er so viel Gesindel auf der Mühle sah, dachte aber: „Das ist nicht schlecht, die können meinen Sack heraustragen." Darum rief er ihnen auch zu: „Heda, Jungen! Holt meinen Sack herauf!" Die Teufel gaben ihm aber keine Antwort und rührten sich nicht von der Stelle. Da wurde Dreizehn böse und schrie: „Wollt ihr mir helfen oder nicht? Anders schmeiß ich euch, den einen vor, den andern nach, von der Mühle herab, ihr faulen Schurken!" Die Teufel aber schauten ihn immer noch an und regten sich nicht. Da kochte es ihm im Leibe, und er warf seinen Sack nieder und lief die Mühle hinauf. Die Teufel standen da schon alle bereit, um ihn zu packen, schauten ihn an mit glühenden Augen und lachten in ihr Fäustchen, aber Dreizehn war nicht links; der wußte nicht, was bang sein hieß, griff einen der Teufel beim Schwanz und schlug ihn mit dem Kopf wieder einen Balken; dann warf er ihn die Mühlentreppe herab, daß der arme Schwarze eine Pfote brach und heulend wegtief. Da drehte sich das Blättchen; all die andern Teufel, die ihn erst angegrinst hatten, sprangen nun hupp, hupp hinter die Räder und Säcke, bis kein einziger mehr zu sehen war. Dreizehn wußte sie schon hervorzuholen, und da hätte einer sehen sollen, wie stink die waren; der eine holte den Sack, der andere richtete die Mühle, wieder andere schauten zu, ob das Mehl hübsch fein war, kurz, Dreizehn hatte eins, zwei, drei sein Mehl und trollte sich nach Hause. Die Knechte, die machten einmal Augen! Nun blieb ihnen nichts anderes übrig, als so fleißig zu sein, daß der Bauer Dreizehns nicht mehr bedurfte; dann würde er ihn schon fortjagen, meinten sie. Eines Tages mußten die Knechte Bäume aus dem Walde nach Hause fahren; sie ritten morgens ganz früh schon still mit dem Wagen weg und ließen Dreizehn schlafen, und der wurde erst wach, als sie schon lange im Walde an der Arbeit waren. Er merkte alsbald, wo der Has im Pfeffer lag, und sprach: „Ah, die Schubjacken, die wollen mir einen Streich spielen und eher mit den Bäumen zu Hause sein als ich; ich werde sie aber schon kriegen dafür, daß sie so falsch sind." Damit stand er auf, nahm Pferd und Karre und fuhr weg. Als er kaum halbwegs war, sah er die Knechte schon aus dem Walde zurückkommen und nach Haus eilen; da riß er schnell eine große Eiche aus der Erde und legte sie quer über den Weg. „Nun mögen sie kommen," sprach er und fuhr weiter. Als er zu den Knechten kam, da lachten die ihn aus, schrappten ihm Möhrchen und spotteten sein; er aber sprach kein Wort, fuhr ruhig nach dem Walde, lud seinen Baum auf und hatte sie bald eingeholt. Von weitem schon sah er, wie all die pfiffigen Kerle an der Eiche arbeiteten, daß sie keinen Faden trocken am Leibe hatten, und sie doch nicht aus dem Wege

Digitized by Google

bringen konnten. Da lachte er auch einmal, daß ihm der Bauch schüttelte, nahm alsdann sein Pferd und seinen Karren mit dem Baum, hob alles zusammen über die Eiche hinüber und fuhr seines Weges weiter nach Hause, während die anderen dastanden und nicht weiterkonnten. Nun erkannte der Bauer, daß Dreizehn allein wohl den Hof in Gang halten könnte, und er schickte all die anderen Knechte weg. Dreizehn pflügte auch an einem Tage soviel wie dreizehn Knechte in einer ganzen Woche, er mähte und drosch soviel als dreizehn, aber er kostete dem Bauer auch so viel an Essen als dreizehn, und sein Magen wurde mit jedem Tage noch weniger zu füllen. Eines Morgens sprach der Bauer: „Dreizehn, Junge, geh und hüte die Schweine.“ „Ja, Meister,“ sprach Dreizehn und trieb die dreißig Schweine des Hofes auf die Weide. Da blieb er den ganzen Tag und litt gewaltigen Hunger, denn der Bauer hatte ihm kein Essen mitgegeben und vergaß auch, ihm welches zu senden. Als Dreizehn nun endlich seinen Magen nicht mehr bändigen konnte, machte er sich hinter die Schweine und aß sie alle dreißig auf. Nun war sein Magen wohl zufrieden, aber sein Gewissen fing an ihn zu nagen und er wußte nicht, was er dem Bauer sagen sollte. Endlich fiel ihm etwas ein, er pflanzte all die Schweineschwänzchen in die Erde, so daß sie nur noch mit einem Spitzchen hervorguckten, lief nach Haus und schrie: „Meister, Meister, es ist ein groß Unglück geschehen; unsere Schweine sind all in die Erde versunken und man sieht nur ihre Schwänzchen noch.“ Der Bauer lief schnell mit ihm auf die Weide, und da standen all die Schweineschwänzchen; er ging auf das erste zu und zog mit aller Gewalt daran, aber das Schwänzchen blieb in seiner Hand, und er fiel plumps auf den Rücken nieder. „Ja, das konnt ich auch,“ sprach Dreizehn. „Ihr habt dem Schwein seinen Schwanz ausgerissen.“ Da ging der Bauer zu einem anderen Schwänzchen und zog, und plumps lag er wieder da. „Dreizehn,“ sprach er, „wenn du kein Geld in der Hölle kriegen kannst, dann kann ich dir die Kost nicht mehr geben.“ „In Gottes Namen, ich will sehen,“ sprach Dreizehn, spannte das Pferd an den Karren und fuhr nach der Hölle. Unterwegs fand er eine arme Frau, die las Eicheln zusammen. „Warum tut ihr das?“ fragte Dreizehn. „Ach,“ sprach sie, „es ist für meinen Esel, ich habe kein ander Futter für ihn und muß doch mit dem armen Tier mein Brot verdienen.“ „Wartet,“ sprach Dreizehn, „ich will euch was helfen.“ Und er nahm den Esel beim Schwanz und schmiß ihn in die Krone der Eiche, wo das Tier einige Augenblicke herumzappelte, dann fiel und ein Bein brach. „Ach Gott, was habt Ihr da getan!“ rief die Frau. „Nun muß ich vor Hunger sterben.“ Dreizehn sprach: „Seid nur still, ich gehe eben in die Hölle, da hole ich Geld genug,“ fuhr weiter, bis er ans Tor der Hölle kam; da schellte er. Es glückte grad, daß der Teufel ihm öffnen sollte, dem er auf der Mühle ein Bein gebrochen. Als der Dreizehn durchs Schlüsselloch sah, fing er an zu heulen und zu schreien: „Dreizehn ist da! Dreizehn ist da!“ und lief weg. „Wollt ihr aufmachen oder nicht,“ sprach Dreizehn, „sonst tret ich das Tor in Stücke.“ „Ja, wir wollen dir aufmachen, wenn du uns versprichst, uns nichts zu Leide zu tun,“ sprachen die Teufel.

Digitized by Google

Das gelobte Dreizehn, sprach aber auch dabei, sie müßten ihm dann auch einen Wagen voll Geld geben. „Weiter nichts als das?“ sagten die Teufel. „Das sollst du haben,“ machten das Tor auf und trugen ihm so viel Säcke Geld auf seinen Karren, daß das Pferd sie nur mit Mühe ziehen konnte. Da war Dreizehn zufrieden und fuhr zurück. Als er zu der Frau kam, die ihn am Wege erwartete, gab er ihr einen ganzen Schoß voll Geld, so daß sie nicht mehr zu arbeiten brauchte, fuhr dann weiter nach dem Bauernhofe zu. Da lebte er mit dem Pächter eine Zeitlang von dem Gelde, aber es ging doch auf, und er aß endlich gar so viel, daß eine Hungersnot ins Land kam. Nun war guter Rat teuer; der Bauer wußte nicht mehr, was anfangen, und dachte Tag und Nacht nur, wie er Dreizehn vom Halse kriegen könnte. Endlich sprach er: „Dreizehn, mach mir einmal einen Kessel, der so groß ist, daß, wenn hundert Mann daran arbeiten, einer den anderen nicht hören kann.“ „Gut,“ sprach Dreizehn, und er hatte den Kessel in wenigen Tagen fertig. „Setze nun eine Stadt hinein,“ sprach der Bauer, „und trage ihn da hinten auf den hohen Berg.“ Dreizehn nahm die Stadt und setzte sie hinein mit Häusern und Kirchen und Mann und Maus. Als er aber an den Fuß des Berges kam, stieß er sich mit dem Fuß an einen Maulwurfshügel, strauchelte und fiel, die Stadt fiel auf ihn, und der arme Dreizehn war tot. Er wird wohl in den Himmel gekommen sein, denn in der Hölle nahmen sie ihn ganz sicher nicht.

Die zwei Brüder / Es waren einmal zwei Brüder, ein reicher und ein armer. Der reiche war ein Goldschmied und bös von Herzen; der arme nährte sich davon, daß er Besen band, und war gut und redlich. Der arme hatte zwei Kinder, das waren Zwillingsbrüder und sich so ähnlich wie ein Tropfen Wasser dem anderen. Die zwei Knaben gingen in des reichen Haus ab und zu und erhielten von dem Abfall manchmal etwas zu essen. Es trug sich zu, daß der arme Mann, als er in den Wald ging, Reisig zu holen, einen Vogel sah, der ganz golden war und so schön, wie ihm noch niemals einer vor Augen gekommen war. Da hob er ein Steinchen auf, warf nach ihm und traf ihn auch glücklich: es fiel aber nur eine goldene Feder herab, und der Vogel flog fort. Der Mann nahm die Feder und brachte sie seinem Bruder, der sah sie an und sprach: „Es ist eitel Gold,“ und gab ihm viel Geld dafür. Am anderen Tag stieg der Mann auf einen Birkenbaum und wollte ein paar Äste abhauen: da flog derselbe Vogel heraus, und als der Mann nachsuchte, fand er ein Nest, und ein Ei lag darin, das war von Gold. Er nahm das Ei mit heim und brachte es seinem Bruder, der sprach wiederum: „Es ist eitel Gold,“ und gab ihm, was es wert war. Zuletzt sagte der Goldschmied: „Den Vogel selber möcht ich wohl haben.“ Der Arme ging zum drittenmal in den Wald und sah den Goldvogel wieder auf dem Baum sitzen; da nahm er einen Stein und warf ihn herunter und brachte ihn seinem Bruder, der gab ihm einen großen Haufen Gold dafür. „Nun kann ich mir forthelfen,“ dachte er und ging zufrieden nach Haus. Der Goldschmied war klug und listig

Digitized by Google

und wußte wohl, was das für ein Vogel war. Er rief seine Frau und sprach: „Brat mir den Goldvogel und sorge, daß nichts davon wegkommt; ich habe Lust, ihn ganz allein zu essen.“ Der Vogel war aber kein gewöhnlicher, sondern so wunderbarer Art, daß, wer Herz und Leber von ihm aß, jeden Morgen ein Goldstück unter seinem Kopfkissen fand. Die Frau machte den Vogel zurecht, steckte ihn an einen Spieß und ließ ihn braten. Nun geschah es, daß, während er am Feuer stand und die Frau anderer Arbeiten wegen notwendig aus der Küche gehen mußte, die zwei Kinder des armen Besenbinders hereinliefen, sich vor den Spieß stellten und ihn ein paarmal herumdrehten. Und als da gerade zwei Stücklein aus dem Vogel in die Pfanne herabfielen, sprach der eine: „Die paar Bißchen wollen wir essen, ich bin so hungrig, es wirds ja niemand daran merken.“ Da aßen sie beide die Stückchen auf; die Frau kam aber dazu, sah, daß sie etwas aßen, und sprach: „Was habt ihr gegessen?“ „Ein paar Stückchen, die aus dem Vogel herausgefallen sind,“ antworteten sie. „Das ist Herz und Leber gewesen,“ sprach die Frau ganz erschrocken, und damit ihr Mann nichts vermißte und nicht böse ward, schlachtete sie geschwind ein Hähnchen, nahm Herz und Leber heraus und legte es zu dem Goldvogel. Als er gar war, trug sie ihn dem Goldschmied auf, der ihn ganz allein verzehrte und nichts übrigließ. Am anderen Morgen aber, als er unter sein Kopfkissen griff und dachte das Goldstück hervorzuholen, war so wenig wie sonst eins zu finden. Die beiden Kinder aber wußten nicht, was ihnen für ein Glück zu teil geworden war. Am anderen Morgen, wie sie aufstanden, fiel etwas auf die Erde und klingelte, und als sie es aufhoben, da warens zwei Goldstücke. Sie brachten sie ihrem Vater, der wunderte sich und sprach: „Wie sollte das zugegangen sein?“ Als sie aber am anderen Morgen wieder zwei fanden und so jeden Tag, da ging er zu seinem Bruder und erzählte ihm die seltsame Geschichte. Der Goldschmied merkte gleich, wie es gekommen war und daß die Kinder Herz und Leber von dem Goldvogel gegessen hatten, und um sich zu rächen und weil er neidisch und hartherzig war, sprach er zu dem Vater: „Deine Kinder sind mit dem Bösen im Spiel, nimm das Gold nicht, und dulde sie nicht länger in deinem Haus, denn er hat Macht über sie und kann dich selbst noch ins Verderben bringen.“ Der Vater fürchtete den Bösen, und so schwer es ihm ankam, führte er doch die Zwillinge hinaus in den Wald und verließ sie da mit traurigem Herzen. Nun liefen die zwei Kinder im Wald umher und suchten den Weg nach Haus, konnten ihn aber nicht finden, sondern verirrten sich immer weiter. Endlich begegneten sie einem Jäger, der fragte: „Wem gehört ihr, Kinder?“ „Wir sind des armen Besenbinders Jungen,“ antworteten sie und erzählten ihm, daß ihr Vater sie nicht länger im Hause hätte behalten wollen, weil alle Morgen ein Goldstück unter ihrem Kopfkissen läge. „Nun,“ sagte der Jäger, „das ist gerade nichts Schlimmes, wenn ihr nur rechtschaffen dabei bleibt und euch nicht auf die faule Haut legt.“ Der gute Mann, weil ihm die Kinder gefielen und er selbst keine hatte, so nahm er sie mit nach Haus und sprach: „Ich will euer Vater sein und euch großziehen.“ Sie lernten da bei ihm die Jägerei, und das

Digitized by Google

Goldstück, das ein jeder beim Aufstehen fand, das hob er ihnen auf, wenn sies in Zukunft nötig hätten. Als sie herangewachsen waren, nahm sie ihr Pflegevater eines Tages mit in den Wald und sprach: „Heute sollt ihr euren Probeschuß tun, damit ich euch freisprechen und zu Jägern machen kann." Sie gingen mit ihm auf den Anstand und warteten lange, aber es kam kein Wild. Der Jäger sah über sich und sah eine Kette von Schneegänsen in der Gestalt eines Dreiecks fliegen, da sagte er zu dem einen: „Nun schieß von jeder Ecke eine herab." Der tats und vollbrachte damit seinen Probeschuß. Bald darauf kam noch eine Kette angeflogen und hatte die Gestalt der Ziffer zwei; da hieß der Jäger den anderen gleichfalls von jeder Ecke eine herunterholen, und dem gelang sein Probeschuß auch. Nun sagte der Pflegevater: „Ich spreche euch frei, ihr seid ausgelernte Jäger." Darauf gingen die zwei Brüder zusammen in den Wald, ratschlagten miteinander und verabredeten etwas. Und als sie abends sich zum Essen niedergesetzt hatten, sagten sie zu ihrem Pflegevater: „Wir rühren die Speise nicht an und nehmen keinen Bissen, bevor Ihr uns eine Bitte gewährt habt." Sprach er: „Was ist denn eure Bitte?" Sie antworteten: „Wir haben nun ausgelernt, wir müssen uns auch in der Welt versuchen, so erlaubt, daß wir fortziehen und wandern." Da sprach der Alte mit Freuden: „Ihr redet wie brave Jäger, was ihr begehrt, ist mein eigener Wunsch gewesen; zieht aus, es wird euch wohlergehen." Darauf aßen und tranken sie fröhlich zusammen. Als der bestimmte Tag kam, schenkte der Pflegevater jedem eine gute Büchse und einen Hund und ließ jeden von seinen gesparten Goldstücken nehmen, so viel er wollte. Darauf begleitete er sie ein Stück Wegs, und beim Abschied gab er ihnen noch ein blankes Messer und sprach: „Wann ihr euch einmal trennt, so stoßt dies Messer am Scheideweg in einen Baum, daran kann einer, wenn er zurückkommt, sehen, wie es seinem abwesenden Bruder ergangen ist, denn die Seite, nach welcher dieser ausgezogen ist, rostet, wann er stirbt; so lange er aber lebt, bleibt sie blank." Die zwei Brüder gingen immer weiter fort und kamen in einen Wald, so groß, daß sie unmöglich in einem Tag herauskonnten. Also blieben sie die Nacht darin und aßen, was sie in die Jägertasche gesteckt hatten; sie gingen aber auch noch den zweiten Tag und kamen nicht heraus. Da sie nichts zu essen hatten, so sprach der eine: „Wir müssen uns etwas schießen, sonst leiden wir Hunger," lud seine Büchse und sah sich um. Und als ein alter Hase dahergelaufen kam, legte er an, aber der Hase rief: „Lieber Jäger, laß mich leben, / ich will dir auch zwei Junge geben." Sprang auch gleich ins Gebüsch und brachte zwei Junge; die Tierlein spielten aber so munter und waren so artig, daß die Jäger es nicht übers Herz bringen konnten, sie zu töten. Sie behielten sie also bei sich, und die kleinen Hasen folgten ihnen auf dem Fuße nach. Bald darauf schlich ein Fuchs vorbei, den wollten sie niederschießen, aber der Fuchs rief: „Lieber Jäger, laß mich leben, / ich will dir auch zwei Junge geben." Er brachte auch zwei Füchslein, und die Jäger mochten sie auch nicht töten, gaben sie den Hasen zur Gesellschaft, und sie folgten ihnen nach. Nicht lange, so schritt ein Wolf aus dem Dickicht, die Jäger legten auf ihn an, aber der Wolf rief: „Lieber Jäger, laß mich

Digitized by Google

leben, / ich will dir auch zwei Junge geben." Die zwei jungen Wölfe taten die Jäger zu den anderen Tieren, und sie folgten ihnen nach. Darauf kam ein Bär, der wollte gern noch länger herumtraben und rief: „Lieber Jäger, laß mich leben, / ich will dir auch zwei Junge geben." Die zwei jungen Bären wurden zu den anderen gesellt und waren ihrer schon acht. Endlich, wer kam? Ein Löwe kam und schüttelte seine Mähnen. Aber die Jäger ließen sich nicht schrecken und zielten auf ihn; aber der Löwe sprach gleichfalls: „Lieber Jäger, laß mich leben, / ich will dir auch zwei Junge geben." Er holte auch seine Jungen herbei, und nun hatten die Jäger zwei Löwen, zwei Bären, zwei Wölfe, zwei Füchse und zwei Hasen, die ihnen nachzogen und dienten. Indessen war ihr Hunger damit nicht gestillt worden, da sprachen sie zu den Füchsen: „Hört, ihr Schleicher, schafft uns etwas zu essen, ihr seid ja listig und verschlagen." Sie antworteten: „Nicht weit von hier liegt ein Dorf, wo wir schon manches Huhn geholt haben; den Weg dahin wollen wir euch zeigen." Da gingen sie ins Dorf, kauften sich etwas zu essen und ließen auch ihren Tieren Futter geben und zogen dann weiter. Die Füchse aber wußten guten Bescheid in der Gegend, wo die Hühnerhöfe waren, und konnten die Jäger überall zurechtweisen. Nun zogen sie eine Weile herum, konnten aber keinen Dienst finden, wo sie zusammengeblieben wären. Da sprachen sie: „Es geht nicht anders, wir müssen uns trennen." Sie teilten die Tiere, so daß jeder einen Löwen, einen Bären, einen Wolf, einen Fuchs und einen Hasen bekam; dann nahmen sie Abschied, versprachen sich brüderliche Liebe bis in den Tod und stießen das Messer, das ihnen ihr Pflegevater mitgegeben, in einen Baum, worauf der eine nach Osten, der andere nach Westen zog. Der jüngste aber kam mit seinen Tieren in eine Stadt, die war ganz mit schwarzem Flor überzogen. Er ging in ein Wirtshaus und fragte den Wirt, ob er nicht seine Tiere herbergen könnte. Der Wirt gab ihnen einen Stall, wo in der Wand ein Loch war; da kroch der Hase hinaus und holte sich ein Kohlhaupt, und der Fuchs holte sich ein Huhn, und als er das gefressen hatte, auch den Hahn dazu; der Wolf aber, der Bär und der Löwe, weil sie zu groß waren, konnten nicht hinaus. Da ließ sie der Wirt hindringen, wo eben eine Kuh auf dem Rasen lag, daß sie sich satt fraßen. Und als der Jäger für seine Tiere gesorgt hatte, fragte er erst den Wirt, warum die Stadt so mit Trauerflor ausgehängt wäre. Sprach der Wirt: „Weil morgen unseres Königs einzige Tochter sterben wird." Fragte der Jäger: „Ist sie sterbenskrank?" „Nein," antwortete der Wirt, „sie ist frisch und gesund, aber sie muß doch sterben." „Wie geht das zu?" fragte der Jäger. „Draußen vor der Stadt ist ein hoher Berg, darauf wohnt ein Drache, der muß alle Jahr eine reine Jungfrau haben, sonst verwüstet er das ganze Land. Nun sind schon alle Jungfrauen hingegeben, und ist niemand mehr übrig als die Königstochter, dennoch ist keine Gnade, sie muß ihm überliefert werden; und das soll morgen geschehen." Sprach der Jäger: „Warum wird der Drache nicht getötet?" „Ach," antwortete der Wirt, „so viele Ritter habens versucht, aber allesamt ihr Leben eingebüßt; der König hat dem, der den Drachen besiegt, seine Tochter zur Frau versprochen,

Digitized by Google

und er soll auch nach seinem Tode das Reich erben." Der Jäger sagte dazu weiter nichts, aber am anderen Morgen nahm er seine Tiere und stieg mit ihnen auf den Drachenberg. Da stand oben eine kleine Kirche, und auf dem Altar standen drei gefüllte Becher, und dabei war die Schrift: „Wer die Becher austrinkt, wird der stärkste Mann auf Erden und wird das Schwert führen, das vor der Türschwelle vergraben liegt." Der Jäger trank da nicht, ging hinaus und suchte das Schwert in der Erde, vermochte aber nicht, es von der Stelle zu bewegen. Da ging er hin und trank die Becher aus und war nun stark genug, das Schwert aufzunehmen, und seine Hand konnte es ganz leicht führen. Als die Stunde kam, wo die Jungfrau dem Drachen sollte ausgeliefert werden, begleitete sie der König, der Marschall und die Hofleute hinaus. Sie sah von weitem den Jäger oben auf dem Drachenberg und meinte, der Drache stände da und erwartete sie, und wollte nicht hinaufgehen, endlich aber, weil die ganze Stadt sonst wäre verloren gewesen, mußte sie den schweren Gang tun. Der König und die Hofleute kehrten voll großer Trauer heim, des Königs Marschall aber sollte stehenbleiben und aus der Ferne alles mit ansehen. Als die Königstochter oben auf den Berg kam, stand da nicht der Drache, sondern der junge Jäger, der sprach ihr Trost ein und sagte, er wolle sie retten, führte sie in die Kirche und verschloß sie darin. Gar nicht lange, so kam mit großem Gebraus der siebenköpfige Drache dahergefahren. Als er den Jäger erblickte, verwunderte er sich und sprach: „Was hast du hier auf dem Berge zu schaffen?" Der Jäger antwortete: „Ich will mit dir kämpfen." Sprach der Drache: „So mancher Rittersmann hat hier sein Leben gelassen, mit dir will ich auch fertig werden," und atmete Feuer aus sieben Rachen. Das Feuer sollte das trockene Gras anzünden, und der Jäger sollte in der Glut und dem Dampf ersticken, aber die Tiere kamen herbeigelaufen und traten das Feuer aus. Da fuhr der Drache gegen den Jäger, aber er schwang sein Schwert, daß es in der Luft sang, und schlug ihm drei Köpfe ab. Da ward der Drache erst recht wütend, erhob sich in die Luft, spie die Feuerflammen über den Jäger aus und wollte sich auf ihn stürzen, aber der Jäger zückte nochmals sein Schwert und hieb ihm wieder drei Köpfe ab. Das Untier ward matt und sank nieder und wollte doch wieder auf den Jäger los, aber er schlug ihm mit der letzten Kraft den Schweif ab, und weil er nicht mehr kämpfen konnte, rief er seine Tiere herbei, die zerrissen es in Stücke. Als der Kampf zu Ende war, schloß der Jäger die Kirche auf und fand die Königstochter auf der Erde liegen, weil ihr die Sinne vor Angst und Schrecken während des Streites vergangen waren. Er trug sie heraus, und als sie wieder zu sich selbst kam und die Augen aufschlug, zeigte er ihr den zerrissenen Drachen und sagte ihr, daß sie nun erlöst wäre. Sie freute sich und sprach: „Nun wirst du mein liebster Gemahl werden, denn mein Vater hat mich demjenigen versprochen, der den Drachen tötet." Darauf hing sie ihr Halsband von Korallen ab und verteilte es unter die Tiere, um sie zu belohnen, und der Löwe erhielt das goldene Schlößchen davon. Ihr Taschentuch aber, in dem ihr Name stand, schenkte sie dem Jäger, der ging hin und schnitt aus den sieben Drachenköpfen die Jungen aus, wickelte sie in das

Digitized by Google

Tuch und verwahrte sie wohl. Als das geschehen war, weil er von dem Feuer und dem Kampf so matt und müde war, sprach er zur Jungfrau: „Wir sind beide so matt und müde, wir wollen ein wenig schlafen.“ Da sagte sie ja, und sie ließen sich auf die Erde nieder, und der Jäger sprach zu dem Löwen: „Du sollst wachen, damit uns niemand im Schlaf überfällt,“ und beide schliefen ein. Der Löwe legte sich neben sie, um zu wachen, aber er war vom Kampf auch müde, daß er den Bären rief und sprach: „Lege dich neben mich, ich muß ein wenig schlafen, und wenn was kommt, so wecke mich auf.“ Da legte sich der Bär neben ihn, aber er war auch müde und rief den Wolf und sprach: „Lege dich neben mich, ich muß ein wenig schlafen, und wenn was kommt, so wecke mich auf.“ Da legte sich der Wolf neben ihn, aber er war auch müde und rief den Fuchs und sprach: „Lege dich neben mich, ich muß ein wenig schlafen, und wenn was kommt, so wecke mich auf.“ Da legte sich der Fuchs neben ihn, aber er war auch müde, rief den Hasen und sprach: „Lege dich neben mich, ich muß ein wenig schlafen, und wenn was kommt, so wecke mich auf.“ Da setzte sich der Hase neben ihn, aber der arme Has war auch müde und hatte niemand, den er zur Wache herbeirufen konnte, und schlief ein. Da schlief nun die Königstochter, der Jäger, der Löwe, der Bär, der Wolf, der Fuchs und der Has, und schliefen alle einen festen Schlaf. Als aber der Marschall, der von weitem hatte zuschauen sollen, den Drachen nicht mit der Jungfrau fortfliegen sah und alles auf dem Berg ruhig ward, nahm er sich ein Herz und stieg hinauf. Da lag der Drache zerstückt und zerrissen auf der Erde, und nicht weit davon die Königstochter und ein Jäger mit seinen Tieren, die waren alle in tiefen Schlaf versunken. Und weil der Marschall bös und gottlos war, so nahm er sein Schwert und hieb dem Jäger das Haupt ab und faßte die Jungfrau auf den Arm und trug sie den Berg hinab. Da erwachte sie und erschrak, aber der Marschall sprach: „Du bist in meinen Händen, du sollst sagen, daß ich es gewesen bin, der den Drachen getötet hat.“ „Das kann ich nicht,“ antwortete sie, „denn ein Jäger mit seinen Tieren hats getan.“ Da zog er sein Schwert und drohte, sie zu töten, wenn sie ihm nicht gehorchte, und zwang sie damit, daß sie es versprach. Darauf brachte er sie vor den König, der sich vor Freuden nicht zu lassen wußte, als er sein liebes Kind wieder lebend erblickte, das er von dem Untier zerrissen glaubte. Der Marschall sprach zu ihm: „Ich habe den Drachen getötet und die Jungfrau und das ganze Reich befreit, darum fordere ich sie zur Gemahlin, so wie es zugesagt ist.“ Der König fragte die Jungfrau: „Ist das wahr, was er spricht?“ „Ach, ja,“ antwortete sie, „es muß wohl wahr sein; aber ich halte mir aus, daß erst über Jahr und Tag die Hochzeit gefeiert wird;“ denn sie dachte in der Zeit etwas von ihrem lieben Jäger zu hören. Auf dem Drachenberg aber lagen noch die Tiere neben dem toten Herrn und schliefen, da kam eine große Hummel und setzte sich dem Hasen auf die Nase, aber der Hase wischte sie mit der Pfote ab und schlief weiter. Die Hummel kam zum zweitenmal, aber der Hase wischte sie wieder ab und schlief fort. Da kam sie zum drittenmal und stach ihm in die Nase, daß er aufwachte. Sobald der Hase wach war, weckte er den Fuchs, und

Digitized by Google

der Fuchs den Wolf, und der Wolf den Bär, und der Bär den Löwen. Und als der Löwe aufwachte und sah, daß die Jungfrau fort war und sein Herr tot, fing er an, fürchterlich zu brüllen und rief: „Wer hat das vollbracht? Bär, warum hast du mich nicht geweckt?“ Der Bär fragte den Wolf: „Warum hast du mich nicht geweckt?“ und der Wolf den Fuchs: „Warum hast du mich nicht geweckt?“ und der Fuchs den Hasen: „Warum hast du mich nicht geweckt?“ Der arme Has wußte allein nichts zu antworten, und die Schuld blieb auf ihm hangen. Da wollten sie über ihn herfallen, aber er bat und sprach: „Bringt mich nicht um, ich will unseren Herrn wieder lebendig machen. Ich weiß einen Berg, da wächst eine Wurzel, wer die im Munde hat, der wird von aller Krankheit und allen Wunden geheilt. Aber der Berg liegt zweihundert Stunden von hier.“ Sprach der Löwe: „In vierundzwanzig Stunden mußt du hin- und hergelaufen sein und die Wurzel mitbringen.“ Da sprang der Hase fort, und in vierundzwanzig Stunden war er wieder zurück und brachte die Wurzel mit. Der Löwe setzte dem Jäger den Kopf wieder an, und der Hase steckte ihm die Wurzel in den Mund, alsbald fügte sich alles wieder zusammen, und das Herz schlug, und das Leben kehrte zurück. Da erwachte der Jäger und erschrak, als er die Jungfrau nicht mehr sah, und dachte: „Sie ist wohl fortgegangen, während ich schlief, um mich loszuwerden.“ Der Löwe hatte in der großen Eile seinem Herrn den Kopf verkehrt aufgesetzt, der aber merkte es nicht bei seinen traurigen Gedanken an die Königstochter; erst zu Mittag, da er etwas essen wollte, da sah er, daß ihm der Kopf nach dem Rücken zu stand, konnte es nicht begreifen und fragte die Tiere, was ihm im Schlaf widerfahren wäre. Da erzählte ihm der Löwe, daß sie auch alle aus Müdigkeit eingeschlafen wären, und beim Erwachen hätten sie ihn tot gefunden mit abgeschlagenem Haupte, der Hase hätte die Lebenswurzel geholt, er aber in der Eile den Kopf verkehrt gehalten; doch wollte er seinen Fehler wieder gutmachen. Dann riß er dem Jäger den Kopf wieder ab, drehte ihn herum, und der Hase heilte ihn mit der Wurzel fest. Der Jäger aber war traurig, zog in der Welt herum und ließ seine Tiere vor den Leuten tanzen. Es trug sich zu, daß er gerade nach Verlauf eines Jahres wieder in dieselbe Stadt kam, wo er die Königstochter vom Drachen erlöst hatte, und die Stadt war diesmal ganz mit rotem Scharlach ausgehängt. Da sprach er zum Wirt: „Was will das sagen? Vorm Jahr war die Stadt mit schwarzem Flor überzogen, was soll heute der rote Scharlach?“ Der Wirt antwortete: „Vorm Jahr sollte unseres Königs Tochter dem Drachen ausgeliefert werden, aber der Marschall hat mit ihm gekämpft und ihn getötet, und da soll morgen ihre Vermählung gefeiert werden; darum war die Stadt damals mit schwarzem Flor zur Trauer, und ist heute mit rotem Scharlach zur Freude ausgehängt.“ Am anderen Tage, wo die Hochzeit sein sollte, sprach der Jäger um Mittagszeit zum Wirt: „Glaubt Er wohl, Herr Wirt, daß ich heut Brot von des Königs Tisch hier bei Ihm essen will?“ „Ja,“ sprach der Wirt, „da wollt ich doch noch hundert Goldstücke dransetzen, daß das nicht wahr ist.“ Der Jäger nahm die Wette an und setzte einen Beutel mit ebenso viel Goldstücken dagegen. Dann rief er den Hasen und sprach:

Digitized by Google

„Geh hin, lieber Springer, und hol mir von dem Brot, das der König ißt.“ Nun war das Häslein das Geringste und konnte es keinem anderen wieder auftragen, sondern mußte sich selbst auf die Beine machen. „Ei,“ dachte es, „wenn ich so allein durch die Straßen springe, da werden die Metzgerhunde hinter mir drein sein.“ Wie es dachte, so geschah es auch, und die Hunde kamen hinter ihm drein und wollten ihm sein gutes Fell flicken. Es sprang aber, hast du nicht gesehen! und flüchtete sich in ein Schilderhaus, ohne daß es der Soldat gewahr wurde. Da kamen die Hunde und wollten es heraushaben, aber der Soldat verstand keinen Spaß und schlug mit dem Kolben drein, daß sie schreiend und heulend fortliefen. Als der Hase merkte, daß die Luft rein war, sprang er zum Schloß hinein und gerade zur Königstochter, setzte sich unter ihren Stuhl und kratzte sie am Fuß. Da sagte sie: „Willst du fort!“ und meinte, es wäre ihr Hund. Der Hase kratzte zum zweitenmal am Fuß, da sagte sie wieder: „Willst du fort!“ und meinte, es wäre ihr Hund. Aber der Hase ließ sich nicht irremachen und kratzte zum drittenmal, da guckte sie herab und erkannte den Hasen an seinem Halsband. Nun nahm sie ihn auf ihren Schoß, trug ihn in ihre Kammer und sprach: „Lieber Hase, was willst du?“ Antwortete er: „Mein Herr, der den Drachen getötet hat, ist hier und schickt mich, ich soll um ein Brot bitten, wie es der König ißt.“ Da war sie voll Freude und ließ den Bäcker kommen und befahl ihm, ein Brot zu bringen, wie es der König aß. Sprach das Häslein: „Aber der Bäcker muß mirs auch hintragen, damit mir die Metzgerhunde nichts tun.“ Der Bäcker trug es ihm bis an die Tür der Wirtsstube, da stellte sich der Hase auf die Hinterbeine, nahm alsbald das Brot in die Vorderpfoten und brachte es seinem Herrn. Da sprach der Jäger: „Sieht Er, Herr Wirt, die hundert Goldstücke sind mein.“ Der Wirt wunderte sich, aber der Jäger sagte weiter: „Ja, Herr Wirt, das Brot hätt ich, nun will ich aber auch von des Königs Braten essen.“ Der Wirt sagte: „Das möcht ich sehen,“ aber wetten wollte er nicht mehr. Rief der Jäger den Fuchs und sprach: „Mein Füchslein, geh hin und hol mir Braten, wie ihn der König ißt.“ Der Rotfuchs wußte die Schliche besser, ging an den Ecken und durch die Winkel, ohne daß ihn ein Hund sah, setzte sich unter der Königstochter Stuhl und kratzte an ihrem Fuß. Da sah sie herab und erkannte den Fuchs am Halsband, nahm ihn mit in ihre Kammer und sprach: „Lieber Fuchs, was willst du?“ Antwortete er: „Mein Herr, der den Drachen getötet hat, ist hier und schickt mich, ich soll bitten um einen Braten, wie ihn der König ißt.“ Da ließ sie den Koch kommen, der mußte einen Braten, wie ihn der König aß, anrichten und dem Fuchs bis an die Tür tragen; da nahm ihm der Fuchs die Schüssel ab, wedelte mit seinem Schwanz erst die Fliegen weg, die sich auf den Braten gesetzt hatten, und brachte ihn dann seinem Herrn. „Sieht Er, Herr Wirt,“ sprach der Jäger, „Brot und Fleisch ist da, nun will ich auch Zugemüs essen, wie es der König ißt.“ Da rief er den Wolf und sprach: „Lieber Wolf, geh hin und hol mir Zugemüs, wies der König ißt.“ Da ging der Wolf geradezu ins Schloß, weil er sich vor niemand fürchtete, und als er in der Königstochter Zimmer kam, da zupfte er sie hinten am Kleid, daß sie sich

Digitized by Google

umſchauen mußte. Sie erkannte ihn am Halsband und nahm ihn mit in ihre Kammer und ſprach: „Lieber Wolf, was willſt du?“ Antwortete er: „Mein Herr, der den Drachen getötet hat, iſt hier, ich ſoll bitten um ein Zugemüs, wie es der König ißt.“ Da ließ ſie den Koch kommen, der mußte ein Zugemüs bereiten, wie es der König aß, und mußte es dem Wolf bis vor die Türe tragen, da nahm ihm der Wolf die Schüſſel ab und brachte ſie ſeinem Herrn. „Sieht Er, Herr Wirt,“ ſprach der Jäger, „nun hab ich Brot, Fleiſch und Zugemüs, aber ich will auch Zuckerwerk eſſen, wie es der König ißt.“ Rief er den Bären und ſprach: „Lieber Bär, du leckſt doch gern etwas Süßes, geh hin und hol mir Zuckerwerk, wies der König ißt.“ Da trabte der Bär nach dem Schloſſe, und jedermann ging ihm aus dem Wege: als er aber zu der Wache kam, hielt ſie die Flinten vor und wollte ihn nicht ins königliche Schloß laſſen. Aber er hob ſich in die Höhe und gab mit ſeinen Tatzen links und rechts ein paar Ohrfeigen, daß die ganze Wache zuſammenfiel, und darauf ging er geradeswegs zu der Königstochter, ſtellte ſich hinter ſie und brummte ein wenig. Da ſchaute ſie rückwärts und erkannte den Bären und hieß ihn mitgehn in ihre Kammer und ſprach: „Lieber Bär, was willſt du?“ Antwortete er: „Mein Herr, der den Drachen getötet hat, iſt hier, ich ſoll bitten um Zuckerwerk, wies der König ißt.“ Da ließ ſie den Zuckerbäcker kommen, der mußte Zuckerwerk backen, wies der König aß, und dem Bären vor die Türe tragen: da leckte der Bär erſt die Zuckererbſen auf, die heruntergerollt waren, dann ſtellte er ſich aufrecht, nahm die Schüſſel und brachte ſie ſeinem Herrn. „Sieht Er, Herr Wirt,“ ſprach der Jäger, „nun habe ich Brot, Fleiſch, Zugemüs und Zuckerwerk, aber ich will auch Wein trinken, wie ihn der König trinkt.“ Er rief ſeinen Löwen herbei und ſprach: „Lieber Löwe, du trinkſt dir doch gerne einen Rauſch, geh und hol mir Wein, wie ihn der König trinkt.“ Da ſchritt der Löwe über die Straße, und die Leute liefen vor ihm, und als er an die Wache kam, wollte ſie den Weg ſperren, aber er brüllte nur einmal, ſo ſprang alles fort. Nun ging der Löwe vor das königliche Zimmer und klopfte mit ſeinem Schweif an die Türe. Da kam die Königstochter heraus und wäre faſt über den Löwen erſchrocken, aber ſie erkannte ihn an dem goldenen Schloß von ihrem Halsbande und hieß ihn mit in ihre Kammer gehen und ſprach: „Lieber Löwe, was willſt du?“ Antwortete er: „Mein Herr, der den Drachen getötet hat, iſt hier, ich ſoll bitten um Wein, wie ihn der König trinkt.“ Da ließ ſie den Mundſchenk kommen, der ſollte dem Löwen Wein geben, wie ihn der König tränke. Sprach der Löwe: „Ich will mitgehen und ſehen, daß ich den rechten kriege.“ Da ging er mit dem Mundſchenk hinab, und als ſie unten hinkamen, wollte ihm dieſer von dem gewöhnlichen Wein zapfen, wie ihn des Königs Diener tranken, aber der Löwe ſprach: „Halt! Ich will den Wein erſt verſuchen,“ zapfte ſich ein halbes Maß und ſchluckte es auf einmal hinab. „Nein,“ ſagte er, „das iſt nicht der rechte.“ Der Mundſchenk ſah ihn ſchief an, ging aber und wollte ihm aus einem andern Faß geben, das für des Königs Marſchall war. Sprach der Löwe: „Halt! Erſt will ich den Wein verſuchen,“ zapfte

Digitized by Google

ſich ein halbes Maß und trank es. „Der iſt beſſer, aber noch nicht der rechte.“ Da ward der Mundſchenk bös und ſprach: „Was ſo ein dummes Vieh vom Wein verſtehen will!“ Aber der Löwe gab ihm einen Schlag hinter die Ohren, daß er unſanft zur Erde fiel, und als er ſich wieder aufgemacht hatte, führte er den Löwen ganz ſtillſchweigends in einen kleinen beſonderen Keller, wo des Königs Wein lag, von dem ſonſt kein Menſch zu trinken bekam. Der Löwe zapfte ſich erſt ein halbes Maß und verſuchte den Wein, dann ſprach er: „Das kann von dem rechten ſein,“ und hieß den Mundſchenk ſechs Flaſchen füllen. Nun ſtiegen ſie herauf, wie der Löwe aber aus dem Keller ins Freie kam, ſchwankte er hin und her und war ein wenig trunken, und der Mundſchenk mußte ihm den Wein bis vor die Tüte tragen, da nahm der Löwe den Henkelkorb in das Maul und brachte ihn ſeinem Herrn. Sprach der Jäger: „Sieht Er, Herr Wirt, da hab ich Brot, Fleiſch, Zugemüs, Zuckerwerk und Wein, wie es der König hat, nun will ich mit meinen Tieren Mahlzeit halten,“ und ſetzte ſich hin, aß und trank, und gab dem Haſen, dem Fuchs, dem Wolf, dem Bär und dem Löwen auch davon zu eſſen und zu trinken und war guter Dinge, denn er ſah, daß ihn die Königstochter noch liebhatte. Und als er Mahlzeit gehalten hatte, ſprach er: „Herr Wirt, nun hab ich gegeſſen und getrunken, wie der König ißt und trinkt, jetzt will ich an des Königs Hof gehen und die Königstochter heiraten.“ Fragte der Wirt: „Wie ſoll das zugehen, da ſie ſchon einen Bräutigam hat und heute die Vermählung gefeiert wird?“ Da zog der Jäger das Taſchentuch heraus, das ihm die Königstochter auf dem Drachenberg gegeben hatte, und worin die ſieben Zungen des Untiers eingewickelt waren, und ſprach: „Dazu ſoll mir helfen, was ich da in der Hand halte,“ Da ſah der Wirt das Tuch an und ſprach: „Wenn ich alles glaube, ſo glaube ich das nicht, und will wohl Haus und Hof dranſetzen.“ Der Jäger aber nahm einen Beutel mit tauſend Goldſtücken, ſtellte ihn auf den Tiſch und ſagte: „Das ſetze ich dagegen.“ Nun ſprach der König an der königlichen Tafel zu ſeiner Tochter: „Was haben die wilden Tiere alle gewollt, die zu dir gekommen und in mein Schloß ein und aus gegangen ſind?“ Da antwortete ſie: „Ich darfs nicht ſagen, aber ſchickt hin und laßt den Herrn dieſer Tiere holen, ſo werdet Ihr wohltun.“ Der König ſchickte einen Diener ins Wirtshaus und ließ den fremden Mann einladen, und der Diener kam gerade, wie der Jäger mit dem Wirt geweitet hatte. Da ſprach er: „Sieht Er, Herr Wirt, da ſchickt der König einen Diener und läßt mich einladen, aber ich gehe ſo noch nicht.“ Und zu dem Diener ſagte er: „Ich laſſe den Herrn König bitten, daß er mir königliche Kleider ſchickt, einen Wagen mit ſechs Pferden und Diener, die mir aufwarten.“ Als der König die Antwort hörte, ſprach er zu ſeiner Tochter: „Was ſoll ich tun?“ Sagte ſie: „Laßt ihn holen, wie ers verlangt, ſo werdet Ihr wohltun.“ Da ſchickte der König königliche Kleider, einen Wagen mit ſechs Pferden und Diener, die ihm aufwarten ſollten. Als der Jäger ſie kommen ſah, ſprach er: „Sieht Er, Herr Wirt, nun werde ich abgeholt, wie ich es verlangt habe,“ und zog die königlichen Kleider an, nahm das Tuch mit den Drachen-

Digitized by Google

zungen und fuhr zum König. Als ihn der König kommen sah, sprach er zu seiner Tochter: „Wie soll ich ihn empfangen?“ Antwortete sie: „Geht ihm entgegen, so werdet Ihr wohltun.“ Da ging ihm der König entgegen und führte ihn herauf, und seine Tiere folgten ihm nach. Der König wies ihm einen Platz an neben sich und seiner Tochter, der Marschall saß auf der andern Seite, als Bräutigam, aber der kannte ihn nicht mehr. Nun wurden gerade die sieben Häupter der Drachen zur Schau aufgetragen, und der König sprach: „Die sieben Häupter hat der Marschall dem Drachen abgeschlagen, darum geb ich ihm heute meine Tochter zur Gemahlin.“ Da stand der Jäger auf, öffnete die sieben Rachen und sprach: „Wo sind die sieben Zungen des Drachen?“ Da erschrak der Marschall, ward bleich und wußte nicht, was er antworten sollte, endlich sagte er in der Angst: „Drachen haben keine Zungen.“ Sprach der Jäger: „Die Lügner sollten keine haben, aber die Drachenzungen sind das Wahrzeichen des Siegers,“ und wickelte das Tuch auf, da lagen sie alle sieben darin, und dann steckte er jede Zunge in den Rachen, in den sie gehörte, und sie paßte genau. Darauf nahm er das Tuch, in welches der Name der Königstochter gestickt war, und zeigte es der Jungfrau und fragte sie, wem sie es gegeben hätte. Da antwortete sie: „Dem, der den Drachen getötet hat.“ Und dann rief er sein Getier, nahm jedem das Halsband und dem Löwen das goldene Schloß ab und zeigte es der Jungfrau und fragte, wem es angehörte. Antwortete sie: „Das Halsband und das goldene Schloß waren mein, ich habe es unter die Tiere verteilt, die den Drachen besiegen halfen.“ Da sprach der Jäger: „Als ich, müde von dem Kampf, geruht und geschlafen habe, da ist der Marschall gekommen und hat mir den Kopf abgehauen. Dann hat er die Königstochter fortgetragen und vorgegeben, er sei es gewesen, der den Drachen getötet habe; und daß er gelogen hat, beweise ich mit den Zungen, dem Tuch und dem Halsband.“ Und dann erzählte er, wie ihn seine Tiere durch eine wunderbare Wurzel geheilt hätten, und daß er ein Jahr lang mit ihnen herumgezogen und endlich wieder hierhergekommen wäre, wo er den Betrug des Marschalls durch die Erzählung des Wirtes erfahren hätte. Da fragte der König seine Tochter: „Ist es wahr, daß dieser den Drachen getötet hat?“ Da antwortete sie: „Ja, es ist wahr; jetzt darf ich die Schandtat des Marschalls offenbaren, weil sie ohne mein Zutun an den Tag gekommen ist, denn er hat mir das Versprechen, zu schweigen, abgezwungen. Darum aber habe ich mir ausgehalten, daß erst in Jahr und Tag die Hochzeit sollte gefeiert werden.“ Da ließ der König zwölf Ratsherren rufen, die sollten über den Marschall Urteil sprechen, und die urteilten, daß er müßte von vier Ochsen zerrissen werden. Also ward der Marschall gerichtet, der König aber übergab seine Tochter dem Jäger und ernannte ihn zu seinem Statthalter im ganzen Reich. Die Hochzeit ward mit großen Freuden gefeiert, und der junge König ließ seinen Vater und Pflegevater holen und überhäufte sie mit Schätzen. Den Wirt vergaß er auch nicht und ließ ihn kommen und sprach zu ihm: „Sieht Er, Herr Wirt, die Königstochter habe ich geheiratet, und sein Haus und Hof sind mein.“ Sprach der Wirt: „Ja,

Digitized by Google

das wäre nach den Rechten." Der junge König aber sagte: „Es soll nach Gnaden gehen: Haus und Hof soll Er behalten, und die tausend Goldstücke schenke ich Ihm noch dazu." Nun waren der junge König und die junge Königin guter Dinge und lebten vergnügt zusammen. Er zog oft hinaus auf die Jagd, weil das seine Freude war, und die treuen Tiere mußten ihn begleiten. Es lag aber in der Nähe ein Wald, von dem es hieß, er wäre nicht geheuer, und wäre erst einer darin, so käme er nicht leicht wieder heraus. Der junge König hatte aber große Lust, darin zu jagen, und ließ dem alten König keine Ruhe, bis er es ihm erlaubte. Nun ritt er mit einer großen Begleitung aus, und als er zu dem Wald kam, sah er eine schneeweiße Hirschkuh darin und sprach zu seinen Leuten: „Haltet hier, bis ich zurückkomme, ich will das schöne Wild jagen," und ritt ihm nach in den Wald hinein, und nur seine Tiere folgten ihm. Die Leute hielten und warteten bis Abend, aber er kam nicht wieder: da ritten sie heim und erzählten der jungen Königin: „Der junge König ist im Zauberwald einer weißen Hirschkuh nachgejagt und ist nicht wiedergekommen." Da war sie in großer Besorgnis um ihn. Er war aber dem schönen Wild immer nachgeritten und konnte es niemals einholen; wenn er meinte, es wäre schußrecht, so sah er es gleich wieder in weiter Ferne dahinspringen, und endlich verschwand es ganz. Nun merkte er, daß er tief in den Wald hineingeraten war, nahm sein Horn und blies, aber er bekam keine Antwort, denn seine Leute konntens nicht hören. Und da auch die Nacht einbrach, sah er, daß er diesen Tag nicht heimkommen könnte, stieg ab, machte sich bei einem Baum ein Feuer an und wollte dabei übernachten. Als er bei dem Feuer saß und seine Tiere sich auch neben ihn gelegt hatten, deuchte ihn, als höre er eine menschliche Stimme: er schaute umher, konnte aber nichts bemerken. Bald darauf hörte er wieder ein Ächzen wie von oben her, da blickte er in die Höhe und sah ein altes Weib auf dem Baum sitzen, das jammerte in einem fort: „Hu, hu, hu, was mich friert!" Sprach er: „Steig herab und wärme dich, wenn dich friert." Sie aber sagte: „Nein, deine Tiere beißen mich." Antwortete er: „Sie tun dir nichts, altes Mütterchen, komm nur herunter." Sie war aber eine Hexe und sprach: „Ich will dir eine Rute von dem Baum herabwerfen, wenn du sie damit auf den Rücken schlägst, tun sie mir nichts." Da warf sie ihm ein Rütlein herab, und er schlug sie damit, alsbald lagen sie still und waren in Stein verwandelt. Und als die Hexe vor den Tieren sicher war, sprang sie herunter und rührte auch ihn mit einer Rute an und verwandelte ihn in Stein. Darauf lachte sie und schleppte ihn und die Tiere in einen Graben, wo schon mehr solcher Steine lagen. Als aber der junge König gar nicht wiederkam, ward die Angst und Sorge der Königin immer größer. Nun trug sich zu, daß gerade in dieser Zeit der andere Bruder, der bei der Trennung gen Osten gewandelt war, in das Königreich kam. Er hatte einen Dienst gesucht und keinen gefunden, war dann herumgezogen, hin und her, und hatte seine Tiere tanzen lassen. Da fiel ihm ein, er wollte einmal nach dem Messer sehen, das sie bei ihrer Trennung in einen Baumstamm gestoßen hatten, um zu erfahren, wie es seinem

Digitized by Google

Bruder ginge. Wie er dahinkam, war seines Bruders Seite halb verrostet, und halb war sie noch blank. Da erschrak er und dachte: „Meinem Bruder muß ein großes Unglück zugestoßen sein, doch kann ich ihn vielleicht noch retten, denn die Hälfte des Messers ist noch blank.“ Er zog mit seinen Tieren gen Westen, und als er in das Stadttor kam, trat ihm die Wache entgegen und fragte, ob sie ihn bei seiner Gemahlin melden sollte: die junge Königin wäre schon seit ein paar Tagen in großer Angst über sein Ausbleiben und fürchtete, er wäre im Zauberwald umgekommen. Die Wache nämlich glaubte nicht anders, als er wäre der junge König selbst, so ähnlich sah er ihm, und hatte auch die wilden Tiere hinter sich laufen. Da merkte er, daß von seinem Bruder die Rede war, und dachte: „Es ist das beste, ich gebe mich für ihn aus, so kann ich ihn wohl leichter erretten.“ Also ließ er sich von der Wache ins Schloß begleiten und ward mit großen Freuden empfangen. Die junge Königin meinte nicht anders, als es wäre ihr Gemahl und fragte ihn, warum er so lange ausgeblieben wäre. Er antwortete: „Ich hatte mich in einem Walde verirrt und konnte mich nicht eher wieder herausfinden.“ Abends ward er in das königliche Bett gebracht, aber er legte ein zweischneidiges Schwert zwischen sich und die junge Königin: sie wußte nicht, was das heißen sollte, getraute aber nicht zu fragen. Da blieb er ein paar Tage und erforschte derweil alles, wie es mit dem Zauberwald beschaffen war, endlich sprach er: „Ich muß noch einmal dort jagen.“ Der König und die junge Königin wollten es ihm ausreden, aber er bestand darauf und zog mit großer Begleitung hinaus. Als er in den Wald gekommen war, erging es ihm wie seinem Bruder, er sah eine weiße Hirschkuh und sprach zu seinen Leuten: „Bleibt hier und wartet, bis ich wiederkomme, ich will das schöne Wild jagen,“ ritt in den Wald hinein, und seine Tiere liefen ihm nach. Aber er konnte die Hirschkuh nicht einholen und geriet so tief in den Wald, daß er darin übernachten mußte. Und als er ein Feuer angemacht hatte, hörte er über sich ächzen: „Hu, hu, hu, wie mich friert!“ Da schaute er hinauf, und es saß dieselbe Hexe oben im Baum. Sprach er: „Wenn dich friert, so komm herab, altes Mütterchen, und wärme dich.“ Antwortete sie: „Nein, deine Tiere beißen mich.“ Er aber sprach: „Sie tun dir nichts.“ Da rief sie: „Ich will dir eine Rute hinabwerfen, wenn du sie damit schlägst, dann tun sie mir nichts.“ Wie der Jäger das hörte, traute er der Alten nicht und sprach: „Meine Tiere schlag ich nicht, komm du herunter, oder ich hol dich.“ Da rief sie: „Was willst du wohl? Du tust mir noch nichts.“ Er aber antwortete: „Kommst du nicht, so schieß ich dich herunter.“ Sprach sie: „Schieß nur zu, vor deinen Kugeln fürchte ich mich nicht.“ Da legte er an und schoß nach ihr, aber die Hexe war fest gegen alle Bleikugeln, lachte, daß es gellte, und rief: „Du sollst mich noch nicht treffen.“ Der Jäger wußte Bescheid, riß sich drei silberne Knöpfe vom Rock und lud sie in die Büchse, denn dagegen war ihre Kunst umsonst, und als er losdrückte, stürzte sie gleich mit Geschrei herab. Da stellte er den Fuß auf sie und sprach: „Alte Hexe, wenn du nicht gleich gestehst, wo mein Bruder ist, so pack ich dich auf mit beiden Händen und

Digitized by Google

werfe dich ins Feuer." Sie war in großer Angst, bat um Gnade und sagte: „Er liegt mit seinen Tieren versteinert in einem Graben." Da zwang er sie, mit hinzugehen, drohte ihr und sprach: „Alte Meerkatze, jetzt machst du meinen Bruder und alle Geschöpfe, die hier liegen, lebendig, oder du kommst ins Feuer." Sie nahm eine Rute und rührte die Steine an, da wurde sein Bruder mit den Tieren wieder lebendig, und viele andere, Kaufleute, Handwerker, Hirten, standen auf, dankten für ihre Befreiung und zogen heim. Die Zwillingsbrüder aber, als sie sich wiedersahen, küßten sich und freuten sich von Herzen. Dann griffen sie die Hexe, banden sie und legten sie ins Feuer, und als sie verbrannt war, da tat sich der Wald von selbst auf und war licht und hell, und man konnte das königliche Schloß auf drei Stunden Wegs sehen. Nun gingen die zwei Brüder zusammen nach Haus und erzählten einander auf dem Weg ihre Schicksale. Und als der jüngste sagte, er wäre an des Königs Statt Herr im ganzen Lande, sprach der andere: „Das hab ich wohl gemerkt, denn als ich in die Stadt kam und für dich angesehen ward, da geschah mir alle königliche Ehre: die junge Königin hielt mich für ihren Gemahl, und ich mußte an ihrer Seite essen und in deinem Bett schlafen." Wie das der andere hörte, ward er so eifersüchtig und zornig, daß er sein Schwert zog und seinem Bruder den Kopf abschlug. Als dieser aber tot dalag, und er sein rotes Blut fließen sah, reute es ihn gewaltig: „Mein Bruder hat mich erlöst," rief er aus, „und ich habe ihn dafür getötet!" und jammerte laut. Da kam sein Hase und erbot sich, von der Lebenswurzel zu holen, sprang fort und brachte sie noch zu rechter Zeit: und der Tote ward wieder ins Leben gebracht und merkte gar nichts von der Wunde. Darauf zogen sie weiter, und der jüngste sprach: „Du siehst aus wie ich, hast königliche Kleider an wie ich, und die Tiere folgen dir nach wie mir: wir wollen zu den entgegengesetzten Toren eingehen und von zwei Seiten zugleich beim alten König anlangen." Also trennten sie sich, und bei dem alten König kam zu gleicher Zeit die Wache von dem einen und dem andern Tore und meldete, der junge König mit den Tieren wäre von der Jagd angelangt. Sprach der König: „Es ist nicht möglich, die Tore liegen eine Stunde weit auseinander." Indem aber kamen von zwei Seiten die beiden Brüder in den Schloßhof hinein und stiegen beide herauf. Da sprach der König zu seiner Tochter: „Sag an, welcher ist dein Gemahl? Es sieht einer aus wie der andere, ich kanns nicht wissen." Sie war da in großer Angst und konnte es nicht sagen, endlich fiel ihr das Halsband ein, das sie den Tieren gegeben hatte, suchte und fand an dem einen Löwen ihr goldenes Schlößchen: da rief sie vergnügt: „Der, dem dieser Löwe nachfolgt, der ist mein rechter Gemahl." Da lachte der junge König und sagte: „Ja, das ist der rechte." Und sie setzten sich zusammen zu Tisch, aßen und tranken und waren fröhlich. Abends, als der junge König zu Bett ging, sprach seine Frau: „Warum hast du die vorigen Nächte immer ein zweischneidiges Schwert in unser Bett gelegt, ich habe geglaubt, du wolltest mich totschlagen." Da erkannte er, wie treu sein Bruder gewesen war.

Digitized by Google

Die Gänsemagd / Es

lebte einmal eine alte Königin, der war ihr Gemahl schon lange Jahre gestorben, und sie hatte eine schöne Tochter. Wie die erwuchs, wurde sie weit über Feld an einen Königssohn versprochen. Als nun die Zeit kam, wo sie vermählt werden sollten und das Kind in das fremde Reich abreisen mußte, packte ihr die Alte gar viel köstliches Gerät und Geschmeide ein, Gold und Silber, Becher und Kleinode, kurz alles, was nur zu einem königlichen Brautschatz gehörte, denn sie hatte ihr Kind von Herzen lieb. Auch gab sie ihr eine Kammerjungfer bei, welche mitreiten und die Braut in die Hände des Bräutigams überliefern sollte, und jede bekam ein Pferd zur Reise, aber das Pferd der Königstochter hieß Falada und konnte sprechen. Wie nun die Abschiedsstunde da war, begab sich die alte Mutter in ihre Schlafkammer, nahm ein Messerlein und schnitt damit in ihre Finger, daß sie bluteten: darauf hielt sie ein weißes Läppchen unter und ließ drei Tropfen Blut hineinfallen, gab sie der Tochter und sprach: „Liebes Kind, verwahre sie wohl, sie werden dir unterwegs nottun." Also nahmen sie beide voneinander betrübten Abschied: das Läppchen steckte die Königstochter in ihren Busen vor sich, setzte sich aufs Pferd und zog nun fort zu ihrem Bräutigam. Da sie eine Stunde geritten waren, empfand sie heißen Durst und sprach zu ihrer Kammerjungfer: „Steig ab und schöpfe mir mit meinem Becher, den du für mich mitgenommen hast, Wasser aus dem Bache, ich möchte gern einmal trinken." „Wenn Ihr Durst habt," sprach die Kammerjungfer, „so steigt selber ab, legt Euch ans Wasser und trinkt, ich mag Eure Magd nicht sein." Da stieg die Königstochter vor großem Durst herunter, neigte sich über das Wasser im Bach und trank und durfte nicht aus dem goldenen Becher trinken. Da sprach sie: „Ach Gott!" Da antworteten die drei Blutstropfen: „Wenn das deine Mutter wüßte, das Herz im Leibe tät ihr zerspringen." Aber die Königsbraut war demütig, sagte nichts und stieg wieder zu Pferde. So ritten sie etliche Meilen weiter fort, aber der Tag war warm, die Sonne stach, und sie durstete bald von neuem. Da sie nun an einen Wasserfluß kamen, rief sie noch einmal ihrer Kammerjungfer: „Steig ab und gib mir aus meinem Goldbecher zu trinken," denn sie hatte aller bösen Worte längst vergessen. Die Kammerjungfer sprach aber noch hochmütiger: „Wollt Ihr trinken, so trinkt allein, ich mag nicht Eure Magd sein." Da stieg die Königstochter hernieder vor großem Durst, legte sich über das fließende Wasser, weinte und sprach: „Ach Gott!" Und die Blutstropfen antworteten wiederum: „Wenn das deine Mutter wüßte, das Herz im Leibe tät ihr zerspringen." Und wie sie so trank und sich recht überlehnte, fiel ihr das Läppchen, worin die drei Tropfen waren, aus dem Busen und floß mit dem Wasser fort, ohne daß sie es in ihrer großen Angst merkte. Die Kammerjungfer hatte aber zugesehen und freute sich, daß sie Gewalt über die Braut bekäme; denn damit, daß diese die Blutstropfen verloren hatte, war sie schwach und machtlos geworden. Als sie nun wieder auf ihr Pferd steigen wollte, das da hieß Falada, sagte

Digitized by Google

Digitized by Google

die Kammerfrau: „Auf Falada gehör ich, und auf meinen Gaul gehörst du." Und das mußte sie sich gefallen lassen. Dann befahl ihr die Kammerfrau mit harten Worten, die königlichen Kleider auszuziehen und ihre schlechten anzulegen, und endlich mußte sie sich unter freiem Himmel verschwören, daß sie am königlichen Hof keinem Menschen etwas davon sprechen wollte; und wenn sie diesen Eid nicht abgelegt hätte, wäre sie auf der Stelle umgebracht worden. Aber Falada sah das alles an und nahms wohl in acht. Die Kammerfrau stieg nun auf Falada und die wahre Braut auf das schlechte Roß, und so zogen sie weiter, bis sie endlich in dem königlichen Schloß eintrafen. Da war große Freude über ihre Ankunft, und der Königssohn sprang ihnen entgegen, hob die Kammerfrau vom Pferde und meinte, sie wäre seine Gemahlin: sie ward die Treppe hinaufgeführt, die wahre Königstochter aber mußte unten stehenbleiben. Da schaute der alte König am Fenster und sah sie im Hof halten und sah, wie sie fein war, zart und gar schön: ging alsbald hin ins königliche Gemach und fragte die Braut nach der, die sie bei sich hätte und da unten im Hofe stünde, und wer sie wäre. „Die hab ich mir unterwegs mitgenommen zur Gesellschaft; gebt der Magd was zu arbeiten, daß sie nicht müßig steht." Aber der alte König hatte keine Arbeit für sie und wußte nichts, als daß er sagte: „Da hab ich so einen kleinen Jungen, der hütet die Gänse, dem mag sie helfen." Der Junge hieß Kürdchen (Konrädchen), dem mußte die wahre Braut helfen Gänse hüten. Bald aber sprach die falsche Braut zu dem jungen König: „Liebster Gemahl, ich bitte Euch, tut mir einen Gefallen." Er antwortete: „Das will ich gerne tun." „Nun, so laßt den Schinder rufen und da dem Pferde, worauf ich hergeritten bin, den Hals abhauen, weil es mich unterwegs geärgert hat." Eigentlich aber fürchtete sie, daß das Pferd sprechen möchte, wie sie mit der Königstochter umgegangen war. Nun war das so weit geraten, daß es geschehen und der treue Falada sterben sollte, da kam es auch der rechten Königstochter zu Ohr, und sie versprach dem Schinder heimlich ein Stück Geld, das sie ihm bezahlen wollte, wenn er ihr einen kleinen Dienst erwiese. In der Stadt war ein großes finsteres Tor, wo sie abends und morgens mit den Gänsen durch mußte, unter das finstere Tor möchte er dem Falada seinen Kopf hinnageln, daß sie ihn doch noch mehr als einmal sehen könnte. Also versprach das der Schindersknecht zu tun, hieb den Kopf ab und nagelte ihn unter das finstere Tor fest. Des Morgens früh, da sie und Kürdchen unterm Tor hinaustrieben, sprach sie im Vorbeigehen: „O du Falada, da du hangest," da antwortete der Kopf: „O du Jungfer Königin, da du gangest, / wenn das deine Mutter wüßte, / ihr Herz tät ihr zerspringen." ~ Da zog sie still weiter zur Stadt hinaus, und sie trieben die Gänse aufs Feld. Und wenn sie auf der Wiese angekommen war, saß sie nieder und machte ihre Haare auf, die waren eitel Gold, und Kürdchen sah sie und freute sich, wie sie glänzten, und wollte ihr ein paar ausraufen. Da sprach sie: „Weh, weh, Windchen, / nimm Kürdchen sein Hütchen, / und laßn sich mit jagen, / bis ich mich geflochten und geschnatzt / und wieder aufgesatzt." ~ Und da kam ein so starker Wind, daß er dem Kürdchen sein Hütchen weg-

Digitized by Google

wehte über alle Land, und es mußte ihm nachlaufen. Bis es wiederkam, war sie mit dem Kämmen und Aufsetzen fertig, und er konnte keine Haare kriegen. Da war Kürdchen bös und sprach nicht mit ihr; und so hüteten sie die Gänse, bis daß es Abend ward, dann gingen sie nach Haus. Den anderen Morgen, wie sie unter dem finsteren Tor hinaustrieben, sprach die Jungfrau: „O du Falada, da du hangest," Falada antwortete: „O du Jungfer Königin, da du gangest, / wenn das deine Mutter wüßte, / das Herz tät ihr zerspringen." ~ Und in dem Feld setzte sie sich wieder auf die Wiese und fing an ihr Haar auszukämmen, und Kürdchen lief und wollte danach greifen, da sprach sie schnell: „Weh, weh, Windchen, / nimm Kürdchen sein Hütchen, / und lassn sich mit jagen, / bis ich mich geflochten und geschnatzt / und wieder aufgesatzt." ~ Da wehte der Wind und wehte ihm das Hütchen vom Kopf weit weg, daß Kürdchen nachlaufen mußte; und als es wiederkam, hatte sie längst ihr Haar zurecht, und es konnte keins davon erwischen; und so hüteten sie die Gänse, bis es Abend ward. Abends aber, nachdem sie heimgekommen waren, ging Kürdchen vor den alten König und sagte: „Mit dem Mädchen will ich nicht länger Gänse hüten." ~ „Warum denn?" fragte der alte König. „Ei, das ärgert mich den ganzen Tag." Da befahl ihm der alte König, zu erzählen, wies ihm denn mit ihr ginge. Da sagte Kürdchen: „Morgens, wenn wir unter dem finsteren Tor mit der Herde durchkommen, so ist da ein Gaulskopf an der Wand, zu dem redet sie: „Falada, da du hangest," da antwortet der Kopf: „O du Königsjungfer, da du gangest, / wenn das deine Mutter wüßte, / das Herz tät ihr zerspringen." Und so erzählte Kürdchen weiter, was auf der Gänsewiese geschähe, und wie es da dem Hute im Winde nachlaufen mußte. Der alte König befahl ihm, den nächsten Tag wieder hinauszutreiben, und er selbst, wie es Morgen war, setzte sich hinter das finstere Tor und hörte da, wie sie mit dem Haupt des Falada sprach; und dann ging er ihr auch nach in das Feld und barg sich in einem Busch auf der Wiese. Da sah er nun bald mit seinen eigenen Augen, wie die Gänsemagd und der Gänsejunge die Herde getrieben brachten, und wie nach einer Weile sie sich setzte und ihre Haare losflocht, die strahlten von Glanz. Gleich sprach sie wieder: „Weh, weh, Windchen, / nimm Kürdchen sein Hütchen, / und lassn sich mit jagen, / bis daß ich mich geflochten und geschnatzt / und wieder aufgesatzt." ~ Da kam ein Windstoß und fuhr mit Kürdchens Hut weg, daß es weit zu laufen hatte, und die Magd kämmte und flocht ihre Locken still fort, welches der alte König alles beobachtete. Darauf ging er unbemerkt zurück, und als abends die Gänsemagd heimkam, rief er sie beiseite und fragte, warum sie dem allem so täte? „Das darf ich Euch nicht sagen, und darf auch keinem Menschen mein Leid klagen, denn so hab ich mich unter freiem Himmel verschworen, weil ich sonst um mein Leben gekommen wäre." Er drang in sie und ließ ihr keinen Frieden, aber er konnte nichts aus ihr herausbringen. Da sprach er: „Wenn du mir nichts sagen willst, so klag dem Eisenofen da dein Leid," und ging fort. Da kroch sie in den Eisenofen, fing an zu jammern und zu weinen, schüttete ihr Herz aus und sprach: „Da sitze ich nun von aller Welt verlassen, und bin doch eine

Digitized by Google

Königstochter, und eine falsche Kammerjungfer hat mich mit Gewalt dahin gebracht, daß ich meine königlichen Kleider habe ablegen müssen, und hat meinen Platz bei meinem Bräutigam eingenommen, und ich muß als Gänsemagd gemeine Dienste tun. Wenn das meine Mutter wüßte, das Herz im Leib tät ihr zerspringen." Der alte König stand aber außen an der Ofenröhre, lauerte ihr zu und hörte, was sie sprach. Da kam er wieder herein und hieß sie aus dem Ofen gehen. Da wurden ihr königliche Kleider angetan, und es schien ein Wunder, wie sie so schön war. Der alte König rief seinen Sohn und offenbarte ihm, daß er die falsche Braut hätte: die wäre bloß ein Kammermädchen, die wahre aber stände hier als die gewesene Gänsemagd. Der junge König war herzensfroh, als er ihre Schönheit und Tugend erblickte, und ein großes Mahl wurde angestellt, zu dem alle Leute und guten Freunde gebeten wurden. Obenan saß der Bräutigam, die Königstochter zur einen Seite und die Kammerjungfer zur anderen, aber die Kammerjungfer war verblendet und erkannte jene nicht mehr in dem glänzenden Schmuck. Als sie nun gegessen und getrunken hatten und gutes Muts waren, gab der alte König der Kammerfrau ein Rätsel auf, was eine solche wert wäre, die den Herrn so und so betrogen hätte, erzählte damit den ganzen Verlauf und fragte: „Welches Urteils ist diese würdig?" Da sprach die falsche Braut: „Die ist nichts Besseres wert, als daß sie splitternackt ausgezogen und in ein Faß gesteckt wird, das inwendig mit spitzen Nägeln beschlagen ist; und zwei weiße Pferde müssen vorgespannt werden, die sie Gasse auf, Gasse ab zu Tode schleifen." „Das bist du," sprach der alte König, „und hast dein eigen Urteil gefunden, und danach soll dir widerfahren." Und als das Urteil vollzogen war, vermählte sich der junge König mit seiner rechten Gemahlin, und beide beherrschten ihr Reich in Frieden und Seligkeit.

Von dem Wacholderbusch / E

s ist schon lange her, wohl zweitausend Jahre, da lebte ein reicher Mann, der hatte eine schöne fromme Frau. Sie hatten sich beide lieb, hatten aber keine Kinder; sie wünschten sich aber sehr welche, und die Frau betete Tag und Nacht darum. Vor ihrem Hause war ein Hof, darauf stand ein Wacholderbusch, unter dem stand die Frau einmal im Winter und schälte sich einen Apfel, und als sie den Apfel so schälte, schnitt sie sich in den Finger, und das Blut fiel in den Schnee. „Ach," sagte die Frau und seufzte so recht tief und sah das Blut vor sich an und war so recht traurig, „hätte ich doch ein Kind, so rot wie Blut und so weiß wie Schnee." Als sie das sagte, wurde ihr so fröhlich zu Sinn, als sollte etwas daraus werden. Da ging sie ins Haus. Nach einem Monat schmolz der Schnee. Nach zwei Monaten wurde es grün. Es vergingen drei Monate, da kamen die Blumen aus der Erde, und vier Monate, da schossen die Bäume ins Holz, und die grünen Zweige wuchsen all ineinander; da sangen die Vöglein, daß das ganze Holz schallte, und die Blüten fielen von den Bäumen. Der fünfte Monat war vorbei, da stand sie unter dem Wacholderbusch, der roch so schön, da sprang ihr das Herz vor Freuden, und sie fiel auf die Knie und konnte sich nicht lassen. Und als

Digitized by Google

der sechste Monat vorbei war, da wurden die Früchte dick und schwer. Da wurde sie ganz still. Im siebenten Monat streifte sie von den Wacholderbeeren und aß und war dabei traurig und krank. Der achte Monat verging, da rief sie ihren Mann und weinte und sprach: „Wenn ich sterbe, so begrab mich unter dem Wacholderbusch.“ Dann ward sie getrost und freute sich, bis der neunte Monat zu Ende ging; da bekam sie ein Kind so weiß wie Schnee und so rot wie Blut, und als sie das sah, freute sie sich so, daß sie starb. Da begrub ihr Mann sie unter dem Wacholderbusch und weinte und klagte laut. Nicht lange, da hörte er auf mit Weinen, und noch eine Zeitlang, da nahm er wieder eine Frau. Mit der zweiten Frau bekam er eine Tochter, aber das Kind von der ersten Frau war ein Söhnlein, das blieb so rot wie Blut und so weiß wie Schnee. Wenn die Frau nun ihre Tochter ansah, so hatte sie sie sehr lieb, wenn sie aber den Jungen ansah, dann ging es ihr durchs Herz, und er war ihr überall im Wege. Sie dachte immer nur, wie ihre Tochter des Vaters Gut allein bekommen könnte, und der Böse gab es ihr ein, daß sie dem Jungen ganz gram wurde und ihn von einer Ecke in die andere stieß und ihn knuffte und schlug, so daß das arme Kind immer in Angst war. Wenn er aus der Schule kam, hatte er keine ruhige Stunde. Einmal ging die Frau auf die Kammer, da kam ihre kleine Tochter und sagte: „Mutter, gib mir nen Apfel.“ „Ja, mein Kind,“ sagte die Frau und gab ihr einen schönen Apfel aus der Kiste; die Kiste hatte aber einen großen, schweren Deckel mit einem großen, scharfen, eisernen Schloß. „Mutter,“ sprach das Mädchen, „soll der Bruder nicht auch einen haben?“ Das verdroß die Frau, doch sie sprach: „Ja, wenn er aus der Schule kommt.“ Dabei sah sie durchs Fenster und sah ihn kommen. Da kam der Böse über sie, und sie griff zu und riß ihrer Tochter den Apfel weg, warf ihn in die Kiste, schlug den Deckel zu und sprach: „Du sollst nicht früher einen haben als dein Bruder.“ Da kam der Junge durch die Tür, und der Böse gab es ihr ein, daß sie ihn freundlich fragte: „Mein Sohn, willst du einen Apfel?“ Aber sie sah ihn dabei böse an. „Mutter,“ sagte der Junge, „wie siehst du mich an! Ja, gib mir einen Apfel.“ Da mußte sie ihm zureden: „Komm mit, hol dir einen heraus.“ Sie machte den Deckel auf, der Junge bückte sich, da riet der Böse, bratsch! schlug sie den Deckel zu, daß der Kopf unter die roten Äpfel fiel. Jetzt überfiel sie die Angst, und sie dachte: „Wie kann ich das von mir bringen?“ Sie ging in ihre Stube und kramte in ihrer Lade und fand ein weißes Tuch. Sie setzte den Kopf wieder auf den Hals, band das Halstuch darum, setzte ihn auf einen Stuhl vor die Tür und gab ihm den Apfel in die Hand. Marleenken kam zu ihrer Mutter in die Küche. Die Mutter stand am Feuer und hatte einen Topf mit heißem Wasser vor sich und rührte und rührte darin. „Mutter,“ sagte Marleenken, „der Bruder sitzt vor der Tür und sieht ganz weiß aus und hat einen Apfel in der Hand. Ich bat ihn, er sollt mir den Apfel geben, aber er spricht nicht, da wurde mir bange.“ „Geh noch einmal hin,“ sagte die Mutter, „und wenn er dir nicht Antwort gibt, so schlag ihn an die Ohren.“ Da ging Marleenken hin und sprach: „Bruder, gib mir den Apfel.“ Er schwieg, und sie schlug, da fiel sein

Digitized by Google

Kopf herunter. Sie erschrak und weinte und schrie und rannte zu ihrer Mutter und sagte: „Ach, Mutter, ich habe meinem Bruder den Kopf abgeschlagen," und weinte und weinte und wollte nicht aufhören. „Marleenken," sprach die Mutter, „was hast du getan! Nun schweig still, daß es kein Mensch merkt, das ist nun nicht zu ändern; wir wollen ihn kochen." Die Mutter nahm den Jungen, hackte ihn in Stücke, tat sie in den Topf und kochte ihn. Marleenken stand dabei und weinte und weinte. Die Tränen fielen all in den Topf, und sie brauchten gar kein Salz. Der Vater kam und setzte sich zu Tisch und fragte: „Wo ist denn mein Sohn?" Da brachte die Mutter eine große, große Schüssel mit Schwarzsauer, und Marleenken weinte und konnte sich gar nicht halten. Der Vater fragte wieder: „Wo ist denn mein Sohn?" „Ach," sagte die Mutter, „er ist über Land zum Großohm; da will er eine Weile bleiben." „Was tut er da? Er hat mir kein Wort davon gesagt!" „Ach, er wollt es gern und bat so viel, ob er da sechs Wochen bleiben könnt; er ist gut aufgehoben." „Ach," sagte der Mann, „mir ist so traurig, das ist nicht recht, er hätte mir Lebwohl sagen sollen." Damit fing er an zu essen und sagte: „Marleenken, nun weine nicht mehr, der Bruder kommt ja bald wieder. Ach, Frau, wie schmeckt das Essen gut! Gib mir mehr!" Und je mehr er aß, je mehr wollte er haben und sagte: „Gebt mir mehr, ihr sollt nichts davon haben, das ist, als wenn das alles mein wär." Er aß und aß und warf die Knöchelchen alle unter den Tisch, bis er alles auf hatte. Marleenken aber holte aus ihrer Truhe das beste seidene Tuch und suchte alle Beinchen und Knochen unter dem Tisch auf, band sie hinein, ging vor die Tür und weinte blutige Tränen. Sie kam zu dem Wacholderbusch und legte das Tüchlein ins grüne Gras, da wurde ihr wieder leicht, und sie weinte nicht mehr. Da fing der Wacholderbusch an sich zu bewegen, und die Zweige taten sich voneinander und leise wieder zusammen, als wenn sich einer so recht freut und mit den Händen so tut. Dabei kam ein Nebel aus dem Busch, und in dem Nebel brannte es wie Feuer, und aus dem Feuer flog ein schöner Vogel heraus, der sang so herrlich und schwang sich hoch in die Luft. Als er weg war, stand der Wacholderbusch stille wie vordem, und das Tuch mit den Knochen war fort. Marleenken aber war leicht und froh zumute, als lebte ihr Bruder noch. Sie sprang ins Haus, setzte sich an den Tisch und aß. Der Vogel aber flog weg und setzte sich auf des Goldschmieds Haus und sang: „Mein Mutter, die mich schlacht, / mein Vater, der mich aß, mein Schwester, das Marlenichen, / sucht alle meine Beinchen, / bindt sie in ein seiden Tuch, / legts unter den Wacholderbusch / Kywitt, kywitt / welch ein schöner Vogel bin ich!" Der Goldschmied saß in seiner Werkstatt und machte eine goldene Kette, da hörte er den Vogel, der auf seinem Dach saß und sang, und das dünkte ihn sehr schön. Er sprang auf und lief so schnell, daß er einen Pantoffel verlor. Er hörte nur den Vogel und stand mitten auf der Straße, mit einem Pantoffel und einem Strumpf, sein Schurzfell vor, in der einen Hand die goldene Kette und in der anderen seine Zange. So stand er und sah immer den Vogel an. „Vogel," sagte er endlich, „wie schön kannst du singen! Sing mir das noch

Digitized by Google

mal." „Nein," sagte der Vogel, „zweimal sing ich nicht umsonst. Gib mir die goldene Kette, dann will ich dirs noch einmal singen." „Da," sprach der Goldschmied, „nimm die Kette und sing mirs noch einmal." Der Vogel kam und nahm die goldene Kette, setzte sich vor den Goldschmied und sang: „Mein Mutter, die mich schlacht, / mein Vater, der mich aß, / mein Schwester, das Marlenichen, / sucht alle meine Benichen, / bindt sie in ein seiden Tuch, / legts unter den Wacholderbusch / kywitt, kywitt, welch ein schöner Vogel bin ich!" Damn flog der Vogel fort zu einem Schuster, setzte sich auf sein Dach und sang: „Mein Mutter, die mich schlacht, / mein Vater, der mich aß, / mein Schwester, das Marlenichen, / sucht alle meine Benichen, / bindt sie in ein seiden Tuch / legts unter den Wacholderbusch / kywitt, kywitt, welch ein schöner Vogel bin ich!" Der Schuster hörte das und lief in Hemdsärmeln vor die Tür und sah nach seinem Dach und mußte die Hände vor die Augen halten, daß die Sonne ihn nicht blendete. „Vogel," sagte er, „wie schön du singst!" Er rief in seine Tür: „Frau, komm schnell heraus, da ist ein Vogel; sieh mal den Vogel, der kann mal schön singen." Dann rief er seine Tochter und Kinder und Gesellen, Knecht und Magd, und alle kamen auf die Straße und sahen den schönen Vogel an, mit seinen roten und grünen Federn, und um seinen Hals war es wie lauter Gold, und seine Auge leuchteten wie Sterne. „Vogel," rief der Schuster, „das Stück sing mir noch einmal." „Nein," sprach der Vogel, „zweimal sing ich nicht umsonst, du mußt mir was schenken." „Frau," sagte der Mann, „geh in die Stube, auf dem obersten Bort stehen ein Paar rote Schuhe, die bring her." Die Frau lief und holte die Schuhe. „Da, Vogel," sagte der Mann, „nun sing mir das Stück noch einmal." Der Vogel kam und nahm die Schuhe in die linke Klaue, flog wieder aufs Dach und sang: „Mein Mutter, die mich schlacht, / mein Vater, der mich aß, / mein Schwester, das Marlenichen, / sucht alle meine Benichen, / bindt sie in ein seiden Tuch / legts unter den Wacholderbusch / kywitt, kywitt, welch ein schöner Vogel bin ich!" Als er ausgesungen hatte, flog er weg. Die Kette in der rechten, die Schuhe in der linken Klaue, flog er nach einer Mühle, die klapperte klippe, klappe, klippe, klappe, klippe, klappe. In der Mühle saßen zwanzig Müllerburschen, die hatten einen Stein und hackten hick hack, hick hack, hick hack, dazu klapperte immerfort die Mühle klippe klappe, klippe klappe. Der Vogel setzte sich auf die Linde vor der Mühle und sang: „Mein Mutter, die mich schlacht," da hörte einer auf, „mein Vater, der mich aß," ~ da hörten noch zwei auf und hörten zu, „mein Schwester, das Marlenichen," ~ da hörten wieder vier auf, „sucht alle meine Benichen, / bindt sie in ein seiden Tuch," nun hackten nur noch acht, „Legts unter" ~ nun bloß noch fünf, „den Wacholderbusch." Nun noch einer. „Kywitt, kywitt, welch ein schöner Vogel bin ich!" Da hörte der letzte auf und hatte das letzte noch gehört. „Vogel," sagte er, „wie schön du singst! Laß mich das auch hören, sing noch einmal." „Nein," sagte der Vogel, „zweimal sing ich nicht umsonst, gib mir den Mühlstein, dann sing ich noch einmal." „Ja," sagte er, „wenn er mein eigen wär, ich gäb ihn dir." Da sagten die anderen: „Ja, wenn er noch

Digitized by Google

einmal singt, soll er ihn haben." Der Vogel flog herab, und die zwanzig Müllerburschen faßten mit Hebeln unter den Stein und riefen: „Hu uh up, hu uh up, hu uh up!" Der Vogel steckte den Kopf durch das Loch und nahm den Stein um wie einen Kragen, flog wieder auf den Baum und sang: „Mein Mutter, die mich schlacht, / mein Vater, der mich aß, / mein Schwester, das Marlenichen, / sucht alle meine Benichen, / bindt sie in ein seiden Tuch, / legts unter den Wacholderbusch / Kywitt, kywitt, welch ein schöner Vogel bin ich!" Als er ausgesungen hatte, breitete er die Flügel aus, nahm in die rechte Klaue die Kette und in die linke die roten Schuhe, um den Hals hing ihm der Mühlstein, so flog er weit fort nach seines Vaters Haus. In der Stube saß der Vater, die Mutter und Marleenken bei Tisch, und der Vater sagte: „Ach, mir wird so leicht, mir ist so recht gut zumute." „Nein," sagte die Mutter, „mir ist so recht angst, wie wenn ein schweres Gewitter kommt." Marleenken aber saß und weinte und weinte, da kam der Vogel angeflogen, und als er sich auf das Dach setzte, rief der Vater: „Ach, wie ist mir freudig zu Sinn! Die Sonne scheint so hell, und mir ist, als sollte ich einen alten Bekannten wiedersehen." „Nein," sagte die Frau, „mir ist so angst, die Zähne klappern mir, mir ist, als hätt ich Feuer in den Adern." Sie riß ihr Kleid auf, als sollt sie ersticken. Marleenken saß in der Ecke und drückte ihr Tüchlein an die Augen und weinte, und weinte das Tüchlein ganz naß. Da setzte sich der Vogel auf den Wacholderbusch und sang: „Mein Mutter, die mich schlacht." Da hielt sich die Mutter die Ohren zu und kniff die Augen zu und wollte nichts sehen und hören, aber es brauste ihr in den Ohren wie der allerstärkste Sturm, und die Augen brannten ihr, und es zuckte davor wie Blitze. „Mein Vater, der mich aß" ~ „ach, Mutter," sagte der Mann, „da ist ein schöner Vogel, der singt so herrlich, die Sonne scheint so warm, und es riecht wie lauter Blütenduft." ~ „Mein Schwester, das Marlenichen" ~ Marleenken legte den Kopf auf die Knie und weinte und weinte, der Mann aber sagte: „Ich geh hinaus, ich muß den Vogel von nah sehen." „Ach, geh nicht," sprach die Frau, „mir ist, als bebte das ganze Haus und stünde in lauter Flammen." Aber der Mann ging doch hinaus und sah den Vogel an ~ „sucht alle meine Benichen / bindt sie in ein seiden Tuch / legts unter den Wacholderbusch / Kywitt, kywitt, welch ein schöner Vogel bin ich!" Dabei ließ der Vogel die goldene Kette fallen, und sie fiel dem Mann um den Hals, gerade daß sie schön paßte. Der Mann ging herein und sagte: „Sieh, welch ein schöner Vogel, er hat mir die goldene Kette geschenkt und sieht so schön aus." Der Frau aber war so angst, daß sie hinfiel, und ihre Haube fiel ihr vom Kopf. Da sang der Vogel wieder: „Mein Mutter, die mich schlacht" ~ „Ach, wär ich tausend Klafter unter der Erde, daß ich das nicht hören könnt!" ~ „Mein Vater, der mich aß" ~ die Frau fiel nieder wie tot. „Mein Schwester, das Marlenichen" ~ „Ach," sagte Marlenichen, „ich will auch hinausgehen und sehen, ob der Vogel mir etwas schenkt." Da ging sie hinaus ~ „sucht alle meine Benichen / bindt sie in ein seiden Tuch" ~ er warf ihr die Schuhe herab ~ „legts unter den Wacholderbusch / Kywitt, kywitt, welch

Digitized by Google

ein ſchöner Vogel bin ich!“ Ihr wurde leicht und fröhlich. Sie zog die roten Schuhe an und tanzte und ſprang ins Haus. „Ach,“ ſagte ſie, „ich war ſo traurig, als ich hinausging, nun iſt mir ſo leicht, das iſt ein herrlicher Vogel; er hat mir die roten Schuh geſchenkt.“ „Nein,“ ſchrie die Frau und ſprang auf, und die Haare ſtanden ihr zu Berg wie Feuerflammen, „mir iſt, als ſollt die Welt untergehn, ich muß auch hinaus, vielleicht wird mir leichter.“ Und als ſie aus der Tür kam, bratſch! warf ihr der Vogel den Mühlſtein auf den Kopf. Der Vater und Marleenken hörten das und gingen hinaus. Sie ſahen Dampf und Flammen und Feuer auf der Stelle, und als das vorbei war, ſtand der kleine Bruder da, nahm Vater und Schweſter bei der Hand, und alle drei gingen fröhlich ins Haus.

Der Arme und der Reiche / Vor alten Zeiten, als der liebe

Gott noch ſelber auf Erden unter den Menſchen wandelte, trug es ſich zu, daß er eines Abends müde war und ihn die Nacht überfiel, bevor er zu einer Herberge kommen konnte. Nun ſtanden auf dem Weg vor ihm zwei Häuſer einander gegenüber, das eine groß und ſchön, das andere klein und ärmlich anzuſehen, und das große gehörte einem Reichen, das kleine einem armen Manne. Da dachte unſer Herrgott, dem Reichen werde ich nicht beſchwerlich fallen: bei ihm will ich übernachten. Der Reiche, als er an ſeine Tür klopfen hörte, machte das Fenſter auf und fragte den Fremdling, was er ſuche. Der Herr antwortete: „Ich bitte um ein Nachtlager.“ Der Reiche guckte den Wandersmann von Haupt bis zu den Füßen an, und weil der liebe Gott ſchlichte Kleider trug und nicht ausſah wie einer, der viel Geld in der Taſche hat, ſchüttelte er mit dem Kopf und ſprach: „Ich kann Euch nicht aufnehmen, meine Kammern liegen voll Kräuter und Samen, und ſollte ich einen jeden beherbergen, der an meine Tür klopft, ſo könnte ich ſelber den Bettelſtab in die Hand nehmen. Sucht Euch anderswo ein Auskommen.“ Schlug damit ſein Fenſter zu und ließ den lieben Gott ſtehen. Alſo kehrte ihm der liebe Gott den Rücken und ging hinüber zu dem kleinen Haus. Kaum hatte er angeklopft, ſo klinkte der Arme ſchon ſein Türchen auf und bat den Wandersmann, einzutreten. „Bleibt die Nacht über bei mir,“ ſagte er, „es iſt ſchon finſter, und heute könnt Ihr doch nicht weiterkommen.“ Das gefiel dem lieben Gott, und er trat zu ihm ein. Die Frau des Armen reichte ihm die Hand, hieß ihn willkommen und ſagte, er möchte ſichs bequem machen und vorlieb nehmen, ſie hätten nicht viel, aber was es wäre, gäben ſie von Herzen gerne. Dann ſetzte ſie Kartoffeln ans Feuer, und derweil ſie kochten, melkte ſie ihre Ziege, damit ſie ein wenig Milch dazu hätten. Und als der Tiſch gedeckt war, ſetzte ſich der liebe Gott nieder und aß mit ihnen, und die ſchlechte Koſt ſchmeckte ihm gut, denn es waren vergnügte Geſichter dabei. Nachdem ſie gegeſſen hatten und Schlafenszeit war, rief die Frau heimlich ihren Mann und ſprach: „Hör, lieber Mann, wir wollen uns heute nacht eine Streu machen, damit der arme Wanderer ſich in unſer Bett legen und ausruhen kann: er iſt den ganzen Tag über

Digitized by Google

gegangen, da wird einer müde." „Von Herzen gern," antwortete er, „ich wills ihm anbieten," ging zu dem lieben Gott und bat ihn, wenns ihm recht wäre, möchte er sich in ihr Bett legen und seine Glieder ordentlich ausruhen. Der liebe Gott wollte den beiden Alten ihr Lager nicht nehmen, aber sie ließen nicht ab, bis er es endlich tat und sich in ihr Bett legte: sich selbst aber machten sie eine Streu auf die Erde. Am andern Morgen standen sie vor Tag schon auf und kochten dem Gast ein Frühstück, so gut sie es hatten. Als nun die Sonne durchs Fensterlein schien und der liebe Gott aufgestanden war, aß er wieder mit ihnen und wollte dann seines Weges ziehen. Als er in der Tür stand, kehrte er sich um und sprach: „Weil ihr so mitleidig und fromm seid, so wünscht euch dreierlei, das will ich euch erfüllen." Da sagte der Arme: „Was soll ich mir sonst wünschen als die ewige Seligkeit, und daß wir zwei, so lang wir leben, gesund dabei bleiben und unser notdürftiges tägliches Brot haben; fürs dritte weiß ich mir nichts zu wünschen." Der liebe Gott sprach: „Willst du dir nicht ein neues Haus für das alte wünschen?" „O ja," sagte der Mann, „wenn ich das auch noch erhalten kann, so wär mirs wohl lieb." Da erfüllte der Herr ihre Wünsche, verwandelte ihr altes Haus in ein neues, gab ihnen nochmals seinen Segen und zog weiter. Es war schon voller Tag, als der Reiche aufstand. Er legte sich ins Fenster und sah gegenüber ein neues reinliches Haus mit roten Ziegeln, wo sonst eine alte Hütte gestanden hatte. Da machte er große Augen, rief seine Frau herbei und sprach: „Sag mir, was ist geschehen? Gestern abend stand noch die alte elende Hütte, und heute steht da ein schönes neues Haus. Lauf hinüber und höre, wie das gekommen ist." Die Frau ging und fragte den Armen aus. Er erzählte ihr: „Gestern abend kam ein Wanderer, der suchte Nachtherberge, und heute morgen beim Abschied hat er uns drei Wünsche gewährt: die ewige Seligkeit, Gesundheit in diesem Leben und das notdürftige tägliche Brot dazu, und zuletzt noch statt unserer alten Hütte ein schönes neues Haus." Die Frau des Reichen lief eilig zurück und erzählte ihrem Manne, wie alles gekommen war. Der Mann sprach: „Ich möchte mich zerreißen und zerschlagen: hätte ich das nur gewußt! Der Fremde ist zuvor hier gewesen und hat bei uns übernachten wollen, ich habe ihn aber abgewiesen." „Eil dich," sprach die Frau, „und setze dich auf dein Pferd, so kannst du den Mann noch einholen, und dann mußt du dir auch drei Wünsche gewähren lassen." Der Reiche befolgte den guten Rat, jagte mit seinem Pferd davon und holte den lieben Gott noch ein. Er redete fein und lieblich und bat, er möchts nicht übelnehmen, daß er nicht gleich wäre eingelassen worden, er hätte den Schlüssel zur Haustür gesucht, derweil wäre er weggegangen: wenn er des Weges zurückäme, müßte er bei ihm einkehren. „Ja," sprach der liebe Gott, „wenn ich einmal zurückkomme, will ich es tun." Da fragte der Reiche, ob er nicht auch drei Wünsche tun dürfte wie sein Nachbar. Ja, sagte der liebe Gott, das dürfte er wohl, es wäre aber nicht gut für ihn, und er sollte sich lieber nichts wünschen. Der Reiche meinte, er wollte sich schon etwas aussuchen, das zu seinem Glücke gereiche, wenn er nur wüßte, daß es erfüllt würde. Sprach

Digitized by Google

der liebe Gott: „Reit heim, und drei Wünsche, die du tust, die sollen in Erfüllung gehen.“ Nun hatte der Reiche, was er verlangte, ritt heimwärts und fing an nachzusinnen, was er sich wünschen sollte. Wie er sich so bedachte und die Zügel fallen ließ, fing das Pferd an zu springen, so daß er immerfort in seinen Gedanken gestört wurde und sie gar nicht zusammenbringen konnte. Er klopfte ihm an den Hals und sagte: „Sei ruhig, Liese!“ Aber das Pferd machte aufs neue Männchen. Da ward er zuletzt ärgerlich und rief ganz ungeduldig: „So wollt ich, daß du den Hals zerbrächst!“ Wie er das Wort ausgesprochen hatte, plump, fiel er auf die Erde und lag das Pferd tot und regte sich nicht mehr; damit war der erste Wunsch erfüllt. Weil er aber von Natur geizig war, wollte er das Sattelzeug nicht im Stich lassen, schnitts ab, hings auf seinen Rücken und mußte nun zu Fuß gehen. „Du hast noch zwei Wünsche übrig,“ dachte er und tröstete sich damit. Wie er nun langsam durch den Sand dahinging und zu Mittag die Sonne heiß brannte, wards ihm so warm und verdrießlich zumut: der Sattel drückte ihn auf dem Rücken, auch war ihm noch immer nicht eingefallen, was er sich wünschen sollte. „Wenn ich mir auch alle Reiche und Schätze der Welt wünsche,“ sprach er zu sich selbst, „so fällt mir hernach noch allerlei ein, dieses und jenes, das weiß ich im voraus: ich wills aber so einrichten, daß mir gar nichts mehr übrig zu wünschen bleibt.“ Dann seufzte er und sprach: „Ja, wenn ich der bayrische Bauer wäre, der auch drei Wünsche frei hatte, der wußte sich zu helfen, der wünschte sich zuerst recht viel Bier, und zweitens so viel Bier, als er trinken könnte, und drittens noch ein Faß Bier dazu.“ Manchmal meinte er, jetzt hätte er es gefunden, aber hernach schiens ihm doch zu wenig. Da kam ihm so in die Gedanken, was es seine Frau jetzt gut hätte, die säße daheim in einer kühlen Stube und ließe sichs wohl schmecken. Das ärgerte ihn ordentlich, und ohne daß ers wußte, sprach er so hin: „Ich wollte, die säße daheim auf dem Sattel und könnte nicht herunter, statt daß ich ihn da auf meinem Rücken schleppe.“ Und wie das letzte Wort aus seinem Munde kam, so war der Sattel von seinem Rücken verschwunden, und er merkte, daß sein zweiter Wunsch auch in Erfüllung gegangen war. Da ward ihm erst recht heiß, er fing an zu laufen und wollte sich daheim ganz einsam in seine Kammer hinsetzen und auf etwas Großes für den letzten Wunsch sinnen. Wie er aber ankommt und die Stubentür aufmacht, sitzt da seine Frau mittendrein auf dem Sattel und kann nicht herunter, jammert und schreit. Da sprach er: „Gib dich zufrieden, ich will dir alle Reichtümer der Welt herbeiwünschen, nur bleib da sitzen.“ Sie schalt ihn aber einen Schafskopf und sprach: „Was helfen mir alle Reichtümer der Welt, wenn ich auf dem Sattel sitze; du hast mich darauf gewünscht, du mußt mir auch wieder herunterhelfen.“ Er mochte wollen oder nicht, er mußte den dritten Wunsch tun, daß sie vom Sattel ledig wäre und heruntersteigen könnte; und der Wunsch ward alsbald erfüllt. Also hatte er nichts davon als Ärger, Mühe, Scheltworte und ein verlorenes Pferd; die Armen aber lebten vergnügt, still und fromm bis an ihr seliges Ende.

Digitized by Google

König Drosselbart/Ein König hatte eine Tochter, die war über alle

Maßen schön, aber dabei so stolz und übermütig, daß ihr kein Freier gut genug war. Sie wies einen nach dem andern ab und trieb noch dazu Spott mit ihnen. Einmal ließ der König ein großes Fest anstellen und lud dazu aus der Nähe und Ferne die heiratslustigen Männer ein. Sie wurden alle in eine Reihe nach Rang und Stand geordnet; erst kamen die Könige, dann die Herzöge, die Fürsten, Grafen und Freiherrn, zuletzt die Edelleute. Nun ward die Königstochter durch die Reihen geführt, aber an jedem hatte sie etwas auszusetzen. Der eine war ihr zu dick, „das Weinfaß!“ sprach sie. Der andere zu lang, „lang und schwank hat keinen Gang“. Der dritte zu kurz, „kurz und dick hat kein Geschick“. Der vierte zu blaß, „der bleiche Tod!“ Der fünfte zu rot, „der Zinshahn!“ Der sechste war nicht gerad genug, „grünes Holz, hinterm Ofen getrocknet!“ Und so hatte sie an einem jeden etwas auszusetzen, besonders aber machte sie sich über einen guten König lustig, der ganz oben stand, und dem das Kinn ein wenig krumm gewachsen war. „Ei,“ rief sie und lachte, „der hat ein Kinn wie die Drossel einen Schnabel!“ Und seit der Zeit bekam er den Namen Drosselbart. Der alte König aber, als er sah, daß seine Tochter nichts tat als über die Leute spotten, und alle Freier, die da versammelt waren, verschmähte, ward er zornig und schwur, sie sollte den ersten besten Bettler zum Manne nehmen, der vor seine Türe käme. Kurz darauf hub ein Spielmann an unter dem Fenster zu singen, um damit ein geringes Almosen zu verdienen. Als es der König hörte, sprach er: „Laßt ihn heraufkommen.“ Da trat der Spielmann in seinen schmutzigen, verlumpten Kleidern herein, sang vor dem König und seiner Tochter und bat, als er fertig war, um eine milde Gabe. Der König sprach: „Dein Gesang hat mir so wohl gefallen, daß ich dir meine Tochter da zur Frau geben will.“ Die Königstochter erschrak, aber der König sagte: „Ich habe den Eid getan, dich dem ersten besten Bettelmann zu geben, den will ich auch halten.“ Es half keine Einrede, der Pfarrer ward geholt, und sie mußte sich gleich mit dem Spielmann trauen lassen. Als das geschehen war, sprach der König: „Nun schickt sichs nicht, daß du als ein Bettelweib noch länger in meinem Schloß bleibst, du kannst nun mit deinem Manne fortziehen.“ Der Bettelmann führte sie an der Hand hinaus, und sie mußte mit ihm zu Fuß fortgehen. Als sie in einen großen Wald kamen, da fragte sie: „Ach, wem gehört der schöne Wald?“ „Der gehört dem König Drosselbart, / hättst du'n genommen, so wär er dein.“ „Ich arme Jungfer zart, / ach, hätt ich genommen den König Drosselbart!“ Darauf kamen sie über eine Wiese, da fragte sie wieder: „Wem gehört die schöne grüne Wiese?“ „Sie gehört dem König Drosselbart, / hättst du'n genommen, so wär sie dein.“ „Ich arme Jungfer zart, / ach, hätt ich genommen den König Drosselbart!“ Dann kamen sie durch eine große Stadt, da fragte sie wieder: „Wem gehört diese schöne große Stadt?“ „Sie gehört dem König Drosselbart, / hättst du'n genommen, so wär sie dein.“ „Ich arme Jungfer zart, / ach, hätt ich genommen den König Drosselbart!“ „Es

Digitized by Google

gefällt mir gar nicht," sprach der Spielmann, „daß du dir immer einen andern zum Mann wünschest: bin ich dir nicht gut genug?" Endlich kamen sie an ein ganz kleines Häuschen, da sprach sie: „Ach, Gott, was ist das Haus so klein! / Wem mag das elende, winzige Häuschen sein?" Der Spielmann antwortete: „Das ist mein und dein Haus, wo wir zusammen wohnen." Sie mußte sich bücken, damit sie zu der niedrigen Tür hineinkam. „Wo sind die Diener?" sprach die Königstochter. „Was Diener!" antwortete der Bettelmann, „du mußt selber tun, was du willst getan haben. Mach nur gleich Feuer an und stell Wasser auf, daß du mir mein Essen kochst; ich bin ganz müde." Die Königstochter verstand aber nichts vom Feueranmachen und Kochen, und der Bettelmann mußte selber mit Hand anlegen, daß es noch so leidlich ging. Als sie die schmale Kost verzehrt hatten, legten sie sich zu Bett; aber am Morgen trieb er sie schon ganz früh heraus, weil sie das Haus besorgen sollte. Ein paar Tage lebten sie auf diese Art schlecht und recht und zehrten ihren Vorrat auf. Da sprach der Mann: „Frau, so gehts nicht länger, daß wir hier zehren und nichts verdienen. Du sollst Körbe flechten." Er ging aus, schnitt Weiden und brachte sie heim; da fing sie an zu flechten, aber die harten Weiden stachen ihr die zarten Hände wund. „Ich sehe, das geht nicht," sprach der Mann, „spinn lieber, vielleicht kannst du das besser." Sie setzte sich hin und versuchte zu spinnen, aber der harte Faden schnitt ihr bald in die weichen Finger, daß das Blut daran herunterlief. „Siehst du," sprach der Mann, „du taugst zu keiner Arbeit, mit dir bin ich schlimm angekommen. Nun will ichs versuchen und einen Handel mit Töpfen und irdenem Geschirr anfangen; du sollst dich auf den Markt setzen und die Ware feilhalten." „Ach," dachte sie, „wenn auf den Markt Leute aus meines Vaters Reich kommen und sehen mich da sitzen und feilhalten, wie werden sie mich verspotten!" Aber es half nichts, sie mußte sich fügen, wenn sie nicht Hungers sterben wollten. Das erste Mal gings gut, denn die Leute kauften der Frau, weil sie schön war, gern ihre Ware ab und bezahlten, was sie forderte; ja, viele gaben ihr das Geld und ließen ihr die Töpfe noch dazu. Nun lebten sie von dem Erworbenen, so lang es dauerte, da handelte der Mann wieder eine Menge neues Geschirr ein. Sie setzte sich damit an die Ecke des Marktes und stellte es um sich her und hielt feil. Da kam plötzlich ein trunkener Husar dahergejagt und ritt geradezu in die Töpfe hinein, daß alles in tausend Scherben zersprang. Sie fing an zu weinen und wußte vor Angst nicht, was sie anfangen sollte. „Ach, wie wird mirs ergehen!" rief sie, „was wird mein Mann dazu sagen!" Sie lief heim und erzählte ihm das Unglück. „Wer setzt sich auch an die Ecke des Marktes mit irdenem Geschirr!" sprach der Mann, „laß nur das Weinen, ich sehe wohl, du bist zu keiner ordentlichen Arbeit zu gebrauchen. Da bin ich in unseres Königs Schloß gewesen und habe gefragt, ob sie nicht eine Küchenmagd brauchen könnten, und sie haben mir versprochen, sie wollten dich dazu nehmen; dafür bekommst du freies Essen." Nun ward die Königstochter eine Küchenmagd, mußte dem Koch zur Hand gehen und die sauerste Arbeit tun. Sie machte sich in beiden Taschen ein Töpfchen fest, darin brachte sie nach Haus, was ihr

Digitized by Google

von dem Übriggebliebenen zuteil ward, und davon nährten sie sich. Es trug sich zu, daß die Hochzeit des ältesten Königssohnes sollte gefeiert werden, da ging die arme Frau hinauf, stellte sich vor die Saaltür und wollte zusehen. Als nun die Lichter angezündet waren, und immer einer schöner als der andere hereintrat, und alles voll Pracht und Herrlichkeit war, da dachte sie mit betrübtem Herzen an ihr Schicksal und verwünschte ihren Stolz und Übermut, der sie erniedrigt und in so große Armut gestürzt hatte. Von den köstlichen Speisen, die da ein und aus getragen wurden und von welchen der Geruch zu ihr aufstieg, warfen ihr Diener manchmal ein paar Brocken zu, die tat sie in ihr Töpfchen und wollte es heimtragen. Auf einmal trat der Königssohn herein, war in Sammet und Seide gekleidet und hatte goldene Ketten um den Hals. Und als er die schöne Frau in der Tür stehen sah, ergriff er sie bei der Hand und wollte mit ihr tanzen, aber sie weigerte sich und erschrak, denn sie sah, daß es der König Drosselbart war, der um sie gefreit und den sie mit Spott abgewiesen hatte. Ihr Sträuben half nichts, er zog sie in den Saal; da zerriß das Band, an welchem die Taschen hingen, und die Töpfe fielen heraus, daß die Suppe floß und die Brocken umhersprangen. Und wie das die Leute sahen, entstand ein allgemeines Gelächter und Spotten, und sie war so beschämt, daß sie sich lieber tausend Klafter unter die Erde gewünscht hätte. Sie sprang zur Tür hinaus und wollte entfliehen, aber auf der Treppe holte sie ein Mann ein und brachte sie zurück; und wie sie ihn ansah, war es wieder der König Drosselbart. Er sprach ihr freundlich zu: „Fürchte dich nicht, ich und der Spielmann, der mit dir in dem elenden Häuschen gewohnt hat, sind eins; dir zuliebe habe ich mich so verstellt, und der Husar, der dir die Töpfe entzweigeritten hat, bin ich auch gewesen. Das alles ist geschehen, um deinen stolzen Sinn zu beugen und dich für deinen Hochmut zu strafen, womit du mich verspottet hast." Da weinte sie bitterlich und sagte: „Ich habe großes Unrecht getan und bin nicht wert, deine Frau zu sein." Er aber sprach: „Tröste dich, die bösen Tage sind vorüber, jetzt wollen wir unsere Hochzeit feiern." Da kamen die Kammerfrauen und taten ihr die prächtigsten Kleider an, und ihr Vater kam und der ganze Hof und wünschten ihr Glück zu ihrer Vermählung mit dem König Drosselbart, und die rechte Freude fing jetzt erst an. Ich wollte, du und ich, wir wären auch dabeigewesen.

Die beiden kugelrunden Müller

Es war einmal ein Müller, der war schon an sich sehr stark und dick, wollte aber auch fest sein gegen Hieb und Stich, gegen Bolz und Pfeil, darum steckte er sich in eine wunderliche Kleidung. Er ließ sich zuvörderst ein Wams machen, das fütterte er mit Kalk und Sand und ließ, um das zu verbinden, geschmolzenes Pech hineinfließen; hinten machte er ein Futter von mehreren Körben, und vorn beblechte er es mit alten Reibeisen und eisernen Hafendeckeln, da wurde das Wams schwerer als der schwerste Brust- und Rückenharnisch, den jemals ein streithafter Ritter trug. Darüber zog dieser Müller nun drei Hemden, und unter das Wams

Digitized by Google

legte er einen wirklichen Panzer an, über die Hemden aber einen Panzer, und darüber zog er neun lodene Röcke, wie sie die Wollenweber im Schwabenlande noch heute fertigen. Wenn nun der Müller sich mit diesem stattlichen Kleiderbollwerk angetan, wobei er die Beine mit mehr als vier alten übereinandergezogenen Lederhosen verwahrt, so war er ein so stattliches kugelrundes Kerlchen, daß er ebenso breit war wie hoch, wie eine rechte Kugel sein muß, und konnte sich auch kaum rühren und regen, und seine Freundschaft mußte dann mit ihm gehen, ihn führen und geleiten. Da er nun alljährlich zu St. Oswalds Kirchtag ging und sich auch sehen lassen wollte vor den Leuten, so fuhr er einher auf einem Karren in seiner Rüstung und so gewappnet, wie niemand noch gesehen hatte. Den Wagen zogen vier starke Ochsen, und hinterdrein gingen alle Bauern seines Ortes mit ihren Weibern und Kindern, die steckten sich, wenn sich ein Feind zeigte, hinter ihres Müllers Karren, wie hinter eine Feste und Schirmhut. Er war gewaffnet mit zween Spießen und einer Armbrust, an seiner Seite hing ein Schwert, eine Manneslänge lang, ein Zweihänder, und neben ihm lag noch ein Bogen nebst einem Pfeilköcher. Wenn nun der kugelrunde Müller mit seinem Karren und seinen vier Ochsen an einen gewissen Berg kam, über welchen der Weg führte, so harrten seiner dort ein paar Neffen mit Weib und Kindern, die halfen den Wagen in die Höhe hinaufschieben, während vorn noch sechs Ochsen als Vorspann zogen, und so brachten sie ihn denn endlich hinauf mit Ach und Krach und Vergießung vieler Schweißtropfen. Ging es nun auf der anderen Seite des Berges wieder abwärts, so mußte eingehemmt werden soviel als nur möglich, daß es nicht mit dem Kugelrunden kopfüber, kopfunter ging. Wenn seine Sippschaft ihn nun endlich am Ziele hatte, so wurde er mit Leitern und Hebebäumen vom Wagen herabgeschrotet wie ein großes Weinfaß, und dann scharten sie sich um ihn her, zumeist hinter ihm, wie die Philister hinter ihrem Goliath. Dabei war der runde Mehlsack von großer Stärke und Unerschrockenheit, und es ging von ihm die Rede, daß er einst in einem Schimpfspiel, wo ein Kämpfer einen Apfel, der andere eine Birne an der Spitze seiner Klinge geführt, und sich ein großer Lärm erhob, dermaßen in den Haufen mitten hinein geschlagen wie ein Hagelschauer in das Getreide, so daß er vielen Bauern viel Leids gebracht. Aber da war ihm ein Gegner entgegengetreten, stark und kräftig, der führte einen Hauptstreich nach dem Müller, daß seine Blechhaube gleich zu Boden fiel, und meinten alle, die das sahen, der Kopf wäre mit vom Rumpfe geflogen; der kugelrunde Kämpe hatte aber, wie sein Gegner ausholte, seinen Kopf aus der Haube schnell heraus unter die hohe Halsberge gezogen, und jetzt tat er einen Streich nach dem Gegner, der ihm so tief in den Hals schnitt wie die Sense des Mähers in das Gras. Da fürchteten sich alle vor dem gewaltigen Manne, dem die Taten, die man von Recken las, nur ein Spaß schienen. Nun aber war ein anderer Müller in der Nachbarschaft, der war ebenso stark und groß, ebenso kugelrund und trug auch so ein wohlausgefüttertes und geblechtes Wams, und keiner mochte den anderen leiden, weil keiner dem anderen nachstand. Und haßten und bekriegten einander schon zehn Jahre. Auf jedem Kirchweihtage, wo sie

Digitized by Google

hinkamen, gerieten sie aneinander und fochten gegeneinander mit Worten und Waffen; es konnte aber ihrer keiner dem anderen was anhaben, und sie galten weit und breit als zwei gar gefürchtete Kampfhelden. Der eine Müller hatte einen Sohn, der andere eine Tochter, welche beide einander so sehr liebten als die Väter einander haßten, darüber wurde der Zwiespalt noch größer, bis endlich gute Freunde sich ins Mittel schlugen und beiden Müllern rieten, gute Freunde zu werden und ihre Kinder miteinander zu verheiraten. Wie das Gerücht von dem Bündnis der beiden Müller ins Land erscholl, und daß sie sogar ihre Kinder miteinander verheiraten wollten, da erhob sich große Unruhe und Besorgnis, denn jedermann konnte sich nun an den Fingern abzählen, daß die beiden Kugelrunden sein würden wie zwei Mühlsteine, zwischen denen alles, was ihnen zu nahe käme, würde aufgerieben werden. Und wer jetzt dem einen Müller zu nahe trat, der hatte es gleich mit beiden zu tun, und kein Fürst konnte beide Wämser überwinden, denn die Müller glichen runden Burgen, waren nicht auszuhungern durch eine Belagerung, denn sie hatten auch in ihren Wämsern manche Metze gefaßt, von der sie zehren konnten lange Zeit. Da aber nun die beiden unüberwindlichen Helden also mannhaft waren, daß selbst der Kaiser große Mühe gehabt haben würde, sie zu überwältigen, so mußte man nur froh sein, daß sie ihre große Macht gegen die Feinde des Reiches kehrten und nicht einmal Sold und Lohn begehrten, sondern nur um die Ehre fochten und stritten. Und war das nur ihre einzige Klage, daß so mancher Tag verging, an dem sie keines Gegners ansichtig wurden, weil ihr Ruf so weit und breit genannt war, daß sich alles vor ihnen fürchtete. ~ Viele tapfere Taten vollführten die beiden kugelrunden Müller, seit sie miteinander verbunden waren, und wenn man diese Taten und die Abenteuer, welche durch sie bestanden wurden, niedergeschrieben hätte, so wäre das ein Buch geworden, zweimal so stark wie die Weltchronik. Auch taten sie mehr Wundertaten als alle die Recken, von denen die alten Lieder und Geschichten sagen. Endlich schlugen sie ihre Wohnung in einer Wüste hinten an der Welt Ende auf, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.

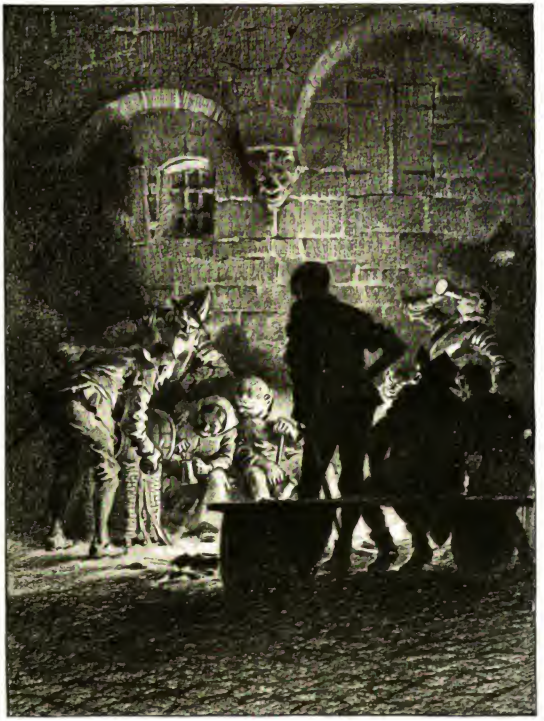
Der Meisterdieb / Eines Taaes saß vor einem ärmlichen Hause ein

alter Mann mit seiner Frau und wollten von der Arbeit ein wenig ausruhen. Da kam auf einmal ein prächtiger, mit vier Rappen bespannter Wagen herbeigefahren, aus dem ein reichgekleideter Herr stieg. Der Bauer stand auf, trat zu dem Herrn und fragte, was sein Verlangen wäre und worin er ihm dienen könnte. Der Fremde reichte dem Alten die Hand und sagte: „Ich wünsche nichts, als einmal ein ländliches Gericht zu genießen. Bereitet mir Kartoffeln, wie Ihr sie zu essen pflegt, dann will ich mich zu Eurem Tisch setzen und sie mit Freude verzehren.“ Der Bauer lächelte und sagte: „Ihr seid ein Graf oder Fürst oder gar ein Herzog, vornehme Herren haben manchmal solch ein Gelüsten; Euer Wunsch soll aber erfüllt werden.“ Die Frau ging in die Küche und fing an, Kartoffeln zu waschen und zu reiben und wollte Klöße daraus bereiten, wie sie die Bauern essen.

Digitized by Google

Während sie bei der Arbeit stand, sagte der Bauer zu dem Fremden: „Kommt einstweilen mit mir in meinen Hausgarten, wo ich noch etwas zu schaffen habe.“ In dem Garten hatte er Löcher gegraben und wollte jetzt Bäume einsetzen. „Habt Ihr keine Kinder,“ fragte der Fremde, „die Euch bei der Arbeit behilflich sein könnten?“ „Nein,“ antwortete der Bauer; „ich habe freilich einen Sohn gehabt,“ setzte er hinzu, „aber der ist schon seit langer Zeit in die weite Welt gegangen. Es war ein ungeratener Junge, klug und verschlagen, aber er wollte nichts lernen und machte lauter böse Streiche; zuletzt lief er mir fort, und seitdem habe ich nichts von ihm gehört.“ Der Alte nahm ein Bäumchen, setzte es in ein Loch und stieß einen Pfahl daneben; und als er Erde hineingeschaufelt und sie festgestampft hatte, band er den Stamm unten, oben und in der Mitte mit einem Strohseil fest an den Pfahl. „Aber sagt mir,“ sprach der Herr, „warum bindet Ihr den krummen knorrichten Baum, der dort in der Ecke fast bis auf den Boden gebückt liegt, nicht auch an einen Pfahl, wie diesen, damit er strack wächst?“ Der Alte lächelte und sagte: „Herr, Ihr redet, wie Ihrs versteht; man sieht wohl, daß Ihr euch mit der Gärtnerei nicht abgegeben habt. Der Baum dort ist alt und verknorzt, den kann niemand mehr gerade machen; Bäume muß man ziehen, solange sie jung sind.“ „Es ist wie bei Eurem Sohn,“ sagte der Fremde, „hättet Ihr den gezogen, wie er noch jung war, so wäre er nicht fortgelaufen; jetzt wird er auch hart und knorzig geworden sein.“ „Freilich,“ antwortete der Alte, „es ist schon lange, seit er fortgegangen ist; er wird sich verändert haben.“ „Würdet Ihr ihn noch erkennen, wenn er vor Euch träte?“ fragte der Fremde. „Am Gesicht schwerlich,“ antwortete der Bauer, „aber er hat ein Zeichen an sich, ein Muttermal auf der Schulter, das wie eine Bohne aussieht.“ Als er das gesagt hatte, zog der Fremde den Rock aus, entblößte seine Schulter und zeigte dem Bauer die Bohne. „Herr Gott,“ rief der Alte, „du bist wahrhaftig mein Sohn!“ und die Liebe zu seinem Kinde regte sich in seinem Herzen. „Aber,“ setzte er hinzu, „wie kannst du mein Sohn sein, du bist ein großer Herr geworden und lebst in Reichtum und Überfluß? Auf welchem Wege bist du dazu gelangt?“ „Ach, Vater,“ erwiderte der Sohn, „der junge Baum war an keinen Pfahl gebunden und ist krumm gewachsen; jetzt ist er zu alt; er wird nicht wieder gerade. Wie ich das alles erworben habe? Ich bin ein Dieb geworden. Aber erschreckt Euch nicht, ich bin ein Meisterdieb. Für mich gibt es weder Schloß noch Riegel; wonach mich gelüstet, das ist mein. Glaubt nicht, daß ich stehle wie ein gemeiner Dieb, ich nehme nur vom Überfluß der Reichen. Arme Leute sind sicher; ich gebe ihnen lieber, als daß ich ihnen etwas nehme. So auch, was ich ohne Mühe, List und Gewandtheit haben kann, das rühre ich nicht an.“ „Ach, mein Sohn,“ sagte der Vater, „es gefällt mir doch nicht, ein Dieb bleibt ein Dieb; ich sage dir, es nimmt kein gutes Ende.“ Er führte ihn zu der Mutter, und als sie hörte, daß es ihr Sohn war, weinte sie vor Freude; als er ihr aber sagte, daß er ein Meisterdieb geworden wäre, so flossen ihr zwei Ströme über das Gesicht. Endlich sagte sie: „Wenn er auch ein Dieb geworden ist, so ist er doch mein Sohn, und meine Augen

Digitized by Google



Digitized by Google

haben ihn noch einmal geſchen." ~ Sie ſetzten ſich an den Tiſch, und er aß mit ſeinen Eltern wieder einmal die ſchlechte Koſt, die er lange nicht gegeſſen hatte. Der Vater ſprach: „Wenn unſer Herr, der Graf drüben im Schloſſe, erfährt, wer du biſt und was du treibſt, ſo nimmt er dich nicht auf die Arme und wiegt dich darin, wie er tat, als er dich am Taufſtein hielt, ſondern er läßt dich am Galgenſtrick ſchaukeln." „Seid ohne Sorge, mein Vater, er wird mir nichts tun, denn ich verſtehe mein Handwerk. Ich will heute noch ſelbſt zu ihm gehen." Als die Abendzeit ſich näherte, ſetzte ſich der Meiſterdieb in ſeinen Wagen und fuhr nach dem Schloß. Der Graf empfing ihn mit Artigkeit, weil er ihn für einen vornehmen Mann hielt. Als aber der Fremde ſich zu erkennen gab, ſo erbleichte er und ſchwieg eine Zeitlang ganz ſtill. Endlich ſprach er: „Du biſt mein Pate, deshalb will ich Gnade für Recht ergehen laſſen und nachſichtig mit dir verfahren. Weil du dich rühmſt, ein Meiſterdieb zu ſein, ſo will ich deine Kunſt auf die Probe ſtellen, wenn du aber nicht beſtehſt, ſo mußt du mit des Seilers Tochter Hochzeit halten, und das Gekrächze der Raben ſoll deine Muſik dabei ſein." „Herr Graf," antwortete der Meiſter, „denkt Euch drei Stücke aus, ſo ſchwer Ihr wollt, und wenn ich Eure Aufgabe nicht löſe, ſo tut mit mir, wie Euch gefällt." Der Graf ſann einige Augenblicke nach, dann ſprach er: „Wohlan, zum erſten ſollſt du mir mein Leibpferd aus dem Stalle ſtehlen, zum anderen ſollſt du mir und meiner Gemahlin, wenn wir eingeſchlafen ſind, das Bettuch unter dem Leib wegnehmen, ohne das wirs merken, und dazu meiner Gemahlin den Trauring vom Finger; zum dritten und letzten ſollſt du mir den Pfarrer und Küſter aus der Kirche wegſtehlen. Merke dir alles wohl, denn es geht dir an den Hals." Der Meiſter begab ſich in die zunächſtliegende Stadt. Dort kaufte er einer alten Bauerfrau die Kleider ab und zog ſie an. Dann färbte er ſich das Geſicht braun und malte ſich noch Runzeln hinein, ſo daß ihn kein Menſch wiedererkannt hätte. Endlich füllte er ein Fäßchen mit altem Ungarwein, in welchen ein ſtarker Schlaftrunk gemiſcht war. Das Fäßchen legte er auf eine Kiepe, die er auf den Rücken nahm, und ging mit bedächtigen, ſchwankenden Schritten zu dem Schloß des Grafen. Es war ſchon dunkel, als er anlangte; er ſetzte ſich in dem Hof auf einen Stein, fing an zu huſten wie eine alte bruſtkranke Frau und rieb die Hände, als wenn er fröre. Vor der Tür des Pferdeſtalles lagen Soldaten um ein Feuer; einer von ihnen bemerkte die Frau und rief ihr zu: „Komm näher, altes Mütterchen, und wärme dich bei uns. Du haſt doch kein Nachtlager und nimmſt es an, wo du es findeſt." Die Alte trippelte herbei, bat, ihr die Kiepe vom Rücken zu heben, und ſetzte ſich zu ihnen ans Feuer. „Was haſt du da in deinem Fäßchen, du alte Schachtel?" fragte einer. „Einen guten Schluck Wein," antwortete ſie; „ich ernähre mich mit dem Handel, für Geld und gute Worte gebe ich euch gern ein Glas." „Nur her damit," ſagte der Soldat, und als er ein Glas gekoſtet hatte, rief er: „Wenn der Wein gut iſt, ſo trink ich lieber ein Glas mehr," ließ ſich nochmals einſchenken, und die andern folgten ſeinem Beiſpiel. „Heda, Kameraden," rief einer denen zu, die in dem Stall ſaßen, „hier iſt ein Mütterchen, das hat Wein, der ſo alt iſt

Digitized by Google

wie sie selber, nehmt auch einen Schluck, der wärmt euch den Magen noch besser als unser Feuer." Die Alte trug ihr Fäßchen in den Stall. Einer hatte sich auf das gesattelte Leibpferd gesetzt, ein andrer hielt den Zaum in der Hand, ein dritter hatte den Schwanz gepackt. Sie schenkte ein, so viel verlangt ward, bis die Quelle versiegte. Nicht lange, so fiel dem einen der Zaum aus der Hand, er sank nieder und fing an zu schnarchen, der andere ließ den Schwanz los, legte sich nieder und schnarchte noch lauter. Der, welcher im Sattel saß, blieb zwar sitzen, bog sich aber mit dem Kopf fast bis auf den Hals des Pferdes, schlief und blies mit dem Mund wie ein Schmiedebalg. Die Soldaten draußen waren schon längst eingeschlafen, lagen auf der Erde und regten sich nicht, als wären sie von Stein. Als der Meisterdieb sah, daß es ihm geglückt war, gab er dem einen statt des Zaumes ein Seil in die Hand und dem anderen, der den Schwanz gehalten hatte, einen Strohwisch; aber was sollte er mit dem, der auf dem Rücken des Pferdes saß, anfangen? Herumterwerfen wollte er ihn nicht, er hätte erwachen und ein Geschrei erheben können. Er wußte aber guten Rat, er schnallte die Sattelgurt auf, knüpfte ein paar Seile, die in Ringen an der Wand hingen, an den Sattel fest und zog den schlafenden Reiter mit dem Sattel in die Höhe, dann schlug er die Seile um den Pfosten und machte sie fest. Das Pferd hatte er bald von der Kette losgebunden, aber wenn er über das steinerne Pflaster des Hofes geritten wäre, so hätte man den Lärm im Schloß gehört. Er umwickelte ihm also zuvor die Hufen mit alten Lappen, führte es dann vorsichtig hinaus, schwang sich auf und jagte davon. Als der Tag angebrochen war, sprengte der Meister auf dem gestohlenen Pferd zu dem Schloß. Der Graf war eben aufgestanden und blickte aus dem Fenster. „Guten Morgen, Herr Graf," rief er ihm zu, „hier ist das Pferd, das ich glücklich aus dem Stall geholt habe. Schaut nur, wie schön Eure Soldaten daliegen und schlafen, und wenn Ihr in den Stall gehen wollt, so werdet Ihr sehen, wie bequem sichs Eure Wächter gemacht haben." Der Graf mußte lachen, dann sprach er: „Einmal ist dirs gelungen, aber das zweitemal wirds nicht so glücklich ablaufen. Und ich warne dich, wenn du mir als Dieb begegnest, so behandle ich dich auch wie einen Dieb." Als die Gräfin abends zu Bette gegangen war, schloß sie die Hand mit dem Trauring fest zu, und der Graf sagte: „Alle Türen sind verschlossen und verriegelt, ich bleibe wach und will den Dieb erwarten; steigt er aber zum Fenster ein, so schieße ich ihn nieder." Der Meisterdieb aber ging in der Dunkelheit hinaus zu dem Galgen, schnitt einen armen Sünder, der da hing, von dem Strick ab und trug ihn auf dem Rücken nach dem Schloß. Dort stellte er eine Leiter an das Schlafgemach, setzte den Toten auf seine Schultern und fing an hinaufzusteigen. Als er so hoch gekommen war, daß der Kopf des Toten in dem Fenster erschien, drückte der Graf, der in seinem Bett lauerte, eine Pistole auf ihn los; alsbald ließ der Meister den armen Sünder herabfallen, sprang selbst die Leiter herab und versteckte sich in eine Ecke. Die Nacht war von dem Mond so weit erhellt, daß der Meister deutlich sehen konnte, wie der Graf aus dem Fenster auf die Leiter stieg, herabkam und den Toten in den Garten

Digitized by Google

trug. Dort fing er an, ein Loch zu graben, in das er ihn legen wollte. „Jetzt," dachte der Dieb, „ist der günstige Augenblick gekommen," schlich behende aus seinem Winkel und stieg die Leiter hinauf, geradezu ins Schlafgemach der Gräfin. „Liebe Frau," fing er mit der Stimme des Grafen an, „der Dieb ist tot, aber er ist doch mein Pate und mehr ein Schelm als ein Bösewicht gewesen; ich will ihn der öffentlichen Schande nicht preisgeben; auch mit den armen Eltern habe ich Mitleid. Ich will ihn, bevor der Tag anbricht, selbst im Garten begraben, damit die Sache nicht ruchbar wird. Gib mir auch das Bettuch, so will ich die Leiche einhüllen und ihn wie einen Hund verscharren." Die Gräfin gab ihm das Tuch. „Weißt du was," sagte der Dieb weiter, „ich habe eine Anwandlung von Großmut, gib mir noch den Ring; der Unglückliche hat sein Leben gewagt, so mag er ihn ins Grab mitnehmen." Sie wollte dem Grafen nicht entgegen sein, und obgleich sie es ungern tat, so zog sie doch den Ring vom Finger und reichte ihn hin. Der Dieb machte sich mit beiden Stücken fort und kam glücklich nach Haus, bevor der Graf im Garten mit seiner Totengräberarbeit fertig war. Was zog der Graf für ein langes Gesicht, als am anderen Morgen der Meister kam und ihm das Bettuch und den Ring brachte. „Kannst du hexen!" sagte er zu ihm. „Wer hat dich aus dem Grabe geholt, in das ich selbst dich gelegt habe, und hat dich wieder lebendig gemacht?" „Mich habt Ihr nicht begraben," sagte der Dieb, „sondern den armen Sünder am Galgen," und erzählte ausführlich, wie es zugegangen war; und der Graf mußte ihm zugestehen, daß er ein gescheiter und listiger Dieb wäre. „Aber noch bist du nicht zu Ende," setzte er hinzu, „du hast noch die dritte Aufgabe zu lösen, und wenn dir das nicht gelingt, so hilft dir alles nichts." Der Meister lächelte und gab keine Antwort. Als die Nacht eingebrochen war, kam er mit einem langen Sack auf dem Rücken, einem Bündel unter dem Arm und einer Laterne in der Hand zu der Dorfkirche gegangen. In dem Sack hatte er Krebse, in dem Bündel aber kurze Wachslichter. Er setzte sich auf den Gottesacker, holte einen Krebs heraus und klebte ihm ein Wachslichtchen auf den Rücken; dann zündete er das Lichtchen an, setzte den Krebs auf den Boden und ließ ihn kriechen. Er holte einen zweiten aus dem Sack, machte es mit diesem ebenso und fuhr fort, bis auch der letzte aus dem Sacke war. Hierauf zog er ein langes schwarzes Gewand an, das wie eine Mönchskutte aussah, und klebte sich einen grauen Bart an das Kinn. Als er endlich ganz unkenntlich war, nahm er den Sack, in dem die Krebse gewesen waren, und ging in die Kirche und stieg auf die Kanzel. Die Turmuhr schlug eben zwölf; als der letzte Schlag verklungen war, rief er mit lauter, gellender Stimme: „Hört an, ihr sündigen Menschen, das Ende aller Dinge ist gekommen, der Jüngste Tag ist nahe; hört an, hört an. Wer mit mir in den Himmel will, der krieche in den Sack. Ich bin Petrus, der die Himmelstür öffnet und schließt. Seht ihr draußen auf dem Gottesacker wandeln die Gestorbenen und sammeln ihre Gebeine zusammen. Kommt, kommt und kriecht in den Sack, die Welt geht unter." Das Geschrei erschallte durch das ganze Dorf. Der Pfarrer und der Küster, die zunächst an der Kirche wohnten,

Digitized by Google

hatten es zuerst vernommen, und als sie die Lichter erblickten, die auf dem Gottesacker umherwandelten, merkten sie, daß etwas Ungewöhnliches vorging, und sie traten in die Kirche ein. Sie hörten der Predigt eine Weile zu, da stieß der Küster den Pfarrer an und sprach: „Es wäre nicht übel, wenn wir die Gelegenheit benutzten und zusammen vor dem Einbruch des Jüngsten Tages auf eine leichte Art in den Himmel kämen.“ „Freilich,“ erwiderte der Pfarrer, „das sind auch meine Gedanken gewesen; habt Ihr Lust, so wollen wir uns auf den Weg machen.“ „Ja,“ antwortete der Küster, „aber Ihr, Herr Pfarrer, habt den Vortritt, ich folge nach.“ Der Pfarrer schritt also vor und stieg auf die Kanzel, wo der Meister den Sack öffnete. Der Pfarrer kroch zuerst hinein, dann der Küster. Gleich band der Meister den Sack fest zu, packte ihn am Bausch und schleifte ihn die Kanzeltreppe hinab; so oft die Köpfe der beiden Toren auf die Stufen aufschlugen, rief er: „Jetzt gehts schon über die Berge.“ Dann zog er sie auf gleiche Weise durch das Dorf, und wenn sie durch Pfützen kamen, rief er: „Jetzt gehts schon durch die nassen Wolken,“ und als er sie endlich die Schloßtreppe hinaufzog, so rief er: „Jetzt sind wir auf der Himmelstreppe und werden bald im Vorhof sein.“ Als er oben angelangt war, schob er den Sack in den Taubenschlag, und als die Tauben flatterten, sagte er: „Hört ihr, wie die Engel sich freuen und mit den Fittichen schlagen.“ Dann schob er den Riegel vor und ging fort. ~ Am anderen Morgen begab er sich zu dem Grafen und sagte ihm, daß er auch die dritte Aufgabe gelöst und den Pfarrer und Küster aus der Kirche weggeführt hätte. „Wo hast du sie gelassen?“ fragte der Herr. „Sie liegen in einem Sack oben auf dem Taubenschlag und bilden sich ein, sie wären im Himmel.“ Der Graf stieg selbst hinauf und überzeugte sich, daß er die Wahrheit gesagt hatte. Als er den Pfarrer und Küster aus dem Gefängnis befreit hatte, sprach er: „Du bist ein Erzdieb und hast deine Sache gewonnen. Für diesmal kommst du mit heiler Haut davon, aber mache, daß du aus meinem Lande fortkommst, denn wenn du dich wieder darin betreten läßt, so kannst du auf deine Erhöhung am Galgen rechnen.“ Der Erzdieb nahm Abschied von seinen Eltern, ging wieder in die weite Welt, und niemand hat wieder etwas von ihm gehört.

Doktor Allwissend / Es war einmal ein armer Bauer namens Krebs, der fuhr mit zwei Ochsen ein Fuder Holz in die Stadt und verkaufte es für zwei Taler an einen Doktor. Wie ihm nun das Geld ausbezahlt wurde, saß der Doktor gerade zu Tisch; da sah der Bauer, wie er schön aß und trank, und das Herz ging ihm danach auf, und er wäre auch gern ein Doktor gewesen. Also blieb er noch ein Weilchen stehen und fragte endlich, ob er nicht auch könnte ein Doktor werden. „O ja,“ sagte der Doktor, „das ist bald geschehen.“ „Was muß ich tun?“ fragte der Bauer. „Erstlich kauf dir ein Abcbuch, so ist eins, wo vorn ein Göckelhahn drin ist; zweitens mache deinen Wagen und deine zwei Ochsen zu Geld und schaff dir damit Kleider an und was sonst zur Dok-

Digitized by Google

Digitized by Google

torei gehört; drittens laß dir ein Schild malen mit den Worten: ›Ich bin der Doktor Allwissend‹, und laß das oben über deine Haustür nageln.“ Der Bauer tat alles, wies ihm geheißen war. Als er nun ein wenig gedoktert hatte, aber noch nicht viel, ward einem reichen großen Herrn Geld gestohlen. Da ward ihm von dem Doktor Allwissend gesagt, der in dem und dem Dorfe wohnte und auch wissen mußte, wo das Geld hingekommen wäre. Also ließ der Herr seinen Wagen anspannen, fuhr hinaus ins Dorf und fragte bei ihm an, ob er der Doktor Allwissend wäre? „Ja, der wär er.“ „So sollte er mitgehen und das gestohlene Geld wieder schaffen.“ „O ja, aber die Grete, seine Frau, müßte auch mit.“ Der Herr war das zufrieden und ließ sie beide in den Wagen sitzen, und sie fuhren zusammen fort. Als sie auf den adligen Hof kamen, war der Tisch gedeckt, da sollte er erst mitessen. „Ja, aber seine Frau, die Grete, auch,“ sagte er und setzte sich mit ihr hinter den Tisch. Wie nun der erste Bediente mit einer Schüssel schönem Essen kam, stieß der Bauer seine Frau an und sagte: „Grete, das war der erste,“ und meinte, es wäre derjenige, welcher das erste Essen brächte. Der Bediente aber meinte, er hätte damit sagen wollen: „Das ist der erste Dieb,“ und weil ers nun wirklich war, ward ihm angst, und er sagte draußen zu seinen Kameraden: „Der Doktor weiß alles, wir kommen übel an; er hat gesagt, ich wäre der erste.“ Der zweite wollte gar nicht herein, er mußte aber doch. Wie er nun mit seiner Schüssel hereinkam, stieß der Bauer seine Frau an: „Grete, das ist der zweite.“ Dem Bedienten ward ebenfalls angst, und er machte, daß er hinauskam. Dem dritten gings nicht besser, der Bauer sagte wieder: „Grete, das ist der dritte.“ Der vierte mußte eine verdeckte Schüssel hereintragen, und der Herr sprach zum Doktor, er sollte seine Kunst zeigen und raten, was darunter läge; es waren aber Krebse. Der Bauer sah die Schüssel an, wußte nicht, wie er sich helfen sollte, und sprach: „Ach, ich armer Krebs!“ Wie der Herr das hörte, rief er: „Da, er weiß es, nun weiß er auch, wer das Geld hat.“ Dem Bedienten aber ward gewaltig angst, und er blinzelte den Doktor an, er möchte einmal herauskommen. Wie er nun hinauskam, gestanden sie ihm alle viere, sie hätten das Geld gestohlen; sie wollten's ja gern herausgeben und ihm eine schwere Summe dazu, wenn er sie nicht verraten wollte; es ginge ihnen sonst an den Hals. Sie führten ihn auch hin, wo das Geld versteckt lag. Damit war der Doktor zufrieden, ging wieder hinein, setzte sich an den Tisch und sprach: „Herr, nun will ich in meinem Buche suchen, wo das Geld steckt.“ Der fünfte Bediente aber kroch in den Ofen und wollte hören, ob der Doktor noch mehr wüßte. Der saß aber und schlug sein Abcbuch auf, blätterte hin und her und suchte den Gockelhahn. Weil er ihn nicht gleich finden konnte, sprach er: „Du bist doch darin und mußt auch heraus.“ Da glaubte der im Ofen, er wäre gemeint, sprang voller Schrecken heraus und rief: „Der Mann weiß alles.“ Nun zeigte der Doktor Allwissend dem Herrn, wo das Geld lag, sagte aber nicht, wers gestohlen hatte, bekam von beiden Seiten viel Geld zur Belohnung und ward ein berühmter Mann.

Digitized by Google

Der Gevatter Tod / Es hatte ein armer Mann zwölf Kinder

und mußte Tag und Nacht arbeiten, damit er ihnen nur Brot geben konnte. Als nun das dreizehnte zur Welt kam, wußte er sich in seiner Not nicht zu helfen, lief hinaus auf die große Landstraße und wollte den ersten, der ihm begegnete, zu Gevatter bitten. Der erste, der ihm begegnete, das war der liebe Gott, der wußte schon, was er auf dem Herzen hatte, und sprach zu ihm: „Armer Mann, du dauerst mich, ich will dein Kind aus der Taufe heben, will für es sorgen und es glücklich machen auf Erden." Der Mann sprach: „Wer bist du?" „Ich bin der liebe Gott." „So begehr ich dich nicht zu Gevatter," sagte der Mann, „du gibst dem Reichen und läßest den Armen hungern." Das sprach der Mann, weil er nicht wußte, wie weislich Gott Reichtum und Armut verteilt. Also wendete er sich von dem Herrn und ging weiter. Da trat der Teufel zu ihm und sprach: „Was suchst du? Willst du mich zum Paten deines Kindes nehmen, so will ich ihm Gold die Hülle und Fülle und alle Lust der Welt dazu geben." Der Mann fragte: „Wer bist du?" „Ich bin der Teufel." „So begehr ich dich nicht zum Gevatter," sprach der Mann, „du betrügst und verführst die Menschen." Er ging weiter, da kam der dürrbeinige Tod auf ihn zugeschritten und sprach: „Nimm mich zu Gevatter." Der Mann fragte: „Wer bist du?" „Ich bin der Tod, der alle gleich macht." Da sprach der Mann: „Du bist der rechte, du holst den Reichen wie den Armen ohne Unterschied, du sollst mein Gevatter sein." Der Tod antwortete: „Ich will dein Kind reich und berühmt machen, denn wer mich zum Freunde hat, dem kanns nicht fehlen." Der Mann sprach: „Künftigen Sonntag ist die Taufe, da stelle dich zu rechter Zeit ein." Der Tod erschien, wie er versprochen hatte, und stand ganz ordentlich Gevatter. ~ Als der Knabe zu Jahren gekommen war, trat zu einer Zeit der Pate ein und hieß ihn mitgehen. Er führte ihn hinaus in den Wald, zeigte ihm ein Kraut, das da wuchs, und sprach: „Jetzt sollst du dein Patengeschenk empfangen. Ich mache dich zu einem berühmten Arzt. Wenn du zu einem Kranken gerufen wirst, so will ich dir jedesmal erscheinen; steh ich zu Häupten des Kranken, so kannst du keck sprechen, du wolltest ihn wieder gesund machen, und gibst du ihm dann von jenem Kraut ein, so wird er genesen; steh ich aber zu Füßen des Kranken, so ist er mein, und du mußt sagen, alle Hilfe sei umsonst, und kein Arzt in der Welt könne ihn retten. Aber hüte dich, daß du das Kraut nicht gegen meinen Willen gebrauchst, es könnte dir schlimm ergehen." ~ Es dauerte nicht lange, so war der Jüngling der berühmteste Arzt auf der ganzen Welt. „Er braucht nur den Kranken anzusehen, so weiß er schon, wie es steht, ob er wieder gesund wird, oder ob er sterben muß," so hieß es von ihm, und weit und breit kamen die Leute herbei, holten ihn zu den Kranken und gaben ihm so viel Geld, daß er bald ein reicher Mann war. Nun trug es sich zu, daß der König erkrankte: der Arzt ward berufen und sollte sagen, ob Genesung möglich wäre. Wie er aber zu dem Bette trat, so stand der Tod zu den Füßen des Kranken, und da war für ihn kein Kraut mehr gewachsen.

Digitized by Google

„Wenn ich doch einmal den Tod überlisten könnte," dachte der Arzt, „er wirds freilich übelnehmen, aber da ich sein Pate bin, so drückt er wohl ein Auge zu: ich wills wagen." Er faßte also den Kranken und legte ihn verkehrt, sodaß der Tod zu dessen Häupten zu stehen kam. Dann gab er ihm von dem Kraute ein, und der König erholte sich und ward wieder gesund. Der Tod aber kam zu dem Arzte, machte ein böses und finsteres Gesicht, drohte mit dem Finger und sagte: „Du hast mich hinter das Licht geführt: diesmal will ich dirs nachsehen, weil du mein Pate bist, aber wagst du das noch einmal, so geht dirs an den Kragen, und ich nehme dich selbst mit fort." Bald hernach verfiel die Tochter des Königs in eine schwere Krankheit. Sie war sein einziges Kind, er weinte Tag und Nacht, daß ihm die Augen erblindeten, und ließ bekannt machen, wer sie vom Tode errettete, der solle ihr Gemahl werden und die Krone erben. Der Arzt, als er zu dem Bette der Kranken kam, erblickte den Tod zu ihren Füßen. Er hätte sich der Warnung seines Paten erinnern sollen, aber die große Schönheit der Königstochter und das Glück, ihr Gemahl zu werden, betörten ihn so, daß er alle Gedanken in den Wind schlug. Er sah nicht, daß der Tod ihm zornige Blicke zuwarf, die Hand in die Höhe hob und mit der dürren Faust drohte; er hob die Kranke auf und legte ihr Haupt dahin, wo die Füße gelegen hatten. Dann gab er ihr das Kraut ein, und alsbald röteten sich ihre Wangen, und das Leben regte sich von neuem. Der Tod, als er sich zum zweitenmal um sein Eigentum betrogen sah, ging mit langen Schritten auf den Arzt zu und sprach: „Es ist aus mit dir, und die Reihe kommt nun an dich," packte ihn mit seiner eiskalten Hand so hart, daß er nicht widerstehen konnte, und führte ihn in seine unterirdische Höhle. Da sah er, wie tausend und tausend Lichter in unübersehbaren Reihen brannten, einige groß, andere halbgroß, andere klein. Jeden Augenblick verloschen einige, und andere brannten wieder auf, also daß die Flämmchen in beständigem Wechsel hin und her zu hüpfen schienen. „Siehst du," sprach der Tod, „das sind die Lebenslichter der Menschen. Die großen gehören Kindern, die halbgroßen Eheleuten in ihren besten Jahren, die kleinen gehören Greisen. Doch auch Kinder und junge Leute haben oft nur ein kleines Lichtchen." „Zeige mir mein Lebenslicht," sagte der Arzt und meinte, es wäre noch recht groß. Der Tod deutete auf ein kleines Endchen, das eben auszugehen drohte, und sagte: „Siehst du, da ist es." „Ach, lieber Pate," sagte der erschrockene Arzt, „zündet mir ein neues an, tut mirs zuliebe, damit ich meines Lebens genießen kann, König werde und Gemahl der schönen Königstochter." „Ich kann nicht," antwortete der Tod, „erst muß eins verlöschen, eh ein neues anbrennt." „So setzt das alte auf ein neues, das gleich fortbrennt, wenn jenes zu Ende ist." bat der Arzt. Der Tod stellte sich, als ob er seinen Wunsch erfüllen wollte, langte ein frisches großes Licht herbei: aber weil er sich rächen wollte, versah ers beim Umstecken absichtlich, und das Stückchen fiel um und verlosch. Alsbald sank der Arzt zu Boden und war nun selbst in die Hand des Todes geraten.

Digitized by Google

Sechse kommen durch die ganze Welt / Es war

einmal ein Mann, der verstand allerlei Künste: er diente im Krieg und hielt sich brav und tapfer, aber als der Krieg zu Ende war, bekam er den Abschied und drei Heller Zehrgeld auf den Weg. „Wart," sprach er, „das laß ich mir nicht gefallen, finde ich die rechten Leute, so soll mir der König noch die Schätze des ganzen Landes herausgeben." Da ging er voll Zorn in den Wald und sah einen darin stehen, der hatte sechs Bäume ausgerupft, als wärens Kornhalme. Sprach er zu ihm: „Willst du mein Diener sein und mit mir ziehen?" „Ja," antwortete er, „aber erst will ich meiner Mutter das Wellchen Holz heimbringen," und nahm einen von den Bäumen und wickelte ihn um die fünf andern, hob die Welle auf die Schultern und trug sie fort. Dann kam er wieder und ging mit seinem Herrn, der sprach: „Wir zwei sollten wohl durch die ganze Welt kommen." Und als sie ein Wellchen gegangen waren, fanden sie einen Jäger, der lag auf den Knien, hatte die Büchse angelegt und zielte. Sprach der Herr zu ihm: „Jäger, was willst du schießen?" Er antwortete: „Zwei Meilen von hier sitzt eine Fliege auf dem Ast eines Eichbaums, der will ich das linke Auge herausschießen." „Oh, geh mit mir," sprach der Mann, „wenn wir drei zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen." Der Jäger war bereit und ging mit ihm, und sie kamen zu sieben Windmühlen, deren Flügel trieben ganz hastig herum, und ging doch links und rechts kein Wind und bewegte sich kein Blättchen. Da sprach der Mann: „Ich weiß nicht, was die Windmühlen treibt, es regt sich ja kein Lüftchen," und ging mit seinen Dienern weiter, und als sie zwei Meilen fortgegangen waren, sahen sie einen auf einem Baum sitzen, der hielt das Nasenloch zu und blies aus dem andern. „Mein, was treibst du da oben?" fragte der Mann. Er antwortete: „Zwei Meilen von hier stehen sieben Windmühlen, seht, die blase ich an, daß sie laufen." „Oh, geh mit mir," sprach der Mann, „wenn wir vier zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen." Da stieg der Bläser herab und ging mit, und über eine Zeit sahen sie einen, der stand da auf einem Bein und hatte das andere abgeschnallt und neben sich gelegt. Da sprach der Herr: „Du hast dirs ja bequem gemacht zum Ausruhen." „Ich bin ein Lauser," antwortete er, „und damit ich nicht gar zu schnell springe, habe ich mir das eine Bein abgeschnallt; wenn ich mit zwei Beinen laufe, so gehts geschwinder als ein Vogel fliegt." „Oh, geh mit mir, wenn wir fünf zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt kommen." Da ging er mit, und gar nicht lang, so begegneten sie einem, der hatte ein Hütchen auf, hatte es aber ganz auf dem einen Ohre sitzen. Da sprach der Herr zu ihm: „Manierlich, manierlich! Häng deinen Hut doch nicht auf ein Ohr, du siehst ja aus wie ein Hans Narr." „Ich darfs nicht tun," sprach der andere, „denn setz ich meinen Hut gerad, so kommt ein gewaltiger Frost, und die Vögel unter dem Himmel erfrieren und fallen tot zur Erde." „Oh, geh mit mir," sprach der Herr, „wenn wir sechs zusammen sind, sollten wir wohl durch die ganze Welt

Digitized by Google

kommen." Nun gingen die sechse in eine Stadt, wo der König hatte bekanntmachen lassen, wer mit seiner Tochter in die Wette laufen wollte und den Sieg davon trüge, der sollte ihr Gemahl werden; wer aber verlöre, müßte auch seinen Kopf geben. Da meldete sich der Mann und sprach: „Ich will aber meinen Diener für mich laufen lassen." Der König antwortete: „Dann mußt du auch noch dessen Leben zum Pfand setzen, also daß sein und dein Kopf für den Sieg haften." Als das verabredet und festgemacht war, schnallte der Mann dem Laufer das andere Bein an und sprach zu ihm: „Nun sei hurtig und hilf, daß wir siegen." Es war aber bestimmt, daß, wer am ersten Wasser aus einem weit abgelegenen Brunnen brächte, Sieger sein sollte. Nun bekam der Laufer einen Krug und die Königstochter auch einen, und sie fingen zu gleicher Zeit zu laufen an: aber in einem Augenblick, als die Königstochter erst eine kleine Strecke fort war, konnte den Laufer schon kein Zuschauer mehr sehen, und es war nicht anders, als wäre der Wind vorbeigesaust. In kurzer Zeit langte er bei dem Brunnen an, schöpfte den Krug voll Wasser und kehrte wieder um. Mitten aber auf dem Heimweg überkam ihn eine Müdigkeit, da setzte er den Krug hin, legte sich nieder und schlief ein. Er hatte aber einen Pferdeschädel, der da auf der Erde lag, zum Kopfkissen gemacht, damit er hart läge und bald wieder erwachte. Indessen war die Königstochter, die auch gut laufen konnte, so gut es ein gewöhnlicher Mensch vermag, bei dem Brunnen angelangt und eilte mit ihrem Krug voll Wasser zurück; und als sie den Laufer da liegen und schlafen sah, war sie froh und sprach: „Der Feind ist in meine Hände gegeben," leerte seinen Krug aus und sprang weiter. Nun wäre alles verloren gewesen, wenn nicht zu gutem Glück der Jäger mit seinen scharfen Augen oben auf dem Schloß gestanden und alles mit angesehen hätte. Da sprach er: „Die Königstochter soll doch gegen uns nicht aufkommen," lud seine Büchse und schoß so geschickt, daß er dem Laufer den Pferdeschädel unter dem Kopf wegschoß, ohne ihm wehzutun. Da erwachte der Laufer, sprang in die Höhe und sah, daß sein Krug leer und die Königstochter schon weit voraus war. Aber er verlor den Mut nicht, lief mit dem Krug wieder zum Brunnen zurück, schöpfte aufs neue Wasser und war noch zehn Minuten eher als die Königstochter daheim. „Seht ihr," sprach er, „jetzt hab ich erst die Beine aufgehoben, vorher wars gar kein Laufen zu nennen." Den König aber kränkte es und seine Tochter noch mehr, daß sie so ein gemeiner abgedankter Soldat davontragen sollte; sie ratschlagten miteinander, wie sie ihn samt seinen Gesellen loswürden. Da sprach der König zu ihr: „Ich habe ein Mittel gefunden, laß dir nicht bang sein, sie sollen nicht wieder heimkommen." Und sprach zu ihnen: „Ihr sollt euch nun zusammen lustig machen, essen und trinken," und führte sie zu einer Stube, die hatte einen Boden von Eisen, und die Türen waren auch von Eisen, und die Fenster waren mit eisernen Stäben verwahrt. In der Stube war eine Tafel mit köstlichen Speisen besetzt, da sprach der König zu ihnen: „Geht hinein und laßts euch wohlsein." Und wie sie darinnen waren, ließ er die Türe verschließen und verriegeln. Dann ließ er den Koch kommen und befahl ihm, ein Feuer so lange unter die Stube zu

Digitized by Google

machen, bis das Eisen glühend würde. Das tat der Koch, und es fing an und ward den sechsen in der Stube, während sie an der Tafel saßen, ganz warm, und sie meinten, das käme vom Essen. Als aber die Hitze immer größer ward und sie hinaus wollten, Türe und Fenster aber verschlossen fanden, da merkten sie, daß der König Böses im Sinne gehabt hatte und sie ersticken wollte. „Es soll ihm aber nicht gelingen," sprach der mit dem Hütchen, „ich will einen Frost kommen lassen, vor dem sich das Feuer schämen und verkriechen soll." Da setzte er sein Hütchen gerade, und alsobald fiel ein Frost, daß alle Hitze verschwand und die Speisen auf den Schüsseln anfingen zu frieren. Als nun ein paar Stunden herum waren, und der König glaubte, sie wären in der Hitze verschmachtet, ließ er die Türe öffnen und wollte selbst nach ihnen sehen. Aber wie die Türe aufging, standen sie alle sechse da, frisch und gesund, und sagten, es wäre ihnen lieb, daß sie heraus könnten, sich zu wärmen, denn bei der großen Kälte in der Stube frören die Speisen an den Schüsseln fest. Da ging der König voll Zorn hinab zu dem Koch, schalt ihn und fragte, warum er nicht getan hätte, was ihm wäre befohlen worden. Der Koch aber antwortete: „Es ist Glut genug da, seht nur selbst." Da sah der König, daß ein gewaltiges Feuer unter der Eisenstube brannte, und merkte, daß er den sechsen auf diese Weise nichts anhaben könnte. Nun sann der König aufs neue, wie er der bösen Gäste los würde, ließ den Meister kommen und sprach: „Willst du Gold nehmen und dein Recht auf meine Tochter aufgeben, so sollst du haben, so viel du willst." „O ja, Herr König," antwortete er, „gebt mir so viel, als mein Diener tragen kann, so verlange ich Eure Tochter nicht." Das war der König zufrieden, und jener sprach weiter: „So will ich in vierzehn Tagen kommen und es holen." Darauf rief er alle Schneider aus dem ganzen Reich herbei, die mußten vierzehn Tage lang sitzen und einen Sack nähen. Und als er fertig war, mußte der Starke, welcher Bäume ausrupfen konnte, den Sack auf die Schulter nehmen und mit ihm zu dem König gehen. Da sprach der König: „Was ist das für ein gewaltiger Kerl, der den hausgroßen Ballen Leinwand auf der Schulter trägt?" Erschrak und dachte: „Was wird der für Gold wegschleppen!" Da hieß er eine Tonne Gold herbringen, die mußten sechzehn der stärksten Männer tragen, aber der Starke packte sie mit einer Hand, steckte sie in den Sack und sprach: „Warum bringt ihr nicht gleich mehr, das deckt ja kaum den Boden." Da ließ der König nach und nach seinen ganzen Schatz herbeitragen, den schob der Starke in den Sack hinein, und der Sack ward davon noch nicht zur Hälfte voll. „Schafft mehr herbei," rief er. „Die paar Brocken füllen nicht." Da mußten noch siebentausend Wagen mit Gold in dem ganzen Reich zusammengefahren werden: die schob der Starke samt den vorgespannten Ochsen in seinen Sack. „Ich will's nicht lange besehen," sprach er, „und nehmen, was kommt, damit der Sack nur voll wird." Wie alles darin stak, ging doch noch viel hinein, da sprach er: „Ich will dem Ding nur ein Ende machen, man bindet wohl einmal einen Sack zu, wenn er auch noch nicht voll ist." Dann huckte er ihn auf den Rücken und ging mit seinen Gesellen fort. Als der König nun sah,

Digitized by Google

wie der einzige Mann des ganzen Landes Reichtum forttrug, ward er zornig und ließ seine Reiterei aufsitzen, die sollten den sechsen nachjagen und hatten Befehl, den Starken den Sack wieder abzunehmen. Zwei Regimenter holten sie bald ein und riefen ihnen zu: „Ihr seid Gefangene, legt den Sack mit dem Gold nieder, oder ihr werdet zusammengehauen." „Was sagt ihr?" sprach der Bläser, „wir wären Gefangene? Eher sollt ihr sämtlich in der Luft herumtanzen," hielt das eine Nasenloch zu und blies mit dem andern die beiden Regimenter an. Da fuhren sie auseinander und in die blaue Luft über alle Berge weg, der eine hierhin, der andere dorthin. Ein Feldwebel rief um Gnade, er hätte neun Wunden und wäre ein braver Kerl, der den Schimpf nicht verdiente. Da ließ der Bläser ein wenig nach, sodaß er ohne Schaden wieder herabkam, dann sprach er zu ihm: „Nun geh heim zum König und sag, er sollte nur noch mehr Reiterei schicken, ich wollte sie alle in die Luft blasen." Der König, als er den Bescheid vernahm, sprach: „Laßt die Kerle gehen, die haben etwas an sich." Da brachten die sechs den Reichtum heim, teilten ihn unter sich und lebten vergnügt bis an ihr Ende.

Rotkäppchen / Es war einmal eine kleine süße Dirne, die hatte jedermann lieb, der sie nur ansah, am allerliebsten aber ihre Großmutter, die wußte gar nicht, was sie alles dem Kinde geben sollte. Einmal schenkte sie ihm ein Käppchen von rotem Sammet, und weil ihm das so wohl stand und es nichts anderes mehr tragen wollte, hieß es nur das Rotkäppchen. Eines Tages sprach seine Mutter zu ihm: „Komm, Rotkäppchen, da hast du ein Stück Kuchen und eine Flasche Wein, bring das der Großmutter hinaus; sie ist krank und schwach und wird sich daran laben. Mach dich auf, bevor es heiß wird, und wenn du hinaus kommst, so geh hübsch sittsam und lauf nicht vom Weg ab, sonst fällst du und zerbrichst das Glas, und die Großmutter hat nichts. Und wenn du in ihre Stube kommst, so vergiß nicht guten Morgen zu sagen, und guck nicht erst in allen Ecken herum." „Ich will schon alles gut machen," sagte Rotkäppchen zur Mutter und gab ihr die Hand darauf. Die Großmutter aber wohnte draußen im Wald, eine halbe Stunde vom Dorf. Wie nun Rotkäppchen in den Wald kam, begegnete ihm der Wolf. Rotkäppchen aber wußte nicht, was das für ein böses Tier war, und fürchtete sich nicht vor ihm. „Guten Tag, Rotkäppchen," sprach er. „Schönen Dank, Wolf." „Wo hinaus so früh, Rotkäppchen?" „Zur Großmutter." „Was trägst du unter der Schürze?" „Kuchen und Wein: gestern haben wir gebacken, da soll sich die kranke und schwache Großmutter etwas zugut tun und sich damit stärken." „Rotkäppchen, wo wohnt deine Großmutter?" „Noch eine gute Viertelstunde weiter im Wald, unter den drei großen Eichbäumen, da steht ihr Haus, unten sind die Nußhecken, das wirst du ja wissen," sagte Rotkäppchen. Der Wolf dachte bei sich: „Das junge, zarte Ding, das ist ein fetter Bissen, der wird noch besser schmecken als die Alte: du mußt es listig anfangen, damit du beide erschnappst." Da ging er ein Weilchen neben Rotkäppchen her, dann sprach er:

„Rotkäppchen, sieh einmal die schönen Blumen, die rings umher stehen, warum guckst du dich nicht um? Ich glaube, du hörst gar nicht, wie die Vöglein so lieblich singen? Du gehst ja für dich hin, als wenn du zur Schule gingst, und ist so lustig draußen in dem Wald." Rotkäppchen schlug die Augen auf, und als es sah, wie die Sonnenstrahlen durch die Bäume hin und her tanzten, und alles voll schöner Blumen stand, dachte es: „Wenn ich der Großmutter einen frischen Strauß mitbringe, der wird ihr auch Freude machen; es ist so früh am Tag, daß ich doch zu rechter Zeit ankomme," lief vom Wege ab in den Wald hinein und suchte Blumen. Und wenn es eine gebrochen hatte, meinte es, weiter hinaus stände eine schönere, und lief danach, und geriet immer tiefer in den Wald hinein. Der Wolf aber ging geradeswegs nach dem Haus der Großmutter und klopfte an die Türe. „Wer ist draußen?" „Rotkäppchen, das bringt Kuchen und Wein, mach auf." „Drück nur auf die Klinke," rief die Großmutter, „ich bin zu schwach und kann nicht aufstehen." Der Wolf drückte auf die Klinke, die Türe sprang auf, und er ging ohne ein Wort zu sprechen gerade zum Bett der Großmutter und verschluckte sie. Dann tat er ihre Kleider an, setzte ihre Haube auf, legte sich in ihr Bett und zog die Vorhänge vor. Rotkäppchen aber war nach den Blumen herumgelaufen, und als es so viel zusammen hatte, daß es keine mehr tragen konnte, fiel ihm die Großmutter wieder ein, und es machte sich auf den Weg zu ihr. Es wunderte sich, daß die Türe aufstand, und wie es in die Stube trat, so kam es ihm so seltsam darin vor, daß es dachte: „Ei, du mein Gott, wie ängstlich wird mirs heute zumut, und bin sonst so gerne bei der Großmutter!" Es rief: „Guten Morgen!" bekam aber keine Antwort. Darauf ging es zum Bett und zog die Vorhänge zurück: da lag die Großmutter und hatte die Haube tief ins Gesicht gesetzt und sah so wunderlich aus. „Ei, Großmutter, was hast du für große Ohren!" „Daß ich dich besser hören kann." „Ei, Großmutter, was hast du für große Augen!" „Daß ich dich besser sehen kann." „Ei, Großmutter, was hast du für große Hände!" „Daß ich dich besser packen kann." „Aber, Großmutter, was hast du für ein entsetzlich großes Maul?" „Daß ich dich besser fressen kann." Kaum hatte der Wolf das gesagt, so tat er einen Satz aus dem Bette und verschlang das arme Rotkäppchen. Wie der Wolf sein Gelüsten gestillt hatte, legte er sich wieder ins Bett, schlief ein und fing an überlaut zu schnarchen. Der Jäger ging eben an dem Haus vorbei und dachte: „Wie die alte Frau schnarcht, du mußt doch sehen, ob ihr etwas fehlt." Da trat er in die Stube, und wie er vor das Bette kam, so sah er, daß der Wolf darin lag. „Finde ich dich hier, du alter Sünder," sagte er, „ich habe dich lange gesucht." Nun wollte er seine Büchse anlegen, da fiel ihm ein, der Wolf könnte die Großmutter gefressen haben, und sie wäre noch zu retten: schoß nicht, sondern nahm eine Schere und fing an, dem schlafenden Wolf den Bauch aufzuschneiden. Wie er ein paar Schnitte getan hatte, da sah er das rote Käppchen leuchten, und noch ein paar Schnitte, da sprang das Mädchen heraus und rief: „Ach, wie war ich erschroken, wie wars so dunkel in dem Wolf seinem Leib!" Und

Digitized by Google

dann kam die alte Großmutter auch noch lebendig heraus und konnte kaum atmen. Rotkäppchen aber holte geschwind große Steine, damit füllten sie dem Wolf den Leib, und wie er aufwachte, wollte er fortspringen, aber die Steine waren so schwer, daß er gleich niedersank und sich todfiel. Da waren alle drei vergnügt; der Jäger zog dem Wolf den Pelz ab und ging damit heim, die Großmutter aß den Kuchen und trank den Wein, den Rotkäppchen gebracht hatte, und erholte sich wieder, Rotkäppchen aber dachte: „Du willst dein Lebtag nicht wieder allein vom Wege ab in den Wald laufen, wenn dirs die Mutter verboten hat."

Frau Holle / Eine Witwe hatte zwei Töchter, davon war die eine schön und fleißig, die andere häßlich und faul. Sie hatte aber die häßliche und faule, weil sie ihre rechte Tochter war, viel lieber, und die andere mußte alle Arbeit tun und der Aschenputtel im Hause sein. Das arme Mädchen mußte sich täglich auf die große Straße bei einem Brunnen setzen, und mußte so viel spinnen, daß ihm das Blut aus den Fingern sprang. Nun trug es sich zu, daß die Spule einmal ganz blutig war, da bückte es sich damit in den Brunnen und wollte sie abwaschen: sie sprang ihm aber aus der Hand und fiel hinab. Es weinte, lief zur Stiefmutter und erzählte ihr das Unglück. Sie schalt es aber so heftig und war so unbarmherzig, daß sie sprach: „Hast du die Spule hinunterfallen lassen, so hol sie auch wieder herauf." Da ging das Mädchen zu dem Brunnen zurück und wußte nicht, was es anfangen sollte: und in seiner Herzensangst sprang es in den Brunnen hinein, um die Spule zu holen. Es verlor die Besinnung, und als es erwachte und wieder zu sich selber kam, war es auf einer schönen Wiese, wo die Sonne schien und viel tausend Blumen standen. Auf dieser Wiese ging es fort und kam zu einem Backofen, der war voller Brot; das Brot aber rief: „Ach, zieh mich raus, zieh mich raus, sonst verbrenn ich: ich bin schon längst ausgebacken." Da trat es herzu und holte mit dem Brotschieber alles nacheinander heraus. Danach ging es weiter und kam zu einem Baum, der hing voll Äpfel und rief ihm zu: „Ach, schüttel mich, schüttel mich, wir Äpfel sind alle miteinander reif." Da schüttelte es den Baum, daß die Äpfel fielen, als regneten sie, und schüttelte, bis keiner mehr oben war; und als es alle in einen Haufen zusammengelegt hatte, ging es wieder weiter. Endlich kam es zu einem kleinen Haus, daraus guckte eine alte Frau, weil sie aber so große Zähne hatte, ward ihm angst, und es wollte fortlaufen. Die alte Frau aber rief ihm nach: „Was fürchtest du dich, liebes Kind? Bleib bei mir, wenn du alle Arbeit im Hause ordentlich tun willst, so soll dirs gut gehn. Du mußt nur acht geben, daß du mein Bett gut machst und es fleißig aufschüttelst, daß die Federn fliegen, dann schneit es in der Welt; ich bin die Frau Holle." Weil die Alte ihm so gut zusprach, so faßte sich das Mädchen ein Herz, willigte ein und gab sich in ihren Dienst. Es besorgte auch alles nach ihrer Zufriedenheit und schüttelte ihr das Bett immer gewaltig auf, daß die Federn wie Schneeflocken umherflogen; dafür hatte es auch ein gut Leben bei ihr, kein böses Wort und alle Tage Gesottenes und Gebratenes. Nun war es eine Zeit-

Digitized by Google

lang bei der Frau Holle, da ward es traurig und wußte anfangs selbst nicht, was ihm fehlte, endlich merkte es, daß es Heimweh war; ob es ihm hier gleich viel tausendmal besser ging als zu Haus, so hatte es doch ein Verlangen dahin. Endlich sagte es zu ihr: „Ich habe den Jammer nach Haus kriegt, und wenn es mir auch noch so gut hier unten geht, so kann ich doch nicht länger bleiben, ich muß wieder hinauf zu den Meinigen.“ Die Frau Holle sagte: „Es gefällt mir, daß du wieder nach Hause verlangst, und weil du mir so treu gedient hast, so will ich dich selbst wieder hinaufbringen.“ Sie nahm es darauf bei der Hand und führte es vor ein großes Tor. Das Tor ward aufgetan, und wie das Mädchen gerade darunterstand, fiel ein gewaltiger Goldregen, und alles Gold blieb an ihm hängen, so daß es über und über davon bedeckt war. „Das sollst du haben, weil du so fleißig gewesen bist,“ sprach die Frau Holle und gab ihm auch die Spule wieder, die ihm in den Brunnen gefallen war. Darauf ward das Tor verschlossen, und das Mädchen befand sich oben auf der Welt, nicht weit von seiner Mutter Haus: und als es in den Hof kam, saß der Hahn auf dem Brunnen und rief: „Kikeriki / unsere goldene Jungfrau ist wieder hie.“ ~ Da ging es hinein zu seiner Mutter, und weil es so mit Gold bedeckt ankam, ward es von ihr und der Schwester gut aufgenommen. Das Mädchen erzählte alles, was ihm begegnet war, und als die Mutter hörte, wie es zu dem großen Reichtum gekommen war, wollte sie der andern häßlichen und faulen Tochter gerne dasselbe Glück verschaffen. Sie mußte sich an den Brunnen setzen und spinnen; und damit ihre Spule blutig ward, stach sie sich in die Finger und stieß sich die Hand in die Dornhecke. Dann warf sie die Spule in den Brunnen und sprang selber hinein. Sie kam wie die andere auf die schöne Wiese und ging auf demselben Pfade weiter. Als sie zu dem Backofen gelangte, schrie das Brot wieder: „Ach, zieh mich raus, zieh mich raus, sonst verbrenn ich, ich bin schon längst ausgebacken.“ Die Faule aber antwortete: „Da hätt ich Lust, mich schmutzig zu machen,“ und ging fort. Bald kam sie zu dem Apfelbaum, der rief: „Ach, schüttel mich, schüttel mich, wir Äpfel sind alle miteinander reif!“ Sie antwortete aber: „Du kommst mir recht, es könnte mir einer auf den Kopf fallen,“ und ging damit weiter. Als sie vor der Frau Holle Haus kam, fürchtete sie sich nicht, weil sie von ihren großen Zähnen schon gehört hatte, und verdingte sich gleich zu ihr. Am ersten Tag tat sie sich Gewalt an, war fleißig und folgte der Frau Holle, wenn sie ihr etwas sagte, denn sie dachte an das viele Gold, das sie ihr schenken würde; am zweiten Tag aber fing sie schon an zu faulenzen, am dritten noch mehr, da wollte sie morgens gar nicht aufstehen. Sie machte auch der Frau Holle das Bett nicht, wie sichs gebührte, und schüttelte es nicht, daß die Federn aufflogen. Das ward die Frau Holle bald müde und sagte ihr den Dienst auf. Die Faule war das wohl zufrieden und meinte, nun würde der Goldregen kommen; die Frau Holle führte sie auch zu dem Tor, als sie aber darunterstand, ward statt des Goldes ein großer Kessel voll Pech ausgeschüttet. „Das ist zur Belohnung deiner Dienste,“ sagte die Frau Holle und schloß das Tor zu. Da kam die Faule heim, aber sie war ganz

Digitized by Google

mit Pech bedeckt, und der Hahn auf dem Brunnen, als er sie sah, rief: „Kikeriki / unsere schmutzige Jungfrau ist wieder hie.“ Das Pech aber blieb fest an ihr hängen und wollte, so lange sie lebte, nicht abgehen.

Der Wolf und die sieben jungen Geißlein / E.

war einmal eine alte Geiß, die hatte sieben junge Geißlein und hatte sie lieb, wie eine Mutter ihre Kinder lieb hat. Eines Tages wollte sie in den Wald gehen und Futter holen, da rief sie alle sieben herbei und sprach: „Liebe Kinder, ich will hinaus in den Wald, seid auf eurer Hut vor dem Wolf, wenn er hereinkommt, so frißt er euch alle mit Haut und Haar. Der Bösewicht verstellt sich oft, aber an seiner rauhen Stimme und an seinen schwarzen Füßen werdet ihr ihn gleich erkennen.“ Die Geißlein sagten: „Liebe Mutter, wir wollen uns schon in acht nehmen, Ihr könnt ohne Sorge fortgehen.“ Da meckerte die Alte und machte sich getrost auf den Weg. Es dauerte nicht lange, so klopfte jemand an die Haustür und rief: „Macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht.“ Aber die Geißerchen hörten an der rauhen Stimme, daß es der Wolf war, „wir machen nicht auf,“ riefen sie, „du bist unsere Mutter nicht, die hat eine feine, liebliche Stimme, aber deine Stimme ist rauh; du bist der Wolf.“ Da ging der Wolf fort zu einem Krämer und kaufte sich ein großes Stück Kreide: die aß er und machte damit seine Stimme fein. Dann kam er zurück, klopfte an die Haustür und rief: „Macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht.“ Aber der Wolf hatte seine schwarze Pfote in das Fenster gelegt, das sahen die Kinder und riefen: „Wir machen nicht auf, unsere Mutter hat keinen schwarzen Fuß wie du: du bist der Wolf.“ Da lief der Wolf zu einem Bäcker und sprach: „Ich habe mich an den Fuß gestoßen, streich mir Teig darüber.“ Und als ihm der Bäcker die Pfote bestrichen hatte, so lief er zum Müller und sprach: „Streu mir weißes Mehl auf meine Pfote.“ Der Müller dachte: „der Wolf will einen betrügen“ und weigerte sich, aber der Wolf sprach: „Wenn du es nicht tust, so fresse ich dich.“ Da fürchtete sich der Müller und machte ihm die Pfote weiß. Ja, so sind die Menschen. ~ Nun ging der Bösewicht zum drittenmal zu der Haustüre, klopfte an und sprach: „Macht mir auf, Kinder, euer liebes Mütterchen ist heimgekommen und hat jedem von euch etwas aus dem Walde mitgebracht.“ Die Geißerchen riefen: „Zeig uns erst deine Pfote, damit wir wissen, daß du unser liebes Mütterchen bist.“ Da legte er die Pfote ins Fenster, und als sie sahen, daß sie weiß war, so glaubten sie, es wäre alles wahr, was er sagte, und machten die Türe auf. Wer aber hereinkam, war der Wolf. Sie erschraken und wollten sich verstecken. Das eine sprang unter den Tisch, das zweite ins Bett, das dritte in den Ofen, das vierte in die Küche, das fünfte in den Schrank, das sechste unter die Waschschüssel, das siebente in den Kasten der Wanduhr. Aber der Wolf fand sie alle und machte nicht langes Federlesen: eins nach dem andern schluckte er in seinen Rachen; nur das jüngste in dem Uhr-

Digitized by Google

kasten, das fand er nicht. Als der Wolf seine Lust gebüßt hatte, trollte er sich fort, legte sich draußen auf der grünen Wiese unter einen Baum und fing an zu schlafen. Nicht lange danach kam die alte Geiß aus dem Walde wieder heim. Ach, was mußte sie da erblicken! Die Haustüre stand sperrweit auf: Tisch, Stühle und Bänke waren umgeworfen, die Waschschüssel lag in Scherben, Decke und Kissen waren aus dem Bett gezogen. Sie suchte ihre Kinder, aber nirgends waren sie zu finden. Sie rief sie nacheinander bei Namen, aber niemand antwortete. Endlich, als sie an das jüngste kam, da rief eine feine Stimme: „Liebe Mutter, ich stecke im Uhrkasten." Sie holte es heraus, und es erzählte ihr, daß der Wolf gekommen wäre und die andern alle gefressen hätte. Da könnt ihr denken, wie sie über ihre armen Kinder geweint hat. Endlich ging sie in ihrem Jammer hinaus, und das jüngste Geißlein lief mit. Als sie auf die Wiese kam, so lag da der Wolf an dem Baum und schnarchte, daß die Äste zitterten. Sie betrachtete ihn von allen Seiten und sah, daß in seinem angefüllten Bauch sich etwas regte und zappelte. „Ach Gott," dachte sie, „sollten meine armen Kinder, die er zum Abendbrot hinuntergewürgt hat, noch am Leben sein?" Da mußte das Geißlein nach Haus laufen und Schere, Nadel und Zwirn holen. Dann schnitt sie dem Ungetüm den Wanst auf, und kaum hatte sie einen Schnitt getan, so streckte schon ein Geißlein den Kopf heraus, und als sie weiterschnitt, so sprangen nacheinander alle sechse heraus und waren alle noch am Leben und hatten nicht einmal Schaden gelitten, denn das Ungetüm hatte sie in der Gier ganz hinuntergeschluckt. Das war eine Freude! Da herzten sie ihre liebe Mutter und hüpften wie ein Schneider, der Hochzeit hält. Die Alte aber sagte: „Jetzt geht und sucht Wackersteine, damit wollen wir dem gottlosen Tiere den Bauch füllen, solange es noch im Schlafe liegt." Da schleppten die sieben Geißerchen in aller Eile die Steine herbei und steckten sie ihm in den Bauch, soviel sie hineinbringen konnten. Dann nähte ihn die Alte in aller Geschwindigkeit wieder zu, daß er nichts merkte und sich nicht einmal regte. Als der Wolf endlich ausgeschlafen hatte, machte er sich auf die Beine, und weil ihm die Steine im Magen so großen Durst erregten, so wollte er zu einem Brunnen gehen und trinken. Als er aber anfing zu gehen und sich hin und her zu bewegen, so stießen die Steine in seinem Bauch aneinander und rappelten. Da rief er: „Was rumpelt und pumpelt / in meinem Bauch herum? / Ich meinte, es wären sechs Geißlein / so sinds lauter Wackerstein." „Und als er an den Brunnen kam und sich über das Wasser bückte und trinken wollte, da zogen ihn die schweren Steine hinein, und er mußte jämmerlich ersaufen. Als die sieben Geißlein das sahen, da kamen sie herbeigelaufen, riefen laut: „Der Wolf ist tot, der Wolf ist tot!" und tanzten mit ihrer Mutter vor Freude um den Brunnen herum.

Die Bremer Stadtmusikanten / Es hatte ein Mann

einen Esel, der schon lange Jahre die Säcke unverdrossen zur Mühle getragen hatte, dessen Kräfte aber nun zu Ende gingen, so daß er zur Arbeit immer untauglicher ward. Da dachte

Digitized by Google

der Herr daran, ihn aus dem Futter zu schaffen, aber der Esel merkte, daß kein guter Wind wehte, lief fort und machte sich auf den Weg nach Bremen; dort, meinte er, könnte er ja Stadtmusikant werden. Als er ein Weilchen fortgegangen war, fand er einen Jagdhund auf dem Wege liegen, der jappte wie einer, der sich müde gelaufen hat. „Nun, was jappst du so, Packan?“ fragte der Esel. „Ach,“ sagte der Hund, „weil ich alt bin und jeden Tag schwächer werde, auch auf der Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr wollen totschlagen, da hab ich Reißaus genommen; aber womit soll ich nun mein Brot verdienen?“ „Weißt du was,“ sprach der Esel, „ich gehe nach Bremen und werde dort Stadtmusikant, geh mit und laß dich auch bei der Musik annehmen. Ich spiele die Laute, und du schlägst die Pauken.“ Der Hund wars zufrieden, und sie gingen weiter. Es dauerte nicht lange, so saß da eine Katze an dem Wege und machte ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. „Nun, was ist dir in die Quere gekommen, alter Bartputzer?“ sprach der Esel. „Wer kann da lustig sein, wenns einem an den Kragen geht!“ antwortete die Katze. „Weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne stumpf werden und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne, als nach Mäusen herumjage, hat mich meine Frau ersäufen wollen; ich habe mich zwar noch fortgemacht, aber nun ist guter Rat teuer; wo soll ich hin?“ „Geh mit uns nach Bremen, du verstehst dich doch auf die Nachtmusik, da kannst du ein Stadtmusikant werden.“ Die Katze hielt das für gut und ging mit. Darauf kamen die drei Landesflüchtigen an einem Hof vorbei, da saß auf dem Tor der Hausbahn und schrie aus Leibeskräften. „Du schreist einem durch Mark und Bein,“ sprach der Esel, „was hast du vor?“ „Da hab ich gut Wetter prophezeit,“ sprach der Hahn, „weil unserer lieben Frauen Tag ist, wo sie dem Christkindlein die Hemdchen gewaschen hat und sie trocknen will; aber weil morgen zum Sonntag Gäste kommen, so hat die Hausfrau doch kein Erbarmen und hat der Köchin gesagt, sie wollte mich morgen in der Suppe essen, und da soll ich mir heut abend den Kopf abschneiden lassen. Nun schrei ich aus vollem Hals, solang ich noch kann.“ „Ei was, du Rotkopf,“ sagte der Esel, „zieh lieber mit uns fort, wir gehen nach Bremen, etwas Besseres als den Tod findest du überall; du hast eine gute Stimme, und wenn wir zusammen musizieren, so muß es eine Art haben.“ Der Hahn ließ sich den Vorschlag gefallen, und sie gingen alle vier zusammen fort. Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tage nicht erreichen und kamen abends in einen Wald, wo sie übernachten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen großen Baum, die Katze und der Hahn machten sich in die Äste, der Hahn aber flog bis in die Spitze, wo es am sichersten für ihn war. Ehe er einschlief, sah er sich noch einmal nach allen vier Winden um; da deuchte ihn, er sähe in der Ferne ein Fünkchen brennen, und rief seinen Gesellen zu, es müßte nicht gar weit ein Haus sein, denn es scheine ein Licht. Sprach der Esel: „So müssen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht.“ Der Hund meinte, ein paar Knochen und etwas Fleisch daran täten ihm auch gut. Also machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war, und sahen es

Digitized by Google

bald heller schimmern, und es ward immer größer, bis sie vor ein hellerleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel, als der größte, näherte sich dem Fenster und schaute hinein. „Was siehst du, Grauschimmel?“ fragte der Hahn. „Was ich sehe?“ antwortete der Esel, „einen gedeckten Tisch mit schönem Essen und Trinken, und Räuber sitzen daran und lassens sich wohl sein.“ „Das wäre was für uns,“ sprach der Hahn. „Ja, ja, ach, wären wir da!“ sagte der Esel. Da ratschlagten die Tiere, wie sie es anfangen müßten, um die Räuber hinauszujagen, und fanden endlich ein Mittel. Der Esel mußte sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken springen, die Katze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf und setzte sich der Katze auf den Kopf. Wie das geschehen war, fingen sie auf ein Zeichen insgesamt an, ihre Musik zu machen: der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze miaute, und der Hahn krähte; dann stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, daß die Scheiben klirrten. Die Räuber fuhren bei dem entsetzlichen Geschrei in die Höhe, meinten nicht anders, als ein Gespenst käme herein, und flohen in größter Furcht in den Wald hinaus. Nun setzten sich die vier Gesellen an den Tisch, nahmen mit dem vorlieb, was übriggeblieben war, und aßen, als wenn sie vier Wochen hungern sollten. Wie die vier Spielleute fertig waren, löschten sie das Licht aus und suchten sich eine Schlafstätte, jeder nach seiner Natur und Bequemlichkeit. Der Esel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die Tür, die Katze auf den Herd an die warme Asche, und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken; und weil sie müde waren von ihrem langen Wege, schliefen sie auch bald ein. Als Mitternacht vorbei war und die Räuber von weitem sahen, daß kein Licht mehr im Hause brannte, auch alles ruhig schien, sprach der Hauptmann: „Wir hätten uns doch nicht sollen ins Bockshorn jagen lassen,“ und hieß einen hingehen und das Haus untersuchen. Der Abgeschickte fand alles still, ging in die Küche, ein Licht anzuzünden, und weil er die glühenden, feurigen Augen der Katze für lebendige Kohlen ansah, hielt er ein Schwefelhölzchen daran, daß es Feuer fangen sollte. Aber die Katze verstand keinen Spaß, sprang ihm ins Gesicht, spie und kratzte. Da erschrak er gewaltig, lief und wollte zur Hintertür hinaus; aber der Hund, der da lag, sprang auf und biß ihm ins Bein; und als er über den Hof an dem Mist vorbeirannte, gab ihm der Esel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuß; der Hahn aber, der vom Lärmen aus dem Schlaf geweckt und munter geworden war, rief vom Balken herab: „Kikeriki!“ Da lief der Räuber, was er konnte, zu seinem Hauptmann zurück und sprach: „Ach, in dem Hause sitzt eine greuliche Hexe, die hat mich angehaucht und mit ihren langen Fingern mir das Gesicht zerkratzt; und vor der Tür steht ein Mann mit einem Messer, der hat mich ins Bein gestochen; und auf dem Hofe liegt ein schwarzes Ungetüm, das hat mit einer Holzkeule auf mich losgeschlagen; und oben auf dem Dache da sitzt der Richter, der rief: ‚Bringt mir den Schelm her!‘ Da machte ich, daß ich fortkam.“ Von nun an getrauten sich die Räuber nicht weiter in das Haus; den vier Bremer Musikanten gefiels aber so wohl darin, daß sie nicht wieder herauswollten. Und der das zuletzt erzählt hat, dem ist der Mund noch warm.

Digitized by Google

Bruder Luſtig / Es war einmal ein großer Krieg, und als der Krieg zu Ende war, bekamen viele Soldaten ihren Abſchied. Nun bekam der Bruder Luſtig auch ſeinen Abſchied und ſonſt nichts als ein kleines Laibchen Kommißbrot und vier Kreuzer an Geld; damit zog er fort. Der heilige Petrus aber hatte ſich als ein armer Bettler an den Weg geſetzt, und wie der Bruder Luſtig daherkam, bat er ihn um ein Almoſen. Er antwortete: „Lieber Bettelmann, was ſoll ich dir geben? Ich bin Soldat geweſen und habe meinen Abſchied bekommen, und habe ſonſt nichts als das kleine Kommißbrot und vier Kreuzer Geld, wenn das alle iſt, muß ich betteln ſo gut wie du. Doch geben will ich dir was.“ Darauf teilte er den Laib in vier Teile und gab davon dem Apoſtel einen und auch einen Kreuzer. Der heilige Petrus bedankte ſich, ging weiter und ſetzte ſich in einer anderen Geſtalt wieder als Bettelmann dem Soldaten an den Weg, und als er zu ihm kam, bat er ihn, wie das vorige Mal, um eine Gabe. Der Bruder Luſtig ſprach wie vorher und gab ihm wieder ein Viertel von dem Brot und einen Kreuzer. Der heilige Petrus bedankte ſich und ging weiter, ſetzte ſich aber zum drittenmal in einer anderen Geſtalt als ein Bettler an den Weg und ſprach den Bruder Luſtig an. Der Bruder Luſtig gab ihm auch das dritte Viertel Brot und den dritten Kreuzer. Der heilige Petrus bedankte ſich, und der Bruder Luſtig ging weiter und hatte nicht mehr als ein Viertel Brot und einen Kreuzer. Damit ging er in ein Wirtshaus, aß das Brot und ließ ſich für den Kreuzer Bier dazu geben. Als er fertig war, zog er weiter, und da ging ihm der heilige Petrus gleichfalls in der Geſtalt eines verabſchiedeten Soldaten entgegen und redete ihn an: „Guten Tag, Kamerad, kannſt du mir nicht ein Stück Brot geben und einen Kreuzer zu einem Trunk?“ „Wo ſoll ichs hernehmen,“ antwortete der Bruder Luſtig, „ich habe meinen Abſchied und ſonſt nichts als einen Laib Kommißbrot und vier Kreuzer an Geld bekommen. Drei Bettler ſind mir auf der Landſtraße begegnet, davon hab ich jedem ein Viertel von meinem Brot und einen Kreuzer Geld gegeben. Das letzte Viertel hab ich im Wirtshaus gegeſſen und für den letzten Kreuzer dazu getrunken. Jetzt bin ich leer, und wenn du auch nichts mehr haſt, ſo können wir miteinander betteln gehen.“ „Nein,“ antwortete der heilige Petrus, „das wird juſt nicht nötig ſein; ich verſtehe mich ein wenig auf die Doktorei, und damit will ich mir ſchon ſo viel verdienen wie ich brauche.“ „Ja,“ ſagte der Bruder Luſtig, „davon verſtehe ich nichts, alſo muß ich allein betteln gehen.“ „Nun komm nur mit,“ ſprach der heilige Petrus, „wenn ich was verdiene, ſollſt du die Hälfte davon haben.“ „Das iſt mir wohl recht,“ ſagte der Bruder Luſtig. Alſo zogen ſie miteinander fort. Nun kamen ſie an ein Bauernhaus und hörten darin gewaltig jammern und ſchreien, da gingen ſie hinein, ſo lag der Mann darin auf den Tod krank und war nahe am Verſcheiden, und die Frau heulte und weinte ganz laut. „Laßt Euer Heulen und Weinen,“ ſprach der heilige Petrus, „ich will den Mann wieder geſund machen,“ nahm eine Salbe aus der Taſche und heilte den Kranken augenblicklich, ſo daß er aufſtehen

Digitized by Google

konnte und ganz gesund war. Sprachen Mann und Frau in großer Freude: „Wie können wir euch lohnen? Was sollen wir euch geben?“ Der heilige Petrus aber wollte nichts nehmen, und je mehr ihn die Bauersleute baten, desto mehr weigerte er sich. Der Bruder Lustig aber stieß den heiligen Petrus an und sagte: „So nimm doch was, wir brauchens ja.“ Endlich brachte die Bäuerin ein Lamm und sprach zu dem heiligen Petrus, das müsse er annehmen; aber er wollte es nicht. Da stieß ihn der Bruder Lustig in die Seite und sprach: „Nimms doch, dummer Teufel, wir brauchens ja.“ Da sagte der heilige Petrus endlich: „Ja, das Lamm will ich nehmen, aber ich trags nicht; wenn dus willst, so mußt du es tragen.“ „Das hat keine Not,“ sprach der Bruder Lustig, „das will ich schon tragen,“ und nahms auf die Schulter. Nun gingen sie fort und kamen in einen Wald, da war das Lamm dem Bruder Lustig schwer geworden, er aber war hungrig, also sprach er zu dem heiligen Petrus: „Schau, da ist ein schöner Platz, da könnten wir das Lamm kochen und verzehren.“ „Mir ists recht,“ antwortete der heilige Petrus, „doch kann ich mit der Kocherei nicht umgehen; willst du kochen, so hast du da einen Kessel; ich will derweil auf und ab gehen, bis es gar ist. Du mußt aber nicht eher zu essen anfangen, als bis ich wieder zurück bin; ich will schon zu rechter Zeit kommen.“ „Geh nur,“ sagte Bruder Lustig, „ich verstehe mich aufs Kochen, ich wills schon machen.“ Da ging der heilige Petrus fort, und der Bruder Lustig schlachtete das Lamm, machte Feuer an, warf das Fleisch in den Kessel und kochte. Das Lamm war aber schon gar und der Apostel noch immer nicht zurück, da nahm es der Bruder Lustig aus dem Kessel, zerschnitt es und fand das Herz. „Das soll das Beste sein,“ sprach er und versuchte es, zuletzt aber aß er es ganz auf. Endlich kam der heilige Petrus zurück und sprach: „Du kannst das ganze Lamm allein essen, ich will nur das Herz davon, das gib mir.“ Da nahm Bruder Lustig Messer und Gabel, tat, als suche er eifrig in dem Lammfleisch herum, konnte aber das Herz nicht finden; endlich sagte er kurzweg: „Es ist keins da.“ „Nun, wo solls denn sein?“ sagte der Apostel. „Das weiß ich nicht,“ antwortete der Bruder Lustig, „aber schau, was sind wir alle beide für Narren, suchen das Herz vom Lamm und fällt keinem von uns ein: ein Lamm hat ja kein Herz!“ „Ei,“ sprach der heilige Petrus, „das ist was ganz Neues, jedes Tier hat ja ein Herz, warum sollt ein Lamm kein Herz haben?“ „Nein, gewißlich, Bruder, ein Lamm hat kein Herz, denk nur recht nach, so wird dirs einfallen, es hat im Ernst keins.“ „Nun, es ist schon gut,“ sagte der heilige Petrus, „ist kein Herz da, so brauch ich auch nichts vom Lamm, du kannsts allein essen.“ „Was ich halt nicht auffessen kann, das nehm ich mit in meinem Ranzen,“ sprach der Bruder Lustig, aß das halbe Lamm und steckte das übrige in seinen Ranzen. Sie gingen weiter, da machte der heilige Petrus, daß ein großes Wasser quer über den Weg floß und sie hindurch mußten. Sprach der heilige Petrus: „Geh du nur voran.“ „Nein,“ antwortete der Bruder Lustig, „geh du voran,“ und dachte: „Wenn dem das Wasser zu tief ist, so bleib ich zurück.“ Da schritt der heilige Petrus hindurch, und das Wasser ging ihm nur bis ans Knie. Nun wollte

Digitized by Google

Bruder Luſtig auch hindurch, aber das Waſſer wurde größer und ſtieg ihm an den Hals. Da rief er: „Bruder, hilf mir!“ Sagte der heilige Petrus: „Willſt du auch geſtehen, daß du das Herz von dem Lamm gegeſſen haſt?“ „Nein,“ antwortete er, „ich hab es nicht gegeſſen.“ Da ward das Waſſer noch größer und ſtieg ihm bis an den Mund. „Hilf mir, Bruder!“ rief der Soldat. Sprach der heilige Petrus noch einmal: „Willſt du auch geſtehen, daß du das Herz vom Lamm gegeſſen haſt?“ „Nein,“ antwortete er, „ich hab es nicht gegeſſen.“ Der heilige Petrus wollte ihn doch nicht ertrinken laſſen, ließ das Waſſer wieder fallen und half ihm hinüber. Nun zogen ſie weiter und kamen in ein Reich, da hörten ſie, daß die Königstochter todkrank läge. „Holla, Bruder,“ ſprach der Soldat zum heiligen Petrus, „da iſt ein Fang für uns, wenn wir die geſund machen, ſo iſt uns auf ewige Zeiten geholfen.“ Da war ihm der heilige Petrus nicht geſchwind genug. „Nun, heb die Beine auf, Bruderherz,“ ſprach er zu ihm, „daß wir noch zu rechter Zeit hinkommen.“ Der heilige Petrus ging aber immer langſamer, wie auch der Bruder Luſtig ihn trieb und ſchob, bis ſie endlich hörten, die Königstochter wäre geſtorben. „Da haben wirs,“ ſprach der Bruder Luſtig, „das kommt von deinem ſchläfrigen Gang.“ „Sei nur ſtill,“ antwortete der heilige Petrus, „ich kann noch mehr als Kranke geſund machen, ich kann auch Tote wieder ins Leben erwecken.“ „Nun, wenn das iſt,“ ſagte der Bruder Luſtig, „ſo laß ich mirs gefallen, das halbe Königreich mußt du uns aber zum wenigſten damit verdienen.“ Darauf gingen ſie in das königliche Schloß, wo alles in großer Trauer war; der heilige Petrus aber ſagte zu dem König, er wolle die Tochter wieder lebendig machen. Da ward er zu ihr geführt, und dann ſprach er: „Bringt mir einen Keſſel mit Waſſer,“ und wie der gebracht war, hieß er jedermann hinausgehen, und nur der Bruder Luſtig durfte bei ihm bleiben. Darauf ſchnitt er alle Glieder der Toten los und warf ſie ins Waſſer, machte Feuer unter den Keſſel und ließ ſie kochen. Und wie alles Fleiſch von den Knochen herabgefallen war, nahm er das ſchöne weiße Gebein heraus, legte es auf eine Tafel und teihte und legte es nach ſeiner natürlichen Ordnung zuſammen. Als das geſchehen war, trat er davor und ſprach dreimal: „Im Namen der allerheiligſten Dreifaltigkeit, Tote, ſteh auf.“ Und beim drittenmal erhob ſich die Königstochter lebendig, geſund und ſchön. Nun war der König darüber in großer Freude und ſprach zum heiligen Petrus: „Begehre deinen Lohn, und wenns mein halbes Königreich wäre, ſo will ich dirs geben.“ Der heilige Petrus aber antwortete :„Ich verlange nichts dafür.“ „O, du Hans Narr!“ dachte der Bruder Luſtig bei ſich, ſtieß ſeinen Kameraden in die Seite und ſprach: „Sei doch nicht ſo dumm, wenn du nichts willſt, ſo brauch ich doch was.“ Der heilige Petrus aber wollte nichts; doch weil der König ſah, daß der andere gern was wollte, ließ er ihm vom Schatzmeiſter ſeinen Ranzen mit Gold anfüllen. Sie zogen darauf weiter, und wie ſie in einen Wald kamen, ſprach der heilige Petrus zum Bruder Luſtig: „Jetzt wollen wir das Gold teilen.“ „Ja,“ antwortete er, „das wollen wir tun.“ Da teilte der heilige Petrus das Gold, und teilte es in drei Teile. Dachte der Bruder Luſtig:

Digitized by Google

„Was er wieder für einen Sparren im Kopf hat! Macht drei Teile, und unſer ſind zwei. Der heilige Petrus aber ſprach: „Nun habe ich genau geteilt, ein Teil für mich, ein Teil für dich und ein Teil für den, der das Herz vom Lamm gegeſſen hat!“ „O, das hab ich gegeſſen,“ antwortete der Bruder Luſtig und ſtrich geſchwind das Gold ein, „das kannſt du mir glauben.“ „Wie kann das wahr ſein,“ ſprach der heilige Petrus, „ein Lamm hat ja kein Herz.“ „Ei was, Bruder, wo denkſt du hin! Ein Lamm hat ja ein Herz ſo gut wie jedes Tier, warum ſollte das allein keins haben?“ „Nun, es iſt ſchon gut,“ ſagte der heilige Petrus, „behalt das Gold allein, aber ich bleibe nicht mehr bei dir und will meinen Weg allein gehen.“ „Wie du willſt, Bruderherz,“ antwortete der Soldat, „leb wohl.“ ~ Da ging der heilige Petrus eine andere Straße, Bruder Luſtig aber dachte: „Es iſt gut, daß er abtrabt, es iſt doch ein wunderlicher Heiliger.“ Nun hatte er zwar Geld genug, wußte aber nicht mit umzugehen, vertats, verſchenkts, und wie eine Zeit herum war, hatte er wieder nichts. Da kam er in ein Land, wo er hörte, daß die Königstochter geſtorben wäre. „Holla,“ dachte er, „das kann gut werden, die will ich wieder lebendig machen und mirs bezahlen laſſen, daß es eine Art hat.“ Ging alſo zum König und bot ihm an, die Tote wiederzuerwecken. Nun hatte der König gehört, daß ein abgedankter Soldat herumziehe und die Geſtorbenen wieder lebendig mache, und dachte, der Bruder Luſtig wäre dieſer Mann, doch weil er kein Vertrauen zu ihm hatte, fragte er erſt ſeine Räte, die ſagten aber, er könnte es wagen, da ſeine Tochter doch tot wäre. Nun ließ ſich der Bruder Luſtig Waſſer im Keſſel bringen, hieß jedermann hinausgehen, ſchnitt die Glieder ab, warf ſie ins Waſſer und machte Feuer darunter, gerade wie er es beim heiligen Petrus geſehen hatte. Das Waſſer fing an zu kochen, und das Fleiſch fiel herab, da nahm er das Gebein heraus und tat es auf die Tafel; er wußte aber nicht, in welcher Ordnung es liegen mußte, und legte alles verkehrt durcheinander. Dann ſtellte er ſich davor und ſprach: „Im Namen der allerheiligſten Dreifaltigkeit, Tote, ſteh auf,“ und ſprachs dreimal, aber die Gebeine rührten ſich nicht. Da ſprach er es noch dreimal, aber gleichfalls umſonſt. „Du Blitzmädel, ſteh auf,“ rief er, „ſteh auf, oder es geht dir nicht gut.“ Wie er das geſprochen, kam der heilige Petrus auf einmal in ſeiner vorigen Geſtalt, als verabſchiedeter Soldat, durchs Fenſter hereingegangen und ſprach: „Du gottloſer Menſch, was treibſt du da, wie kann die Tote auferſtehen, da du ihr Gebein ſo untereinander geworfen haſt?“ „Bruderherz, ich habs gemacht, ſo gut ich konnte,“ antwortete er. „Diesmal will ich dir aus der Not helfen, aber das ſag ich dir, wo du noch einmal ſo etwas unternimmſt, ſo biſt du unglücklich, auch darfſt du von dem König nicht das geringſte dafür begehren oder annehmen.“ Darauf legte der heilige Petrus die Gebeine in ihre rechte Ordnung, ſprach dreimal zu ihr: „Im Namen der allerheiligſten Dreifaltigkeit, Tote, ſteh auf,“ und die Königstochter ſtand auf, war geſund und ſchön wie vorher. Nun ging der heilige Petrus wieder durchs Fenſter hinaus; der Bruder Luſtig war froh, daß es ſo gut abgelaufen war, ärgerte ſich aber doch, daß er nichts dafür nehmen ſollte. „Ich möchte nur

Digitized by Google

wiſſen," dachte er, „was der für Mucken im Kopf hat, denn was er mit der einen Hand gibt, das nimmt er mit der anderen; da iſt kein Verſtand drin." Nun bot der König dem Bruder Luſtig an, was er haben wollte, er durfte aber nichts nehmen, doch brachte er es durch Anſpielung und Liſtigkeit dahin, daß ihm der König ſeinen Ranzen mit Gold füllen ließ, und damit zog er ab. Als er hinauskam, ſtand vor dem Tor der heilige Petrus und ſprach: „Schau, was du für ein Menſch biſt, habe ich dir nicht verboten, etwas zu nehmen, und nun haſt du den Ranzen doch voll Gold." „Was kann ich dafür," antwortete Bruder Luſtig, „wenn mirs hineingeſteckt wird." „Das ſag ich dir, daß du nicht zum zweitenmal ſolche Dinge unternimmſt, ſonſt ſoll es dir ſchlimm ergehen." „Ei, Bruder, ſorg doch nicht, jetzt hab ich Gold, was ſoll ich mich da mit dem Knochenwaſchen abgeben." „Ja," ſprach der heilige Petrus, „das Gold wird lang dauern! Damit du aber hernach nicht wieder auf unerlaubten Wegen gehſt, ſo will ich deinem Ranzen die Kraft geben, daß alles, was du dir hinein wünſcheſt, auch darin ſein ſoll. Leb wohl, du ſiehſt mich nun nicht wieder." „Gott befohlen," ſprach der Bruder Luſtig und dachte: „Ich bin froh, daß du fortgehſt, du wunderlicher Kauz, ich will dir wohl nicht nachgehen." An die Wunderkraft aber, die ſeinem Ranzen verliehen war, dachte er nicht weiter. Bruder Luſtig zog mit ſeinem Gold umher und vertats und verſumſeits wie das erſtemal. Als er nun nichts mehr als vier Kreuzer hatte, kam er an einem Wirtshaus vorbei und dachte: „Das Geld muß fort," und ließ ſich für drei Kreuzer Wein und einen Kreuzer Brot geben. Wie er da ſaß und trank, kam ihm der Geruch von gebratenen Gänſen in die Naſe. Bruder Luſtig ſchaute und gnckte und ſah, daß der Wirt zwei Gänſe in der Ofenröhre ſtehen hatte. Da fiel ihm ein, daß ihm ſein Kamerad geſagt hatte, was er ſich in ſeinen Ranzen wünſchte, das ſollte darin ſein. „Holla, das mußt du mit den Gänſen verſuchen!" Alſo ging er hinaus, und vor der Tür ſprach er: „So wünſch ich die zwei gebratenen Gänſe aus der Ofenröhre in meinen Ranzen." Wie er das geſagt hatte, ſchnallte er ihn auf und ſchaute hinein, da lagen ſie beide darin. „Ach, ſo iſts recht," ſprach er, „nun bin ich ein gemachter Kerl," ging fort auf eine Wieſe und holte den Braten hervor. Wie er ſo im beſten Eſſen war, kamen zwei Handwerksburſchen daher und ſahen die eine Gans, die noch nicht angerührt war, mit hungrigen Augen an. Dachte der Bruder Luſtig: „Mit einer haſt du genug," rief die zwei Burſchen herbei und ſprach: „Da, nehmt die Gans und verzehrt ſie auf meine Geſundheit." Sie bedankten ſich, gingen damit ins Wirtshaus, ließen ſich eine Halbe Wein und ein Brot geben, packten die geſchenkte Gans aus und fingen an zu eſſen. Die Wirtin ſah zu und ſprach zu ihrem Mann: „Die zwei eſſen eine Gans, ſieh doch nach, obs nicht eine von unſeren aus der Ofenröhre iſt." Der Wirt lief hin, da war die Ofenröhre leer. „Was, ihr Diebsgeſindel, ſo wohlfeil wollt ihr Gänſe eſſen! Gleich bezahlt, oder ich will euch mit grünem Haſelſaft waſchen." Die zwei ſprachen: „Wir ſind keine Diebe, ein abgedankter Soldat hat uns die Gans draußen auf der Wieſe geſchenkt." „Ihr ſollt mir keine Naſe drehen, der Soldat iſt hier geweſen, aber als ein ehrlicher Kerl

Digitized by Google

zur Tür hinausgegangen, auf den hab ich acht gehabt; ihr seid die Diebe und sollt bezahlen.“ Da sie aber nicht bezahlen konnten, nahm er den Stock und prügelte sie zur Tür hinaus. Bruder Lustig ging seiner Wege und kam an einen Ort, da stand ein prächtiges Schloß und nicht weit davon ein schlechtes Wirthaus. Er ging in das Wirtshaus und bat um ein Nachtlager, aber der Wirt wies ihn ab und sprach: „Es ist kein Platz mehr da, das Haus ist voll vornehmer Gäste.“ „Das nimmt mich wunder,“ sprach der Bruder Lustig, „daß sie zu Euch kommen und nicht in das prächtige Schloß gehen.“ „Ja,“ antwortete der Wirt, „es hat was an sich, dort eine Nacht zu liegen, wers noch versucht hat, ist nicht lebendig wieder herausgekommen.“ „Wenns andere versucht haben,“ sagte der Bruder Lustig, „will ichs auch versuchen.“ „Das laßt nur bleiben,“ sprach der Wirt, „es geht Euch an den Hals,“ „Es wird nicht gleich an den Hals gehen,“ sagte der Bruder Lustig, „gebt mir nur die Schlüssel und brav Essen und Trinken mit.“ Nun gab ihm der Wirt die Schlüssel und Essen und Trinken, und damit ging der Bruder Lustig ins Schloß, ließ sichs gut schmecken, und als er endlich schläfrig wurde, legte er sich auf die Erde, denn es war kein Bett da. Er schlief auch bald ein, in der Nacht aber wurde er von einem großen Lärm aufgeweckt, und wie er sich ermunterte, sah er neun häßliche Teufel in dem Zimmer, die hatten einen Kreis um ihn gemacht und tanzten um ihn herum. Sprach der Bruder Lustig: „Nun tanzt, so lang ihr wollt, aber komm mir keiner zu nah.“ Die Teufel aber drangen immer näher auf ihn ein und traten ihm mit ihren garstigen Füßen fast ins Gesicht. „Habt Ruh, ihr Teufelsgespenster,“ sprach er, aber sie triebens immer ärger. Da ward der Bruder Lustig bös und rief: „Holla, ich will bald Ruhe stiften!“ Kriegte ein Stuhlbein und schlug mitten hinein. Aber neun Teufel gegen einen Soldaten war doch zu viel, und wenn er auf den vorderen zuschlug, so packten ihn die anderen hinten bei den Haaren und rissen ihn erbärmlich. „Teufelspack,“ rief er, „jetzt wird mirs zu arg; wartet aber! Alle neune in meinen Ranzen hinein!“ Husch, steckten sie darin, und nun schnallte er ihn zu und warf ihn in eine Ecke. Da wars auf einmal still, und Bruder Lustig legte sich wieder hin und schlief bis an den hellen Morgen. Nun kamen der Wirt und der Edelmann, dem das Schloß gehörte, und wollten sehen, wie es ihm ergangen wäre; als sie ihn gesund und munter erblickten, erstaunten sie und fragten: „Haben Euch denn die Geister nichts getan?“ „Warum nicht gar,“ antwortete Bruder Lustig, „ich habe sie alle neune in meinem Ranzen. Ihr könnt Euer Schloß wieder ganz ruhig bewohnen, es wird von nun an keiner mehr darin umgehen!“ Da dankte ihm der Edelmann, beschenkte ihn reichlich und bat ihn, in seinen Diensten zu bleiben, er wollte ihn auf sein Lebtag versorgen. „Nein,“ antwortete er, „ich bin an das Herumwandern gewöhnt, ich will weiterziehen.“ Da ging der Bruder Lustig fort, trat in eine Schmiede und legte den Ranzen, worin die neun Teufel waren, auf den Amboß und bat den Schmied und seine Gesellen, zuzuschlagen. Die schlugen mit ihren großen Hämmern aus allen Kräften zu, daß die Teufel ein erbärmliches Gekreisch erhoben. Wie er danach den Ranzen aufmachte, waren achte tot, einer

Digitized by Google

aber, der in einer Falte geſeſſen hatte, war noch lebendig, den nahm der Bruder Luſtig ſpaßeshalber noch eine Weile mit auf die Wanderſchaft, bis er merkte, daß der Teufel ſich in ſeiner Bosheit ſchwer und ſchwerer machte, daß ihm das Gehen ſauer wurde. Da nahm er einen Feldſtein vom Wege und ſchlug tapfer drauflos, bis er wieder leicht wurde; ſchließlich entließ er ihn wieder zur Hölle. ~ Darauf zog der Bruder Luſtig noch lange in der Welt herum, und wers wüßte, könnte viel davon erzählen. Endlich aber wurde er alt und dachte an ſein Ende, da ging er zu einem Einſiedler, der als ein frommer Mann bekannt war, und ſprach zu ihm: „Ich bin das Wandern müde und will nun trachten, in das Himmelreich zu kommen.“ Der Einſiedler antwortete: „Es gibt zwei Wege, der eine iſt breit und angenehm und führt zur Hölle, der andere iſt eng und rauh und führt zum Himmel.“ „Da müßt ich ein Narr ſein,“ dachte der Bruder Luſtig, „wenn ich den engen und rauhen Weg gehen ſollte.“ Machte ſich auf und ging den breiten und angenehmen Weg und kam endlich zu einem großen ſchwarzen Tor, und das war das Tor der Hölle. Bruder Luſtig klopfte an, und der Torwächter gudte, wer da wäre. Wie er aber den Bruder Luſtig ſah, erſchrak er, denn er war gerade der neunte Teufel, der mit in dem Ranzen geſteckt hatte und mit einem blauen Auge davongekommen war. Darum ſchob er den Riegel geſchwind wieder vor, lief zum Oberſten der Teufel und ſprach: „Draußen iſt ein Kerl mit einem Ranzen und will herein, aber laßt ihn beileibe nicht herein, er wünſcht ſonſt die ganze Hölle in ſeinen Ranzen. Er hat mich einmal garſtig darin hämmern laſſen.“ Alſo ward dem Bruder Luſtig hinausgerufen, er ſollte wieder abgehen, er käme nicht herein. „Wenn ſie mich da nicht wollen,“ dachte er, „will ich ſehen, ob ich im Himmel ein Unterkommen finde, irgendwo muß ich doch bleiben.“ Kehrte alſo um und zog weiter, bis er vor das Himmelstor kam, wo er auch anklopfte. Der heilige Petrus ſaß gerade dabei als Torwächter; der Bruder Luſtig erkannte ihn gleich und dachte: „Hier findeſt du einen alten Freund, da wirds beſſer gehen.“ Aber der heilige Petrus ſprach: „Ich glaube gar, du willſt in den Himmel?“ „Laß mich doch ein, Bruder, ich muß doch wo einkehren; hätten ſie mich in der Hölle aufgenommen, ſo wär ich nicht hierher gegangen.“ „Nein,“ ſagte der heilige Petrus, „du kommſt nicht herein.“ „Nun, willſt du mich nicht einlaſſen, ſo nimm auch deinen Ranzen wieder; dann will ich gar nichts von dir haben,“ ſprach der Bruder Luſtig. „So gib ihn her,“ ſagte der heilige Petrus. Da reichte er den Ranzen durchs Gitter in den Himmel hinein, und der heilige Petrus nahm ihn und hing ihn neben ſeinen Seſſel auf. Da ſprach der Bruder Luſtig: „Nun wünſch ich mich ſelbſt in meinen Ranzen hinein.“ Husch, war er darin und ſaß nun im Himmel, und der heilige Petrus mußte ihn darin laſſen.

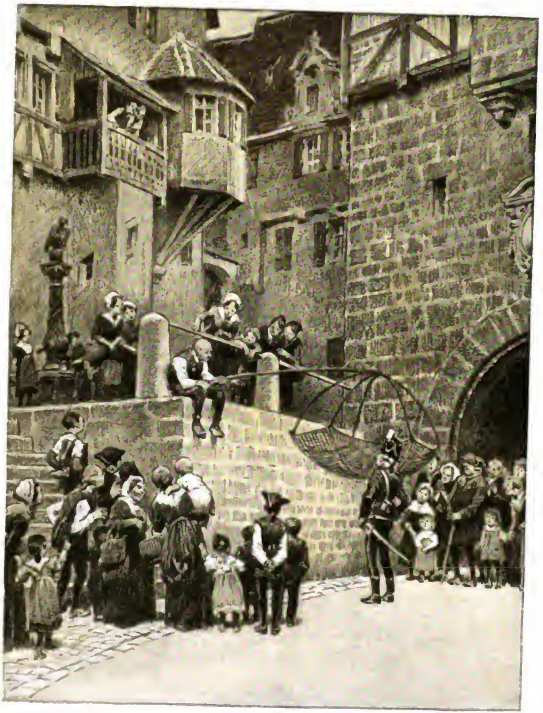
Die kluge Bauerntochter/

Es war einmal ein armer Bauer, der hatte kein Land, nur ein kleines Häuschen und eine alleinige Tochter, da ſprach die Tochter: „Wir ſollten den Herrn König um ein Stückchen Rottland bitten.“ Da der

Digitized by Google

König ihre Armut hörte, ſchenkte er ihnen auch ein Eckchen Raſen, den hackte ſie und ihr Vater um und wollte ein wenig Korn und derartige Frucht darauf ſäen. Als ſie den Acker beinah herum hatten, ſo fanden ſie in der Erde einen Mörſel von purem Gold. „Hör,“ ſagte der Vater zu dem Mädchen, „weil unſer Herr König iſt ſo gnädig geweſen und hat uns dieſen Acker geſchenkt, ſo müſſen wir ihm den Mörſel dafür geben.“ Die Tochter aber wollt es nicht bewilligen und ſagte: „Vater, wenn wir den Mörſel haben und haben den Stößer nicht, dann müſſen wir auch den Stößer herbeiſchaffen, darum ſchweigt lieber ſtill.“ Er wollte ihr aber nicht gehorchen, nahm den Mörſel, trug ihn zum Herrn König und ſagte, den hätte er gefunden in der Heide, ob er ihn als eine Verehrung annehmen wollte. Der König nahm den Mörſel und fragte, ob er nichts mehr gefunden hätte. „Nein,“ antwortete der Bauer. Da ſagte der König, er ſollte nun auch den Stößer herbeiſchaffen. Der Bauer ſprach, den hätten ſie nicht gefunden; aber das half ihm ſo viel, als hätt ers in den Wind geſagt, er ward ins Gefängnis geſetzt und ſollte ſo lange da ſitzen, bis er den Stößer herbeigeſchafft hätte. Die Bedienten mußten ihm täglich Waſſer und Brot bringen, was man ſo in dem Gefängnis kriegt, da hörten ſie, wie der Mann als fort ſchrie: „Ach, hätt ich meiner Tochter gehört! Ach, ach, hätt ich meiner Tochter gehört!“ Da gingen die Bedienten zum König und ſprachen das, wie der Gefangene als fort ſchrie: „Ach, hätt ich doch meiner Tochter gehört!“, und wollte nicht eſſen und nicht trinken. Da befahl er den Bedienten, ſie ſollten den Gefangenen vor ihn bringen, und da fragte ihn der Herr König, warum er alſo fort ſchrie: „Ach, hätt ich meiner Tochter gehört!“ „Was hat Eure Tochter denn geſagt?“ „Ja, ſie hat geſprochen, ich ſollte den Mörſel nicht bringen, ſonſt müßt ich auch den Stößer ſchaffen.“ „Habt Ihr ſo eine kluge Tochter, ſo laßt ſie einmal herkommen.“ Alſo mußte ſie vor den König kommen, der fragte ſie, ob ſie denn ſo klug wäre, und ſagte, er wollte ihr ein Rätſel aufgeben, wenn ſie das treffen könnte, dann wollte er ſie heiraten. Da ſprach ſie gleich ja, ſie wollts erraten. Da ſagte der König: „Komm zu mir, nicht gekleidet, nicht nackend, nicht geritten, nicht gefahren, nicht in dem Weg, nicht außer dem Weg, und wenn du das kannſt, will ich dich heiraten.“ Da ging ſie hin und zog ſich aus ſplinternackend, da war ſie nicht gekleidet, und nahm ein großes Fiſchgarn und ſetzte ſich hinein und wickelte es ganz um ſich herum, da war ſie nicht nackend; und borgte einen Eſel fürs Geld, und band dem Eſel das Fiſchgarn an den Schwanz, darin er ſie fortſchleppen mußte, und war das nicht geritten und nicht gefahren; der Eſel mußte ſie aber in der Fahrgleiſe ſchleppen, ſo daß ſie nur mit der großen Zehe auf die Erde kam, und war das nicht in dem Wege und nicht außer dem Wege. Und wie ſie ſo daherkam, ſagte der König, ſie hätte das Rätſel getroffen, und es wäre alles erfüllt. Da ließ er ihren Vater los aus dem Gefängnis und nahm ſie bei ſich als ſeine Gemahlin und befahl ihr das ganze königliche Gut an. Nun waren etliche Jahre herum, als der Herr König einmal auf die Parade zog, da trug es ſich zu, daß Bauern mit ihren Wagen vor dem Schloß hielten, die hatten Holz verkauft; etliche hatten Ochſen vorgeſpannt und etliche Pferde.

Digitized by Google



Digitized by Google

Da war ein Bauer, der hatte drei Pferde, davon kriegte eins ein junges Füllchen, das lief weg und legte ſich mitten zwiſchen zwei Ochſen, die vor dem Wagen waren. Als nun die Bauern zuſammenkamen, fingen ſie an ſich zu zanken, zu ſchmeißen und zu lärmen, und der Ochſenbauer wollte das Füllchen behalten und ſagte, die Ochſen hättens gehabt; und der andere ſagte nein, ſeine Pferde hättens gehabt, und es wäre ſein. Der Zank kam vor den König, und er tat den Ausſpruch, wo das Füllen gelegen hätte, da ſollt es bleiben; und alſo bekams der Ochſenbauer, dems doch nicht gehörte. Da ging der andere weg, weinte und jammerte über ſein Füllchen. Nun hatte er gehört, daß die Frau Königin ſo gnädig wäre, weil ſie auch von armen Bauersleuten gekommen wäre; ging er zu ihr und bat ſie, ob ſie ihm nicht helfen könnte, daß er ſein Füllchen wiederbekäme. Sagte ſie: „Ja, wenn Ihr mir verſprecht, daß Ihr mich nicht verraten wollt, ſo will ichs Euch ſagen. Morgen früh, wenn der König auf der Wachtparade iſt, ſo ſtellt Euch hin mitten in die Straße, wo er vorbeikommen muß, nehmt ein großes Fiſchgarn und tut, als fiſchtet Ihr, und fiſcht alſo fort und ſchüttet das Garn aus, als wenn Ihrs voll hättet," und ſagte ihm auch, was er antworten ſollte, wenn er vom König gefragt würde. Alſo ſtand der Bauer am anderen Tag da und fiſchte auf einem trockenen Platz. Wie der König vorbeikam und das ſah, ſchickte er ſeinen Laufer hin, der ſollte fragen, was der närriſche Mann vorhätte. Da gab er zur Antwort: „Ich fiſche." Fragte der Laufer, wie er fiſchen könnte, es wäre ja kein Waſſer da. Sagte der Bauer: „So gut, als zwei Ochſen können ein Füllen kriegen, ſo gut kann ich auch auf dem trockenen Platz fiſchen." Der Laufer ging hin und brachte dem König die Antwort, da ließ er den Bauer vor ſich kommen und ſagte ihm, das hätte er nicht von ſich, von wem er das hätte, und ſollts gleich bekennen. Der Bauer aber wollts nicht tun und ſagte immer Gott bewahr! er hätt es von ſich. Sie legten ihn aber auf ein Gebund Stroh und ſchlugen und drangſalten ihn ſo lange, bis ers bekannte, daß ers von der Frau Königin hätte. Als der König nach Haus kam, ſagte er zu ſeiner Frau: „Warum biſt du ſo falſch mit mir, ich will dich nicht mehr zur Gemahlin; deine Zeit iſt um, geh wieder hin, woher du gekommen biſt, in dein Bauernhäuschen." Doch erlaubte er ihr eins, ſie ſollte ſich das Liebſte und Beſte mitnehmen, was ſie wüßte, und das ſollte ihr Abſchied ſein. Sie ſagte: „Ja, lieber Mann, wenn dus ſo befiehlſt, will ich es auch tun," und fiel über ihn her und küßte ihn und ſprach, ſie wollte Abſchied nehmen. Dann ließ ſie einen ſtarken Schlaftrunk kommen, Abſchied mit ihm zu trinken: der König trank einen großen Zug, ſie aber trank nur ein wenig. Da geriet er bald in einen tiefen Schlaf, und als ſie das ſah, rief ſie einen Bedienten und nahm ein ſchönes weißes Linnentuch und ſchlug ihn da hinein, und die Bedienten mußten ihn in einen Wagen vor die Tür tragen, und fuhr ihn heim in ihr Häuschen. Da legte ſie ihn in ihr Bettchen, und er ſchlief Tag und Nacht in einem fort, und als er aufwachte, ſah er ſich um und ſagte: „Ach Gott, wo bin ich denn?" Rief ſeinen Bedienten, aber es war keiner da. Endlich kam ſeine Frau vors Bett und ſagte: „Lieber Herr König, Ihr habt mir befohlen, ich ſollte das Liebſte und

Digitized by Google

Veſte aus dem Schloß mitnehmen, nun hab ich nichts Beſſeres und Lieberes als dich, da hab ich dich mitgenommen.“ Dem König ſtiegen die Tränen in die Augen, und er ſagte: „Liebe Frau, du ſollſt mein ſein und ich dein,“ und nahm ſie wieder mit ins königliche Schloß und ließ ſich aufs neue mit ihr vermählen; und ſie werden ja wohl noch auf den heutigen Tag leben.

Der Bärenhäuter / Es war einmal ein junger Kerl, der ließ ſich als

Soldat anwerben, hielt ſich tapfer und war immer der vorderſte, wenn es blaue Bohnen regnete. So lange der Krieg dauerte, ging alles gut, aber als Friede geſchloſſen war, erhielt er ſeinen Abſchied, und der Hauptmann ſagte, er könnte gehen, wohin er wollte. Seine Eltern waren tot, und er hatte keine Heimat mehr; da ging er zu ſeinen Brüdern und bat, ſie möchten ihm ſo lange Unterhalt geben, bis der Krieg wieder anfinge. Die Brüder aber waren hartherzig und ſagten: „Was ſollen wir mit dir? Wir können dich nicht brauchen, ſieh zu, wie du dich durchſchlägſt.“ Der Soldat hatte nichts übrig als ſein Gewehr, das nahm er auf die Schulter und wollte in die Welt gehen. Er kam auf eine große Haide, auf der nichts zu ſehen war als ein Ring von Bäumen: darunter ſetzte er ſich ganz traurig nieder und ſann über ſein Schickſal nach. „Ich habe kein Geld,“ dachte er, „ich habe nichts gelernt als das Kriegshandwerk, und jetzt weil Friede geſchloſſen iſt, brauchen ſie mich nicht mehr; ich ſehe voraus, ich muß verhungern.“ Auf einmal hörte er ein Brauſen, und wie er ſich umblickte, ſtand ein unbekannter Mann vor ihm, der einen grünen Rock trug, recht ſtattlich ausſah, aber einen garſtigen Pferdefuß hatte. „Ich weiß ſchon, was dir fehlt,“ ſagte der Mann, „Geld und Gut ſollſt du haben, ſo viel du mit aller Gewalt durchbringen kannſt, aber ich muß zuvor wiſſen, ob du dich nicht fürchteſt, damit ich mein Geld nicht umſonſt ausgebe.“ „Ein Soldat und Furcht, wie paßt das zuſammen?“ antwortete er, „du kannſt mich auf die Probe ſtellen.“ „Wohlan,“ antwortete der Mann, „ſchau hinter dich.“ Der Soldat kehrte ſich um und ſah einen großen Bären, der brummend auf ihn zutrabte. „Oho,“ rief der Soldat, „dich will ich an der Naſe kitzeln, daß dir die Luſt zum Brummen vergehen ſoll,“ legte an und ſchoß den Bär auf die Schnauze, daß er zuſammenfiel und ſich nicht mehr regte. „Ich ſehe wohl,“ ſagte der Fremde, „daß dirs an Mut nicht fehlt, aber es iſt noch eine Bedingung dabei, die mußt du erfüllen.“ „Wenn mirs an meiner Seligkeit nicht ſchadet,“ antwortete der Soldat, der wohl merkte, wen er vor ſich hatte, „ſonſt laß ich mich auf nichts ein.“ „Das wirſt du ſelber ſehen,“ antwortete der Grünrock, „du darfſt in den nächſten ſieben Jahren dich nicht waſchen, dir Bart und Haare nicht kämmen, die Nägel nicht ſchneiden und kein Vaterunſer beten. Dann will ich dir einen Rock und Mantel geben, den mußt du in dieſer Zeit tragen. Stirbſt du in dieſen ſieben Jahren, ſo biſt du mein, bleibſt du aber leben, ſo biſt du frei und biſt reich dazu für dein Lebtag.“ Der Soldat dachte an die große Not, in der er ſich befand, und da er ſo oft in den Tod gegangen war, wollte er es auch jetzt wagen und willigte ein. Der Teufel zog den

Digitized by Google

grünen Rock aus, reichte ihn dem Soldaten hin und ſagte: „Wenn du den Rock an deinem Leibe haſt und in die Taſche greifſt, ſo wirſt du die Hand immer voll Geld haben.“ Dann zog er dem Bären die Haut ab und ſagte: „Das ſoll dein Mantel ſein und auch dein Bett, denn darauf mußt du ſchlafen und darfſt in kein anderes Bett kommen. Und dieſer Tracht wegen ſollſt du Bärenhäuter heißen.“ Hierauf verſchwand der Teufel. ~ Der Soldat zog den Rock an, griff gleich in die Taſche und fand, daß die Sache ihre Richtigkeit hatte. Dann hing er die Bärenhaut um, ging in die Welt, war guter Dinge und unterließ nichts, was ihm wohl und dem Gelde wehe tat. Im erſten Jahr ging es noch leidlich, aber in dem zweiten ſah er ſchon aus wie ein Ungeheuer. Das Haar bedeckte ihm faſt das ganze Geſicht, ſein Bart glich einem Stück grobem Filztuch, ſeine Finger hatten Krallen, und ſein Geſicht war ſo mit Schmutz bedeckt, daß, wenn man Kreſſe hineingeſät hätte, ſie aufgegangen wäre. Wer ihn ſah, lief fort, weil er aber allerorten den Armen Geld gab, damit ſie für ihn beteten, daß er in den ſieben Jahren nicht ſtürbe, und weil er alles gut bezahlte, ſo erhielt er doch immer noch Herberge. Im vierten Jahr kam er in ein Wirtshaus, da wollte ihn der Wirt nicht aufnehmen und wollte ihm nicht einmal einen Platz im Stall anweiſen, weil er fürchtete, ſeine Pferde würden ſcheu werden. Doch als der Bärenhäuter in die Taſche griff und eine Handvoll Dukaten herauszholte, ſo ließ der Wirt ſich erweichen und gab ihm eine Stube im Hintergebäude; doch mußte er verſprechen, ſich nicht ſehen zu laſſen, damit ſein Haus nicht in böſen Ruf käme. Als der Bärenhäuter abends allein ſaß und von Herzen wünſchte, daß die ſieben Jahre herum wären, ſo hörte er in einem Nebenzimmer ein lautes Jammern. Er hatte ein mitleidiges Herz, öffnete die Tür und erblickte einen alten Mann, der heftig weinte und die Hände über dem Kopf zuſammenſchlug. Der Bärenhäuter trat näher, aber der Mann ſprang auf und wollte entfliehen. Endlich, als er eine menſchliche Stimme vernahm, ließ er ſich bewegen, und durch freundliches Zureden brachte es der Bärenhäuter dahin, daß er ihm die Urſache ſeines Kummers offenbarte. Sein Vermögen war nach und nach geſchwunden, er und ſeine Töchter mußten darben, und er war ſo arm, daß er den Wirt nicht einmal bezahlen konnte und ins Gefängnis ſollte geſetzt werden. „Wenn Ihr weiter keine Sorge habt,“ ſagte der Bärenhäuter, „Geld habe ich genug.“ Er ließ den Wirt herbeikommen, bezahlte ihn und ſteckte dem Unglücklichen noch einen Beutel voll Gold in die Taſche. Als der alte Mann ſich aus ſeinen Sorgen erlöſt ſah, wußte er nicht, womit er ſich dankbar erweiſen ſollte. „Komm mit mir,“ ſprach er zu ihm, „meine Töchter ſind Wunder von Schönheit, wähle dir eine davon zur Frau. Wenn ſie hört, was du für mich getan haſt, ſo wird ſie ſich nicht weigern. Du ſiehſt freilich ein wenig ſeltſam aus, aber ſie wird dich ſchon wieder in Ordnung bringen.“ Dem Bärenhäuter gefiel das wohl, und er ging mit. Als ihn die älteſte erblickte, entſetzte ſie ſich ſo gewaltig vor ſeinem Antlitz, daß ſie aufſchrie und fortlief. Die zweite blieb zwar ſtehen und betrachtete ihn von Kopf bis zu Füßen, dann aber ſprach ſie: „Wie kann ich einen Mann nehmen, der keine menſchliche Geſtalt mehr hat?

Digitized by Google

Da gefiel mir der barbierte Bär noch beſſer, der einmal hier zu ſehen war und ſich für einen Menſchen ausgab, der hatte doch einen Huſarenpelz an und weiße Handſchuhe. Wenn er nur häßlich wäre, ſo könnte ich mich an ihn gewöhnen.“ Die jüngſte aber ſprach: „Lieber Vater, das muß ein guter Mann ſein, der Euch aus der Not geholfen hat, habt Ihr ihm dafür eine Braut verſprochen, ſo muß Euer Wort gehalten werden.“ Es war ſchade, daß das Geſicht des Bärenhäuters von Schmutz und Haaren bedeckt war, ſonſt hätte man ſehen können, wie ihm das Herz im Leibe lachte, als er dieſe Worte hörte. Er nahm einen Ring von ſeinem Finger, brach ihn entzwei und gab ihr die eine Hälfte, die andere behielt er für ſich. In ihre Hälfte aber ſchrieb er ſeinen Namen, und in ſeine Hälfte ſchrieb er ihren Namen und bat ſie, ihr Stück gut aufzuheben. Hierauf nahm er Abſchied und ſprach: „Ich muß noch drei Jahre wandern, komm ich aber nicht wieder, ſo biſt du frei, weil ich dann tot bin. Bitte aber Gott, daß er mir das Leben erhält.“ Die arme Braut kleidete ſich ganz ſchwarz, und wenn ſie an ihren Bräutigam dachte, ſo kamen ihr die Tränen in die Augen. Von ihren Schweſtern ward ihr nichts als Hohn und Spott zuteil. „Nimm dich in acht,“ ſprach die älteſte, „wenn du ihm die Hand reichſt, ſo ſchlägt er dir mit der Tatze darauf.“ „Hüte dich,“ ſagte die zweite, „die Bären lieben die Süßigkeit, und wenn du ihm gefällſt, ſo frißt er dich auf.“ „Du mußt nur immer ſeinen Willen tun,“ hub die älteſte wieder an, „ſonſt fängt er an zu brummen.“ Und die zweite fuhr fort: „Aber die Hochzeit wird luſtig ſein, Bären die tanzen gut.“ Die Braut ſchwieg ſtill und ließ ſich nicht irremachen. Der Bärenhäuter aber zog in der Welt herum, von einem Ort zum andern, tat Gutes, wo er konnte, und gab den Armen reichlich, damit ſie für ihn beteten. Endlich als der letzte Tag von den ſieben Jahren anbrach, ging er wieder hinaus auf die Haide und ſetzte ſich unter den Ring von Bäumen. Nicht lange, ſo ſauſte der Wind, und der Teufel ſtand vor ihm und blickte ihn verdrießlich an; dann warf er ihm den alten Rock hin und verlangte ſeinen grünen zurück. „So weit ſind wir noch nicht,“ antwortete der Bärenhäuter, „erſt ſollſt du mich reinigen.“ Der Teufel mochte wollen oder nicht, er mußte Waſſer holen, den Bärenhäuter abwaſchen, ihm die Haare kämmen und die Nägel ſchneiden. Hierauf ſah er wie ein tapferer Kriegsmann aus und war viel ſchöner als je vorher. Als der Teufel glücklich abgezogen war, ſo war es dem Bärenhäuter ganz leicht ums Herz. Er ging in die Stadt, tat einen prächtigen Sammetrock an, ſetzte ſich in einen Wagen mit vier Schimmeln beſpannt und fuhr zu dem Haus ſeiner Braut. Niemand erkannte ihn, der Vater hielt ihn für einen vornehmen Feldobriſt und führte ihn in das Zimmer, wo ſeine Töchter ſaßen. Er mußte ſich zwiſchen den beiden älteſten niederlaſſen: ſie ſchenkten ihm Wein ein, legten ihm die beſten Biſſen vor und meinten, ſie hätten keinen ſchönern Mann auf der Welt geſehen. Die Braut aber ſaß in ſchwarzem Kleide ihm gegenüber, ſchlug die Augen nicht auf und ſprach kein Wort. Als er endlich den Vater fragte, ob er ihm eine ſeiner Töchter zur Frau geben wollte, ſo ſprangen die beiden älteſten auf, liefen in ihre Kammer und wollten prächtige Kleider anziehen, denn

Digitized by Google

eine jede bildete sich ein, sie wäre die Auserwählte. Der Fremde, sobald er mit seiner Braut allein war, holte den halben Ring hervor und warf ihn in einen Becher mit Wein, den er ihr über den Tisch reichte. Sie nahm ihn an, aber als sie getrunken hatte und den halben Ring auf dem Grund liegen fand, so schlug ihr das Herz. Sie holte die andere Hälfte, die sie an einem Band um den Hals trug, hielt sie daran, und es zeigte sich, daß beide Teile vollkommen zueinander paßten. Da sprach er: „Ich bin dein verlobter Bräutigam, den du als Bärenhäuter gesehen hast, aber durch Gottes Gnade habe ich meine menschliche Gestalt wiedererhalten und bin wieder rein geworden.“ Er ging auf sie zu, umarmte sie und gab ihr einen Kuß. Indem kamen die beiden Schwestern in vollem Putz herein, und als sie sahen, daß der schöne Mann der jüngsten zuteil geworden war, und hörten, daß das Bärenhäuter war, liefen sie voll Zorn und Wut hinaus; die eine erfäufte sich im Brunnen, die andere erhenkte sich an einem Baum. Am Abend klopfte jemand an der Tür, und als der Bräutigam öffnete, so wars der Teufel im grünen Rock, der sprach: „Siehst du, nun habe ich zwei Seelen für deine eine.“

Der König von Papierland / Es war einmal ein lustiger Student, der wurde von der hohen Schule relegiert, weil er seinem Jugendübermute zu sehr den Zügel schießen ließ. Seine Bücher und alles, was seine ohnehin armen Eltern ihm mitgegeben hatten, als er auf die hohe Schule ging, war schon längst verkauft, und so zog er an einem rauhen Tage im dünnen Sammetröckchen und mit einer kleinen Studentenkappe bedeckt in die weite Welt. Als er eine Zeitlang gegangen war, kam er in den Wald, und da fror ihn gar sehr; die Nacht brach auch herein, und er wußte nicht, wo er sein Haupt hinlegen sollte. Jetzt sah er auf einmal im Walde ein Häuschen stehen, da stand eine alte Hexe in der Tür, die winkte den jungen Burschen zu sich, der ging auch richtig zu ihr in das Haus. Darauf wies sie ihm sein Nachtlager an, und er schlief die ganze Nacht hindurch und erhob sich neugestärkt am andern Morgen, um weiterzuziehen. Wollte ihn die alte Hexe nicht unbeschenkt ziehen lassen und gab ihm einen Mantel, der ihn unsichtbar machte, so oft er ihn umhing, einen Ring, der ihn allwissend machte, wenn er ihn an den Finger steckte, und eine Wurzel, vor der alle Türen aufsprangen. Die Wurzel steckte der Student in seine Rocktasche. Den Mantel hing ihm die Hexe gleich selbst um, und dabei sprach sie: „Es schadet nichts, wenn er dich jetzt sogleich auf deiner Reise auch unsichtbar macht, er hält doch warm und schützt dich vor dem Frost, der dich in dem dünnen Röckchen gewaltig plagen würde.“ Von nun an sann der Student auf nichts als tolle Streiche. Er begab sich sofort in die Königsstadt und ging geradeswegs nach der Schatzkammer. Die sprang denn auch vor seiner Springwurzel sogleich auf und schloß sich wieder hinter ihm zu, und weil ihn wegen seines Mantels niemand sah, so bemerkte es nicht einmal die Wache vor der Schatzkammer, daß sich die Tür auftat. Und so holte der Student am hellen Mittage so viel Geld aus der Schatzkammer, als er nur tragen konnte, und

Digitized by Google

er ging von nun an Tag für Tag dahin, um sich die Taschen zu füllen. So lebte er als ein gar großer Herr in der Residenz, und wenn er den Mantel nicht um hatte, so erschien er gar prächtig gekleidet. Oft aber ging er in seinem Mantel unsichtbar am hellen Tage über die Straße, und dann sah er den Frauen so kühn und keck ins Gesicht, daß ihn die Männer gewiß vor Eifersucht erschlagen haben würden, wenn sie es gewußt hätten. Aber daran wars ihm noch nicht genug. Er schlich sich auch einmal zu dem Könige in seinem Mantel, und dem stahl er Krone und Seitengewehr, ohne daß er es merkte, denn er sah ja niemand neben sich. Das war dem König natürlich nicht einerlei, er berief sich insgeheim mit seinen Ministern, und nach ihrem Vorschlage berief er nach der Sitzung die Prinzessin zu sich und sprach zu ihr also: „Mein Kind, wir wollen ein großes Fest veranstalten und alle Welt dazu einladen. Wer dann am Abend, wenn alle in unserem Garten lustwandeln, an dich herantritt und dir einen Kuß gibt, dem mache so leise als möglich mit Kohle einen Strich ins Gesicht, denn der ist der Kühnste von allen, die zu dem Feste kommen, und der hat ganz gewiß auch meine Krone und mein Seitengewehr geraubt ~ ein anderer hätte sichs nicht unterstanden. So komme ich wieder zu Krone und Seitengewehr, welche ich auf jeden Fall wiederhaben muß, und du kommst zu einem Kusse, den ich dir sonst nicht eher gestatte, als bis zu deiner Verlobung mit einem mächtigen Prinzen." Und so wurde alle Welt zu dem Feste eingeladen. Während der König aber so mit seiner Tochter gesprochen, hatte der Student gerade den Ring am Finger, den ihm die Hexe gegeben hatte, und da wußte er jedes Wort, das der König zu der Prinzessin sprach. Auf den Abend, als es dunkelte, gingen alle in den Lustgarten des Königs, um zu lustwandeln. Und da ging immer ein Hofherr mit einer Hofdame, und selbst der alte König führte seine Frau Königin am Arm. Wiewohl nun der Student gar begierig war, der Königstochter einen Kuß zu geben, so hatte er doch, wie die Gesellschaft in den Garten ging, erst seinen Mantel umgenommen und ging unsichtbar von einem Herrn zum andern und malte jedem Herrn einen Strich, dem alten König aber zwei. Dann warf er den Mantel ab und suchte die Königstochter auf. Sie war die einzige in der Gesellschaft, die allein ging. Einsam lustwandelte sie etwas abseits in den dunklen Gängen und wartete, ob nicht jemand käme, der den Mut hätte, sie zu küssen, wie ihr der alte König befohlen hatte. So trat der Student zu ihr und gab ihr einen herzhaften Schmatz. Sogleich malt ihm die Königstochter mit Kohle einen Strich ins Gesicht. Wie aber alle aus dem Garten wieder in den hellerleuchteten Königssaal ziehen, da ist der Student nicht der einzige, der einen Strich im Gesicht hat, sondern alle Hofräte und alle Offiziere, von dem ältesten General bis zu dem jüngsten Fähnrich, der noch nicht einmal das Offiziersexamen bestanden hat, trugen ihren schwarzen Strich. Den dicksten Strich hatten die Minister des Königs gerade unter der Nase, und sie sahen einander gar kurios an, als sie das merkten, denn jeder von ihnen dachte, daß sein Herr Kollege die Königstochter geküßt hätte. Als die Königstochter im Saale die vielen Striche sah und bemerkte, wie jeder

Digitized by Google

Hofrat und jeder Leutnant sogar einen Strich hatte, da verhüllte sie ihr Antlitz aus Scham vor ihrem Vater. Endlich sah sie diesem ins Gesicht, und da sah sie, daß der König zwei Striche hatte, und das sah in dem Augenblick auch der König durch einen großen Wandspiegel, und darüber mußte er mit seiner Tochter herzlich lachen. Denn die Prinzessin war der Augapfel des Königs, und er allein küßte sie jeden Tag. Nun hätte die Königstochter aber gar zu gerne gewußt, wer sie an diesem Abend in dem Laubgange geküßt hätte. Denn der Kuß des Studenten hatte ihr gar wohl behagt und viel besser geschmeckt als die Küsse ihres Vaters, den sie herzlich liebte. Daß einer der Männer, die beim Feste zugegen waren, sie wirklich geküßt hatte, verhehlte sie ihrem Vater nicht, und der König war sogleich überzeugt, daß es der nämliche Wildfang gewesen sei, der ihm aus Übermut Krone und Seitengewehr geraubt habe. Weil nun aber der König die Krone, die schon seine Väter auf dem Haupte getragen hatten, um jeden Preis wiederhaben wollte, und weil auch das Seitengewehr, das er so lange geführt, ihm gar lieb geworden war, so besprach er sich mit seiner Tochter und seinen Ministern, und machte bekannt, daß derjenige, der ihm seine Krone und sein Seitengewehr zurückbrächte, die Prinzessin zur Frau haben solle. Da verschwand der Student auf kurze Zeit vom Feste, und bald darauf brachte er des Königs Krone und sein Seitengewehr. Der König sprach zu ihm, als er ihm das wiederbrachte: wer so kühn sei, der müsse doch auch wohl von königlichem Geblüte sein, und sah seinen künftigen Schwiegersohn fragend an. Da antwortete der Student: „Mein Vaterland ist Kummerland und mein Königreich Papierland.“ Der König aber, weil er einmal sein Wort gegeben hatte, forschte nicht weiter nach, wo dieses Land lag. Da wurde noch an demselben Abend die Verlobung des Studenten mit der Prinzessin gefeiert, und wenn die Prinzessin dem Studenten bei jedem Kusse, den er ihr an diesem Abend gab, noch einen Strich ins Gesicht gemalt hätte, so wäre er zuletzt gewiß so schwarz im Gesicht gewesen wie ein Schornsteinfeger.

Hans im Glück

Hans hatte sieben Jahre bei seinem Herrn gedient, da sprach er zu ihm: „Herr, meine Zeit ist herum, nun wollte ich gerne wieder heim zu meiner Mutter, gebt mir meinen Lohn.“ Der Herr antwortete: „Du hast mir treu und ehrlich gedient, wie der Dienst war, so soll der Lohn sein,“ und gab ihm ein Stück Gold, das so groß als Hansens Kopf war. Hans zog sein Tüchlein aus der Tasche, wickelte den Klumpen hinein, setzte ihn auf die Schulter und machte sich auf den Weg nach Haus. Wie er so dahinging und immer ein Bein vor das andere setzte, kam ihm ein Reiter in die Augen, der frisch und fröhlich auf einem muntern Pferd vorbeitrabte. „Ach,“ sprach Hans ganz laut, „was ist das Reiten ein schönes Ding! Da sitzt einer wie auf einem Stuhl, stößt sich an keinen Stein, spart die Schuh und kommt fort, er weiß nicht wie.“ Der Reiter, der das gehört hatte, hielt an und rief: „Ei, Hans, warum laufst du auch zu Fuß?“ „Ich muß ja wohl,“ antwortete er, „da habe ich einen Klumpen heimzutragen: es ist zwar

Digitized by Google

Gold, aber ich kann den Kopf dabei nicht geradehalten, auch drückt mirs auf die Schulter." „Weißt du was," sprach der Reiter, „wir wollen tauschen: ich gebe dir mein Pferd, und du gibst mir deinen Klumpen." „Von Herzen gern," sprach Hans, „aber ich sage Euch, Ihr müßt Euch damit schleppen." Der Reiter stieg ab, nahm das Gold und half dem Hans hinauf, gab ihm die Zügel fest in die Hände und sprach: „Wenns nun recht geschwind soll gehen, so mußt du mit der Zunge schnalzen und hopp hopp rufen." Hans war seelenfroh, als er auf dem Pferde saß und so stramm und frei dahinritt. Über ein Weilchen fiels ihm ein, es sollte noch schneller gehen, und fing an mit der Zunge zu schnalzen und hopp hopp zu rufen. Das Pferd setzte sich in starken Trab, und ehe sichs Hans versah, war er abgeworfen und lag in einem Graben, der die Äcker von der Landstraße trennte. Das Pferd wäre auch durchgegangen, wenn es nicht ein Bauer aufgehalten hätte, der des Weges kam und eine Kuh vor sich hertrieb. Hans suchte seine Glieder zusammen und machte sich wieder auf die Beine. Er war aber verdrießlich und sprach zu dem Bauer: „Es ist ein schlechter Spaß, das Reiten, zumal wenn man auf so eine Mähre gerät wie diese, die stößt und einen herabwirft, daß man den Hals brechen kann; ich setze mich nun und nimmermehr wieder auf. Da lob ich mir Eure Kuh, da kann einer mit Gemächlichkeit hinterher gehen und hat obendrein seine Milch, Butter und Käse jeden Tag gewiß. Was gäb ich darum, wenn ich so eine Kuh hätte!" „Nun," sprach der Bauer, „geschieht Euch so ein großer Gefallen, so will ich Euch wohl die Kuh für das Pferd vertauschen." Hans willigte mit tausend Freuden ein: der Bauer schwang sich aufs Pferd und ritt eilig davon. Hans trieb seine Kuh ruhig vor sich her und bedachte den glücklichen Handel. „Hab ich nur ein Stück Brot, und daran wird mirs doch nicht fehlen, so kann ich, so oft mirs beliebt, Butter und Käse dazu essen; hab ich Durst, so melk ich meine Kuh und trinke Milch. Herz, was verlangst du mehr?" Als er zu einem Wirtshaus kam, machte er halt, aß in der großen Freude alles, was er bei sich hatte, sein Mittags- und Abendbrot, rein auf, und ließ sich für seine letzten paar Heller ein halbes Glas Bier einschenken. Dann trieb er seine Kuh weiter, immer nach dem Dorfe seiner Mutter zu. Die Hitze ward drückender, je näher der Mittag kam, und Hans befand sich in einer Heide, die wohl noch eine Stunde dauerte. Da ward es ihm ganz heiß, so daß ihm vor Durst die Zunge am Gaumen klebte. „Dem Ding ist zu helfen," dachte Hans, „jetzt will ich meine Kuh melken und mich an der Milch laben." Er band sie an einen dürren Baum, und da er keinen Eimer hatte, so stellte er seine Ledermütze unter, aber wie er sich auch bemühte, es kam kein Tropfen Milch zum Vorschein. Und weil er sich ungeschickt dabei anstellte, so gab ihm das ungeduldige Tier endlich mit einem der Hinterfüße einen solchen Schlag vor den Kopf, daß er zu Boden taumelte und eine Zeitlang sich gar nicht besinnen konnte, wo er war. Glücklicherweise kam gerade ein Metzger des Weges, der auf einem Schubkarren ein junges Schwein liegen hatte. „Was sind das für Streiche!" rief er und half dem guten Hans auf. Hans erzählte, was vorgefallen war. Der Metzger reichte

Digitized by Google

ihm seine Flasche und sprach: „Da trinkt einmal und erholt Euch. Die Kuh will wohl keine Milch geben? Das ist ein altes Tier, das höchstens noch zum Ziehen taugt oder auch zum Schlachten.“ „Ei, ei,“ sprach Hans und strich sich die Haare über den Kopf, „wer hätte das gedacht! Es ist freilich gut, wenn man so ein Tier im Haus abschlachten kann, was gibts für Fleisch! Aber ich mache mir aus dem Kuhfleisch nicht viel, es ist mir nicht saftig genug. Ja, wer so ein junges Schwein hätte! Das schmeckt anders, dabei noch die Würstle!“ „Hört, Hans,“ sprach da der Metzger, „Euch zuliebe will ich tauschen und will Euch das Schwein für die Kuh lassen.“ ~ „Gott lohn Euch Eure Freundschaft,“ sprach Hans, übergab ihm die Kuh, ließ sich das Schweinchen vom Karren losmachen und den Strick, woran es gebunden war, in die Hand geben. Hans zog weiter und überdachte, wie ihm doch alles nach Wunsch ginge, begegnete ihm je eine Verdrießlichkeit, so würde sie doch gleich wieder gutgemacht. Es gesellte sich danach ein Bursch zu ihm, der trug eine schöne weiße Gans unter dem Arm. Sie boten einander die Zeit, und Hans fing an von seinem Glück zu erzählen und wie er immer so vorteilhaft getauscht hätte. Der Bursch erzählte ihm, daß er die Gans zu einem Kindtaufschmaus brächte. „Hebt einmal,“ fuhr er fort und packte sie bei den Flügeln, „wie schwer sie ist, die ist aber auch acht Wochen lang genudelt worden. Wer in den Braten beißt, muß sich das Fett von beiden Seiten abwischen.“ „Ja,“ sprach Hans und wog sie mit der einen Hand, „die hat ihr Gewicht, aber mein Schwein ist auch keine Sau.“ Indessen sah sich der Bursch nach allen Seiten ganz bedenklich um, schüttelte auch wohl mit dem Kopf. „Hört,“ fing er darauf an, „mit Eurem Schweine mags nicht ganz richtig sein. In dem Dorfe, durch das ich gekommen bin, ist eben dem Schulzen eins aus dem Stall gestohlen worden. Ich fürchte, ich fürchte, Ihr habts da in der Hand. Sie haben Leute ausgeschickt, und es wäre ein schlimmer Handel, wenn sie Euch mit dem Schwein erwischten: das geringste ist, daß Ihr ins finstere Loch gesteckt werdet.“ Dem guten Hans ward bang. „Ach Gott,“ sprach er, „helft mir aus der Not, Ihr wißt hier herum bessern Bescheid, nehmt mein Schwein da und laßt mir Eure Gans.“ „Ich muß schon etwas aufs Spiel setzen,“ antwortete der Bursche, „aber ich will doch nicht schuld sein, daß Ihr ins Unglück geratet.“ Er nahm also das Seil in die Hand und trieb das Schwein schnell auf einen Seitenweg fort: der gute Hans aber ging, seiner Sorgen entledigt, mit der Gans unter dem Arme der Heimat zu. „Wenn ichs recht überlege,“ sprach er mit sich selbst, „habe ich noch Vorteil bei dem Tausch: erstlich den guten Braten, hernach die Menge von Fett, die herausträufeln wird, das gibt Gänsefett auf ein Vierteljahr; und endlich die schönen weißen Federn, die laß ich mir in mein Kopfkissen stopfen, und darauf will ich wohl ungewiegt einschlafen. Was wird meine Mutter eine Freude haben!“ Als er durch das letzte Dorf gekommen war, stand da ein Scherenschleifer mit seinem Karren, sein Rad schnurrte, und er sang dazu: „Ich schleife die Schere und drehe geschwind / und hänge mein Mäntelchen nach dem Wind.“ ~ Hans blieb stehen und sah ihm zu; endlich redete er ihn an und sprach:

Digitized by Google

„Euch gehts wohl, weil Ihr so lustig bei Eurem Schleifen seid.“ „Ja,“ antwortete der Scherenschleifer, „das Handwerk hat einen güldenen Boden. Ein rechter Schleifer ist ein Mann, der, sooft er in die Tasche greift, auch Geld darin findet. Aber wo habt Ihr die schöne Gans gekauft?“ „Die hab ich nicht gekauft, sondern für mein Schwein eingetauscht.“ „Und das Schwein?“ „Das hab ich für eine Kuh gekriegt.“ „Und die Kuh?“ „Die hab ich für ein Pferd bekommen.“ „Und das Pferd?“ „Dafür hab ich einen Klumpen Gold, so groß als mein Kopf, gegeben.“ „Und das Gold?“ „Ei, das war mein Lohn für sieben Jahre Dienst.“ „Ihr habt Euch jederzeit zu helfen gewußt,“ sprach der Schleifer, „könnt Ihrs nun dahin bringen, daß Ihr das Geld in der Tasche springen hört, wenn Ihr aufsteht, so habt Ihr Euer Glück gemacht.“ „Wie soll ich das anfangen?“ sprach Hans. „Ihr müßt ein Schleifer werden wie ich; dazu gehört eigentlich nichts als ein Wetzstein, das andere findet sich schon von selbst. Da hab ich einen, der ist zwar ein wenig schadhaft, dafür sollt Ihr mir aber auch weiter nichts als Eure Gans geben; wollt Ihr das?“ „Wie könnt Ihr noch fragen,“ antwortete Hans, „ich werde ja zum glücklichsten Menschen auf Erden; habe ich Geld, sooft ich in die Tasche greife, was brauche ich da länger zu sorgen?“ reichte ihm die Gans hin und nahm den Wetzstein in Empfang. „Nun,“ sprach der Schleifer und hob einen gewöhnlichen schweren Feldstein, der neben ihm lag, auf, da habt Ihr noch einen tüchtigen Stein dazu, auf dem sichs gut schlagen läßt und Ihr Eure alten Nägel geradeklopfen könnt. Nehmt ihn und hebt ihn ordentlich auf.“ Hans lud den Stein auf und ging mit vergnügtem Herzen weiter; seine Augen leuchteten vor Freude. „Ich muß in einer Glückshaut geboren sein,“ rief er aus, „alles, was ich wünsche, trifft mir ein, wie einem Sonntagskind.“ Indessen, weil er seit Tagesanbruch auf den Beinen war, begann er müde zu werden; auch plagte ihn der Hunger, da er allen Vorrat auf einmal in der Freude über die erhandelte Kuh aufgezehrt hatte. Er konnte endlich nur mit Mühe weitergehen und mußte jeden Augenblick haltmachen; dabei drückten ihn die Steine ganz erbärmlich. Da konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, wie gut es wäre, wenn er sie gerade jetzt nicht zu tragen brauchte. Wie eine Schnecke kam er zu einem Feldbrunnen geschlichen, wollte da ruhen und sich mit einem frischen Trunk laben: damit er aber die Steine im Niedersitzen nicht beschädigte, legte er sie bedächtig neben sich auf den Rand des Brunnens. Darauf setzte er sich nieder und wollte sich zum Trinken bücken, da versah ers, stieß ein klein wenig an, und beide Steine plumpten hinab. Hans, als er sie mit seinen Augen in die Tiefe hatte versinken sehen, sprang vor Freuden auf, kniete dann nieder und dankte Gott mit Tränen in den Augen, daß er ihm auch diese Gnade noch erwiesen und ihn auf eine so gute Art und ohne daß er sich einen Vorwurf zu machen brauchte, von den schweren Steinen befreit hätte, die ihm allein noch hinderlich gewesen wären. „So glücklich wie ich,“ rief er aus, „gibt es keinen Menschen unter der Sonne!“ Mit leichtem Herzen und frei von aller Last sprang er nun fort, bis er daheim bei seiner Mutter war.

Digitized by Google

Das tapfere Schneiderlein / An einem Sommermorgen saß

ein Schneiderlein auf seinem Tisch am Fenster, war guter Dinge und nähte aus Leibeskräften. Da kam eine Bauersfrau die Straße herab und rief: „Gut Mus feil! Gut Mus feil!“ Das klang dem Schneiderlein lieblich in die Ohren, er steckte sein zartes Haupt zum Fenster hinaus und rief: „Hier herauf, liebe Frau, hier wird sie ihre Ware los!“ Die Frau stieg die drei Treppen mit ihrem schweren Korbe zu dem Schneider hinauf und mußte die Töpfe sämtlich vor ihm auspacken. Er besah sie alle, hob sie in die Höhe, hielt die Nase dran und sagte endlich: „Das Mus scheint mir gut, wieg sie mir doch vier Lot ab, liebe Frau, wenns auch ein Viertelpfund ist, kommt es mir nicht darauf an.“ Die Frau, welche gehofft hatte, einen guten Absatz zu finden, gab ihm, was er verlangte, ging aber ganz ärgerlich und brummig fort. „Nun das Mus soll mir Gott gesegnen,“ rief das Schneiderlein, „und soll mir Kraft und Stärke geben,“ holte das Brot aus dem Schrank, schnitt sich ein Stück über den ganzen Laib und strich das Mus darüber. „Das wird nicht bitter schmecken,“ sprach er, „aber erst will ich den Wams fertig machen, eh ich anbeiße.“ Er legte das Brot neben sich, nähte weiter und machte vor Freude immer größere Stiche. Indes stieg der Geruch von dem süßen Mus hinauf an die Wand, wo die Fliegen in großer Menge saßen, so daß sie herangelockt wurden und sich scharenweise darauf niederließen. „Ei, wer hat euch eingeladen?“ sprach das Schneiderlein, und jagte die ungebetenen Gäste fort. Die Fliegen aber, die kein Deutsch verstanden, ließen sich nicht abweisen, sondern kamen in immer größerer Gesellschaft wieder. Da lief dem Schneiderlein endlich, wie man sagt, die Laus über die Leber, es langte aus seiner Hölle nach einem Tuchlappen und: „Wart, ich will es euch geben!“ schlug es unbarmherzig drauf. Als es abzog und zählte, so lagen nicht weniger als sieben vor ihm tot und streckten die Beine. „Bist du so ein Kerl?“ sprach er und mußte selbst seine Tapferkeit bewundern, „das soll die ganze Stadt erfahren.“ Und in der Hast schnitt sich das Schneiderlein einen Gürtel, nähte ihn und stickte mit großen Buchstaben darauf: „Siebene auf einen Streich!“ ~ „Ei, was Stadt!“ sprach er weiter, „die ganze Welt solls erfahren!“ Und sein Herz wackelte ihm vor Freude wie ein Lämmerschwänzchen. Der Schneider band sich den Gürtel um den Leib und wollte in die Welt hinaus, weil er meinte, die Werkstätte sei zu klein für seine Tapferkeit. Eh er abzog, suchte er im Haus herum, ob nichts da wäre, was er mitnehmen könnte, er fand aber nichts als einen alten Käs, den steckte er ein. Vor dem Tore bemerkte er einen Vogel, der sich im Gesträuch gefangen hatte, der mußte zu dem Käse in die Tasche. Nun nahm er den Weg tapfer zwischen die Beine, und weil er leicht und behend war, fühlte er keine Müdigkeit. Der Weg führte ihn auf einen Berg, und als er den höchsten Gipfel erreicht hatte, so saß da ein gewaltiger Riese und schaute sich ganz gemächlich um. Das Schneiderlein ging beherzt auf ihn zu, redete ihn an und sprach: „Guten Tag, Kamerad, gelt, du sitzest da und besiehst dir die weitläuftige Welt?

Digitized by Google

Ich bin eben auf dem Wege dahin und will mich versuchen. Hast du Lust, mitzugehen?" Der Riese sah den Schneider verächtlich an und sprach: „Du Lump! Du miserabler Kerl!" „Das wäre!" antwortete das Schneiderlein, knöpfte den Rock auf und zeigte dem Riesen den Gürtel. „Da kannst du lesen, was ich für ein Mann bin." Der Riese las: „Siebene auf einen Streich," meinte, das wären Menschen gewesen, die der Schneider erschlagen hätte, und kriegte ein wenig Respekt vor dem kleinen Kerl. Doch wollte er ihn erst prüfen, nahm einen Stein in die Hand und drückte ihn zusammen, daß das Wasser heraustropfte. „Das mach mir nach," sprach der Riese, „wenn du Stärke hast." „Ists weiter nichts?" sagte das Schneiderlein, „das ist bei unsereinem Spielwerk," griff in die Tasche, holte den weichen Käs und drückte ihn, daß der Saft herausfiel. „Gelt," sprach er, „das war ein wenig besser?" Der Riese wußte nicht, was er sagen sollte und konnte es von dem Männlein nicht glauben. Da hob der Riese einen Stein auf und warf ihn so hoch, daß man ihn mit Augen kaum noch sehen konnte: „Nun, du Erpelmännchen, das tu mir nach." „Gut geworfen," sagte der Schneider, „aber der Stein hat doch wieder zur Erde herabfallen müssen; ich will dir einen werfen, der soll gar nicht wiederkommen," griff in die Tasche, nahm den Vogel und warf ihn in die Luft. Der Vogel, froh über seine Freiheit, stieg auf, flog fort und kam nicht wieder. „Wie gefällt dir das Stückchen, Kamerad?" fragte der Schneider. „Werfen kannst du wohl," sagte der Riese, „aber nun wollen wir sehen, ob du imstande bist, etwas Ordentliches zu tragen." Er führte das Schneiderlein zu einem mächtigen Eichbaum, der da gefällt auf dem Boden lag, und sagte: „Wenn du stark genug bist, so hilf mir den Baum aus dem Walde herausztragen." „Gerne," antwortete der kleine Mann, „nimm du nur den Stamm auf deine Schulter, ich will die Äste mit dem Gezweig aufheben und tragen, das ist doch das schwerste." Der Riese nahm den Stamm auf die Schulter, der Schneider aber setzte sich auf einen Ast, und der Riese, der sich nicht umsehen konnte, mußte den ganzen Baum und das Schneiderlein noch obendrein forttragen. Es war da hinten ganz lustig und guter Dinge, pfiff das Liedchen: „Es ritten drei Schneider zum Tore hinaus," als wäre das Baumtragen ein Kinderspiel. Der Riese, nachdem er ein Stück Wegs die schwere Last fortgeschleppt hatte, konnte nicht weiter und rief: „Hör, ich muß den Baum fallen lassen." Der Schneider sprang behendiglich herab, faßte den Baum mit beiden Armen, als wenn er ihn getragen hätte, und sprach zum Riesen: „Du bist ein großer Kerl und kannst den Baum nicht einmal tragen." Sie gingen zusammen weiter, und als sie an einem Kirschbaum vorbeikamen, faßte der Riese die Krone des Baumes, wo die zeitigsten Früchte hingen, bog sie herab, gab sie dem Schneider in die Hand und hieß ihn essen. Das Schneiderlein aber war viel zu schwach, um den Baum zu halten, und als der Riese losließ, fuhr der Baum in die Höhe, und der Schneider ward mit in die Luft geschnellt. Als er wieder ohne Schaden herabgefallen war, sprach der Riese: „Was ist das, hast du nicht die Kraft, die schwache Gerte zu halten?" „An Kraft fehlt es nicht," antwortete

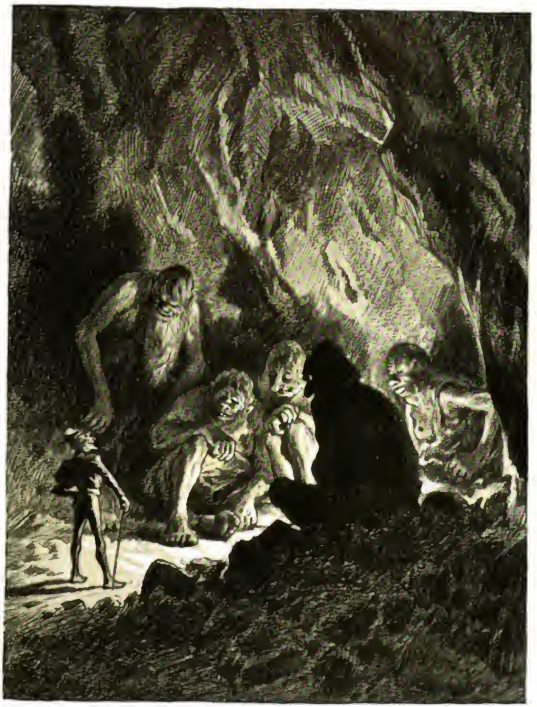
Digitized by Google

das Schneiderlein, „meinst du, das wäre etwas für einen, der sieben mit einem Streich getroffen hat? Ich bin über den Baum gesprungen, weil die Jäger da unten in das Gebüsch schießen. Spring nach, wenn du's vermagst.“ Der Riese machte den Versuch, konnte aber nicht über den Baum kommen, sondern blieb in den Ästen hängen, also, daß das Schneiderlein auch hier die Oberhand behielt. Der Riese sprach: „Wenn du ein so tapferer Kerl bist, so komm mit in unsere Höhle und übernachte bei uns.“ Das Schneiderlein war bereit und folgte ihm. Als sie in der Höhle anlangten, saßen da noch andere Riesen beim Feuer, und jeder hatte ein gebratenes Schaf in der Hand und aß davon. Das Schneiderlein sah sich um und dachte: „Es ist doch hier viel weitläufiger als in meiner Werkstatt.“ Der Riese wies ihm ein Bett an und sagte, es solle sich hineinlegen und ausschlafen. Dem Schneiderlein war aber das Bett zu groß, es legte sich nicht hinein, sondern kroch in eine Ecke. Als es Mitternacht war und der Riese meinte, das Schneiderlein läge in tiefem Schlafe, so stand er auf, nahm eine große Eisenstange und schlug das Bett mit einem Schlag durch und meinte, er hätte dem Grashüpfer den Garaus gemacht. Mit dem frühesten Morgen gingen die Riesen in den Wald und hatten das Schneiderlein ganz vergessen, da kam es auf einmal ganz lustig und verwegen dahergeschritten. Die Riesen erschraken, fürchteten, es schlüge sie alle tot, und liefen in einer Hast fort. Das Schneiderlein zog weiter, immer seiner spitzen Nase nach. Nachdem es lange gewandert war, kam es in den Hof eines königlichen Palastes, und da es Müdigkeit empfand, so legte es sich ins Gras und schlief ein. Während es da lag, kamen die Leute, betrachteten es von allen Seiten und lasen auf dem Gürtel: „Sieben auf einen Streich.“ „Ach,“ sprachen sie, „was will der große Kriegsheld hier mitten im Frieden? Das muß ein mächtiger Herr sein!“ Sie gingen und meldeten es dem König und meinten, wenn Krieg ausbrechen sollte, wäre das ein wichtiger und nützlicher Mann, den man um keinen Preis fortlassen dürfe. Dem König gefiel der Rat, und er schickte einen von seinen Hofleuten an das Schneiderlein ab, der sollte ihm, wenn es aufgewacht wäre, Kriegsdienste anbieten. Der Abgesandte blieb bei dem Schläfer stehen, wartete, bis er seine Glieder streckte und die Augen aufschlug, und brachte dann seinen Antrag vor. „Eben deshalb bin ich hierher gekommen,“ antwortete er, „ich bin bereit, in des Königs Dienste zu treten.“ Also ward er ehrenvoll empfangen und ihm eine besondere Wohnung angewiesen. Die Kriegsleute aber waren dem Schneiderlein aufgesessen und wünschten, es wäre tausend Meilen weit weg. „Was soll daraus werden?“ sprachen sie untereinander, „wenn wir Zank mit ihm kriegen und er haut zu, so fallen auf jeden Streich sieben. Da kann unsereiner nicht bestehen.“ Also faßten sie einen Entschluß, begaben sich allesamt zum König und baten um ihren Abschied. „Wir sind nicht gemacht,“ sprachen sie, „neben einem Manne auszuhalten, der sieben auf einen Streich schlägt.“ Der König war traurig, daß er um des einen willen alle seine treuen Diener verlieren sollte, wünschte, daß seine Augen ihn nie gesehen hätten, und wäre ihn gern wieder losgewesen. Aber er getraute sich nicht, ihm den Abschied zu

Digitized by Google

geben, weil er fürchtete, er möchte ihn samt seinem Volke totschlagen und sich auf den königlichen Thron setzen. Er sann lange hin und her, endlich fand er einen Rat. Er schickte zu dem Schneiderlein und ließ ihm sagen, weil er ein so großer Kriegsheld wäre, so wollte er ihm ein Anerbieten machen. In einem Walde seines Landes hausten zwei Riesen, die mit Rauben, Morden, Sengen und Brennen großen Schaden stifteten, niemand dürfe sich ihnen nahen, ohne sich in Lebensgefahr zu setzen. Wenn er diese beiden Riesen überwände und tötete, so wollte er ihm seine einzige Tochter zur Gemahlin geben und das halbe Königreich zur Ehesteuer; auch sollten hundert Reiter mitziehen und ihm Beistand leisten. „Das wäre so etwas für einen Mann, wie du bist," dachte das Schneiderlein, „eine schöne Königstochter und ein halbes Königreich wird einem nicht alle Tage angeboten." „O ja," gab er zur Antwort, „die Riesen will ich schon bändigen und habe die hundert Reiter dabei nicht nötig; wer sieben auf einen Streich trifft, braucht sich vor zweien nicht zu fürchten." ~ Das Schneiderlein zog aus, und die hundert Reiter folgten ihm. Als er zu dem Rand des Waldes kam, sprach er zu seinen Begleitern: „Bleibt hier nur halten, ich will schon allein mit den Riesen fertig werden." Dann sprang er in den Wald hinein und schaute sich rechts und links um. Über ein Weilchen erblickte er beide Riesen; sie lagen unter einem Baume und schliefen und schnarchten dabei, daß sich die Äste auf und nieder bogen. Das Schneiderlein, nicht faul, las beide Taschen voll Steine und stieg damit auf den Baum. Als es in der Mitte war, rutschte es auf einen Ast, bis es gerade über die Schläfer zu sitzen kam, und ließ dem einen Riesen einen Stein nach dem anderen auf die Brust fallen. Der Riese spürte lange nichts, doch endlich wachte er auf, stieß seinen Gesellen an und sprach: „Was schlägst du mich?" „Du träumst," sagte der andere, „ich schlage dich nicht." Sie legten sich wieder zum Schlaf, da warf der Schneider auf den zweiten einen Stein herab. „Was soll das?" rief der andere, „warum wirfst du mich?" „Ich werfe dich nicht," antwortete der erste und brummte. Sie zankten sich eine Weile herum, doch weil sie müde waren, ließen sies gut sein, und die Augen fielen ihnen wieder zu. Das Schneiderlein fing sein Spiel von neuem an, suchte den dicksten Stein aus und warf ihn dem ersten Riesen mit aller Gewalt auf die Brust. „Das ist zu arg!" schrie er, sprang wie ein Unsinniger auf und stieß seinen Gesellen wider den Baum, daß dieser zitterte. Der andere zahlte mit gleicher Münze, und sie gerieten in solche Wut, daß sie Bäume ausrissen, aufeinander losschlugen, so lange, bis sie endlich beide zugleich tot auf die Erde fielen. Nun sprang das Schneiderlein herab. „Ein Glück nur," sprach es, „daß sie den Baum, auf dem ich saß, nicht ausgerissen haben, sonst hätte ich wie ein Eichhörnchen auf einen anderen springen müssen; doch unsereiner ist flüchtig." Es zog sein Schwert und versetzte jedem ein paar tüchtige Hiebe in die Brust, dann ging es hinaus zu den Reitern und sprach: „Die Arbeit ist getan, ich habe beiden den Garaus gemacht; aber hart ist es hergegangen, sie haben in der Not Bäume ausgerissen und sich gewehrt, doch das hilft alles nichts, wenn einer kommt wie ich, der sieben auf einen Streich schlägt."

Digitized by Google



Digitized by Google

„Seid Ihr denn nicht verwundet?“ fragten die Reiter. „Das hat gute Wege,“ antwortete der Schneider, „kein Haar haben sie mir gekrümmt.“ Die Reiter wollten ihm keinen Glauben beimessen und ritten in den Wald hinein; da fanden sie die Riesen in ihrem Blute schwimmend, und ringsherum lagen die ausgerissenen Bäume. Das Schneiderlein verlangte von dem König die versprochene Belohnung; den aber reute sein Versprechen, und er sann aufs neue, wie er sich den Helden vom Halse schaffen könnte. „Ehe du meine Tochter und das halbe Reich erhältst,“ sprach er zu ihm, „mußt du noch eine Heldentat vollbringen. In dem Walde läuft ein Einhorn, das großen Schaden anrichtet, das mußt du erst einfangen.“ „Vor einem Einhorn fürchte ich mich noch weniger als vor zwei Riesen; sieben auf einen Streich, das ist meine Sache.“ Er nahm sich einen Strick und eine Axt mit, ging hinaus in den Wald und hieß abermals die, welche ihm zugeordnet waren, außen warten. Er brauchte nicht lange zu suchen, das Einhorn kam bald daher und sprang geradezu auf den Schneider los, als wollte es ihn ohne Umstände aufspießen. „Sachte, sachte,“ sprach er, „so geschwind geht das nicht,“ blieb stehen und wartete, bis das Tier ganz nahe war, dann sprang er behendiglich hinter den Baum. Das Einhorn rannte mit aller Kraft gegen den Baum und spießte sein Horn so fest in den Stamm, daß es nicht Kraft genug hatte, es wieder herauszuziehen, und so war es gefangen. „Jetzt hab ich das Vöglein,“ sagte der Schneider, kam hinter dem Baum hervor, legte dem Einhorn den Strick erst um den Hals, dann hieb er mit der Axt das Horn aus dem Baum, und als alles in Ordnung war, führte er das Tier ab und brachte es dem König. Der König wollte ihm den verheißenen Lohn noch nicht gewähren und machte eine dritte Forderung. Der Schneider sollte ihm vor der Hochzeit erst ein Wildschwein fangen, das in dem Walde großen Schaden tat; die Jäger sollten ihm Beistand leisten. „Gern,“ sprach der Schneider, „das ist ein Kinderspiel.“ Die Jäger nahm er nicht mit in den Wald, und sie waren wohl zufrieden, denn das Wildschwein hatte sie schon mehrmals so empfangen, daß sie keine Lust hatten, ihm nachzustellen. Als das Schwein den Schneider erblickte, lief es mit schäumendem Munde und wetzenden Zähnen auf ihn zu und wollte ihn zur Erde werfen; der flüchtige Held aber sprang in eine Kapelle, die in der Nähe war, und gleich oben zum Fenster in einem Satze wieder hinaus. Das Schwein war hinter ihm her gelaufen, er aber hüpfte außen herum und schlug die Tür hinter ihm zu; da war das wütende Tier gefangen, das viel zu schwer und unbehilflich war, um zu dem Fenster hinauszuspringen. Das Schneiderlein rief die Jäger herbei, die mußten den Gefangenen mit eigenen Augen sehen; der Held aber begab sich zum König, der nun, er mochte wollen oder nicht, sein Versprechen halten mußte und ihm seine Tochter und das halbe Königreich übergab. Hätte er gewußt, daß kein Kriegsheld, sondern ein Schneiderlein vor ihm stand, es wäre ihm noch mehr zu Herzen gegangen. Die Hochzeit ward also mit großer Pracht und kleiner Freude gehalten, und aus einem Schneider ein König gemacht. Nach einiger Zeit hörte die junge Königin in der Nacht, wie ihr Gemahl im Traume sprach: „Junge,

Digitized by Google

mach mir den Wams und flick mir die Hosen, oder ich will dir die Elle über die Ohren schlagen." Da merkte sie, in welcher Gasse der junge Herr geboren war, klagte am anderen Morgen ihrem Vater ihr Leid und bat, er möchte ihr von dem Manne helfen, der nichts anderes als ein Schneider wäre. Der König sprach ihr Trost zu und sagte: „Laß in der nächsten Nacht deine Schlafkammer offen, meine Diener sollen außen stehen und, wenn er eingeschlafen ist, hineingehen, ihn binden und auf ein Schiff tragen, das ihn in die weite Welt führt." Die Frau war damit zufrieden, des Königs Waffenträger aber, der alles mit angehört hatte, war dem jungen Herrn gewogen und hinterbrachte ihm den ganzen Anschlag. „Dem Ding will ich einen Riegel vorschieben," sagte das Schneiderlein. Abends legte es sich zu gewöhnlicher Zeit mit seiner Frau zu Bett; als sie glaubte, er sei eingeschlafen, stand sie auf, öffnete die Tür und legte sich wieder. Das Schneiderlein, das sich nur stellte, als wenn es schlief, fing an mit heller Stimme zu rufen: „Junge, mach mir den Wams und flick mir die Hosen, oder ich will dir die Elle über die Ohren schlagen! Ich habe sieben mit einem Streich getroffen, zwei Riesen getötet, ein Einhorn fortgeführt und ein Wildschwein gefangen, und sollte mich vor denen fürchten, die draußen vor der Kammer stehen!" Als diese den Schneider also sprechen hörten, überkam sie eine große Furcht, sie liefen, als wenn das wilde Heer hinter ihnen wäre, und keiner wollte sich mehr an ihn wagen. Also war und blieb das Schneiderlein sein Lebtag ein König.

Daumesdick/Es

war ein armer Bauersmann, der saß abends beim Herd und schürte das Feuer, und die Frau saß und spann. Da sprach er: „Wie ists so traurig, daß wir keine Kinder haben! Es ist so still bei uns, und in den anderen Häusern ists so laut und lustig." „Ja," antwortete die Frau und seufzte, „wenns nur ein einziges wäre, und wenns auch ganz klein wäre, nur Daumens groß, so wollt ich schon zufrieden sein; wir hättens doch von Herzen lieb." Nun geschah es, daß die Frau kränklich ward und nach sieben Monaten ein Kind gebar, das zwar an allen Gliedern vollkommen, aber nicht länger als ein Daumen war. Da sprachen sie: „Es ist, wie wir es gewünscht haben, und es soll unser liebes Kind sein," und nannten es nach seiner Gestalt Daumesdick. Sie ließens nicht an Nahrung fehlen, aber das Kind ward nicht größer, sondern blieb, wie es in der ersten Stunde gewesen war; doch schaute es verständig aus den Augen und zeigte sich bald als ein kluges und behendes Ding, dem alles glückte, was es anfing. Der Bauer machte sich eines Tages fertig, in den Wald zu gehen und Holz zu fällen, da sprach er so vor sich hin: „Nun wollt ich, daß einer da wäre, der mir den Wagen nachbrächte." „O Vater," rief Daumesdick, „den Wagen will ich schon bringen, verlaßt Euch drauf, er soll zur bestimmten Zeit im Walde sein." Da lachte der Mann und sprach: „Wie sollte das zugehen, du bist viel zu klein, um das Pferd mit dem Zügel zu leiten." „Das tut nichts, Vater, wenn nur die Mutter anspannen will, ich setze mich dem Pferd ins Ohr und rufe ihm zu, wie es gehen soll." „Nun," antwortete der Vater, „einmal

Digitized by Google

wollen wirs verſuchen." Als die Stunde kam, ſpannte die Mutter an und ſetzte Daumesdick ins Ohr des Pferdes, und dann rief der Kleine, wie das Pferd gehen ſollte: „Jäh und joh! Hott und har!" Da ging es ganz ordentlich wie bei einem Meiſter, und der Wagen fuhr den rechten Weg nach dem Walde. Es trug ſich zu, als er eben um eine Ecke bog und der Kleine „Har, har!" rief, daß zwei fremde Männer daherkamen. „Mein," ſprach der eine, „was iſt das? Da fährt ein Wagen, und ein Fuhrmann ruft dem Pferde zu und iſt doch nicht zu ſehen." „Das geht nicht mit rechten Dingen zu," ſagte der andere, „wir wollen dem Karren folgen und ſehen, wo er anhält." Der Wagen aber fuhr vollends in den Wald hinein und richtig zu dem Platze, wo das Holz gehauen ward. Als Daumesdick ſeinen Vater erblickte, rief er ihm zu: „Siehſt du, Vater, da bin ich mit dem Wagen, nun hol mich herunter." Der Vater faßte das Pferd mit der Linken und holte mit der Rechten ſein Söhnlein aus dem Ohr, das ſich ganz luſtig auf einen Strohhalm niederſetzte. Als die beiden fremden Männer den Daumesdick erblickten, wußten ſie nicht, was ſie vor Verwunderung ſagen ſollten. Da nahm der eine den anderen beiſeite und ſprach: „Hör, der kleine Kerl könnte unſer Glück machen, wenn wir ihn in einer großen Stadt für Geld ſehen ließen; wir wollen ihn kaufen." Sie gingen zu dem Bauer und ſprachen: „Verkauft uns den kleinen Mann, er ſolls gut bei uns haben." „Nein," antwortete der Vater, „es iſt mein Herzblatt und iſt mir für alles Gold in der Welt nicht feil." Daumesdick aber, als er von dem Handel gehört, war an den Rockfalten ſeines Vaters hinaufgekrochen, ſtellte ſich ihm auf die Schulter und wiſperte ihm ins Ohr: „Vater, gib mich nur hin, ich will ſchon wieder zurückkommen." Da gab ihn der Vater für ein ſchönes Stück Geld den beiden Männern hin. „Wo willſt du ſitzen?" ſprachen ſie zu ihm. „Ach, ſetzt mich nur auf den Rand von eurem Hut, da kann ich auf und ab ſpazieren und die Gegend betrachten und falle doch nicht herunter." Sie taten ihm den Willen, und als Daumesdick Abſchied von ſeinem Vater genommen hatte, machten ſie ſich mit ihm fort. So gingen ſie, bis es dämmerig ward, da ſprach der Kleine: „Hebt mich einmal herunter, es iſt nötig." „Bleib nur droben," ſprach der Mann, auf deſſen Kopf er ſaß, „ich will mir nichts draus machen, die Vögel laſſen mir auch manchmal was drauffallen." „Nein," ſprach Daumesdick, „ich weiß auch, was ſich ſchickt: hebt mich nur geſchwind herab." Der Mann nahm den Hut ab und ſetzte den Kleinen auf einen Acker am Weg, da ſprang und kroch er ein wenig zwiſchen den Schollen hin und her, dann ſchlüpfte er plötzlich in ein Mausloch, das er ſich ausgeſucht hatte. „Guten Abend, ihr Herren, geht nur ohne mich heim," rief er ihnen zu und lachte ſie aus. Sie liefen herbei und ſtachen mit Stöcken in das Mausloch, aber das war vergebliche Mühe; Daumesdick kroch immer weiter zurück, und da es bald ganz dunkel ward, ſo machten ſie mit Ärger und mit leerem Beutel wieder heimwandern. Als Daumesdick merkte, daß ſie fort waren, kroch er aus dem unterirdiſchen Gang wieder hervor. „Es iſt auf dem Acker in der Finſternis ſo gefährlich gehen," ſprach er, „wie leicht bricht einer Hals und Bein!"

Digitized by Google

Zum Glück stieß er an ein leeres Schneckenhaus. „Gottlob," sagte er, „da kann ich die Nacht sicher zubringen," und setzte sich hinein. Nicht lang, als er eben einschlafen wollte, so hörte er zwei Männer vorübergehen, davon sprach der eine: „Wie wirs nur anfangen, um dem reichen Pfarrer sein Geld und sein Silber zu holen?" „Das könnt ich dir sagen," rief Daumesdick dazwischen. „Was war das?" sprach der eine Dieb erschrocken. „Ich hörte jemand sprechen." Sie blieben stehen und horchten, da sprach Daumesdick wieder: „Nehmt mich mit, so will ich euch helfen." „Wo bist du denn?" „Sucht nur auf der Erde und merkt, wo die Stimme herkommt," antwortete er. Da fanden ihn endlich die Diebe und hoben ihn in die Höhe. „Du kleiner Wicht, was willst du uns helfen!" sprachen sie. „Seht," antwortete er, „ich krieche zwischen den Eisenstäben in die Kammer des Pfarrers und reiche euch heraus, was ihr haben wollt." „Wohlan," sagten sie, „wir wollen sehen, was du kannst." Als sie bei dem Pfarrhaus kamen, kroch Daumesdick in die Kammer, schrie aber gleich aus Leibeskräften: „Wollt ihr alles haben, was hier ist?" Die Diebe erschraken und sagten: „So sprich doch leise, damit niemand aufwacht." Aber Daumesdick tat, als hätte er sie nicht verstanden, und schrie von neuem: „Was wollt ihr? Wollt ihr alles haben, was hier ist?" Das hörte die Köchin, die in der Stube daran schlief, richtete sich im Bett auf und horchte. Die Diebe aber waren vor Schrecken ein Stück Wegs zurückgelaufen, endlich faßten sie wieder Mut und dachten: „Der kleine Kerl will uns necken." Sie kamen zurück und flüsterten ihm zu: „Nun mach Ernst und reich uns etwas heraus." Da schrie Daumesdick noch einmal, so laut er konnte: „Ich will euch ja alles geben, reicht nur die Hände herein." Das hörte die horchende Magd ganz deutlich, sprang aus dem Bett und stolperte zur Tür herein. Die Diebe liefen fort und rannten, als wäre der wilde Jäger hinter ihnen; die Magd aber, als sie nichts bemerken konnte, ging ein Licht anzünden. Wie sie damit herbeikam, machte sich Daumesdick, ohne daß er gesehen wurde, hinaus in die Scheune; die Magd aber, nachdem sie alle Winkel durchgesucht und nichts gefunden hatte, legte sich endlich wieder zu Bett und glaubte, sie hätte mit offenen Augen und Ohren doch nur geträumt. Daumesdick war in den Heuhälmchen herumgeklettert und hatte einen schönen Platz zum Schlafen gefunden; da wollte er sich ausruhen, bis es Tag wäre, und dann zu seinen Eltern wieder heimgehen. Aber er mußte andere Dinge erfahren! Ja, es gibt viel Trübsal und Not auf der Welt! Die Magd stieg, als der Tag graute, schon aus dem Bett, um das Vieh zu füttern. Ihr erster Gang war in die Scheune, wo sie einen Arm voll Heu packte und gerade dasjenige, worin der arme Daumesdick lag und schlief. Er schlief aber so fest, daß er nichts gewahr ward und nicht eher aufwachte, als bis er in dem Maul der Kuh war, die ihn mit dem Heu aufgerafft hatte. „Ach Gott," rief er, „wie bin ich in die Walkmühle geraten!", merkte aber bald, wo er war. Da hieß es aufpassen, daß er nicht zwischen die Zähne kam und zermalmt ward, und hernach mußte er doch mit in den Magen hinabrutschen. „In dem Stübchen sind die Fenster vergessen," sprach er, „und scheint keine

Digitized by Google

Sonne hinein; ein Licht wird auch nicht gebracht." Überhaupt gefiel ihm das Quartier schlecht, und was das Schlimmste war, es kam immer mehr neues Heu zur Tür hinein, und der Platz ward immer enger. Da rief er endlich in der Angst, so laut er konnte: „Bringt mir kein frisch Futter mehr, bringt mir kein frisch Futter mehr." Die Magd melkte gerade die Kuh, und als sie sprechen hörte, ohne jemand zu sehen, und es dieselbe Stimme war, die sie auch in der Nacht gehört hatte, erschrak sie so, daß sie von ihrem Stühlchen herabglitschte und die Milch verschüttete. Sie lief in der größten Hast zu ihrem Herrn und rief: „Ach Gott, Herr Pfarrer, die Kuh hat geredet." „Du bist verrückt," antwortete der Pfarrer, ging aber doch selbst in den Stall und wollte nachsehen, was es da gäbe. Kaum aber hatte er den Fuß hineingesetzt, so rief Daumesdick aufs neue: „Bringt mir kein frisch Futter mehr, bringt mir kein frisch Futter mehr." Da erschrak der Pfarrer selbst, meinte, es wäre ein böser Geist in die Kuh gefahren, und hieß sie töten. Sie ward geschlachtet, der Magen aber, worin Daumesdick steckte, auf den Mist geworfen. Daumesdick hatte große Mühe, sich hindurchzuarbeiten, und hatte große Qual damit, doch brachte ers so weit, daß er Platz bekam, aber als er eben sein Haupt herausstrecken wollte, kam ein neues Unglück. Ein hungriger Wolf lief heran und verschlang den ganzen Magen mit einem Schluck. Daumesdick verlor den Mut nicht. „Vielleicht," dachte er, „läßt der Wolf mit sich reden," und rief ihm aus dem Wanste zu: „Lieber Wolf, ich weiß dir einen herrlichen Fraß." „Wo ist der zu holen?" sprach der Wolf. „In dem und dem Haus, da mußt du durch die Gosse hineinkriechen und wirst Kuchen, Speck und Wurst finden, so viel du essen willst," und beschrieb ihm genau seines Vaters Haus. Der Wolf ließ sich das nicht zweimal sagen, drängte sich in der Nacht zur Gosse hinein und fraß in der Vorratskammer nach Herzenslust. Als er sich gesättigt hatte, wollte er wieder fort, aber er war so dick geworden, daß er denselben Weg nicht wieder hinaus konnte. Darauf hatte Daumesdick gerechnet und fing nun an, in dem Leib des Wolfs einen gewaltigen Lärm zu machen, tobte und schrie, was er konnte. „Willst du stille sein," sprach der Wolf, „du weckst die Leute auf." „Ei was," antwortete der Kleine, „du hast dich satt gefressen, ich will mich auch lustig machen," und fing von neuem an, aus allen Kräften zu schreien. Davon erwachten endlich sein Vater und seine Mutter, liefen an die Kammer und schauten durch die Spalte hinein. Wie sie sahen, daß ein Wolf darin hauste, liefen sie davon, und der Mann holte die Axt und die Frau die Sense. „Bleib dahinten," sprach der Mann, als sie in die Kammer traten, „wenn ich ihm einen Schlag gegeben habe, und er davon noch nicht tot ist, so mußt du auf ihn einhauen und ihm den Leib zerschneiden." Da hörte Daumesdick die Stimme seines Vaters und rief: „Lieber Vater, ich bin hier, ich stecke im Leibe des Wolfs." Sprach der Vater voll Freuden: „Gottlob, unser liebes Kind hat sich wiedergefunden," und hieß die Frau die Sense wegtun, damit Daumesdick nicht beschädigt würde. Danach holte er aus und schlug dem Wolf einen Schlag auf den Kopf, daß er tot niederstürzte, dann suchten sie Messer und

Digitized by Google

Schere, schnitten ihm den Leib auf und zogen den Kleinen wieder hervor. „Ach," sprach der Vater, „was haben wir für Sorge um dich ausgestanden!" „Ja, Vater, ich bin viel in der Welt herumgekommen; gottlob, daß ich wieder frische Luft schöpfe!" „Wo bist du denn all gewesen?" „Ach, Vater, ich war in einem Mauseloch, in einer Kuh Bauch und in eines Wolfes Wanst; nun bleib ich bei euch." „Und wir verkaufen dich um alle Reichtümer der Welt nicht wieder," sprachen die Eltern, herzten und küßten ihren lieben Daumesdick. Sie gaben ihm zu essen und trinken und ließen ihm neue Kleider machen, denn die seinigen waren ihm auf der Reise verdorben.

Der Jude im Dorn / Es war einmal ein reicher Mann, der hatte

einen Knecht, der diente ihm fleißig und redlich, war alle Morgen der erste aus dem Bett und abends der letzte hinein, und wenns eine saure Arbeit gab, wo keiner anpacken wollte, so stellte er sich immer zuerst daran. Dabei klagte er nicht, sondern war mit allem zufrieden und war immer lustig. Als sein Jahr herum war, gab ihm der Herr keinen Lohn und dachte: „Das ist das Gescheitste, so spare ich etwas, und er geht mir nicht weg, sondern bleibt hübsch im Dienst." Der Knecht schwieg auch still, tat das zweite Jahr wie das erste seine Arbeit, und als er am Ende desselben abermals keinen Lohn bekam, ließ er sichs gefallen und blieb noch länger. Als auch das dritte Jahr herum war, bedachte sich der Herr, griff in die Tasche, holte aber nichts heraus. Da fing der Knecht endlich an und sprach: „Herr, ich habe Euch drei Jahre redlich gedient, seid so gut und gebt mir, was mir von Rechts wegen zukommt; ich wollte fort und mich gern weiter in der Welt umsehen." Da antwortete der Geizhals: „Ja, mein lieber Knecht, du hast mir unverdrossen gedient, dafür sollst du mildiglich belohnet werden," griff abermals in die Tasche und zählte dem Knecht drei Heller einzeln auf. „Da hast du für jedes Jahr einen Heller, das ist ein großer und reichlicher Lohn, wie du ihn bei wenigen Herren empfangen hättest." Der gute Knecht, der vom Geld wenig verstand, strich sein Kapital ein und dachte: „Nun hast du vollauf in der Tasche, was willst du sorgen und dich mit schwerer Arbeit länger plagen." Da zog er fort, bergauf, bergab, sang und sprang nach Herzenslust. Nun trug es sich zu, als er an einem Buschwerk vorüberkam, daß ein kleines Männchen hervortrat und ihn anrief: „Wo hinaus, Bruder Lustig? Ich sehe, du trägst nicht schwer an deinen Sorgen." „Was soll ich traurig sein," antwortete der Knecht, „ich habe vollauf, der Lohn von drei Jahren klingelt in meiner Tasche." „Wieviel ist denn deines Schatzes?" fragte ihn das Männchen. „Wieviel? Drei bare Heller, richtig gezählt." „Höre," sagte der Zwerg, „ich bin ein armer, bedürftiger Mann, schenke mir deine drei Heller; ich kann nichts mehr arbeiten, du aber bist jung und kannst dir dein Brot leicht verdienen." Und weil der Knecht ein gutes Herz hatte und Mitleid mit dem Männchen fühlte, so reichte er ihm seine drei Heller und sprach: „In Gottes Namen, es wird mir doch nicht fehlen." Da sprach das Männchen: „Weil ich dein gutes Herz sehe, so gewähre ich dir drei Wünsche,

Digitized by Google

für jeden Heller einen, die ſollen dir in Erfüllung gehen." „Aha," ſprach der Knecht, „du biſt einer, der blau pfeifen kann. Wohlan, wenns doch ſein ſoll, ſo wünſche ich mir erſtlich ein Vogelrohr, das alles trifft, wonach ich ziele; zweitens eine Fiedel, wenn ich darauf ſtreiche, ſo muß alles tanzen, was den Klang hört; und drittens, wenn ich an jemand eine Bitte tue, ſo darf er ſie nicht abſchlagen." „Das ſollſt du alles haben," ſprach das Männchen, griff in den Buſch, und, denk einer, da lag ſchon Fiedel und Vogelrohr in Bereitſchaft, als wenn ſie beſtellt wären. Er gab ſie dem Knecht und ſprach: „Was du dir immer erbitten wirſt, kein Menſch auf der Welt ſoll dirs abſchlagen." „Herz, was begehrſt du nun?" ſprach der Knecht zu ſich ſelber und zog luſtig weiter. Bald darauf begegnete er einem Juden mit einem langen Ziegenbart, der ſtand und horchte auf den Geſang eines Vogels, der hoch oben in der Spitze eines Baumes ſaß. „Gottes Wunder!" rief er aus. „So ein kleines Tier hat ſo eine grauſam mächtige Stimme! Wenns doch mein wäre! Wer ihm doch Salz auf den Schwanz ſtreuen könnte!" „Wenns weiter nichts iſt," ſprach der Knecht, „der Vogel ſoll bald herunter ſein," legte an und traf aufs Haar, und der Vogel fiel herab in die Dornhecken. „Geh, Spitzbub," ſagte er zum Juden, „und hol dir den Vogel heraus." „Mein," ſprach der Jude, „laß der Herr den Bub weg, ſo kommt ein Hund gelaufen; ich will mir den Vogel aufleſen, weil Ihr ihn doch einmal getroffen habt," legte ſich auf die Erde und fing an, ſich in den Buſch hineinzuarbeiten. Wie er nun mitten in dem Dorn ſteckte, plagte der Mutwille den guten Knecht, daß er ſeine Fiedel abnahm und anfing zu geigen. Gleich fing auch der Jude an, die Beine zu heben und in die Höhe zu ſpringen; und je mehr der Knecht ſtrich, deſto beſſer ging der Tanz. Aber die Dörner zerriſſen ihm den ſchäbigen Rock, kämmten ihm den Ziegenbart und ſtachen und zwickten ihn am ganzen Leib. „Mein," rief der Jude, „was ſoll mir das Geigen! Laß der Herr das Geigen, ich begehre nicht zu tanzen." Aber der Knecht hörte nicht darauf und dachte: „Du haſt die Leute genug geſchunden, nun ſoll dirs die Dornhecke nicht beſſer machen," und fing von neuem an zu geigen, daß der Jude immer höher aufſpringen mußte, und die Fetzen von ſeinem Rock an den Stacheln hängenblieben. „Au weih geſchrien!" rief der Jude. „Geb ich doch dem Herrn, was Er verlangt, wenn Er nur das Geigen läßt, einen ganzen Beutel mit Gold." „Wenn du ſo freigebig biſt," ſprach der Knecht, „ſo will ich wohl mit meiner Muſik aufhören, aber das muß ich dir nachrühmen, du machſt deinen Tanz noch mit, daß es eine Art hat." Nahm darauf den Beutel und ging ſeiner Wege. Der Jude blieb ſtehen und ſah ihm nach und war ſtill, bis der Knecht weit weg und ihm ganz aus den Augen war, dann ſchrie er aus Leibeskräften: „Du miſerabler Muſikant, du Bierfiedler, wart, wenn ich dich allein erwiſche! Ich will dich ſagen, daß du die Schuhſohlen verlieren ſollſt; du Lump, ſteck einen Groſchen ins Maul, daß du ſechs Heller wert biſt," und ſchimpfte weiter, was er nur losbringen konnte. Und als er ſich damit etwas zugute getan und Luft gemacht hatte, lief er in die Stadt zum Richter. „Herr Richter, au weih geſchrien! Seht, wie mich auf offener Landſtraße ein

Digitized by Google

gottloser Mensch beraubt und übel zugerichtet hat; ein Stein auf dem Erdboden möcht sich erbarmen. Die Kleider zerfetzt! Der Leib zerstochen und zerkratzt! Mein bißchen Armut samt dem Beutel genommen! Lauter Dukaten, ein Stück schöner als das andere. Um Gottes willen, laßt den Menschen ins Gefängnis werfen." Sprach der Richter: „War's ein Soldat, der dich mit seinem Säbel so zugerichtet hat?" „Gott bewahr!" sagte der Jude, „einen nackten Degen hat er nicht gehabt, aber ein Rohr hat er gehabt auf dem Buckel hängen und eine Geige am Hals; der Böseswicht ist leicht zu erkennen." Der Richter schickte seine Leute nach ihm aus, die fanden den guten Knecht, der ganz langsam weitergezogen war, und fanden auch den Beutel mit Gold bei ihm. Als er vor Gericht gestellt wurde, sagte er: „Ich habe den Juden nicht angerührt, und ihm das Geld nicht genommen, er hat mirs aus freien Stücken angeboten, damit ich nur aufhörte zu geigen, weil er meine Musik nicht vertragen konnte." „Gott bewahr!" schrie der Jude, „der greift die Lügen wie Fliegen an der Wand." Aber der Richter glaubte es auch nicht und sprach: „Das ist eine schlechte Entschuldigung, das tut kein Jude," und verurteilte den guten Knecht, weil er auf offener Straße einen Raub begangen hätte, zum Galgen. Als er aber abgeführt ward, schrie ihm noch der Jude zu: „Du Bärenhäuter, du Hundemusikant, jetzt kriegst du deinen wohlverdienten Lohn." Der Knecht stieg ganz ruhig mit dem Henker die Leiter hinauf, auf der letzten Sprosse aber drehte er sich um und sprach zum Richter: „Gewährt mir noch eine Bitte, eh ich sterbe." „Ja," sprach der Richter, „wenn du nicht um dein Leben bittest." „Nicht ums Leben," antwortete der Knecht, „ich bitte, laßt mich zu guter Letzt noch einmal auf meiner Geige spielen." Der Jude erhob ein Zetergeschrei: „Um Gottes willen, erlaubts nicht, erlaubts nicht!" Allein der Richter sprach: „Warum soll ich ihm die kurze Freude nicht gönnen; es ist ihm zugestanden, und dabei soll es sein Bewenden haben." Auch konnte er es ihm nicht abschlagen wegen der Gabe, die dem Knecht verliehen war. Der Jude aber rief: „Au weih! Au weih! Bindet mich an, bindet mich fest!" Da nahm der gute Knecht seine Geige vom Hals, legte sie zurecht, und wie er den ersten Strich tat, fing alles an zu wabern und zu wanken, der Richter, die Schreiber und die Gerichtsdiener; und der Strick fiel dem aus der Hand, der den Juden festbinden wollte; beim zweiten Strich hoben alle die Beine, und der Henker ließ den guten Knecht los und machte sich zum Tanze fertig; bei dem dritten Strich sprang alles in die Höhe und fing an zu tanzen, und der Richter und der Jude waren vorn und sprangen am besten. Bald tanzte alles mit, was auf den Markt aus Neugierde herbeigekommen war, alte und junge, dicke und magere Leute untereinander; sogar die Hunde, die mitgelaufen waren, setzten sich auf die Hinterfüße und hüpften mit. Und je länger er spielte, desto höher sprangen die Tänzer, daß sie sich einander an die Köpfe stießen und anfingen, jämmerlich zu schreien. Endlich rief der Richter ganz außer Atem: „Ich schenke dir dein Leben, höre nur auf zu geigen." Der gute Knecht ließ sich bewegen, setzte die Geige ab, hing sie wieder um den Hals und stieg die Leiter herab. Da trat er zu dem Juden, der auf der Erde lag

Digitized by Google

Digitized by Google

und nach Atem ſchnappte, und ſagte: „Spitzbube, jetzt geſteh, wo du das Geld her haſt, oder ich nehme die Geige vom Hals und fange wieder an zu ſpielen.“ „Ich habs geſtohlen, ich habs geſtohlen,“ ſchrie er, „du aber haſts redlich verdient.“ Da ließ der Richter den Juden zum Galgen führen und als einen Dieb und Verleumder aufhängen.

Der Krauteſel/

Es war einmal ein junger Jäger, der ging in den Wald auf Anſtand. Er hatte ein friſches und fröhliches Herz, und als er daherging und auf dem Blatt pfiff, kam ein altes häßliches Mütterchen, das redete ihn an und ſprach: „Guten Tag, lieber Jäger, du biſt wohl luſtig und vergnügt, aber ich leide Hunger und Durſt, gib mir doch ein Almoſen.“ Da dauerte den Jäger das arme Mütterchen, daß er in ſeine Taſche griff und ihr nach ſeinem Vermögen etwas reichte. Nun wollte er weitergehen, aber die alte Frau hielt ihn an und ſprach: „Höre, lieber Jäger, was ich dir ſage: für dein gutes Herz will ich dir ein Geſchenk machen; geh nur immer deiner Wege, über ein Weilchen wirſt du an einen Baum kommen, darauf ſitzen neun Vögel, die haben einen Mantel in den Krallen und rauſen ſich darum. Da lege du deine Büchſe an und ſchieß mitten darunter; den Mantel werden ſie dir wohl fallen laſſen, aber auch eins von den Vöglein wird getroffen ſein und tot herabſtürzen. Den Mantel nimm mit dir, es iſt ein Wunſchmantel, wenn du ihn um die Schultern wirfſt, brauchſt du dich nur an einen Ort zu wünſchen, und im Augenblick biſt du dort. Aus dem toten Vogel nimm das Herz heraus und verſchluck es ganz, dann wirſt du allen und jeden Morgen früh beim Aufſtehen ein Goldſtück unter deinem Kopfkiſſen finden.“ ~ Der Jäger dankte der weiſen Frau und dachte bei ſich: „Schöne Dinge, die ſie mir verſprochen hat, wenns nur auch all ſo einträfe.“ Doch wie er etwa hundert Schritt gegangen war, hörte er über ſich in den Aſten ein Geſchrei und Gezwitſcher, daß er aufſchaute; da ſah er einen Haufen Vögel, die riſſen mit den Schnäbeln und Füßen ein Tuch herum, ſchrien, zerrten und balgten ſich, als wollte ein jeder allein haben. „Nun,“ ſprach der Jäger, „das iſt wunderlich, es kommt ja gerade ſo, wie das Mütterchen geſagt hat,“ nahm die Büchſe von der Schulter, legte an und tat ſeinen Schuß mittenhinein, daß die Federn herumflogen. Alsbald nahm das Getier mit großem Schreien die Flucht, aber einer fiel tot herab, und der Mantel ſank ebenfalls herunter. Da tat der Jäger, wie ihm die Alte geheißen hatte, ſchnitt den Vogel auf, ſuchte das Herz, ſchluckte es hinunter und nahm den Mantel mit nach Haus. Am anderen Morgen, als er aufwachte, fiel ihm die Verheißung ein, und er wollte ſehen, ob ſie auch eingetroffen wäre. Wie er aber ſein Kopfkiſſen in die Höhe hob, da ſchimmerte ihm das Goldſtück entgegen, und am anderen Morgen fand er wieder eins, und ſo weiter jedesmal, wenn er aufſtand. Er ſammelte ſich einen Haufen Gold, endlich aber dachte er: „Was hilft mir all mein Gold, wenn ich daheim bleibe? Ich will ausziehen und mich in der Welt umſehen.“ Da nahm er von ſeinen Eltern Abſchied, hing ſeinen Jägerranzen und ſeine Flinte um und zog in die Welt. Es trug ſich zu, daß er eines Tages durch einen dicken

Digitized by Google

Wald kam, und wie der zu Ende war, lag in der Ebene vor ihm ein ansehnliches Schloß. In einem Fenster desselben stand eine Alte mit einer wunderschönen Jungfrau und schaute herab. Die Alte aber war eine Hexe und sprach zu dem Mädchen: „Dort kommt einer aus dem Walde, der hat einen wunderbaren Schatz im Leibe, den müssen wir darum berücken, mein Herzenstöchterchen; uns steht das besser an als ihm. Er hat ein Vogelherz bei sich, deshalb liegt jeden Morgen ein Goldstück unter seinem Kopfkissen.“ Sie erzählte ihr, wie es damit beschaffen wäre und wie sie darum zu spielen hätte, und zuletzt drohte sie und sprach mit zornigen Augen: „Und wenn du mir nicht gehorchst, so bist du unglücklich.“ Als nun der Jäger näher kam, erblickte er das Mädchen und sprach zu sich: „Ich bin nun so lang herumgezogen, ich will einmal ausruhen und in das schöne Schloß einkehren, Geld hab ich ja vollauf.“ Eigentlich aber war die Ursache, daß er ein Auge auf das schöne Frauenbild geworfen hatte. Er trat in das Haus ein und ward freundlich empfangen und höflich bewirtet. Es dauerte nicht lange, da war er so in das Hexenmädchen verliebt, daß er an nichts anderes mehr dachte und nur nach ihren Augen sah, und was sie verlangte, das tat er gern. Da sprach die Alte: „Nun müssen wir das Vogelherz haben, er wird nichts spüren, wenn es ihm fehlt.“ Sie richteten einen Trank zu, und wie er gekocht war, tat sie ihn in einen Becher und gab ihn dem Mädchen, das mußte ihn dem Jäger reichen. Sprach es: „Nun, mein Liebster, trink mir zu.“ Da nahm er den Becher, und wie er den Trank geschluckt hatte, brach er das Herz des Vogels aus dem Leibe. Das Mädchen mußte es heimlich fortschaffen und dann selbst verschlucken, denn die Alte wollte es haben. Von nun an fand er kein Gold mehr unter seinem Kopfkissen, sondern es lag unter dem Kissen des Mädchens, wo es die Alte jeden Morgen holte; aber er war so verliebt und vernarrt, daß er an nichts anderes dachte, als sich mit dem Mädchen die Zeit zu vertreiben. Da sprach die alte Hexe: „Das Vogelherz haben wir, aber den Wunschmantel müssen wir ihm auch abnehmen.“ Antwortete das Mädchen: „Den wollen wir ihm lassen, er hat ja doch seinen Reichtum verloren.“ Da ward die Alte bös und sprach: „So ein Mantel ist ein wunderbares Ding, das selten auf der Welt gefunden wird, den soll und muß ich haben.“ Sie gab dem Mädchen Anschläge und sagte, wenn es ihr nicht gehorchte, solle es ihm schlimm ergehen. Da tat es nach dem Geheiß der Alten, stellte sich einmal ans Fenster und schaute in die weite Gegend, als wäre es ganz traurig. Fragte der Jäger: „Was stehst du so traurig da?“ „Ach, mein Schatz,“ gab es zur Antwort, „da gegenüber liegt der Granatenberg, wo die köstlichen Edelsteine wachsen. Ich trage so groß Verlangen danach, daß, wenn ich daran denke, ich ganz traurig bin; aber wer kann sie holen! Nur die Vögel, die fliegen, kommen hin, ein Mensch nimmermehr.“ „Hast du weiter nichts zu klagen,“ sagte der Jäger, „den Kummer will ich dir bald vom Herzen nehmen.“ Damit faßte er sie unter seinen Mantel und wünschte sich hinüber auf den Granatenberg, und im Augenblick saßen sie auch beide darauf. Da schimmerte das edle Gestein von allen Seiten, daß es eine Freude war anzusehen, und sie lasen die schönsten und kostbarsten Stücke zusammen.

Digitized by Google

Nun hatte es aber die Alte durch ihre Hexenkunst bewirkt, daß dem Jäger die Augen schwer wurden. Er sprach zu dem Mädchen: „Wir wollen ein wenig niedersitzen und ruhen, ich bin so müde, daß ich mich nicht mehr auf den Füßen erhalten kann.“ Da setzten sie sich, und er legte sein Haupt in ihren Schoß und schlief ein. Wie er entschlafen war, band es ihm den Mantel von den Schultern und hing ihn sich selbst um, las die Granaten und Steine auf und wünschte sich damit nach Haus. Als aber der Jäger seinen Schlaf ausgetan hatte und aufwachte, sah er, daß seine Liebste ihn betrogen und auf dem wilden Gebirge allein gelassen hatte. „Oh,“ sprach er, „wie ist die Untreue so groß auf der Welt!“ saß da in Sorge und Herzeleid und wußte nicht, was er anfangen sollte. Der Berg aber gehörte wilden und ungeheuren Riesen, die darauf wohnten und ihr Wesen trieben, und er saß nicht lange, so sah er ihrer drei daherschreiten. Da legte er sich nieder, als wäre er in tiefen Schlaf versunken. Nun kamen die Riesen herbei, und der erste stieß ihn mit dem Fuß an und sprach: „Was liegt da für ein Erdenwurm und beschaut sich inwendig?“ Der zweite sprach: „Tritt ihn tot!“ Der dritte aber sprach verächtlich: „Das wäre der Mühe wert! Laßt ihn nur leben, hier kann er nicht bleiben, und wenn er höher steigt bis auf die Bergspitze, so packen ihn die Wolken und tragen ihn fort.“ Unter diesem Gespräch gingen sie vorüber, der Jäger aber hatte auf ihre Worte gemerkt, und sobald sie fort waren, stand er auf und klimmte den Berggipfel hinauf. Als er ein Weilchen da gesessen hatte, schwebte eine Wolke heran, ergriff ihn, trug ihn fort und zog eine Zeitlang am Himmel her, dann senkte sie sich und ließ sich über einen großen, rings mit Mauern umgebenen Krautgarten nieder, also daß er zwischen Kohl und Gemüsen sanft auf den Boden kam. Da sah der Jäger sich um und sprach: „Wenn ich nur etwas zu essen hätte, ich bin so hungrig, und mit dem Weiterkommen wirds schwerfallen; aber hier seh ich keinen Apfel und keine Birne und keinerlei Obst, überall nichts als Krautwerk.“ Endlich dachte er: „Zur Not kann ich von dem Salat essen, der schmeckt nicht sonderlich, wird mich aber erfrischen.“ Also suchte er sich ein schönes Haupt aus und aß davon, aber kaum hatte er ein paar Bissen hinabgeschluckt, so war ihm so wunderlich zumute und er fühlte sich ganz verändert. Es wuchsen ihm vier Beine, ein dicker Kopf und zwei lange Ohren, und er sah mit Schrecken, daß er in einen Esel verwandelt war. Doch weil er dabei immer noch großen Hunger spürte und ihm der saftige Salat nach seiner jetzigen Natur gut schmeckte, so aß er mit großer Gier immerzu. Endlich gelangte er an eine andere Art Salat, aber kaum hatte er etwas davon verschluckt, so fühlte er aufs neue eine Veränderung und kehrte in seine menschliche Gestalt zurück. Nun legte sich der Jäger nieder und schlief seine Müdigkeit aus. Als er am anderen Morgen erwachte, brach er ein Haupt von dem bösen und eins von dem guten Salat ab und dachte: „Das soll mir zu dem meinigen wiederhelfen und die Treulosigkeit bestrafen.“ Dann steckte er die Häupter zu sich, kletterte über die Mauer und ging fort, das Schloß seiner Liebsten zu suchen. Als er ein paar Tage herumgestrichen war, fand er es glücklicherweise wieder. Da bräunte er sich schnell sein Gesicht, daß ihn seine eigene Mutter

Digitized by Google

nicht erkannt hätte, ging in das Schloß und bat um Herberge. „Ich bin so müde," sprach er, „und kann nicht weiter." Fragte die Hexe: „Landsmann, wer seid Ihr und was ist Euer Geschäft?" Er antwortete: „Ich bin ein Bote des Königs und war ausgeschickt, den köstlichsten Salat zu suchen, der unter der Sonne wächst. Ich bin auch so glücklich gewesen, ihn zu finden, und trage ihn bei mir, aber die Sonnenhitze brennt gar zu stark, daß mir das zarte Kraut zu welken droht, und ich nicht weiß, ob ich es weiterbringen werde." Als die Alte von dem köstlichen Salat hörte, ward sie lüstern und sprach: „Lieber Landsmann, laßt mich doch den wunderbaren Salat versuchen." „Warum nicht?" antwortete er, „ich habe zwei Häupter mitgebracht und will Euch eins geben," machte seinen Sack auf und reichte ihr das böse hin. Die Hexe dachte an nichts Arges, und der Mund wässerte ihr so sehr nach dem neuen Gericht, daß sie selbst in die Küche ging und es zubereitete. Als es fertig war, konnte sie nicht warten, bis es auf dem Tische stand, sondern sie nahm gleich ein paar Blätter und steckte sie in den Mund; kaum aber waren sie verschluckt, so war auch die menschliche Gestalt verloren, und sie lief als eine Eselin hinab in den Hof. Nun kam die Magd in die Küche, sah den fertigen Salat daselben und wollte ihn auftragen; unterwegs aber überfiel sie nach alter Gewohnheit die Lust, zu versuchen, und sie aß ein paar Blätter. Alsbald zeigte sich die Wunderkraft, und sie ward ebenfalls zu einer Eselin und lief hinaus zu der Alten, und die Schüssel mit Salat fiel auf die Erde. Der Bote saß in der Zeit bei dem schönen Mädchen, und als niemand mit dem Salat kam, und es doch auch lüstern danach war, sprach es: „Ich weiß nicht, wo der Salat bleibt." Da dachte der Jäger: „Das Kraut wird schon gewirkt haben," und sprach: „Ich will nach der Küche gehen und mich erkundigen." Wie er hinablam, sah er die zwei Eselinnen im Hof herumlaufen, der Salat aber lag auf der Erde. „Schon recht," sprach er, „die zwei haben ihr Teil weg," und hob die übrigen Blätter auf, legte sie auf die Schüssel und brachte sie dem Mädchen. „Ich bring Euch selbst das köstliche Essen, damit Ihr nicht länger zu warten braucht." Da aß sie davon und war alsbald wie die übrigen ihrer menschlichen Gestalt beraubt und lief als eine Eselin in den Hof. ~ Als sich der Jäger sein Angesicht gewaschen hatte, also daß ihn die Verwandelten erkennen konnten, ging er hinab in den Hof und sprach: „Jetzt sollt ihr den Lohn für eure Untreue empfangen." Er band sie alle drei an ein Seil und trieb sie fort, bis er zu einer Mühle kam. Er klopfte an das Fenster, der Müller steckte den Kopf heraus und fragte, was sein Begehren wäre. „Ich habe drei böse Tiere," antwortete er, „die ich nicht länger behalten mag. Wollt Ihr sie bei Euch nehmen, Futter und Lager geben und sie halten, wie ich Euch sage, so zahl ich dafür, was Ihr verlangt." Sprach der Müller: „Warum das nicht? Wie soll ich sie aber halten?" Da sagte der Jäger, der alten Eselin, und das war die Hexe, sollte er täglich dreimal Schläge und einmal zu fressen geben; der jüngeren, welche die Magd war, einmal Schläge und dreimal Futter; und der jüngsten, welche das Mädchen war, keinmal Schläge und dreimal zu fressen; denn er konnte es doch nicht über das Herz bringen, daß das Mädchen sollte ge-

Digitized by Google

schlagen worden. Darauf ging er zurück in das Schloß, und was er nötig hatte, das fand er alles darin. Nach ein paar Tagen kam der Müller und sprach, er müßte melden, daß die alte Eselin, die nur Schläge bekommen hätte und nur einmal zu fressen, gestorben wäre. „Die zwei andern", sagte er weiter, „sind zwar nicht gestorben und kriegen auch dreimal zu fressen, aber sie sind so traurig, daß es nicht lange mit ihnen dauern kann." Da erbarmte sich der Jäger und ließ den Zorn fahren und sprach zum Müller, er sollte sie wieder vertreiben. Und wie sie kamen, gab er ihnen von dem guten Salat zu fressen, daß sie wieder Menschen wurden. Da fiel das schöne Mädchen vor ihm auf die Knie und sprach: „Ach, mein Liebster, verzeiht mir, was ich Böses an Euch getan, meine Mutter hatte mich dazu gezwungen; es ist gegen meinen Willen geschehen, denn ich habe Euch von Herzen lieb. Euer Wunschmantel hängt in einem Schrank, und für das Vogelherz will ich einen Brechtrunk einnehmen." Da ward er anderes Sinnes und sprach: „Behalt es nur, es ist doch einerlei, denn ich will dich zu meiner treuen Ehegemahlin annehmen." Und da ward Hochzeit gehalten, und sie lebten vergnügt miteinander bis an ihren Tod.

Die dunkle Welt / Es

lebten einmal zwei Eheleutchen, die hatten so viele Kinder, daß ihnen schon alle Leute im Dorfe zu Gevatter gestanden hatten. Als ihnen nun wieder zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, geboren wurden, machte sich der Mann auf, um im nächsten Dorfe Gevatterslente zu suchen. Mitten auf der Straße fiel er aber vor Betrübnis und Müdigkeit nieder und schlief ein. Da kam ein Kaufmann mit seiner Frau in einer Kutsche gefahren, und wie er den Schlafenden sah, ließ er anhalten, um ihn zu wecken. Auf den Ruf erwachte der Mann nicht; da ging der Kutscher hin, rüttelte an ihm, so daß er nun die Augen aufschlug. Der Kaufmann fragte ihn sogleich, wer er wäre, und der Mann erzählte seinen Kummer: er habe so viele Kinder, daß ihm das ganze Dorf schon zu Gevatter gestanden, und da ihm jetzt wieder zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, geboren seien, so sei er im Begriff, auswärts Gevatterslente zu suchen. Der Kaufmann erbot sich sogleich, mit seiner Frau die Kinder aus der Taufe zu heben, doch unter der Bedingung, sie sollten ihm gehören, denn er selbst hätte keine Kinder. Der arme Mann war das wohl zufrieden, denn er hatte ja ohnehin Kinder genug, für die er sorgen mußte. Sie zogen nun ins Dorf, und man taufte die Kinder. Den Knaben Hans und das Mädchen Suse. Der Kaufmann nahm sie sogleich mit und fuhr in die Stadt; er erzog sie aber so, wie wenn es seine eigenen Kinder wären, und die Kleinen nannten den Kaufmann Vater, seine Frau Mutter. Als sie größer waren, nahm der Kaufmann den Hans in sein Geschäft, und seine Frau nahm Suse in ihre Hauswirtschaft. Beide führten sich so gut auf, daß der Kaufmann dem Jungen das ganze Geschäft und die Schlüssel der Handlung und seine Frau dem Mädchen die ganze Küche und alle Hausschlüssel überließ; der Knabe war dem Kaufmann und das Mädchen seiner Frau die rechte Hand, und so waren ihnen beide von Herzen lieb. Eines Tages trug es sich zu, daß

Digitized by Google

der Kaufmann und seine Frau nach dem Mittagessen ausfuhren, und die beiden Kinder blieben daheim. Da sie die Langeweile überfiel, nahmen sie ein Spiel Karten, um sich damit zu unterhalten. Hans war aber so unglücklich, daß er immer verlor, zuletzt setzte er auch die Schlüssel von der Handlung; das Mädchen gewann auch diese. Da riß er ihm im Zorn die Schlüssel aus der Hand und schlug es auf die Stirne, daß gleich ein Blutstropfen hervortrat. Plötzlich erschien eine schwarze Gestalt und rief: „Darauf habe ich schon lange gewartet!", faßte das Mädchen und verschwand mit ihm. ~ Man kann sich denken, wie sehr der Knabe erschrecken mußte. Er rang verzweiflungsvoll die Hände und schlug sich an die Brust: „Was habe ich getan!" Doch das war alles umsonst. Als der Kaufmann und seine Frau heimkehrten, fragte letztere gleich: „Wo ist Suse?" Zitternd gestand der Knabe alles. Die Frau war untröstlich und sprach zum Jungen: „Geh mir aus den Augen, daß ich dich nicht mehr sehe, da du mich um meine gute Tochter gebracht hast!" Der Kaufmann hätte dem Knaben gerne verziehen; allein er wollte seiner Frau nicht zuwider sein, und so gab er ihm Geld auf die Reise. Der Knabe zog traurig fort, und damit er sich nicht an sein Unglück erinnere, gab er das Handeln auf. Er kam in ein fremdes Land und wurde an dem königlichen Hofe Gärtner. Er führte sich aber hier so gut auf und sorgte so überaus für die Blumen der Königin, daß er bald ihr Lieblingsgärtner wurde. Nach der Arbeit pflegte er jeden Tag einmal an das Meeresufer zu gehen. Eines Tages, als er wieder am Ufer stand und auf das weite Meer hinschaute, hörte er eine Stimme: „Hans! Hans!" rufen, und dreimal tönte sie wieder. „Hier bin ich!" antwortete er. Da hob sich eine wunderschöne Jungfrau aus dem Meere und sprach: „Bist du ein Zwillingskind?" „Ja!" „Heißest du Hans?" „Ja!" „Ich bin eine Königstochter und heiße Suse (aber es war nicht seine Schwester, wie du leicht glauben könntest) und bin hierher verwünscht auf so lange, bis ein Zwillingskind, das Hans heißt, mich erretten will!" „Das will ich gerne!" sprach Hans schnell. „So trauere denn neunundneunzig Tage in einem fort um mich; komme indes jeden Tag hierher, und wenn du dich gut gehalten, wirst du unter dem Stein immer ein Goldstück finden!" Damit verschwand sie, und Hans kehrte heim; er trauerte aber getreu seinem Versprechen schon achtundneunzig Tage, und wann er an das Meer kam, fand er immer unter dem Stein ein Goldstück. Am neunundneunzigsten Tage geschah es aber, daß die Königin ein Fest gab, und dahin wurde neben andern Lieblingsdienern auch der Gärtner eingeladen. Er wäre gerne daheim geblieben, allein er dachte, das würde seine gute Königin kränken; er ging, nahm sich aber vor, keinen Anteil an der Freude zu nehmen. Während des Essens ging das auch gut; als aber nach der Tafel die Musik begann und alles tanzte, kam die Königin zu ihm und fragte, warum er nicht tanze? Alle Entschuldigungen halfen nichts; die Königin forderte ihn auf, mit ihr zu tanzen. Wie er noch immer nicht recht wollte, drangen seine Freunde heftig in ihn, er dürfe das der Königin nicht tun, er müsse tanzen; endlich machte er einen Reihen durch. Alsbald aber lief er mit klopfendem Herzen

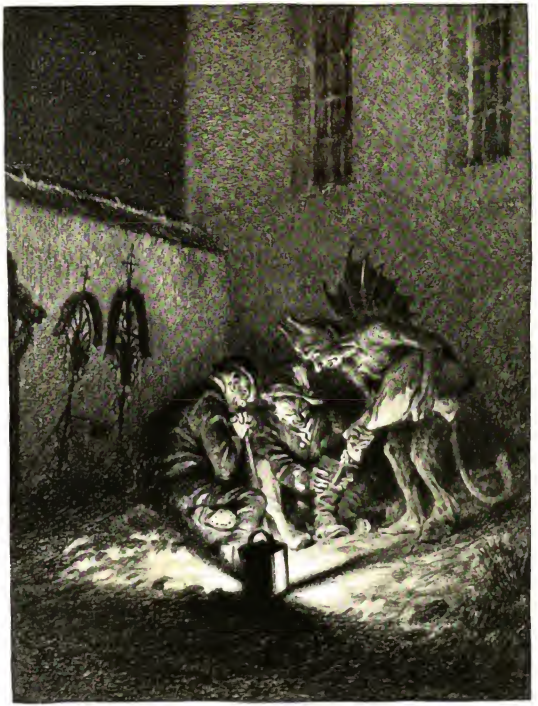
Digitized by Google

hinaus und eilte an das Meeresufer. Da war zum erstenmal kein Goldstück unter dem Stein. Das Meer aber war trübe und in Aufregung, die Jungfrau stieg empor und rief in schmerzlicher Klage: „Wehe, du hast mich nicht erlöst, von jetzt an bin ich auf den gläsernen Berg verwünscht, und von da wird mich wohl niemand erretten!“ Damit verschwand sie. Der Junge ging weinend nach Hause und schloß kein Auge die ganze Nacht; am frühen Morgen ging er zur Königin und nahm Abschied, er müsse fort und die Jungfrau auf dem Glasberge erlösen, was es ihn immer koste. Auf dem Wege nahm er noch einen Diener zu sich, daß er nicht allein sei. Als sie lange, lange gewandert waren, kamen sie endlich am Ziele an. Unten am Glasberge aber war eine Mühle, und die Müllerin war eine Hexe; sie kehrten in die Mühle ein und fragten, wo man denn auf den Glasberg hinaufsteige? „Da und da ist eine Treppe,“ sprach die Hexe. „Was wollt ihr denn oben machen?“ Der Knabe wollte das nicht sagen, doch die Hexe merkte sichs gleich und ging zu dem Diener und sprach: „Wenn ihr morgen die Treppe hinansteigt und an der dritten Stufe seid, so stecke diese Nadel deinem Herrn in den Mantel, denn sonst könnt ihr nicht hinaufgelangen. Als sie am andern Morgen hinangestiegen, tat der Diener, wie ihm die Hexe geheißen hatte. Sogleich sprach der Junge: „Ich bin so schläfrig, ich will mich hierher ein wenig niederlegen!“ Da schlief er ein und schlief fest. Nur einmal kam die Jungfrau vom Glasberge hernieder und sah den Schlafenden und jammerte: „Wehe, wehe! Auch von hier wirst du mich nicht erlösen; ich komme aber noch zweimal, und wenn du auch dann schläfst, so bin ich verloren!“ Als der Junge erwachte, war es Abend, und sie kehrten wieder in die Mühle. Die Hexe aber belohnte den Diener und sagte, er solle den andern Tag die Nadel nur ja wieder einstecken und seinem Herrn nichts sagen, was die Jungfrau gesprochen. Und so tat der Diener auch, als sie am Morgen wieder die Treppe hinanstiegen. Sein Herr mußte sich wieder niederlegen und schlief. Die Jungfrau stieg abermals die Stufen herab, und als sie den schlafenden Jüngling sah, klagte sie: „Wehe, wehe! Du wirst mich nicht erlösen; noch einmal komme ich und dann nicht mehr!“ Es war wieder Abend, als der Junge erwachte; sie mußten in die Mühle zurück, und die Hexe belohnte den Diener abermals und trug ihm aufs neue auf, den nächsten Tag nur ja die Nadel wieder einzustecken; und so geschah es. Der Knabe schlief auch zum drittenmal, als die Jungfrau erschien. „Wehe!“ rief sie, „jetzt bin ich weit hin verwünscht in die dunkle Welt, und von da kann mich wohl kein Sterblicher erretten. Sage das deinem Herrn,“ sprach sie zum Diener, „und noch dies, er solle dem ersten Baum, den er nach dem Erwachen sehe, die Krone abschlagen.“ Als der Knabe erwachte, rief er: „Oh, wie habe ich so schön geträumt, hast du nichts gesehen?“ Der Diener dachte, nun könne er wohl alles sagen, und erzählte, wie die Jungfrau jeden Tag, wenn er geschlafen, erschienen sei und geklagt habe, daß er sie nicht erlösen werde, und daß sie jetzt in die dunkle Welt verwünscht sei; sie habe ihm auch sagen lassen, er solle dem ersten Baum, den er gleich nach dem Erwachen sehe, die Krone abschlagen. Da weinte und klagte der

Digitized by Google

Junge bitter und sprach zu seinem Diener: „Warum hast du mich nicht geweckt?“ Als er aber um sich sah nach dem Baum, war da keiner; nun erkannte er, daß mit dem Baum der untreue Diener gemeint sei, zog sein Schwert und hieb ihm das Haupt ab. Traurig wanderte er darauf fort und kam in ein anderes Königreich; hier trat er abermals in eine Handlung ein und erwarb sich in kurzer Zeit die Liebe seines Herrn. An einem Abend trat der Kaufmann zu ihm und sprach: „Zeige nun, was du kannst! Morgen ist der Geburtstag der Königin; sie geht einkaufen. Jedes Jahr tut sies nur einmal, allein der Kaufmann, bei dem sie einspricht, wird dann reich und glücklich; schmücke das Gewölbe auf das schönste!“ Der Junge arbeitete mit allem Eifer; am Morgen wurde von dem königlichen Palast bis auf den Markt die Straße mit grünem Gewand belegt, und auch jeder Kaufmann legte von der Straße bis zu seinem Laden grünes Gewand. Da kam die Königin, begleitet von vielen Jungfrauen, auf der Straße her und sah überall hin und ging endlich in das Gewölbe, das ihr am schönsten schien, hinein. Als sie den Jungen in der Handlung erblickte, blieb sie stehen, sah und sah, und sie wußte nicht recht, wie ihr war. Auch dem Knaben kam es vor, als habe er die Königin noch gesehen. Endlich kam sie stracks auf ihn zu, fiel ihm um den Hals und rief: „Hans, mein Bruder!“ Nun wurde er sogleich mit an den königlichen Hof geführt, und der König hatte große Freude und sprach zu dem Knaben, der ganz betrübt aussah: „Sei guten Mutes, siehe, wenn du deine Schwester nicht geschlagen, hätte ich das gute Weib nicht, und anders durfte ich nicht zu ihrem Besitz gelangen.“ Da offenbarte ihm der Knabe, wie ihn etwas anderes sehr betrübe; er habe eine schöne Jungfrau zweimal erlösen können und habe sie nicht erlöst; jetzt sei sie in die dunkle Welt verwünscht, und er möchte nun gerne auch dahin ziehen, wenn er nur den Weg wüßte. „Da will ich dir gleich helfen!“ tröstete der König und nahm eine große Geißel und schlug dreimal in die Luft; sogleich erschienen eine Menge schwarzer Geister und riefen: „Was steht zu Befehl?“ Als aber der König sie übersehen und gezählt hatte, sprach er: „Es fehlt einer!“ „Ja,“ riefen sie, „der ist flügellahm; er war die vergangene Nacht in der dunklen Welt!“ Unterdessen war der auch herbeigekommen. „Also du warst in der dunklen Welt?“ „Ja, mein König!“ „So wirst du auch den Weg wohl wissen; nimm hier meinen Schwager und führe ihn dahin!“ Da faßte ihn der Geist und flog mit ihm durch die Luft; es wurde immer dunkler, dunkler, endlich war es stockdunkel wie die Mitternacht; da kamen sie an ein düsteres Schloß. Auf dem Wege hatte der Junge dem Geiste seinen Kummer erzählt, und der hatte ihm gesagt, was er tun solle. Vor der ersten Tür des Schlosses würden zwei Heubäume über ihm zusammenbrechen, allein er dürfe nicht erschrecken, es geschehe ihm nichts; vor der zweiten Tür stünden zu beiden Seiten zwei Löwen, die würden ihn zu verschlingen drohen, allein er solle sich nur nicht fürchten, sie täten ihm nichts! Wenn er zur dritten Tür hineinkäme, solle er unter das erste Bett rechts hineinkriechen und was man ihm auftrage, genau tun, sich aber durchaus nicht erschrecken! Der Geist blieb vor dem Schlosse stehen, der

Digitized by Google



Digitized by Google

Knabe ging hinein; die Heubäume krachten an der ersten Tür über ihm zusammen, doch er fürchtete sich nicht; die Löwen sperrten ihre Rachen auf, doch er ging mutig zwischen ihnen hindurch; da kam er ins dritte Zimmer und legte sich unter das bezeichnete Bett. Nur einmal fingen die Verwünschten, die ringsherum lagen, an, ihr Schicksal zu erzählen und zu jammern, wie sie nun schon so viele Jahre da lägen, und niemand käme, sie zu erlösen. Endlich erzählte auch die Jungfrau, unter deren Bett der Junge lag, und das war gerade Suse: ein guter Junge habe sie zweimal schon zu erlösen gesucht, wenn der nur den Weg hierher fände, der würde sie wohl erretten! Freilich müßte er etwas Schweres vollbringen: Punkt zwölf müßte er sie umarmen, dann würde sie sich sogleich in eine Schlange verwandeln, ihn fest umklammern und beißen, wenn er aber bis ein Uhr aushielte, so seien sie erlöst. Als es nun zwölf Uhr schlug, sprang der Junge unter dem Bett hervor und umarmte die Jungfrau; sogleich ward sie eine Schlange und biß ihn, daß das Blut rann; er aber hielt ruhig aus; endlich schlug es eins, und es rollte ein lauter Donnerschlag. Da wurde es plötzlich licht wie am Tage, und alle Verwünschten standen auf und waren erlöst und fielen ihrem Retter zu Füßen und dankten ihm. Er aber führte die Jungfrau an der Hand hinaus; da nahm sie der Geist und brachte sie zum König; der war sehr froh, und als der Junge mit der erlösten Jungfrau Hochzeit gehalten, zog er dahin, wo die dunkle Welt gestanden und wo jetzt ein großes blühendes Reich war, das dem Vater seiner Suse gehört hatte und dann verwünscht worden war, und er herrschte noch lange als König über Land und Leute.

Der Grabhügel / Ein reicher Bauer stand eines Tages in seinem Hof und schaute nach seinen Feldern und Gärten: das Korn wuchs kräftig heran, und die Obstbäume hingen voll Früchte. Das Getreide des vorigen Jahres lag noch in so mächtigen Haufen auf dem Boden, daß es die Balken kaum tragen konnten. Dann ging er in den Stall, da standen die gemästeten Ochsen, die fetten Kühe und die spiegelglatten Pferde. Endlich ging er in seine Stube zurück und warf seine Blicke auf die eisernen Kasten, in welchen sein Geld lag. Als er so stand und seinen Reichtum übersah, klopfte es auf einmal heftig bei ihm an. Es klopfte aber nicht an die Tür seiner Stube, sondern an die Tür seines Herzens. Sie tat sich auf, und er hörte eine Stimme, die zu ihm sprach: „Hast du den Deinigen damit wohlgetan? Hast du die Not der Armen angesehen? Hast du mit den Hungrigen dein Brot geteilt? War dir genug, was du besaßest, oder hast du noch immer mehr verlangt?“ Das Herz zögerte nicht mit der Antwort: „Ich bin hart und unerbittlich gewesen und habe den Meinigen niemals etwas Gutes erzeigt. Ist ein Armer gekommen, so habe ich mein Auge weggewendet. Ich habe mich um Gott nicht bekümmert, sondern nur an die Mehrung meines Reichtums gedacht. Wäre alles mein eigen gewesen, was der Himmel bedeckte, dennoch hätte ich nicht genug gehabt.“ Als er diese Antwort vernahm, erschrak er heftig; die Knie fingen ihm an zu zittern, und er

Digitized by Google

mußte sich niedersetzen. Da klopfte es abermals an, aber es klopfte an die Tür seiner Stube. Es war sein Nachbar, ein armer Mann, der ein Häufchen Kinder hatte, die er nicht mehr sättigen konnte. „Ich weiß," dachte der Arme, „mein Nachbar ist reich, aber er ist ebenso hart: ich glaube nicht, daß er mir hilft, aber meine Kinder schreien nach Brot, da will ich es wagen." Er sprach zu dem Reichen: „Ihr gebt nicht leicht etwas von dem Eurigen weg, aber ich stehe da wie einer, dem das Wasser bis an den Kopf geht: meine Kinder hungern, leiht mir vier Malter Korn." Der Reiche sah ihn lange an, da begann der erste Sonnenstrahl der Milde einen Tropfen von dem Eis der Habsucht abzuschmelzen. „Vier Malter will ich dir nicht leihen," antwortete er, „sondern achte will ich dir schenken, aber eine Bedingung mußt du erfüllen." „Was soll ich tun?" sprach der Arme. „Wenn ich tot bin, sollst du drei Nächte an meinem Grabe wachen." Dem Bauer ward bei dem Antrag unheimlich zumute, doch in der Not, in der er sich befand, hätte er alles bewilligt: er sagte also zu und trug das Korn heim. Es war, als hätte der Reiche vorausgesehen, was geschehen würde, nach drei Tagen fiel er plötzlich tot zur Erde; man wußte nicht recht, wie es zugegangen war, aber niemand trauerte um ihn. Als er bestattet war, fiel dem Armen sein Versprechen ein: gerne wäre er davon entbunden gewesen, aber er dachte: „Er hat sich gegen dich doch mildtätig erwiesen, du hast mit seinem Korn deine hungrigen Kinder gesättigt, und wäre das auch nicht, du hast einmal das Versprechen gegeben und mußt es halten." Bei einbrechender Nacht ging er auf den Kirchhof und setzte sich auf den Grabhügel. Es war alles still, nur der Mond schien über die Grabhügel, und manchmal flog eine Eule vorbei und ließ ihre kläglichen Töne hören. Als die Sonne aufging, begab sich der Arme ungefährdet heim, und ebenso ging die zweite Nacht ruhig vorüber. Den Abend des dritten Tages empfand er eine besondere Angst, es war ihm, als stände noch etwas bevor. Als er hinauskam, erblickte er an der Mauer des Kirchhofs einen Mann, den er noch nie gesehen hatte. Er war nicht mehr jung, hatte Narben im Gesicht, und seine Augen blickten scharf und feurig umher. Er war ganz von einem alten Mantel bedeckt, und nur große Reiterstiefeln waren sichtbar. „Was sucht Ihr hier?" redete ihn der Bauer an, „gruselt Euch nicht auf dem einsamen Kirchhof?" „Ich suche nichts," antwortete er, „aber ich fürchte auch nichts. Ich bin wie der Junge, der ausging, das Gruseln zu lernen und sich vergeblich bemühte, der aber bekam die Königstochter zur Frau und mit ihr große Reichtümer, und ich bin immer arm geblieben. Ich bin nichts als ein abgedankter Soldat und will hier die Nacht zubringen, weil ich sonst kein Obdach habe." „Wenn Ihr keine Furcht habt," sprach der Bauer, „so bleibt bei mir und helft mir dort den Grabhügel bewachen." „Wacht halten ist Sache des Soldaten," antwortete er, „was uns hier begegnet, Gutes oder Böses, das wollen wir gemeinschaftlich tragen." Der Bauer schlug ein, und sie setzten sich zusammen auf das Grab. Alles blieb still bis Mitternacht, da ertönte auf einmal ein schneidendes Pfeifen in der Luft, und die beiden Wächter erblickten den Bösen, der leibhaftig vor ihnen stand. „Fort, ihr Halunken,"

Digitized by Google

rief er ihnen zu, „der in dem Grab liegt, iſt mein: ich will ihn holen, und wo ihr nicht weggeht, dreh ich euch die Hälſe um.“ „Herr mit der roten Feder,“ ſprach der Soldat, „Ihr ſeid mein Hauptmann nicht, ich brauch Euch nicht zu gehorchen, und das Fürchten hab ich noch nicht gelernt. Geht Eurer Wege, wir bleiben hier ſitzen.“ Der Teufel dachte: „Mit Gold fängſt du die zwei Hadertumpen am beſten,“ zog gelindere Saiten auf und fragte ganz zutraulich, ob ſie nicht einen Beutel mit Gold annehmen und damit heimgehen wollten. „Das läßt ſich hören,“ antwortete der Soldat, „aber mit einem Beutel voll Gold iſt uns nicht gedient; wenn Ihr ſo viel Gold geben wollt, als da in einen von meinen Stiefeln geht, ſo wollen wir Euch das Feld räumen und abziehen.“ „So viel habe ich nicht bei mir,“ ſagte der Teufel, „aber ich will es holen: in der benachbarten Stadt wohnt ein Wechſler, der mein guter Freund iſt, der ſtreckt mir gerne ſo viel vor.“ Als der Teufel verſchwunden war, zog der Soldat ſeinen linken Stiefel aus und ſprach: „Dem Kohlenbrenner wollen wir ſchon eine Naſe drehen: gebt mir nur Euer Meſſer, Gevatter.“ Er ſchnitt von dem Stiefel die Sohle ab und ſtellte ihn neben den Hügel in das hohe Gras an den Rand einer halb überwachſenen Grube. „So iſt alles gut,“ ſprach er, „nun kann der Schornſteinfeger kommen.“ Beide ſetzten ſich und warteten. Es dauerte nicht lange, ſo kam der Teufel und hatte ein Säckchen Gold in der Hand. „Schüttet es nur hinein,“ ſprach der Soldat und hob den Stiefel ein wenig in die Höhe, „das wird aber nicht genug ſein.“ Der Schwarze leerte das Säckchen, das Gold fiel durch, und der Stiefel blieb leer. „Dummer Teufel,“ rief der Soldat, „es ſchickt nicht: habe ich es nicht gleich geſagt? Kehrt nur wieder um und holt mehr.“ Der Teufel ſchüttelte den Kopf, ging und kam nach einer Stunde mit einem viel größeren Sack unter dem Arm. „Nur eingefüllt,“ rief der Soldat, „aber ich zweifle, daß der Stiefel voll wird.“ Das Gold klingelte, als es hinabfiel, und der Stiefel blieb leer. Der Teufel blickte mit ſeinen glühenden Augen ſelbſt hinein und überzeugte ſich von der Wahrheit. „Ihr habt unverſchämt ſtarke Waden,“ rief er und verzog den Mund. „Meint Ihr,“ erwiderte der Soldat, „ich hätte einen Pferdefuß wie Ihr? Seit wann ſeid Ihr ſo knauſerig?“ Macht, daß Ihr mehr Gold herbeiſchafft, ſonſt wird aus unſerm Handel nichts.“ Der Unhold trollte ſich abermals fort. Diesmal blieb er länger aus, und als er endlich erſchien, keuchte er unter der Laſt eines Sackes, der auf ſeiner Schulter lag. Er ſchüttete ihn in den Stiefel, der ſich aber ſo wenig füllte als vorher. Er ward wütend und wollte dem Soldaten den Stiefel aus der Hand reißen, aber in dem Augenblick drang der erſte Strahl der aufgehenden Sonne am Himmel herauf, und der böſe Geiſt entfloh mit lautem Geſchrei. Die arme Seele war gerettet. Der Bauer wollte das Geld teilen, aber der Soldat ſprach: „Gib den Armen, was mir zufällt; ich ziehe zu dir in deine Hütte, und wir wollen mit dem übrigen in Ruhe und Frieden zuſammen leben, ſolange es Gott gefällt.“

Digitized by Google

Spielhansl / Es

war einmal ein Mann, der mochte nichts als spielen, darum nannten ihn die Leute den Spielhansl, und weil er gar nicht aufhörte zu spielen, hatte er schließlich Haus und Hof verspielt. Am Abend, bevor ihn die Schuldner aus seinem Hause treiben wollten, kommt unser Herrgott mit dem heiligen Petrus zu ihm und bitten, er solle sie über Nacht bei sich behalten. Dem Spielhansl war es recht: „Meinetwegen könnt ihr dableiben, ich kann euch aber kein Bett geben und habe nichts für euch zu essen.“ „Das tut nichts,“ sprach unser Herrgott, „wir kaufen uns selber was.“ Da gab der heilige Petrus dem Spielhansl drei Groschen und schickte ihn zum Bäcker nach Brot. Der Weg zum Bäcker geht beim Wirtshaus vorbei, da saßen seine Spielgesellen drin und riefen: „Hansl, komm doch herein!“ „Wollt ihr mir meine drei Groschen auch noch abgewinnen,“ sagte der Spielhansl. Sie redeten ihm aber so lange zu, bis er hineinging und die drei Groschen auch noch verspielte. Unser Herrgott und der heilige Petrus haben gewartet und gewartet, und wie es ihnen zu lange dauerte, sind sie ihm entgegengegangen. Der Spielhansl sah sie kommen, bückte sich und fing an, in einer Pfütze am Wege herumzukrabbeln und tat, als wären die drei Groschen ihm hineingefallen. Unser Herrgott hat aber wohl gewußt, daß er sie verspielt hatte. Der heilige Petrus gab ihm noch einmal drei Groschen. Jetzt hat er sich nicht verführen lassen und hat das Brot heimgebracht. Da fragte unser Herrgott: „Hast du denn keinen Wein?“ „Ach, Herr,“ antwortete der Spielhansl, „die Fässer sind längst leer.“ „Geh nur hinunter in den Keller,“ sprach der Herrgott, „es ist noch der beste Wein darin.“ Der Spielhansl wollte und wollte das nicht glauben, aber zuletzt ging er doch hinunter. Dabei schüttelte er den Kopf und dachte: „Ich weiß gewiß, es ist doch nichts darin.“ Wie er aber das Faß anzapft, rinnt der beste Wein heraus. Am andern Morgen in der Früh gewährt unser Herrgott dem Spielhansl drei Gnaden und meint, er wird sich die ewige Seligkeit ausbitten, aber der Spielhansl will nichts als Karten, die immer gewinnen, Würfel, mit denen er alles gewinnt, und einen Baum mit Obst darauf, und wer daraufsteigt, der soll nimmer los können, bis der Spielhansl es befiehlt. Unser Herrgott gewährt ihm alles und geht mit Petrus fort. Nun nahm das Spielen erst recht seinen Anfang, und der Hansl gewann die halbe Welt zusammen. Oft sprach Petrus zum Herrgott: „Herr, das tut nicht gut, er gewinnt am Ende die ganze Welt, wir müssen ihm den Tod schicken.“ Der Tod trifft den Spielhansl gerade am Spieltisch. Er faßt ihn auf die Schulter: „Hansl, komm ein wenig raus.“ Der Spielhansl wehrt ihn ab: „So wart doch, bis das Spiel aus ist, steig nur inzwischen auf den Baum und brich uns was von dem Obst für den weiten Weg.“ Der Tod steigt auf den Baum, aber wie er wieder herunter will, kann er nicht, und der Spielhansl hat ihn sieben Jahre da oben gelassen. Inzwischen starb kein Mensch auf Erden. Da sprach der heilige Petrus zum Herrgott: „Herr, das geht nicht gut, es stirbt ja kein Mensch auf Erden, wir müssen selber hin.“ Da befahl der

Digitized by Google

Digitized by Google

Herrgott selber dem Spielhansl, den Tod freizulassen. „Geh herunter," sagte der Spielhansl. Da nahm ihn der Tod beim Kragen und erwürgte ihn. Als sie in die andere Welt kommen, geht der Spielhansl aufs Himmelstor los und klopft an. „Wer ist draußen?" „Der Spielhansl." „Den brauchen wir nicht, geh nur wieder fort." Da geht der Spielhansl zum Fegfeuertor und klopft wieder. „Wer ist draußen?" „Der Spielhansl." „Ach, es ist so schon Jammer und Not genug hier drinnen, wir wollen nicht spielen, geh nur wieder fort." Da ist er zum Höllentor gegangen. Da ist er eingelassen. Es waren aber nur die krummen Teufel mit dem alten Luzifer zu Hause, die geraden haben auf der Welt zu tun gehabt. Gleich setzten sie sich nieder und fingen an zu spielen, und der Spielhansl gewann dem Luzifer all seine krummen Teufel ab. Mit diesen krummen Teufeln will er den Himmel stürzen. Petrus merkt, wie es kracht, und eilt zum Herrgott: „Herr, das geht nicht gut, wir müssen ihn hereinlassen, sonst wirft er uns den Himmel hinab." So kam der Spielhansl in den Himmel. Da fing er gleich wieder an zu spielen, und dabei erhob sich ein Lärm und Getöse unter den lieben Seelen, daß man kein Wort verstand. Da sagte der heilige Petrus wieder: „Herr, das geht nimmer gut, wir müssen ihn herunterwerfen, er macht uns den ganzen Himmel rebellisch." So haben sie ihn wieder heruntergeworfen, und im Fallen zerteilte sich seine Seele und ist in alle Spielklumpen gefahren, die noch heut auf Erden sind.

Die Teufelstochter / Es war einmal ein König, der hatte in einem großen Kriege alle Schlachten nacheinander verloren; seine Heere waren alle vernichtet, und jetzt war er in der Verzweiflung daran, sich ein Leid anzutun. Da, in dem Augenblick erschien vor ihm ein Mann, der sprach zum König: „Ich weiß, was dir fehlt; fasse Mut, ich will dir helfen, wenn du mir eine neue Seele aus deinem Hause versprichst. Nach dreimal sieben Jahren will ich dann kommen und mir das Versprochene abholen." Der König wußte nicht, wie ihm geschah; er dachte, der fremde Mann meine ein neues Seil, weil der Teufel, denn das war er und noch dazu ihr Oberster, in seiner Habater zu schnell gesprochen hatte; und einen so geringfügigen Preis versprach er ohne weiteres; „du hast ja", dachte er, „solche Sachen in deiner Gerätekammer die Menge!" Der König aber hatte lange keine Kinder gehabt, und in der Zeit, daß er im Kriege war, ward ihm ein Sohn geboren, davon wußte er nichts; der Teufel aber wußte es. Sowie der König das Versprechen gegeben hatte, entfernte sich der Fremde ein wenig aus seinen Augen, nahm eine eiserne Geißel mit vier Schwänzen und knallte damit nach den vier Winden. Siehe, da strömte auf einmal von allen Seiten zahlreiches Kriegsvolk herbei. An dessen Spitze gewann der König bald eine Schlacht nach der anderen, so daß in kurzem sein Feind um Frieden bitten mußte. Darauf zog er heim in sein Reich, und seine Freude über den Sieg war noch größer, als er hörte, daß ihm ein Sohn und Nachfolger geboren sei. Jetzt hielt er sich für den glücklichsten Menschen in der Welt, denn er war erstens ein starker

Digitized by Google

und gefürchteter König und wurde auch von seinen Untertanen geliebt; dann hatte er einen Sohn, der war an Leib und Seele ohne Fehl und nahm immer mehr zu an Kraft und Schönheit. Dreimal sieben Jahre waren bald zu Ende seit dem großen Kriege, und der König hatte seines Versprechens schon ganz vergessen; da erschien plötzlich eines Tages der fremde Mann in der nämlichen Gestalt als ehemals und forderte, was ihm versprochen war. Der König wollte sich recht dankbar bezeigen und ließ aus seiner Gerätekammer das längste neue Seil holen. Der Fremde aber wies es hohnlächelnd zurück und rief: „Eine neue Seele habe ich gemeint, und das ist dein Sohn, der damals geboren war; der ist mir nun verfallen und muß mir sogleich mitfolgen in mein Reich!“ Da entsetzte sich der König, zerraufte sein Haar, zerriß seine Kleider, rang die Hände und wollte vor Schmerz fast vergehen. Das half aber alles nichts. Der Königssohn mit seinem unschuldigen, kindlichen Herzen tröstete den Vater und sprach: „Lasset es gut sein, Vater, dieser abscheuliche Höllenfürst wird mir doch nichts tun können!“ Der Teufel fuhr zornig auf: „Warte, du junger Tugendspiegel, du sollst mir dies schwer büßen!“ Damit faßte er ihn und führte ihn durch die Luft auf einmal in die Hölle. Da war große Trauer im ganzen Königreich. Alle Häuser wurden mit schwarzem Flor behangen, und der König verschloß sich in seinem Gram in den Palast und war wie ein Toter unter Lebendigen. Als der Höllenfürst mit dem Königssohn in seinem Reiche angelangt war, so zeigte er ihm das höllische Feuer und sagte, man werde jetzt noch siebenmal ärger heizen, und in dieses Feuer solle er morgen früh geworfen werden, wenn er in der kommenden Nacht nicht tun könne, was er ihm auftrage. Es war aber in der Nähe ein ungeheurer Teich. Diesen befahl der Teufel in der Nacht trockenzulegen, in Wiese zu verwandeln, die Wiese zu mähen, Heu zu machen, das Heu in Schober zu bringen, daß mans am Morgen nur gleich einführen könne. Darauf schloß der Teufel den Königssohn in ein einsames Gemach ein. Da ward dieser sehr traurig und betrübt und nahm Abschied vom Leben; denn daß er seinen Auftrag ausführen könne, daran durfte er nicht einmal denken. Nur einmal öffnete sich die Tür und herein trat die Teufelstochter und brachte zu essen. Als sie den schönen Königssohn sah mit den verweinten Augen, da regte sich etwas in ihrem Herzen, und sie erbarmte sich seiner und sprach: „Iß und trink und sei guten Mutes, ich will schon dafür sorgen, daß alles geschieht, was mein Vater dir aufgetragen hat; zeige nur morgen früh ein heiteres Antlitz!“ Damit ging sie fort. Der Königssohn aber blieb traurig. In der Nacht, als alles schlief, stand die Teufelstochter leise auf, ging an ihres Vaters Bett, verstopfte ihm die Ohren, nahm dann dessen eiserne Geißel mit den vier Schwänzen und ging hinaus vor den Palast und peitschte nach allen vier Weltecken, daß es tausendfach widerhallte und das ganze Höllenreich erzitterte. Da sauste und brauste es in der Luft, und es kamen von allen Seiten die Höllengeister herbei und fragten: „Was steht zu Befehl?“ Die Teufelstochter gab ihnen den Auftrag, den Teich geschwind auszutrocknen, in Wiese zu verwandeln, Heu zu machen und dasselbe in Schober zu legen. Man hörte einige Zeit

Digitized by Google

ein heftiges Sausen, wie wenn der Sturmwind einherfährt, und einige heftige Schläge, dann aber wurde es still. Als am frühen Morgen der Königssohn zum Fenster hinausblickte, so sah er zu seiner Verwunderung und Freude an der Stelle des Sees eine Menge Heuschober; er faßte nun Mut, und sein Gesicht wurde heiter. Die Teufelstochter hatte, sobald alles vollendet war, ihrem Vater die Ohren wieder aufgestopft und die Geißel neben ihn gelegt. Als der am Morgen erwachte, so freute er sich in seiner Bosheit, wie er den Königssohn nun bald im höllischen Feuer sehen solle. Wie erstaunte er aber, als er hinauskam und sah, daß sein Auftrag vollzogen war! Da wurde er noch grimmiger und ging zum Königssohn und sprach: „Diesmal ist es dir gelungen, aber morgen wirst du mir dennoch die heiße Glut schmecken! Siehe den großen Wald da oben an dem Gebirge; den sollst du in der Nacht hauen, das Holz in Klaftern legen, daß man es morgen früh einführen kann. In die Stelle, wo der Wald war, sollst du einen Weingarten hinsetzen, und die Trauben sollen gleich so reif sein, daß man morgen früh Weinlese halten kann!“ Die Tür wurde darauf wieder geschlossen, und der Königssohn überließ sich abermals dem Kummer, denn das, glaubte er, könne unmöglich geschehen. Da kam die Teufelstochter mit dem Essen, erkundigte sich um den neuen Auftrag und tröstete ihn wieder; er faßte Mut und ward ruhig. Die Teufelstochter aber tat in der Nacht ebenso wie in der vorigen; sie verstopfte ihrem Vater die Ohren, knallte mit der Peitsche viermal in alle Weltecken, gab den Teufeln den Auftrag, und man hörte nur einigemal knallen und knarren, und alles war fertig. Am Morgen war der Teufelsfürst neugierig, ob das einfältige Menschenkind auch den zweiten Auftrag wohl ausgeführt habe, und er sah zu seinem Erstaunen, daß alles so war, wie er befohlen hatte. Sein Zorn stieg jetzt aufs höchste. „Auch diesmal ist es dir gelungen; allein ich will nun sehen, ob dein Menschenwitz zum drittenmal dich retten wird! Aus purem Sand sollst du in der kommenden Nacht eine Kirche bauen, mit Kuppel und Kreuz, die feststeht und zusammenhält.“ Der Teufelsfürst schloß hierauf die Tür und ging fort, der Königssohn aber ward betrübt und fing an zu verzagen. Als die Teufelstochter ihm wieder zu essen brachte, so fragte sie ihn gleich wieder, warum er so betrübt sei, und er klagte ihr sein Leid und teilte ihr den neuen Auftrag mit. „Das ist“, sprach sie, „eine schwere Sache, und ich fürchte, das werde ich nicht zustande bringen; indes, ich will es versuchen; aber schließe du kein Auge zu in der Nacht, damit du mich hörst, wenn ich dich rufe.“ Kaum war es Mitternacht, so nahm die Teufelstochter, als sie ihrem Vater die Ohren verstopft hatte, wieder die mächtige Geißel und knallte nach allen vier Ecken der Welt. Da kamen die Diener gleich geschäftig herbei und fragten, was zu Befehl stehe. Als aber die Teufelstochter den Auftrag ihnen mitteilte, schraken alle zusammen und riefen: „Eine Kirche bauen! Das können wir nie und nimmer, selbst nicht aus Steinen oder Eisen, geschweige denn aus purem Sand!“ Allein die Teufelstochter befahl ihnen strenge, gleich ans Werk zu gehen. Da eilten sie fort und fingen an zu arbeiten, daß ihnen der Schweiß rann und der Sand in Klumpen sich ballte.

Digitized by Google

aber das Werk wollte nicht fortschreiten; mehrmals brachten sie die Kirche bis zur Hälfte, da stürzte sie wieder zusammen; einmal war sie fast ganz fertig, die Kuppel gewölbt, es fehlte nur das Kreuz an der Spitze, allein als die Teufel dieses aufsetzen wollten, sank die ganze Kirche wieder zusammen. Wie die Teufelstochter sah, daß alles vergeblich und die Zeit bald vorüber sei, da entließ sie die Teufel und ging ungesäumt zum Königssohn ans Fenster und rief: „Auf, auf! Noch kann ich dich retten, wenn du gerettet sein willst. Ich verwandle mich in ein weißes Pferd, setze du schnell auf, und ich trage dich heim!“ Kaum hatte sies gesagt, so stand da ein weißes Pferd, und der Königssohn schwang sich auf, und fort ging es im ärgsten Galopp. Als aber am Morgen der alte Teufel erwachte, schien ihm alles so still; er griff nach der Peitsche, um sein Volk aufzuwecken, allein diese lag nicht an ihrer Stelle. Da tat er seinen Mund auf und schrie, daß die ganze Hölle erzitterte; dadurch fielen ihm auch die Stöpsel aus den Ohren, und nun hörte er, daß draußen alles Hausgesinde schon an der Arbeit war. Er dachte nun an den Königssohn und ging zu dessen Zimmer; allein als er hinkam, sah er die Tür offen und den Königssohn nicht da; er suchte nun schnell seine Geißel, endlich fand er sie in einer Ecke liegen. Er knallte damit nach den vier Winden, und alle Teufel aus seinem Reich kamen herbei und fragten: „Herr, was befiehlst du wieder? Wir haben die ganze Nacht uns müde gearbeitet, gönnst du uns denn gar keine Ruhe?“ „Wer hat euch denn geheißen?“ „Deine Tochter tat es auf deinen Befehl!“ „Meine Tochter!“ schrie der Höllenfürst entsetzlich. „Ha, die Menschengefühlige! Jetzt ist mir alles klar; sie hat mir die Ohren verstopft, sie hat die aufgetragenen Geschäfte durch meine Macht verrichtet um des Elenden willen und ist jetzt mit ihm fort! Ha, wartet, ich will euch noch beide gleich zurückholen!“ Damit erhob er sich geradauf in die Luft und sah den Fliehenden nach und erblickte das weiße Pferd und den Reiter. Er schoß sogleich wieder herab und rief seinen Teufeln zu: „Auf, eilet fort dawärts, das weiße Pferd, das ihr antrefft, und seinen Reiter bringt mir tot oder lebendig hierher!“ Alsbald wurde der Himmel schwarz von den Scharen, die dahinflogen. Als man das Sausen von fern vernahm, rief das weiße Pferd seinem Reiter zu: „Schaue zurück, was siehst du? „Eine schwarze Wolke.“ „Das ist das Heer meines Vaters, das uns verfolgt. Wir sind verloren, wenn du nicht genau erfüllst, was ich dir sage. Ich verwandle mich in eine große Kirche und dich in einen Pfarrer; stelle dich an den Altar und singe immerfort und gib keine Antwort, wenn man dich fragt.“ Der Königssohn versprach, alles genau so zu machen. Das Heer nahte heran und wunderte sich über die große Kirche; die Türen standen alle auf; es konnte jedoch niemand über die Schwelle, so viele auch versuchten. Der Königssohn stand als Pfarrer am Altar und sang immerfort: „Herr, sei mit uns! Herr, schirme uns!“ Die Teufel hörten lange den wundersamen Gesang, und als der Pfarrer nicht aufhörte, so riefen sie, er solle ihnen Auskunft geben, ob er nicht ein weißes Pferd und einen Reiter darauf gesehen. Doch jener hörte nichts, und da gingen sie weiter und zogen bis an das Ende des Höllenreiches,

Digitized by Google

Digitized by Google

ohne etwas von einem weißen Pferd und dem Reiter zu sehen. Als sie unverrichteter Sache am Abend heimkehrten, da sprühte der alte Teufel Zornesflammen. Am anderen Morgen erhob er sich wieder geradeaufwärts in die Luft und sah den Fliehenden nach; er erblickte in weiter Ferne die Kirche und hörte leise den Gesang, daß es ihm durch die Seele schnitt. „Das sind sie!“ sprach er bei sich. „Nun, wartet, ihr werdet mich nicht überlisten!“ Er schoß eiligst hinunter, versammelte noch eine größere Schar als die frühere und rief: „Flugs auf, eilet hin zur Kirche, zerstört sie von Grund aus und bringt mir einen Stein und den Pfarrer tot oder lebendig.“ Im Hui flogen sie fort; allein unterdessen hatte die Teufelstochter sich wieder in das weiße Pferd verwandelt und den Pfarrer in den reitenden Königssohn und eilte auch weiter; aber bald hörten sie hinter sich ein Brausen und Zischen. Das Pferd rief dem Reiter zu: „Schaue zurück, was siehst du?“ „Eine schwarze Wolke wie die vorige, nur noch größer und schrecklicher!“ „Siehe, das ist ein neues Heer meines Vaters. Tue wieder genau, was ich dir sage, sonst sind wir verloren. Ich verwandle mich in einen großen Erlenbaum und dich in ein goldenes Vöglein; singe nur immerfort und lasse dich durch nichts beirren und schrecken!“ Der Königssohn versprach, alles genau so zu tun. Das Teufelsheer war bald angelangt, siebenhundert Meilen weiter als da, wo die Kirche gestanden, aber es fand keine Spur von der Kirche und dem Pfarrer, von dem weißen Roß und dem Königssohn. Als sie an den hohen Erlenbaum kamen, verwunderten sie sich sehr und standen still und sahen auf den Baum und das goldene Vöglein, und das sang in einem fort: „Fürcht mich nicht! Fürcht mich nicht!“ „Wenn doch nur das Vöglein einmal aufhörte,“ sprachen sie, „daß wir es fragten, ob es uns keine Kunde geben könne von der Kirche und dem Pfarrer, dem weißen Roß und dem Königssohn.“ Aber das Vöglein sang fort, ohne aufzuhören. Da zogen sie weiter bis ans Ende des Höllenreiches und kehrten dann abends auch unverrichteter Sache zurück. Der alte Teufel aber sprühte Zornesflammen; am anderen Morgen hob er sich wieder geradeaus in die Luft und sah nach den Fliehenden. Da erblickte er zweimal siebenhundert Meilen weit nur halb deutlich den hohen Erlenbaum und das goldene Vöglein, und der Gesang tönte leise zu ihm, daß es ihm durch die Seele schnitt. „Ha, ihr sollt mir noch nicht entkommen!“ schrie er und schoß sogleich nieder, versammelte eine noch viel größere Schar als früher und rief: „Auf, eilet fort und hauet den Erlenbaum, den ihr treffet, um und bringt mir einen Span davon, das goldene Vöglein aber fanget und bringt es tot oder lebendig!“ Flugs zog das Heer fort; der Erlenbaum und das goldene Vöglein darauf waren indes wieder zu Roß und Reiter geworden und waren bald abermals siebenhundert Meilen von der Stelle fort, wo der Erlenbaum gestanden; da vernahmen sie ein Brausen und Zischen. „Schaue zurück,“ sprach das weiße Pferd, „was siehst du?“ „Eine schwarze Wolke, aber noch größer und schrecklicher als die frühere.“ „Das ist das Heer meines Vaters; tue wieder genau, was ich dir sage, sonst sind wir verloren. Ich verwandle mich in ein Reisfeld und dich in eine Wachtel; laufe nur immerfort durch

Digitized by Google

das Feld und ſinge, aber in einem fort und laſſe dich durch keine Fragen beirren!“ Der Königsſohn verſprach, es genau ſo zu machen. Das teufliſche Heer kam mit Brauſen näher und war ſchon dreimal ſiebenhundert Meilen gekommen und ſah und ſpähte nach allen Seiten und ſah weder Pfarrer noch Kirche, noch Erlenbaum und Goldvöglein, noch Roß und Reiter. Als es das große Reisfeld erblickte, ſtand es ſtaunend ſtill und ſah die Wachtel im Korn hin und her laufen und hörte ihren wunderſamen Ruf: „Gott mit uns! Gott mit uns!“ „Wenn doch der Vogel nur einmal ſtillſtünde und aufhörte zu rufen, daß wir ihn fragten!“ Allein das tat er nicht, und ſo zogen ſie bis an das Ende des Höllenreiches und kehrten am Abend unverrichteter Sache zurück. Da kochte in dem alten Teufel die Wut. Er fuhr am anderen Morgen wieder geradeauf in die Luft, ſah das große Reisfeld wie einen grauen Streifen und vernahm leiſe den Ruf der Wachtel, und es ging ihm durch Mark und Bein. „Ha, noch ſeid ihr in meiner Gewalt; ihr, meine Diener, alle auf, eilet hin und mähet das Reisfeld und bringt mir eine Garbe mit und fanget die Wachtel! Doch halt! Bleibt! Jetzt muß ich ſelbſt ihnen nach; denn kommen ſie über die viermal ſiebenhundert Meilen hinaus, ſo können ſie dann meiner ſpotten; da hat meine Macht ein Ende!“ Damit erhob er ſich in die Luft und fuhr ihnen nach. Die Teufelstochter und der Königsſohn waren als Roß und Reiter ſchon wieder ein gutes Stück fortgeflohen, noch fehlten ihnen nur ſieben Meilen von dem irdiſchen Königreich; da hörten ſie hinter ſich ein ſo heftiges Stürmen und Brauſen wie noch nie bisher. Das weiße Roß ſprach zu ſeinem Reiter: „Schaue zurück, was ſiehſt du?“ „Einen ſchwarzen Punkt am Himmel, noch ſchwärzer als die Nacht, daraus zucken feurige Blitze!“ „Wehe, wehe! Das iſt mein Vater; wenn du jetzt nicht getreu befolgſt, was ich dir ſage, ſo ſind wir verloren. Ich verwandle mich in einen großen Milchweiher und dich in eine Ente. Schwimme immer nur in der Mitte herum und halte das Haupt verſteckt; laſſe dich nur ja durch keine Lockungen verleiten, das Haupt aus der Milch herauszuziehen oder ans Ufer zu ſchwimmen!“ Der Königsſohn verſprach, es genau ſo zu machen. Bald ſtand der alte Teufel am Ufer; aber den Verwandelten konnte er nichts anhaben, wenn er nicht zuvor die Ente in ſeine Gewalt bekommen; allein die ſchwamm in der Mitte des Weihers; erreichen konnte er ſie nicht, das war zu weit; hinzuſchwimmen getraute er ſich nicht, denn in der reinen Milch müſſen die Teufel ertrinken. So blieb ihm denn nichts übrig, als durch Schmeichelworte die Ente an ſich zu locken: „Liebes Entlein, warum irrſt du immer in der Mitte herum? Schaue um dich; hier, wo ich bin, wie wunderſchön iſt es!“ Allein das Entlein ſah und hörte lange nicht; aber in ſeinem Innern regte ſich allmählich die Luſt, wenigſtens einmal herauszublicken. Als der Verſucher fortfuhr, zu locken, blickte es denn einmal raſch auf; da hatte ihm der Böſe ſogleich das Geſicht geraubt, daß es ſtockblind war. Der Milchweiher wurde gleich etwas trüb und fing an zu gären, und eine klagende Stimme drang zu der Ente: „Wehe, wehe! Was haſt du getan!“ Sie gelobte, ſich jetzt durch nichts verführen zu laſſen. Der Teufel aber tanzte am Ufer vor boshafter

Digitized by Google

Freude und rief: „Aha, bald habe ich euch!“, und versuchte nun auch in der getrübten Milch zur Ente zu schwimmen, um sie zu packen; allein da er noch untersank, kehrte er gleich um. Lange lockte und reizte er wieder die Ente, sie möchte doch ans Ufer kommen; sie aber blieb ruhig und hielt das Haupt immer in der Milchflut und spottete zuletzt des Bösen. Da wurde der Teufel zornig und ungeduldig; er verwandelte sich auf einmal in eine große Kropfgans und schlürfte den ganzen Milchweiher samt der Ente ein; dann wackelte er langsam heimwärts. „Jetzt ist alles gut!“ sprach eine Stimme aus der Milch zu der Ente, und die Milch fing an zu gären und zu sieden. Dem Teufel wurde immer schwüler und bänger; nur mit Mühe konnte er sich fortbewegen. „Wäre ich nur daheim!“ seufzte er; aber das war umsonst, schon hatte ihn die siedende Milch ganz aufgeblasen. Noch einige Schritte wankte er fort, plötzlich gab es ein lautes Krachen, er war zerplatzt und zerstoben, und es standen da in jugendlicher Schönheit und Herrlichkeit der Königssohn und die Teufelstochter. Nun zog der Königssohn mit der Teufelstochter in seines Vaters Reich; es war gerade der siebente Tag, seitdem der Teufel den Königssohn entführt hatte, als sie anlangten. Da entstand großer Jubel im ganzen Lande; die schwarzen Florgehänge wurden abgenommen, Grünreis und Blumen auf den Weg gestreut, und der alte König kam unter Pauken- und Trompetenschall den Einziehenden entgegen. Es wurde eine glänzende Hochzeit gefeiert, und der alte König übertrug seinem Sohn die Regierung, und er herrschte weise und gerecht wie sein Vater und herrscht heute noch, wenn er nicht gestorben ist.

Die Lebenszeit / Als Gott die Welt geschaffen hatte und allen Kreaturen ihre Lebenszeit bestimmen wollte, kam der Esel und fragte: „Herr, wie lange soll ich leben?“ „Dreißig Jahre,“ antwortete Gott, „ist dir das recht?“ „Ach, Herr,“ erwiderte der Esel, „das ist eine lange Zeit. Bedenke mein mühseliges Dasein: von Morgen bis in die Nacht schwere Lasten tragen, Kornsäcke in die Mühle schleppen, damit andere das Brot essen, mit nichts als mit Schlägen und Fußtritten ermuntert und aufgefrischt zu werden! Erlaß mir einen Teil der langen Zeit.“ Da erbarmte sich Gott und schenkte ihm achtzehn Jahre. Der Esel ging getröstet weg, und der Hund erschien. „Wie lange willst du leben?“ sprach Gott zu ihm. „Dem Esel sind dreißig Jahre zu viel, du aber wirst damit zufrieden sein.“ „Herr,“ antwortete der Hund, „ist das dein Wille? Bedenke, was ich laufen muß, das halten meine Füße so lange nicht aus; und habe ich erst die Stimme zum Bellen verloren und die Zähne zum Beißen, was bleibt mir übrig, als aus einer Ecke in die andere zu laufen und zu knurren?“ Gott sah, daß er recht hatte, und erließ ihm zwölf Jahre. Darauf kam der Affe. „Du willst wohl gern dreißig Jahre leben?“ sprach der Herr zu ihm, „du brauchst nicht zu arbeiten wie der Esel und der Hund und bist immer guter Dinge.“ „Ach, Herr,“ antwortete er, „das sieht so aus, ist aber anders. Wenns Hirsenbrei regnet, habe ich keinen Löffel. Ich soll immer lustige Streiche machen,

Digitized by Google

Geſichter ſchneiden, damit die Leute lachen, und wenn ſie mir einen Apfel reichen und ich beiße hinein, ſo iſt er ſauer. Wie oft ſteckt die Traurigkeit hinter dem Spaß! Dreißig Jahre halte ich das nicht aus." Gott war gnädig und ſchenkte ihm zehn Jahre. Endlich erſchien der Menſch, war freudig, geſund und friſch und bat Gott, ihm ſeine Zeit zu beſtimmen. „Dreißig Jahre ſollſt du leben," ſprach der Herr, „iſt dir das genug?" „Welch eine kurze Zeit!" rief der Menſch. „Wenn ich mein Haus gebaut habe und das Feuer auf meinem eigenen Herde brennt; wenn ich Bäume gepflanzt habe, die blühen und Früchte tragen, und ich meines Lebens froh zu werden gedenke, ſo ſoll ich ſterben! O Herr, verlängere meine Zeit." „Ich will dir die achtzehn Jahre des Eſels zulegen," ſagte Gott. „Das iſt nicht genug," erwiderte der Menſch. „Du ſollſt auch die zwölf Jahre des Hundes haben." „Immer noch zu wenig." „Wohlan," ſagte Gott, „ich will dir noch die zehn Jahre des Affen geben, aber mehr erhältſt du nicht." Der Menſch ging fort, war aber nicht zufriedengeſtellt. Alſo lebt der Menſch ſiebzig Jahre. Die erſten dreißig ſind ſeine menſchlichen Jahre, die gehen ſchnell dahin; da iſt er geſund, heiter, arbeitet mit Luſt und freut ſich ſeines Daſeins. Hierauf folgen die achtzehn Jahre des Eſels, da wird ihm eine Laſt nach der anderen aufgelegt: er muß das Korn tragen, das andere nährt, und Schläge und Tritte ſind der Lohn ſeiner treuen Dienſte. Dann kommen die zwölf Jahre des Hundes, da liegt er in den Ecken, knurrt und hat keine Zähne mehr zum Beißen. Und wenn dieſe Zeit vorüber iſt, ſo machen die zehn Jahre des Affen den Beſchluß. Da iſt der Menſch ſchwachköpfig und närriſch, treibt alberne Dinge und wird ein Spott der Kinder.

Die alte Kittelkittelkarre

Brüderchen und Schweſterchen gingen in den Wald, Beeren zu ſuchen. Da ward es aber ein ſchlimmes Wetter, es fing an zu donnern und zu blitzen, der Regen floß in Strömen, und bald ward es Nacht; da verirrten ſich die Kinder und kamen immer weiter in den Wald hinein. Als das Wetter ſich endlich gelegt hatte und es ſchon ganz dunkel war, ſtieg das Brüderchen auf einen Baum und ſchaute ſich um, ob nicht ein Lichtlein zu erſpähen wäre. Da ſprach das Brüderchen zum Schweſterchen: „Ich ſeh dort ein Lichtlein, da wollen wir drauf zugehen," ſtieg ſchnell vom Baume herunter, und ſie kamen an ein kleines Häuschen, das mitten im Walde lag. Da klopften ſie leiſe an, und eine Stimme rief von innen: „Wer iſt da?" Die Kinder antworteten: „Ach, wir ſind es, Brüderchen und Schweſterchen, und ſind beide durchnaß von dem ſchlimmen Wetter und bitten um ein Unterkommen für die Nacht." Da kam ein altes Mütterchen an die Tür und ſprach: „Kinderchen, macht nur, daß ihr fortkommt, ich kann euch nicht behalten, denn mein Mann iſt ein Menſchenfreſſer, und wenn er nach Hauſe kommt und euch findet, ſeid ihr gleich des Todes." Aber die Kinder baten ſo viel, daß das Mütterchen ſie doch endlich hereinließ und ein wenig beim Feuer Platz nehmen hieß, um ihre Kleider zu trocknen; gab ihnen auch ein bißchen Brot und Salz und einen Trunk Waſſer zur Erquickung. „Aber behalten kann ich euch nicht," ſagte

Digitized by Google

ſie, „in einer Stunde muß mein Mann kommen, und der wird euch freſſen.“ Als nun die Stunde beinahe um war und die Kinder ſich erquickt und gewärmt hatten, ſprach die Frau: „Nun macht, daß ihr fortkommt.“ Da fingen die Kinder an zu weinen und ſprachen: „Wo ſollen wir denn nachts bleiben? Draußen iſt es dunkel, und wir können nicht mehr den Weg nach Hauſe finden.“ Sie ließen gar nicht nach mit Bitten. Da ſprach die Alte: „Wenn ihrs denn wagen wollt, hierzubleiben, ſo will ich euch in dem hohlen Baum hinter unſerem Hauſe verſtecken und euch morgen auch den rechten Weg zeigen; aber wenn er euch findet, ſo will ich keine Schuld haben.“ Nun führte ſie die beiden in den hohlen Baum, und bald darauf kam der Menſchenfreſſer nach Hauſe und fing gleich an zu ſchnubbern und zu brummen: „Noro, noro, hier iſt Menſchenfleiſch!“ „Ach was,“ ſagte die Alte, „ich habe eben ein Kalb geſchlachtet, komm her und iß dich ſatt.“ Der Menſchenfreſſer gab ſich erſt zufrieden und aß das Kalb auf, das die Frau ihm vorſetzte; aber als er damit fertig war, fing er gleich wieder an zu ſchnubbern und zu brummen: „Noro, noro, hier iſt Menſchenfleiſch!“ und ſuchte die ganze Stube durch, unter der Bettſtelle, im Uhrgehäuſe, aber nirgends fand er etwas, aber immer rief er: „Noro, noro, hier iſt Menſchenfleiſch!“ Die Frau ſprach: „Was willſt du ſuchen? Hier iſt nichts, du ſollteſt dich ſchlafen legen.“ Der Menſchenfreſſer aber hörte nicht darauf und ſuchte noch das ganze Haus durch, und als er das getan, öffnete er auch die Hintertür und wollte in den Garten; da ſagte die Frau: „Bleib doch hier, ich habe draußen nur den Kalbskopf hangen und die Kalbsfüße und das friſche Fell; das iſt nichts für dich.“ Aber der Menſchenfreſſer ging in den Garten, und „Noro, noro, hier iſt Menſchenfleiſch!“ rief er, da fand er Brüderchen und Schweſterchen im hohlen Baume. Nun waren ſie in großer Not, und der Rieſe ſprach: „Ich wußte wohl, daß es noch für mich einen Braten gäbe; nun will ich euch in den Keller ſperren, und morgen will ich euch aufhängen, ohne daß Blut fließt, und dann will ich euch aufeſſen.“ Die Kinderchen weinten ſehr, aber der Rieſe ſperrte ſie in den Keller. Da mußten ſie die Nacht ſitzen, und taten kein Auge zu vor lauter Angſt und Trübſal. Am Morgen kam der Rieſe und holte ſie heraus. Da hatte er ſchon zwei Schlingen unter dem Hahnholz gemacht, darin ſollten ſie aufgehängt werden, ohne daß Blut floß. Das Schweſterchen ſtieg zuerſt auf die Bodenleiter hinauf; wie es aber an die Schlinge kam, tat es, als wenn es den Kopf nicht hineinkriegen könnt, und zog immer mit den Händen die Schlinge zu und ſprach: „Ich weiß es nicht zu machen, lieber Menſchenfreſſer; ſteig doch einmal herauf und zeig es uns.“ Da ſtieg der Menſchenfreſſer herauf, hielt die Schlinge auseinander und legte den Kopf hinein und ſprach: „So müßt ihrs machen!“ Als nun der Menſchenfreſſer den Kopf in der Schlinge hatte, da zog das Brüderchen unten die Leiter weg, und der Menſchenfreſſer hing unter dem Hahnenbalken. „So, Menſchenfreſſer, da kannſt du hangenbleiben,“ ſagten die Kinder und wollten fortgehen. Aber da fing er ſehr an zu bitten, ſie ſollten ihn da doch nicht hangenlaſſen und ihn wieder losmachen, er wollte ihnen auch nichts zuleide tun, und beſchwor ſie hoch und

Digitized by Google

heilig. Da sprachen die Kinder: „Und was gibst du uns denn, wenn wir dich losmachen?“ Sprach der Menschenfresser: „Mein altes Kittelkarrelein, / mit den Böcken, den zwein, / sieben Sack Geld obendrein.“ Da machten die Kinder ihn los, und der Menschenfresser gab ihnen seine Kittelkarre mit zwei Böcken davor und sieben Sack Geld hinterher. Die Kinder setzten sich nun darauf und fuhren davon, und die Böcke liefen so schnell, daß sie bald eine weite Strecke gekommen waren. Nun trafen sie einen Mann, der war auf seinem Felde beim Kartoffelauflesen. Da gaben sie ihm eine große Handvoll Geld und sprachen: „Wenn da einer kommt und fragt nach seinem Kittelkarrelein mit den Böcken, den zwein, sieben Sack Geld obendrein, dann hast du nichts gesehen!“ Der Mann versprach ihnen, daß er sie nicht verraten würde. Nun kamen sie weiter, und da trafen sie einen Mann, der war auf seinem Lande beim Wurzelauflesen; dem gaben sie zwei große Handvoll Geld und sprachen: „Wenn da einer kommt und fragt nach seinem Kittelkarrelein mit den Böcken, den zwein, sieben Sack Geld obendrein, so hast du nichts gesehen.“ „Nein,“ sagte der Mann, ich will euch nicht verraten.“ Nun kamen sie weiter, und da fanden sie einen Mann, der war in seinem Garten beim Apfelabkriegen; dem gaben sie drei große Handvoll Geld und sagten zu ihm: „Wenn da einer kommt und fragt dich nach seinem Kittelkarrelein mit den Böcken, den zwein, sieben Sack Geld obendrein, so hast du nichts gesehen.“ Auch dieser Mann versprach ihnen, daß er nicht sagen wollte, wohin sie gegangen. Nun hatte es dem Riesen aber gleich leid getan, als die Kinder fort waren, daß er ihnen seine Karre mit den Böcken und den sieben Sack Geld gegeben hatte. Da kam er ihnen nachgelaufen und wollte seine Karre wiederholen. Wie er nun zu dem Manne kam, der seine Kartoffeln auflas, so fragte er ihn: „Sahst du nicht mein Kittelkarrelein / mit den Böcken, den zwein, / sieben Sack Geld obendrein?“ Antwortet ihm der Mann: „Dies Jahr sind die Kartoffeln noch billig genug.“ Da ward der Riese schrecklich böse und lief eilig weiter. Als er nun zu dem Wurzelauflieger kam, so fragte er auch den: „Sahst du nicht mein Kittelkarrelein / mit den Böcken, den zwein, / sieben Sack Geld obendrein?“ Antwortete ihm auch der Mann: „Die Wurzeln sind dies Jahr noch billig genug.“ Nun ward der Riese noch viel zorniger und stürmte fort, so schnell er laufen konnte; und so kam er bei dem Manne an, der die Äpfel in seinem Garten abbrach, und fragte ihn: „Sahst du nicht mein Kittelkarrelein / mit den Böcken, den zwein, / sieben Sack Geld obendrein?“ Da erschrak der Mann so vor dem Riesen, daß er gestand, wo die Kinder hingefahren waren. Nun eilte der Riese ihnen nach, und bald hörten sie es hinter sich prusten und schnauben. Da sprach Brüderchen zum Schwesterchen: „Sieh dich einmal um, gewiß ist der Riese hinter uns.“ Das Schwesterchen sah sich um und rief: „Ja, der Riese ist hinter uns und uns schon ganz nahe.“ Da waren sie eben auf einen Berg hinaufgefahren, und es war schon Abend; da fuhren sie noch den Berg hinunter und schnell in eine Höhle hinein. „So,“ sagte Brüderchen, „hier wollen wir die Nacht bleiben und morgen weiterfahren, und der Riese soll uns nicht finden.“ Nun kam der Riese auch auf

Digitized by Google

den Berg und sah sich allerwärts noch einmal um, und konnte nirgends die Kinder mit der Karre und den Böcken sehen. Da stieg er noch den Berg hinunter, legte sich nieder und dachte: „Morgen wirst du sie schon einholen, du hast heute einen weiten Weg gemacht," und darauf schlief er ein. Aber nun hatte er sich gerade auf die Höhle gelegt, worin die Kinder mit den Böcken waren, so daß sein Leib den ganzen Eingang bedeckte. Da wußten sies nicht anders anzufangen, als daß sie den Riesen, indem er schlief, heimlich und ohne daß ers merkte, totmachten. Aber nun konnten sie den toten Riesen nicht von der Stelle wälzen, und die Kinder kamen in große Not und litten Hunger und Durst, und die Böcke auch, und sie wußten gar nicht, wie sie wieder aus der Höhle kommen sollten. Da aber entstand in der Nacht ein großes Geschrei und Flügelschlagen wie von einem Raubvogel, und sie merkten, daß der Vogel von dem Riesen fresse. Da wurden sie ruhig und warteten bis zu der nächsten Nacht. Da kam der Vogel wieder, machte ein groß Geschrei, schlug mit den Flügeln und fraß von dem Riesen, also daß am anderen Morgen schon der Tag durchschimmerte. Nun kam der Vogel auch noch in der dritten Nacht wieder und hackte das Loch noch größer, und hätte er das nicht getan, so wären Brüderchen und Schwesterchen nimmer herausgekommen und wären vor Hunger in der Höhle gestorben, und die Böcke auch. Nun aber ward das Loch so groß, daß sie hindurchkonnten, und darum fuhren sie nach Hause mit der alten Karre und den zwei Böcken davor und den sieben Sack Geld hinterher, und ihr könnt euch denken, was Vater und Mutter sich gefreut haben, als sie endlich ihre lieben Kinderchen wiederhatten.

Schneeweißchen und Rosenrot

Eine arme Witwe, die lebte einsam in einem Hüttchen, und vor dem Hüttchen war ein Garten, darin standen zwei Rosenbäumchen, davon trug das eine weiße, das andere rote Rosen; und sie hatte zwei Kinder, die glichen den beiden Rosenbäumchen, und das eine hieß Schneeweißchen, das andere Rosenrot. Sie waren aber so fromm und gut, so arbeitsam und unverdrossen, als je zwei Kinder auf der Welt gewesen sind; Schneeweißchen war nur stiller und sanfter als Rosenrot. Rosenrot sprang lieber in den Wiesen und Feldern umher, suchte Blumen und fing Sommervögel; Schneeweißchen aber saß daheim bei der Mutter, half ihr im Hauswesen oder las ihr vor, wenn nichts zu tun war. Die beiden Kinder hatten einander so lieb, daß sie sich immer an den Händen faßten, so oft sie zusammen ausgingen; und wenn Schneeweißchen sagte: „Wir wollen uns nicht verlassen," so antwortete Rosenrot: „So lange wir leben nicht," und die Mutter setzte hinzu: „Was das eine hat, solls mit dem anderen teilen." Oft liefen sie im Walde allein umher und sammelten rote Beeren, aber kein Tier tat ihnen etwas zuleide, sondern sie kamen vertraulich herbei: das Häschen fraß ein Kohlblatt aus ihren Händen, das Reh graste an ihrer Seite, der Hirsch sprang ganz lustig vorbei, und die Vögel blieben auf den Ästen sitzen und sangen, was sie nur wußten. Kein Unfall traf sie; wenn sie sich im Walde verspätet hatten und die Nacht sie

Digitized by Google

überfiel, so legten sie sich nebeneinander auf das Moos und schliefen, bis der Morgen kam, und die Mutter wußte das und hatte ihretwegen keine Sorge. Einmal, als sie im Walde übernachtet hatten und das Morgenrot sie aufweckte, da sahen sie ein schönes Kind in einem weißen glänzenden Kleidchen neben ihrem Lager sitzen. Es stand auf und blickte sie ganz freundlich an, sprach aber nichts und ging in den Wald hinein. Und als sie sich umsahen, so hatten sie ganz nahe bei einem Abgrunde geschlafen und wären gewiß hineingefallen, wenn sie in der Dunkelheit noch ein paar Schritt weiter gegangen wären. Die Mutter aber sagte ihnen, das müsse der Engel gewesen sein, der gute Kinder bewache. Schneeweißchen und Rosenrot hielten das Hüttchen der Mutter so reinlich, daß es eine Freude war, hineinzuschauen. Im Sommer besorgte Rosenrot das Haus und stellte der Mutter jeden Morgen, ehe sie aufwachte, einen Blumenstrauß vors Bett, darin war von jedem Bäumchen eine Rose. Im Winter zündete Schneeweißchen das Feuer an und hing den Kessel an den Feuerhaken, und der Kessel war von Messing, glänzte aber wie Gold, so rein war er gescheuert. Abends, wenn die Flocken fielen, sagte die Mutter: „Geh, Schneeweißchen, und schieb den Riegel vor," und dann setzten sie sich an den Herd, und die Mutter nahm die Brille und las aus einem großen Buche vor, und die beiden Mädchen hörten zu, saßen und spannen; neben ihnen lag ein Lämmchen auf dem Boden, und hinter ihnen auf einer Stange saß ein weißes Täubchen und hatte seinen Kopf unter den Flügel gesteckt. Eines Abends, als sie so vertraulich beisammensaßen, klopfte jemand an die Tür, als wolle er eingelassen sein. Die Mutter sprach: „Geschwind, Rosenrot, mach auf, es wird ein Wanderer sein, der Obdach sucht." Rosenrot ging und schob den Riegel weg und dachte, es wäre ein armer Mann, aber der war es nicht, es war ein Bär, der seinen dicken schwarzen Kopf zur Tür hereinstreckte. Rosenrot schrie laut und sprang zurück; das Lämmchen blökte, das Täubchen flatterte auf, und Schneeweißchen versteckte sich hinter der Mutter Bett. Der Bär aber fing an zu sprechen und sagte: „Fürchtet euch nicht, ich tue euch nichts zuleide, ich bin halberfroren und will mich nur ein wenig bei euch wärmen." „Du armer Bär," sprach die Mutter, „leg dich ans Feuer, und gib nur acht, daß dir dein Pelz nicht brennt. Dann rief sie: „Schneeweißchen, Rosenrot, kommt hervor, der Bär tut euch nichts, er meints ehrlich." Da kamen sie beide heran, und nach und nach näherten sich auch das Lämmchen und Täubchen und hatten keine Furcht vor ihm. Der Bär sprach: „Ihr Kinder, klopft mir den Schnee ein wenig aus dem Pelzwerk." Und sie holten den Besen und kehrten dem Bär das Fell rein; er aber streckte sich ans Feuer und brummte ganz vergnügt und behaglich. Nicht lange, so wurden sie ganz vertraut und trieben Mutwillen mit dem unbeholfenen Gast. Sie zausten ihm das Fell mit den Händen, setzten ihre Füßchen auf seinen Rücken und walgerten ihn hin und her, oder sie nahmen eine Haselrute und schlugen auf ihn los, und wenn er brummte, so lachten sie. Der Bär ließ sichs aber gern gefallen, nur wenn sies gar zu arg machten, rief er: „Laßt mich am Leben, ihr Kinder; Schneeweißchen, Rosenrot, / schlägst dir den Freier tot." Als

Digitized by Google

Schlafenszeit war und die anderen zu Bett gingen, ſagte die Mutter zu dem Bären: „Du kannſt in Gottes Namen da am Herde liegenbleiben, ſo biſt du vor der Kälte und dem böſen Wetter geſchützt.“ Sobald der Tag graute, ließen ihn die beiden Kinder hinaus, und er trabte über den Schnee in den Wald hinein. Von nun an kam der Bär jeden Abend zu der beſtimmten Stunde, legte ſich an den Herd und erlaubte den Kindern, Kurzweil mit ihm zu treiben, ſoviel ſie wollten; und ſie waren ſo gewöhnt an ihn, daß die Tür nicht eher zugeriegelt ward, als bis der ſchwarze Geſell angelangt war. Als das Frühjahr herangekommen und draußen alles grün war, ſagte der Bär eines Morgens zu Schneeweißchen: „Nun muß ich fort und darf den ganzen Sommer nicht wiederkommen.“ „Wo gehſt du denn hin, lieber Bär?“ fragte Schneeweißchen. „Ich muß in den Wald und meine Schätze vor den böſen Zwergen hüten: im Winter, wenn die Erde hart gefroren iſt, müſſen ſie wohl unten bleiben und können ſich nicht durcharbeiten, aber jetzt, wenn die Sonne die Erde aufgetaut und erwärmt hat, da brechen ſie durch, ſteigen herauf, ſuchen und ſtehlen; was einmal in ihren Händen iſt und in ihren Höhlen liegt, das kommt ſo leicht nicht wieder an des Tages Licht.“ Schneeweißchen war ganz traurig über den Abſchied, und als es ihm die Tür aufriegelte und der Bär ſich hinausdrängte, blieb er an dem Türhaken hängen, und ein Stück ſeiner Haut riß auf, und da war es Schneeweißchen, als hätte es Gold durchſchimmern geſehen: aber es war ſeiner Sache nicht gewiß. Der Bär lief eilig fort und war bald hinter den Bäumen verſchwunden. Nach einiger Zeit ſchickte die Mutter die Kinder in den Wald, Reiſig zu ſammeln. Da fanden ſie draußen einen großen Baum, der lag gefällt auf dem Boden, und an dem Stamme ſprang zwiſchen dem Gras etwas auf und ab, ſie konnten aber nicht unterſcheiden, was es war. Als ſie näher kamen, ſahen ſie einen Zwerg mit einem alten verwelkten Geſicht und einem ellenlangen ſchneeweißen Bart. Das Ende des Bartes war in eine Spalte des Baumes eingeklemmt, und der Kleine ſprang hin und her wie ein Hündchen an einem Seil und wußte nicht, wie er ſich helfen ſollte. Er glotzte die Mädchen mit ſeinen roten, feurigen Augen an und ſchrie: „Was ſteht ihr da! Könnt ihr nicht herbeigehen und mir Beiſtand leiſten?“ „Was haſt du angefangen, kleines Männchen?“ fragte Roſenrot. „Dumme, neugierige Gans,“ antwortete der Zwerg, „den Baum habe ich mir ſpalten wollen, um kleines Holz in der Küche zu haben; bei den dicken Klötzen verbrennt gleich das bißchen Speiſe, das unſereiner braucht, der nicht ſo viel hinunterſchlingt als ihr grobes, gieriges Volk. Ich hatte den Keil ſchon glücklich hineingetrieben, und es wäre alles nach Wunſch gegangen, aber das verwünſchte Holz war zu glatt und ſprang unverſehens heraus, und der Baum fuhr ſo geſchwind zuſammen, daß ich meinen ſchönen weißen Bart nicht mehr herausziehen konnte; nun ſteckt er drin, und ich kann nicht fort. Da lachten die albernen, glatten Milchgeſichter! Pfui, was ſeid ihr garſtig!“ Die Kinder gaben ſich alle Mühe, aber ſie konnten den Bart nicht herausziehen, er ſteckte zu feſt. Ich will laufen und Leute herbeiholen,“ ſagte Roſenrot. „Wahnſinnige Schafsköpfe,“ ſchnarrte der Zwerg, „wer wird gleich Leute her-

Digitized by Google

beirufen, ihr seid mir schon um zwei zuviel; fällt euch nichts Besseres ein?" „Sei nur nicht ungeduldig," sagte Schneeweißchen, „ich will schon Rat schaffen," holte sein Scherchen aus der Tasche und schnitt das Ende des Bartes ab. Sobald der Zwerg sich frei fühlte, griff er nach einem Sack, der zwischen den Wurzeln des Baumes steckte und mit Gold gefüllt war, hob ihn heraus und brummte vor sich hin: „Ungehobeltes Volk, schneidet mir ein Stück von meinem stolzen Barte ab! Lohns euch der Kuckuck!" Damit schwang er seinen Sack auf den Rücken und ging fort, ohne die Kinder nur noch einmal anzusehen. Einige Zeit danach wollten Schneeweißchen und Rosenrot ein Gericht Fische angeln. Als sie nahe bei dem Bach waren, sahen sie, daß etwas wie eine große Heuschrecke nach dem Wasser zu hüpfte, als wollte es hineinspringen. Sie liefen heran und erkannten den Zwerg. „Wo willst du hin?" sagte Rosenrot. „Du willst doch nicht ins Wasser?" „Solch ein Narr bin ich nicht," schrie der Zwerg, „seht ihr nicht, der verwünschte Fisch will mich hineinziehen?" Der Kleine hatte da gesessen und geangelt, und unglücklicherweise hatte der Wind seinen Bart mit der Angelschnur verflochten: als gleich darauf ein großer Fisch anbiß, fehlten dem schwachen Geschöpf die Kräfte, ihn herauszuziehen: der Fisch behielt die Oberhand und riß den Zwerg zu sich hin. Zwar hielt er sich an allen Halmen und Binsen, aber das half nicht viel, er mußte den Bewegungen des Fisches folgen und war in beständiger Gefahr, ins Wasser gezogen zu werden. Die Mädchen kamen zu rechter Zeit, hielten ihn fest und versuchten den Bart von der Schnur loszumachen, aber vergebens, Bart und Schnur waren fest ineinander verwirrt. Es blieb nichts übrig als das Scherchen hervorzuholen und den Bart abzuschneiden, wobei ein kleiner Teil desselben verloren ging. Als der Zwerg das sah, schrie er sie an: „Ist das eine Art, ihr Lorche, einem das Gesicht zu schänden? Nicht genug, daß ihr mir den Bart unten abgestutzt habt, jetzt schneidet ihr mir den besten Teil davon ab: ich darf mich vor den Meinigen gar nicht sehen lassen. Daß ihr laufen müßtet und die Schuhsohlen verloren hättet!" Dann holte er einen Sack Perlen, der im Schilfe lag, und ohne ein Wort weiter zu sagen, schleppte er ihn fort und verschwand hinter einem Stein. Es trug sich zu, daß bald hernach die Mutter die beiden Mädchen nach der Stadt schickte, Zwirn, Nadel, Schnüre und Bänder einzukaufen. Der Weg führte über eine Haide, auf der hier und da mächtige Felsenstücke lagen. Da sahen sie einen großen Vogel in der Luft schweben, der langsam über ihnen kreiste, sich immer tiefer herabsenkte und endlich nicht weit bei einem Felsen niederstieß. Gleich darauf hörten sie einen durchdringenden, jämmerlichen Schrei. Sie liefen herzu und sahen mit Schrecken, daß der Adler ihren alten Bekannten, den Zwerg, gepackt hatte und ihn forttragen wollte. Die mitleidigen Kinder hielten gleich das Männchen fest und zerrten sich so lange mit dem Adler herum, bis er seine Beute fahren ließ. Als der Zwerg sich von dem ersten Schrecken erholt hatte, schrie er mit kreischender Stimme: „Konntet ihr nicht säuberlicher mit mir umgehen? Gerissen habt ihr an meinem dünnen Röckchen, daß es überall zerfetzt und durchlöchert ist, unbeholfenes und

Digitized by Google

täppisches Gesindel, das ihr seid!" Dann nahm er einen Sack mit Edelsteinen und schlüpfte wieder unter den Felsen in seine Höhle. Die Mädchen waren an seinen Undank schon gewöhnt, setzten ihren Weg fort und verrichteten ihr Geschäft in der Stadt. Als sie beim Heimweg wieder auf die Haide kamen, überraschten sie den Zwerg, der auf einem reinlichen Plätzchen seinen Sack mit Edelsteinen ausgeschüttet und nicht gedacht hatte, daß so spät noch jemand daherkommen würde. Die Abendsonne schien über die glänzenden Steine, sie schimmerten und leuchteten so prächtig in allen Farben, daß die Kinder stehen blieben und sie betrachteten. „Was steht ihr da und habt Maulaffen feil!" schrie der Zwerg, und sein aschgraues Gesicht ward zinnoberrot vor Zorn. Er wollte mit seinen Scheltworten fortfahren, als sich ein lautes Brummen hören ließ und ein schwarzer Bär aus dem Walde herbeitrabte. Erschrocken sprang der Zwerg auf, aber er konnte nicht mehr zu seinem Schlupfwinkel gelangen, der Bär war schon in seiner Nähe. Da rief er in seiner Herzensangst: „Lieber Herr Bär, verschont mich, ich will Euch alle meine Schätze geben, sehet, die schönen Edelsteine, die da liegen. Schenkt mir das Leben, was habt Ihr an mir kleinen schmächtigen Kerl? Ihr spürt mich nicht zwischen den Zähnen: da, die beiden gottlosen Mädchen packt, das sind für Euch zarte Bissen, fett wie junge Wachteln, die freßt in Gottes Namen." Der Bär kümmerte sich um seine Worte nicht, gab dem boshaften Geschöpf einen einzigen Schlag mit der Tatze, und es regte sich nicht mehr. Die Mädchen waren fortgesprungen, aber der Bär rief ihnen nach: „Schneeweißchen und Rosenrot, fürchtet euch nicht, wartet, ich will mit euch gehen." Da erkannten sie seine Stimme und blieben stehen, und als der Bär bei ihnen war, fiel plötzlich die Bärenhaut ab, und er stand da als ein schöner Mann und war ganz in Gold gekleidet. „Ich bin eines Königs Sohn," sprach er, „und war von dem gottlosen Zwerg, der mir meine Schätze gestohlen hatte, verwünscht, als ein wilder Bär in dem Walde zu laufen, bis ich durch seinen Tod erlöst würde. Jetzt hat er seine wohlverdiente Strafe empfangen." ~ Schneeweißchen ward mit ihm vermählt und Rosenrot mit seinem Bruder, und sie teilten die großen Schätze miteinander, die der Zwerg in seiner Höhle zusammengetragen hatte. Die alte Mutter lebte noch lange Jahre ruhig und glücklich bei ihren Kindern. Die zwei Rosenbäumchen aber nahm sie mit, und sie standen vor ihrem Fenster und trugen jedes Jahr die schönsten Rosen, weiß und rot.

Das singende springende Löweneckerchen / E.

war einmal ein Mann, der hatte eine große Reise vor, und beim Abschied fragte er seine drei Töchter, was er ihnen mitbringen sollte. Da wollte die älteste Perlen, die zweite wollte Diamanten, die dritte aber sprach: „Lieber Vater, ich wünsche mir ein singendes, springendes Löweneckerchen (Lerche)." Der Vater sagte: „Ja, wenn ich es kriegen kann, sollst du es haben," küßte alle drei und zog fort. Als nun die Zeit kam, daß er wieder auf dem Heimweg war, so hatte er Perlen und Diamanten für die zwei ältesten

Digitized by Google

gekauft, aber das singende springende Löwenedelchen für die jüngste hatte er umsonst allerorten gesucht, und das tat ihm leid, denn sie war sein liebstes Kind. Da führte ihn der Weg durch einen Wald, und mitten darin war ein prächtiges Schloß, und nah am Schloß stand ein Baum, ganz oben auf der Spitze des Baumes aber sah er ein Löwenedelchen singen und springen. „Ei, du kommst mir gerade recht," sagte er ganz vergnügt und rief seinem Diener, er sollte hinaufsteigen und das Tierchen fangen. Wie er aber zu dem Baum trat, sprang ein Löwe darunter auf, schüttelte sich und brüllte, daß das Laub an den Bäumen zitterte. „Wer mir mein singendes springendes Löwenedelchen stehlen will," rief er, „den fresse ich auf." Da sagte der Mann: „Ich habe nicht gewußt, daß der Vogel dir gehört: ich will mein Unrecht wieder gutmachen und mich mit schwerem Golde loskaufen, laßt mir nur das Leben." Der Löwe sprach: „Dich kann nichts retten, als wenn du mir zu eigen versprichst, was dir daheim zuerst begegnet; willst du das aber tun, so schenke ich dir das Leben und den Vogel für deine Tochter obendrein." Der Mann aber weigerte sich und sprach: „Das könnte meine jüngste Tochter sein, die hat mich am liebsten und läuft mir immer entgegen, wenn ich nach Haus komme." Dem Diener aber war angst, und er sagte: „Muß Euch denn gerade Eure Tochter begegnen, es könnte ja auch eine Katze oder ein Hund sein." Da ließ sich der Mann überreden, nahm das singende springende Löwenedelchen und versprach dem Löwen zu eigen, was ihm daheim zuerst begegnen würde. ~ Wie er daheim anlangte und in sein Haus eintrat, war das erste, was ihm begegnete, niemand anders als seine jüngste, liebste Tochter: die kam gelaufen, küßte und herzte ihn, und als sie sah, daß er ein singendes springendes Löwenedelchen mitgebracht hatte, war sie außer sich vor Freude. Der Vater aber konnte sich nicht freuen, sondern fing an zu weinen und sagte: „Mein liebstes Kind, den kleinen Vogel habe ich teuer gekauft, ich habe dich dafür einem wilden Löwen versprechen müssen, und wenn er dich hat, wird er dich zerreißen und fressen," und erzählte ihr da alles, wie es zugegangen war, und bat sie, nicht hinzugehen, es möchte auch kommen, was da wollte. Sie tröstete ihn aber und sprach: „Liebster Vater, was Ihr versprochen habt, muß auch gehalten werden: ich will hingehen und will den Löwen schon besänftigen, daß ich wieder gesund zu euch komme." Am andern Morgen ließ sie sich den Weg zeigen, nahm Abschied und ging getrost in den Wald hinein. Der Löwe aber war ein verzauberter Königssohn und war bei Tag ein Löwe, und mit ihm wurden alle seine Leute Löwen, in der Nacht aber hatten sie ihre natürliche menschliche Gestalt. Bei ihrer Ankunft ward sie freundlich empfangen und in das Schloß geführt. Als die Nacht kam, war er ein schöner Mann, und die Hochzeit ward mit Pracht gefeiert. Sie lebten vergnügt miteinander, wachten in der Nacht und schliefen am Tag. Zu einer Zeit kam er und sagte: „Morgen ist ein Fest in deines Vaters Haus, weil deine älteste Schwester sich verheiratet, und wenn du Lust hast hinzugehen, so sollen dich meine Löwen hinführen." Da sagte sie ja, sie möchte gern ihren Vater wiedersehen, fuhr hin und ward von den Löwen begleitet. Da war große Freude,

Digitized by Google

als sie ankam, denn sie hatten alle geglaubt, sie wäre von dem Löwen zerrissen worden und schon lange nicht mehr am Leben. Sie erzählte aber, was sie für einen schönen Mann hätte und wie gut es ihr ginge, und blieb bei ihnen, so lange die Hochzeit dauerte, dann fuhr sie wieder zurück in den Wald. Wie die zweite Tochter heiratete und sie wieder zur Hochzeit eingeladen war, sprach sie zum Löwen: „Diesmal will ich nicht allein sein, du mußt mitgehen." Der Löwe aber sagte, das wäre zu gefährlich für ihn, denn wenn dort der Strahl eines brennenden Lichts ihn berührte, so würde er in eine Taube verwandelt und müßte sieben Jahre lang mit den Tauben fliegen. „Ach," sagte sie, „geh nur mit mir: ich will dich schon hüten und vor allem Licht bewahren." Also zogen sie zusammen und nahmen auch ihr kleines Kind mit. Sie ließ dort einen Saal mauern, so stark und so dick, daß kein Strahl durchdringen konnte, darin sollt er sitzen, wann die Hochzeitslichter angesteckt würden. Die Tür aber war von frischem Holz gemacht, das sprang und bekam einen kleinen Riß, den kein Mensch bemerkte. Nun ward die Hochzeit mit Pracht gefeiert, wie aber der Zug aus der Kirche zurückkam mit den vielen Fackeln und Lichtern an dem Saal vorbei, da fiel ein haarbreiter Strahl auf den Königssohn, und wie dieser Strahl ihn berührt hatte, in dem Augenblick war er auch verwandelt, und als sie hineinkam und ihn suchte, sah sie ihn nicht, aber es saß da eine weiße Taube. Die Taube sprach zu ihr: „Sieben Jahre muß ich in die Welt fortfliegen: alle sieben Schritte aber will ich einen roten Blutstropfen und eine weiße Feder fallen lassen, die sollen dir den Weg zeigen, und wenn du der Spur folgst, kannst du mich erlösen." Da flog die Taube zur Tür hinaus, und sie folgte ihr nach, und alle sieben Schritte fiel ein rotes Blutströpfchen und ein weißes Federchen herab und zeigte ihr den Weg. So ging sie immer zu in die weite Welt hinein und schaute nicht um sich und ruhte sich nicht, und fast waren die sieben Jahre herum: da freute sie sich und meinte, sie wären bald erlöst, und war noch so weit davon. Einmal, als sie so fortging, fiel kein Federchen mehr und auch kein rotes Blutströpfchen, und als sie die Augen aufschlug, so war die Taube verschwunden. Und weil sie dachte: „Menschen können dir da nicht helfen," so stieg sie zur Sonne hinauf und sagte zu ihr: „Du scheinst in alle Ritzen und über alle Spitzen, hast du keine weiße Taube fliegen sehen?" „Nein," sagte die Sonne, „ich habe keine gesehen, aber da schenk ich dir ein Käslchen, das mach auf, wenn du in großer Not bist." Da dankte sie der Sonne und ging weiter bis es Abend war und der Mond schien, da fragte sie ihn: „Du scheinst ja die ganze Nacht und durch alle Felder und Wälder, hast du keine weiße Taube fliegen sehen?" „Nein," sagte der Mond, „ich habe keine gesehen, aber da schenk ich dir ein Ei, das zerbrich, wenn du in großer Not bist." Da dankte sie dem Mond und ging weiter, bis der Nachtwind herankam und sie anblies; da sprach sie zu ihm: „Du wehst ja über alle Bäume und unter allen Blättern weg, hast du keine weiße Taube fliegen sehen?" „Nein," sagte der Nachtwind, „ich habe keine gesehen, aber ich will die drei andern Winde fragen, die haben sie vielleicht gesehen." Der Ostwind und der Westwind kamen und hatten nichts gesehen, der

Digitized by Google

Südwind aber sprach: „Die weiße Taube habe ich gesehen, sie ist zum roten Meer geflogen, da ist sie wieder ein Löwe geworden, denn die sieben Jahre sind herum, und der Löwe steht dort im Kampf mit einem Lindwurm, der Lindwurm ist aber eine verzauberte Königstochter.“ Da sagte der Nachtwind zu ihr: „Ich will dir Rat geben, geh zum roten Meer, am rechten Ufer da stehen große Ruten, die zähle, und die elfte schneid dir ab und schlag den Lindwurm damit, dann kann ihn der Löwe bezwingen, und beide bekommen auch ihren menschlichen Leib wieder. Hernach schau dich um, und du wirst den Vogel Greif sehen, der am roten Meer sitzt, schwing dich mit deinem Liebsten auf seinen Rücken: der Vogel wird euch übers Meer nach Haus tragen. Da hast du auch eine Nuß, wenn du mitten über dem Meere bist, laß sie herabfallen, alsbald wird sie aufgehen, und ein großer Nußbaum wird aus dem Wasser hervorwachsen, auf dem sich der Greif ausruht: und könnte er nicht ruhen, so wäre er nicht stark genug, euch hinüberzutragen. Und wenn du vergißt, die Nuß herabzuwerfen, so läßt er euch ins Meer fallen.“ Da ging sie hin und fand alles, wie der Nachtwind gesagt hatte. Sie zählte die Ruten am Meer und schnitt die elfte ab, damit schlug sie den Lindwurm, und der Löwe bezwang ihn: alsbald hatten beide ihren menschlichen Leib wieder. Aber wie die Königstochter, die vorher ein Lindwurm gewesen war, vom Zauber frei war, nahm sie den Jüngling in den Arm, setzte sich auf den Vogel Greif und führte ihn mit sich fort. Da stand die arme Weitgewanderte und war wie verlassen und setzte sich nieder und weinte. Endlich aber ermutigte sie sich und sprach: „Ich will noch so weit gehen als der Wind weht und so lange als der Hahn kräht, bis ich ihn finde.“ Und ging fort, lange, lange Wege, bis sie endlich zu dem Schloß kam, wo beide zusammen lebten; da hörte sie, daß bald ein Fest wäre, wo sie Hochzeit miteinander machen wollten. Sie sprach aber: „Gott hilft mir noch“ und öffnete das Kästchen, das ihr die Sonne gegeben hatte, da lag ein Kleid darin, so glänzend wie die Sonne selber. Da nahm sie es heraus und zog es an und ging hinauf auf das Schloß, und alle Leute und die Braut selber sahen sie mit Verwunderung an; und das Kleid gefiel der Braut so gut, daß sie dachte, es könnte ihr Hochzeitskleid geben, und fragte, ob es nicht feil wäre? „Nicht für Geld und Gut,“ antwortete sie, „aber für Fleisch und Blut.“ Die Braut fragte, was sie damit meinte. Da sagte sie: „Laßt mich eine Nacht in der Kammer schlafen, wo der Bräutigam schläft.“ Die Braut wollte nicht und wollte doch gerne das Kleid haben, endlich willigte sie ein, aber der Kammerdiener mußte dem Königssohn einen Schlaftrunk geben. Als es nun Nacht war und der Jüngling schon schlief, ward sie in die Kammer geführt. Da setzte sie sich ans Bett und sagte: „Ich bin dir nachgefolgt sieben Jahre, bin bei Sonne und Mond und bei den vier Winden gewesen und habe nach dir gefragt, und habe dir geholfen gegen den Lindwurm, willst du mich denn ganz vergessen?“ Der Königssohn aber schlief so hart, daß es ihm nur vorkam, als rauschte der Wind draußen in den Tannenbäumen. Wie nun der Morgen anbrach, da ward sie wieder hinausgeführt und mußte das goldene Kleid hingeben. Und als auch das nichts geholfen

Digitized by Google

hatte, ward sie traurig, ging hinaus auf eine Wiese, setzte sich dahin und weinte. Und wie sie so saß, da fiel ihr das Ei noch ein, das ihr der Mond gegeben hatte; sie schlug es auf: da kam eine Glucke heraus mit zwölf Küchlein, ganz von Gold, die liefen herum und piepten und krochen der Alten wieder unter die Flügel, so daß nichts Schöneres auf der Welt zu sehen war. Da stand sie auf, trieb sie auf der Wiese vor sich her, so lange bis die Braut aus dem Fenster sah, und da gefielen ihr die kleinen Küchlein so gut, daß sie gleich herabkam und fragte, ob sie nicht feil wären. „Nicht für Geld und Gut, aber für Fleisch und Blut; laßt mich noch eine Nacht in der Kammer schlafen, wo der Bräutigam schläft." Die Braut sagte ja und wollte sie betrügen wie am vorigen Abend. Als aber der Königssohn zu Bett ging, fragte er seinen Kammerdiener, was das Murmeln und Rauschen in der Nacht gewesen sei. Da erzählte der Kammerdiener alles, daß er ihm einen Schlaftrunk hätte geben müssen, weil ein armes Mädchen heimlich in der Kammer geschlafen hätte, und heute nacht sollte er ihm wieder einen geben. Sagte der Königssohn: „Gieß den Trank neben dem Bett aus." Zur Nacht wurde sie wieder hereingeführt, und als sie anfing, zu erzählen, wie es ihr traurig ergangen wäre, da erkannte er gleich an der Stimme seine liebe Gemahlin, sprang auf und rief: „Jetzt bin ich erst recht erlöst, mir ist gewesen wie in einem Traum, denn die fremde Königstochter hatte mich bezaubert, daß ich dich vergessen mußte, aber Gott hat noch zu rechter Stunde die Betdrung von mir genommen." Da gingen sie beide in der Nacht heimlich aus dem Schloß, denn sie fürchteten sich vor dem Vater der Königstochter, der ein Zauberer war, und setzten sich auf den Vogel Greif, der trug sie über das rote Meer, und als sie in der Mitte waren, ließ sie die Nuß fallen. Alsbald wuchs ein großer Nußbaum, darauf ruhte sich der Vogel, und dann führte er sie nach Haus, wo sie ihr Kind fanden, das war groß und schön geworden, und sie lebten von nun an vergnügt bis an ihr Ende.

Die klugen Leute

Eines Tages holte ein Bauer seinen hagebüchnen Stock aus der Ecke und sprach zu seiner Frau: „Trine, ich gehe jetzt über Land und komme erst in drei Tagen wieder zurück. Wenn der Viehhändler in der Zeit bei uns einspricht und will unsere drei Kühe kaufen, so kannst du sie loschlagen, aber nicht anders als für zweihundert Taler, geringer nicht, hörst du?" „Geh nur in Gottes Namen," antwortete die Frau, „ich will das schon machen." „Ja du," sprach der Mann, „du bist als ein kleines Kind einmal auf den Kopf gefallen, das hängt dir bis auf diese Stunde nach. Aber das sage ich dir, machst du dummes Zeug, so streiche ich dir den Rücken blau an, und das ohne Farbe, bloß mit dem Stock, den ich da in der Hand habe, und der Anstrich soll ein ganzes Jahr halten, darauf kannst du dich verlassen." Damit ging der Mann seiner Wege. ~ Am andern Morgen kam der Viehhändler, und die Frau brauchte mit ihm nicht viel Worte zu machen. Als er die Kühe besehen hatte und den Preis vernahm, sagte er: „Das gebe ich gerne, so viel sind sie unter Brüdern wert. Ich will die Tiere gleich mit-

Digitized by Google

nehmen." Er machte sie von der Kette los und trieb sie aus dem Stall. Als er eben zum Hoftor hinaus wollte, faßte ihn die Frau am Ärmel und sprach: „Ihr müßt mir erst die zweihundert Taler geben, sonst kann ich Euch nicht gehen lassen." „Richtig," antwortete der Mann, „ich habe nur vergessen, meine Geldkatze umzuschnallen. Aber macht Euch keine Sorge, Ihr sollt Sicherheit haben, bis ich zahle. Zwei Kühe nehme ich mit mir, und die dritte lasse ich Euch zurück, so habt Ihr ein gutes Pfand." Der Frau leuchtete das ein, sie ließ den Mann mit seinen Kühen abziehen und dachte: „Wie wird sich der Hans freuen, wenn er sieht, daß ich es so klug gemacht habe." Der Bauer kam den dritten Tag, wie er gesagt hatte, nach Haus und fragte gleich, ob die Kühe verkauft wären. „Freilich, lieber Hans," antwortete die Frau, „und wie du gesagt hast, für zweihundert Taler. So viel sind sie kaum wert, aber der Mann nahm sie ohne Widerrede." „Wo ist das Geld?" fragte der Bauer. „Das Geld habe ich nicht," antwortete die Frau, „er hatte gerade seine Geldkatze vergessen, wirds aber bald bringen; er hat mir ein gutes Pfand zurückgelassen." „Was für ein Pfand?" fragte der Mann. „Eine von den drei Kühen, die kriegt er nicht eher, als bis er die andern bezahlt hat. Ich habe es klug gemacht, ich habe die kleinste zurückbehalten, die frißt am wenigsten." Der Mann ward zornig, hob seinen Stock in die Höhe und wollte ihr damit den verheißenen Anstrich geben. Plötzlich ließ er ihn sinken und sagte: „Du bist die dummste Gans, die auf Gottes Erdboden herumwackelt, aber du dauerst mich. Ich will auf die Landstraße gehen und drei Tage lang warten, ob ich jemand finde, der noch einfältiger ist als du bist. Glückt mirs, so sollst du frei sein, finde ich ihn aber nicht, so sollst du deinen wohlverdienten Lohn ohne Abzug erhalten." Er ging hinaus auf die große Straße, setzte sich auf einen Stein und wartete auf die Dinge, die da kommen sollten. Da sah er einen Leiterwagen heranfahren, und eine Frau stand mitten darauf, statt auf dem Gebund Stroh zu sitzen, das dabei lag, oder neben den Ochsen zu gehen, um sie zu leiten. Der Mann dachte: „Das ist wohl eine, wie du sie suchst," sprang auf und lief vor dem Wagen hin und her wie einer, der nicht recht gescheit ist. „Was wollt Ihr, Gevatter," sagte die Frau zu ihm, „ich kenne Euch nicht, von wo kommt Ihr her?" „Ich bin von dem Himmel gefallen," antwortete der Mann, „und weiß nicht, wie ich wieder hinkommen soll; könnt Ihr mich nicht hinausfahren?" „Nein," sagte die Frau, „ich weiß den Weg nicht. Aber wenn Ihr aus dem Himmel kommt, so könnt Ihr mir wohl sagen, wie es meinem Mann geht, der schon seit drei Jahren dort ist; Ihr habt ihn gewiß gesehen?" „Ich habe ihn wohl gesehen, aber es kann nicht allen Menschen gut gehen. Er hütet die Schafe, und das liebe Vieh macht ihm viel zu schaffen, das springt auf die Berge und verirrt sich in der Wildnis, und da muß er hinterherlaufen und es wieder zusammentreiben. Abgerissen ist er auch, und die Kleider werden ihm bald vom Leib fallen. Schneider gibt es dort nicht, der heilige Petrus läßt keinen hinein, wie Ihr aus dem Märchen wißt." „Wer hätte sich das gedacht!" rief die Frau. „Wißt Ihr was? Ich will seinen Sonntagsrock holen, der noch

Digitized by Google

daheim im Schrank hängt, den kann er dort mit Ehren tragen. Ihr seid wohl so gut und nehmt ihn mit." „Das geht nicht wohl," antwortete der Bauer, „Kleider darf man nicht in den Himmel bringen, die werden einem vor dem Tor abgenommen." „Hört mich an," sprach die Frau, „ich habe gestern meinen schönen Weizen verkauft und ein hübsches Geld dafür bekommen, das will ich ihm schicken. Wenn Ihr den Beutel in die Tasche steckt, so wirds kein Mensch gewahr." „Kanns nicht anders sein," erwiderte der Bauer, „so will ich Euch wohl den Gefallen tun." „Bleibt nur da sitzen," sagte sie, „ich will heimfahren und den Beutel holen; ich bin bald wieder hier. Ich setze mich nicht auf das Bund Stroh, sondern stehe auf dem Wagen, so hats das Vieh leichter." Sie trieb ihre Ochsen an, und der Bauer dachte: „Die hat Anlage zur Narrheit, bringt sie das Geld wirklich, so kann meine Frau von Glück sagen, denn sie kriegt keine Schläge." Es dauerte nicht lange, so kam sie gelaufen, brachte das Geld und steckte es ihm selbst in die Tasche. Eh sie wegging, dankte sie ihm noch tausendmal für seine Gefälligkeit. ~ Als die Frau wieder heimkam, so fand sie ihren Sohn, der aus dem Feld zurückgekehrt war. Sie erzählte ihm, was sie für unerwartete Dinge erfahren hätte und setzte dann hinzu: „Ich freue mich recht, daß ich Gelegenheit gefunden habe, meinem armen Mann etwas zu schicken, wer hätte sich vorgestellt, daß er im Himmel an etwas Mangel leiden würde?" Der Sohn war in der größten Verwunderung. „Mutter," sagte er, „so einer aus dem Himmel kommt nicht alle Tage, ich will gleich hinaus und sehen, daß ich den Mann noch finde; der muß mir erzählen, wies dort aussieht und wies mit der Arbeit geht." Er sattelte das Pferd und ritt in aller Hast fort. Er fand den Bauer, der unter einem Weidenbaum saß und das Geld, das im Beutel war, zählen wollte. „Habt Ihr nicht den Mann gesehen," rief ihm der Junge zu, „der aus dem Himmel gekommen ist?" „Ja," antwortete der Bauer, „der hat sich wieder auf den Rückweg gemacht und ist den Berg dort hinaufgegangen, von wo ers etwas näher hat. Ihr könnt ihn noch einholen, wenn Ihr scharf reitet." „Ach," sagte der Junge, „ich habe mich den ganzen Tag abgeäschert, und der Ritt hierher hat mich vollends müde gemacht; Ihr kennt den Mann, seid so gut und setzt Euch auf mein Pferd und überredet ihn, daß er hierher kommt." „Aha," meinte der Bauer, „das ist auch einer, der keinen Docht in seiner Lampe hat." „Warum soll ich Euch den Gefallen nicht tun?" sprach er, stieg auf und ritt im stärksten Trab fort. Der Junge blieb sitzen, bis die Nacht anbrach, aber der Bauer kam nicht zurück. „Gewiß," dachte er, „hat der Mann aus dem Himmel große Eile gehabt und nicht umkehren wollen, und der Bauer hat ihm das Pferd mitgegeben, um es meinem Vater zu bringen." Er ging heim und erzählte es seiner Mutter, was geschehen war: das Pferd habe er dem Vater geschickt, damit er nicht immer herumzulaufen brauche. „Du hast wohlgetan," antwortete sie, „du hast junge Beine und kannst zu Fuß gehen." ~ Als der Bauer nach Haus gekommen war, stellte er das Pferd in den Stall neben die verpfändete Kuh, ging dann zu seiner Frau und sagte: „Trine, das war dein Glück, ich habe zwei gefunden, die

Digitized by Google

noch einfältigere Narren sind als du: diesmal kommst du ohne Schläge davon, ich will sie für eine andere Gelegenheit aufsparen." Dann zündete er seine Pfeife an, setzte sich in den Großvaterstuhl und sprach: „Das war ein gutes Geschäft, für zwei magere Kühe ein glattes Pferd und dazu einen großen Beutel voll Geld. Wenn die Dummheit immer so viel einbrächte, so wollte ich sie gerne in Ehren halten." So dachte der Bauer, aber dir sind gewiß die Einfältigen lieber.

Meister Pfriem / Meister Pfriem war ein kleiner hagerer, aber

lebhafter Mann, der keinen Augenblick Ruhe hatte. Sein Gesicht, aus dem nur die aufgestülpte Nase vorragte, war pockennarbig und leichenblaß, sein Haar grau und struppig, seine Augen klein, aber sie blitzten unaufhörlich rechts und links hin. Er bemerkte alles, tadelte alles, wußte alles besser und hatte in allem recht. Ging er auf der Straße, so ruderte er heftig mit beiden Armen, und einmal schlug er einem Mädchen, das Wasser trug, den Eimer so hoch in die Luft, daß er selbst davon begossen ward. „Schafskopf," rief er ihr zu, indem er sich schüttelte, „konntest du nicht sehen, daß ich hinter dir herkam?" Seines Handwerks war er ein Schuster, und wenn er arbeitete, so fuhr er mit dem Draht so gewaltig aus, daß er jedem, der sich nicht weit genug in der Ferne hielt, die Faust in den Leib stieß. Kein Geselle blieb länger als einen Monat bei ihm, denn er hatte an der besten Arbeit immer etwas auszusetzen. Bald waren die Stiche nicht gleich, bald war ein Schuh länger, bald ein Absatz höher als der andere, bald war das Leder nicht hinlänglich geschlagen. „Warte," sagte er zu dem Lehrjungen, „ich will dir schon zeigen, wie man die Haut weich schlägt," holte den Riemen und gab ihm ein paar Hiebe über den Rücken. Faulenzer nannte er sie alle. Er selber brachte aber doch nicht viel vor sich, weil er keine Viertelstunde ruhig sitzenblieb. War seine Frau frühmorgens aufgestanden und hatte Feuer angezündet, so sprang er aus dem Bett und lief mit bloßen Füßen in die Küche. „Wollt ihr mir das Haus anzünden!" schrie er, „das ist ja ein Feuer, daß man einen Ochsen dabei braten könnte! Oder kostet das Holz etwa kein Geld?" Standen die Mägde am Waschfaß, lachten und erzählten sich, was sie wußten, so schalt er sie aus: „Da stehen die Gänse und schnattern und vergessen über dem Geschwätz ihre Arbeit. Und wozu die frische Seife? Heillose Verschwendung und obendrein eine schändliche Faulheit: sie wollen die Hände schonen und das Zeug nicht ordentlich reiben." Er sprang fort, stieß aber einen Eimer voll Lauge um, so daß die ganze Küche überschwemmt ward. Richtete man ein neues Haus auf, so lief er ans Fenster und sah zu. „Da vermauern sie wieder den roten Sandstein," rief er, „der niemals austrocknet; in dem Haus bleibt keiner gesund. Und seht einmal, wie schlecht die Gesellen die Steine aufsetzen. Der Mörtel taugt auch nichts: Kies muß hinein, nicht Sand. Ich erlebe noch, daß den Leuten das Haus über dem Kopf zusammenfällt." Er setzte sich und tat ein paar Stiche, dann sprang er wieder auf, hakte sein Schurzfell los und rief: „Ich will nur hinaus und den Menschen ins Gewissen

Digitized by Google

reden." Er geriet aber an die Zimmerleute. „Was ist das?" rief er. „Ihr haut ja nicht nach der Schnur. Meint ihr, die Balken würden gerade stehen? Es weicht einmal alles aus den Fugen." Er riß einem Zimmermann die Axt aus der Hand und wollte ihm zeigen, wie er hauen müßte, als aber ein mit Lehm beladener Wagen herangefahren kam, warf er die Axt weg und sprang zu dem Bauer, der nebenher ging. „Ihr seid nicht recht bei Trost," rief er, „wer spannt junge Pferde vor einen schwerbeladenen Wagen? Die armen Tiere werden Euch auf dem Platz umfallen." Der Bauer gab ihm keine Antwort, und Pfriem lief vor Ärger in seine Werkstätte zurück. Als er sich wieder zur Arbeit setzen wollte, reichte ihm der Lehrjunge einen Schuh. „Was ist das wieder," schrie er ihn an, „habe ich euch nicht gesagt, ihr solltet die Schuhe nicht so weit ausschneiden? Wer wird einen solchen Schuh kaufen, an dem fast nichts ist als die Sohle? Ich verlange, daß meine Befehle unmangelhaft befolgt werden." „Meister," antwortete der Lehrjunge, „Ihr mögt wohl recht haben, daß der Schuh nichts taugt, aber es ist derselbe, den Ihr zugeschnitten und selbst in Arbeit genommen habt. Als Ihr vorhin aufgesprungen seid, habt Ihr ihn vom Tisch herabgeworfen, und ich habe ihn nur aufgehoben. Euch könnte es aber ein Engel vom Himmel nicht recht machen." Meister Pfriem träumte in der Nacht, er wäre gestorben und befände sich auf dem Weg nach dem Himmel. Als er anlangte, klopfte er heftig an die Pforte: „Es wundert mich," sprach er, „daß sie nicht einen Ring am Tor haben, man klopft sich die Knöchel wund." Der Apostel Petrus öffnete und wollte sehen, wer so ungestüm Einlaß begehrte. Ach, Ihr seids, Meister Pfriem," sagte er, „ich will Euch wohl einlassen, aber ich warne Euch, daß Ihr von Eurer Gewohnheit ablaßt und nichts tadelt, was Ihr im Himmel seht: es könnte Euch übel bekommen." „Ihr hättet Euch die Ermahnung sparen können," erwiderte Pfriem, „ich weiß schon, was sich ziemt, und hier ist, Gott sei Dank, alles vollkommen und nichts zu tadeln wie auf Erden." Er trat also ein und ging in den weiten Räumen des Himmels auf und ab. Er sah sich um, rechts und links, schüttelte aber zuweilen mit dem Kopf oder brummte etwas vor sich hin. Indem erblickte er zwei Engel, die einen Balken wegtrugen. Es war der Balken, den einer im Auge gehabt hatte, während er nach dem Splitter in den Augen anderer suchte. Sie trugen aber den Balken nicht der Länge nach, sondern quer. „Hat man je einen solchen Unverstand gesehen," dachte Meister Pfriem; doch schwieg er und gab sich zufrieden: „Es ist im Grunde einerlei, wie man den Balken trägt, gerade oder quer, wenn man nur damit durchkommt, und, wahrhaftig, ich sehe, sie stoßen nirgend an." Bald hernach erblickte er zwei Engel, welche Wasser aus einem Brunnen in ein Faß schöpften, zugleich bemerkte er, daß das Faß durchlöchert war und das Wasser von allen Seiten herauslief. Sie tränkten die Erde mit Regen. „Alle Hagel!" platzte er heraus, besann sich aber glücklicherweise und dachte, „vielleicht ists bloßer Zeitvertreib; machts einem Spaß, so kann man dergleichen unnütze Dinge tun, zumal hier im Himmel, wo man, wie ich schon bemerkt habe, doch nur faulenzt." Er ging

Digitized by Google

weiter und sah einen Wagen, der in einem tiefen Loch steckengeblieben war. „Kein Wunder," sprach er zu dem Mann, der dabeistand, „wer wird so unvernünftig aufladen? Was habt Ihr da?" „Fromme Wünsche," antwortete der Mann, „ich konnte damit nicht auf den rechten Weg kommen, aber ich habe den Wagen noch glücklich heraufgeschoben, und hier werden sie mich nicht stecken lassen." Wirklich kam ein Engel und spannte zwei Pferde vor. „Ganz gut," meinte Pfriem, „aber zwei Pferde bringen den Wagen nicht heraus, viere müssen wenigstens davor." Ein anderer Engel kam und führte noch zwei Pferde herbei, spannte sie aber nicht vorn, sondern hinten an. Das war dem Meister Pfriem zuviel. „Tolpatsch," brach er los, „was machst du da? Hat man je, solange die Welt steht, auf diese Weise einen Wagen herausgezogen? Da meinen sie aber in ihrem dünkelhaften Übermut alles besser zu wissen." Er wollte weiterreden, aber einer von den Himmelsbewohnern hatte ihn am Kragen gepackt und schob ihn mit unwiderstehlicher Gewalt hinaus. Unter der Pforte drehte der Meister noch einmal den Kopf nach dem Wagen und sah, wie er von vier Flügelpferden in die Höhe gehoben ward. In diesem Augenblick erwachte Meister Pfriem. „Es geht freilich im Himmel etwas anders her als auf Erden," sprach er zu sich selbst, „und da läßt sich manches entschuldigen; aber wer kann geduldig mit ansehen, daß man die Pferde zugleich hinten und vorn anspannt? Freilich, sie hatten Flügel, aber wer kann das wissen? Es ist übrigens eine gewaltige Dummheit, Pferden, die vier Beine zum Laufen haben, noch ein paar Flügel anzuheften. Aber ich muß aufstehen, sonst machen sie mir im Haus lauter verkehrtes Zeug. Es ist nur ein Glück, daß ich nicht wirklich gestorben bin!"

Der Sack voll Wahrheiten / Es war einmal ein König,

der hatte eine sehr schöne Tochter, und die hatte so viel Freier, daß sie sich ihrer nicht zu entschlagen wußte, und daß die Wahl ihr mit jedem Tage schwerer wurde, denn jeden Tag kamen ihrer einige Dutzende mehr in der Hauptstadt an. Da ließ der König endlich ein Gebot ergehen: wer ihm einen goldenen Apfel brächte, der solle die Prinzessin haben. Nun wäre es zwar leicht gewesen, sich einen goldenen Apfel beim Goldschmied machen zu lassen, aber damit war es nicht getan, denn der Apfel mußte gewachsen sein, und es gibt nur einen Baum in der Welt, worauf sie wachsen. Nun verloren die meisten Freier den Mut, ein General aber behielt dessen genug und machte sich auf den Weg und kam in einen großen Wald, und als er den hinter sich hatte, da lag eine große Haide vor ihm, und mitten auf der Haide stand der Wunderbaum, und der glänzte ganz prächtig, so voll goldener Äpfel war er. Kaum stand er daran, als ihm einer der goldenen Äpfel vor die Füße fiel. Den steckte er schnell in die Tasche, aber er war nicht mit einem zufrieden, sondern wollte ihrer mehr haben und rüttelte und schüttelte, aber es wollte keiner fallen. Da nahm er einen Stock und wollte sich welche herunterwerfen, aber das half auch nichts, und er mußte sich mit dem einen begnügen und zog ab. Als er wieder in den Wald kam, be-

Digitized by Google

gegnete ihm ein kleines graues Männchen, das fragte ihn: „Ei, mein Freund, was hat Er denn in seiner Tasche?“ Der General sah das Männchen einmal von der Seite an und erwiderte unwirsch: „Einen Dreck hab ich.“ Da sprach das Männchen: „Ists ein Dreck, dann solls auch Dreck bleiben,“ und mit den Worten war er verschwunden. Als der General in die Hauptstadt kam, da machte er groß Geschrei, daß er den goldenen Apfel habe, und als der König das hörte, ließ er schnell eine prächtige Mahlzeit anrichten; dabei saß der General neben der Prinzessin und meinte schon, er hätte sie. Ja, damit hatte es aber gute Weile, denn als ihm gegen das Ende der Tafel eine große goldene Schüssel vorgehalten wurde und er den goldenen Apfel darauflegen sollte, und er in die Tasche griff und den Wunderapfel herausziehen wollte, da hatte er einen Dreck in der Hand, und der roch so übel, daß die Prinzessin ohnmächtig wurde, denn die war derartige Gerüche nicht gewohnt. Der König aber wurde ganz wütend, denn er meinte, der General hätte ihn zum Narren halten wollen; er rief die Schildwache herein und ließ den General in das dunkelste Gefängnis werfen und ihm nur Wasser und Brot geben, was dem General lange Zeit nicht zum besten schmecken wollte. Nun geschah es, daß ein gemeiner Soldat, der aber ein sehr gutes Herz hatte, davonlief, weil das Soldatenspielen ihm nicht gefiel und er lieber einerlei Tuch am Rock trug als zweierlei. Der kam auch, aber ganz zufällig, in den großen Wald, und da setzte er sich ins Gras, zog ein Stückchen Wurst und Brot aus der Tasche und schnitts zu Scheiben und fing an, es zu verzehren. Indem er damit beschäftigt war, trat das graue Männchen zu ihm und sprach: „Mich hungert sehr, gib mir auch ein Stückchen Brot und ein Scheibchen Wurst!“ „Von Herzen gern,“ sagte der Soldat, schnitt eine dicke Scheibe vom dicksten Ende der Wurst ab, brach das Brot in zwei Teile und gab das größte Stück mit der Wurst dem Männchen. Da sprach das Männchen: „Ich danke dir von Herzen, und weil du so gut gegen mich warst, so will ich es auch gegen dich sein.“ Und es zog einen goldenen Apfel aus dem Sack und ein Pfeifchen und gabs dem Soldaten und sprach: „Mit dem Apfel kannst du dir die Königstochter erwerben, wenn du ihn dem König bringst, und das Pfeifchen wird dir auch schon gute Dienste tun.“ Und fort wars, und der Soldat wußte gar nicht, wo es hingeraten war, das kleine graue Männchen. Da hätte einer den Menschen springen sehen können! Er konnte lange seiner Freude nicht Meister werden, aber langsam kam es doch, wenn auch sehr langsam, eben wie der alten Frau das Tanzen. Sein erster Weg war jetzt natürlich zur Hauptstadt. Da ging er in das Schloß, trat vor den König und sprach: „Herr König, ich habe den goldenen Apfel, womit man die Prinzessin erwerben kann.“ „Hast du den Apfel, dann behalt ihn bis zu Ende der Mahlzeit,“ sprach der König und ließ schnell Gäste laden und ein Gastmahl zurichten, und der Soldat saß neben der Prinzessin und konnte sich nicht satt sehen, weil sie so sehr schön war, konnte aber gar nicht essen, denn er hatte viel zu viel Freude und hielt stets die Hand am Sack, worin der kostbare Apfel war, denn er war bang, er könnt ihm noch gestohlen werden. Am Trinken ließ er es aber nicht

Digitized by Google

fehlen. Gegen das Ende der Mahlzeit brachte man die goldene Schüſſel, und da griff er ſchnell in den Sack, zog den Apfel heraus und legte ihn auf die Schüſſel, indem er ſprach: „Da habt ihr ihn, da iſt er!“ „Ach, wie ſchön!“ rief der König, und da riefen auch die anderen alle: „Ach, wie ſchön!“ Der Soldat aber ſprach: „Jetzt hab ich Euer Begehr erfüllt, Herr König, nun marſch zur Hochzeit, Jungfer Prinzeſſin!“ Dazu hatte die Königstochter aber nicht ſonderliche Luſt, denn der Soldat hatte ſo ſchlechte Kleider an und aus der Taſche guckte gar ſein Stummelspfeifchen und ein Wurſtzipfelchen, und außerdem hatte er ſo rauhe Hände und roch nach Tabak, ſo daß ſie ein über das andere Mal ihr Riechfläſchchen vor die Naſe hielt. Dem König gefiel der Schwiegerſohn auch nicht zum allerbeſten, und er meinte, es habe wohl noch Zeit bis in einigen Tagen. „In Gottes Namen, wenns nicht länger wird,“ ſprach der Soldat. „Ich möchte mir auch einen anderen Kittel machen laſſen.“ Das iſt gut, dachte der König. Kommt Zeit, kommt Rat. Der König fing jetzt an, nachzuſinnen, wie er ſich den Schwiegerſohn ordentlicherweiſe vom Halſe ſchaffen könne, aber es fiel ihm kein Mittel ein. Da dachte er an den General, der ihm ſtets mit klugen Ratſchlägen zur Hand geweſen war, wenn der Schuh ihn irgendwo drückte. Und er ließ ihn alsbald aus dem Gefängniſſe holen und erzählte ihm alles und fragte ihn, was man dem Soldaten noch für ein ſchweres Stück aufgeben könnte. „Das will ich Euch ſagen, Herr König,“ antwortete der General. „Laßt ihm hundert Haſen aus dem Tiergarten zuſammentreiben; die ſoll er hüten, aber wenn einer ihm laufen geht, dann muß er ſeinen Kopf dafür laſſen.“ „Das ſoll keinem Tauben geſagt ſein,“ ſprach der König, ließ den Soldaten rufen und erklärte ihm kurz und gut, daß er nicht ſein Schwiegerſohn werden könne, wenn er nicht hundert Haſen drei Tage lang hüte. Der Soldt zog ein kraus Geſicht. Aber was halfs! Es wurden hundert Treiber in den Tiergarten geſchickt, die mußten die Haſen auftreiben, und der Soldat ſtand mit dem General und dem König am Tor des Tiergartens, und wie ein Haſe herausſprang, zählte der General: Eins, zwei, drei, bis ihrer hundert waren, da machte er das Tor zu, und der König ſprach: „Jetzt haſt du ihrer hundert, wenn du ſie nicht jeden Abend richtig heimführſt, dann gilts deinen Kopf.“ O weh, dachte der Soldat und griff ſich an den Kopf; er glaubte, er fühle ihn ſchon wackeln, denn nicht einer von den Haſen hatte gewartet, bis die hundert voll waren, ſondern alle waren ins Feld und in den Wald gelaufen, was gibſt du, was haſt du. Der General aber lachte ſo recht falſch, und der König hielt ſich die Hand vor den Mund, um nicht lachen zu müſſen, denn der Streich ſei allzu gut gelungen, meinte er. Während ſie in das Schloß gingen und dort ein großes Freudenmahl gehalten wurde, ſchritt der arme Soldat traurig dem Walde zu und dachte, es ſei doch recht wahr: wer mit großen Herren Kirſchen eſſe, den würfen ſie mit den Steinen. Am Walde ſetzte er ſich ins Gras, da fiel ihm das Pfeifchen ein, und er dachte: Ei, jetzt will ich ein Stückchen pfeifen, was hab ich von dem Kopfhängen! Und er zog das Pfeifchen aus dem Sack und pfiff luſtig, und zugleich ſprangen viele tauſend Haſen von allen Seiten hinzu, ſo daß

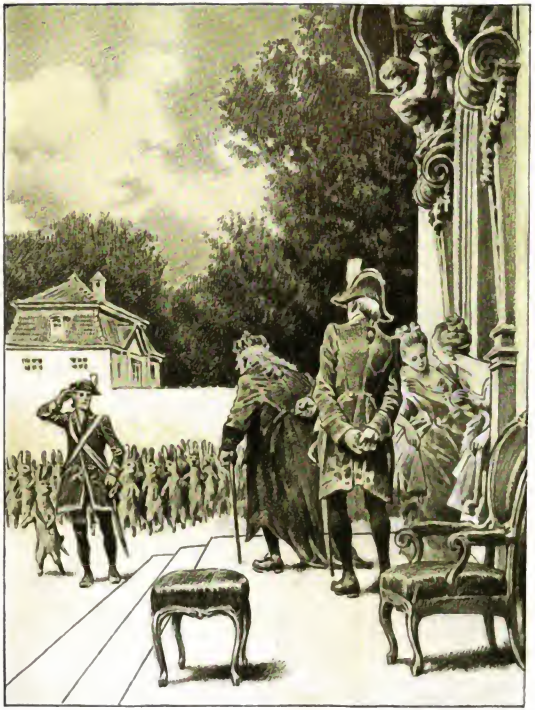
Digitized by Google

das ganze Feld mit ihnen voll war und aussah wie ein großer Hasenpelz. Jetzt wuchs sein Mut wieder, er zählte sich hundert Hasen ab, hieß die anderen ihres Weges laufen und machte sich einen Zeitvertreib, die hundert Hasen das Exerzieren zu lehren. Abends nach dem Essen saß der König mit seiner ganzen Familie vor der Tür des Schlosses, als plötzlich in der Ferne etwas laut pfiff. Er schaute hin und fragte den General: „Ei, was ist das für eine Armee, die da heranzieht?“ Zwohl war das eine Armee. Der Soldat marschierte wie ein General voraus und die hundert Hasen in vier Abteilungen hinter ihm drein. Jede Abteilung hatte drei Glieder, jedes von acht Hasen, und einer hupfte als Offizier vor den anderen her. Alle trugen aber Stöckchen, gerade wie Gewehre, und als sie vor den König kamen, da schulterten sie und präsentierten wie die besten Soldaten. Da ärgerte sich der General die Seele fast aus dem Leibe, aber er dachte bei sich: Halt, ich kriege dich doch! Er tröstete auch die Prinzessin, die schon wieder vor Schrecken in Ohnmacht gefallen war, es sei ja noch nicht aller Tage Abend, und er werde schon sorgen, daß der Soldat morgen abend nicht mehr alle hundert Hasen zusammen habe. Am folgenden Morgen verkleidete sich der General als Jäger, kam zu dem Soldaten und fragte ihn, ob er ihm nicht einen von den Hasen verkaufen wolle. „Warum nicht?“ sprach der Soldat, der den General gleich erkannte; „aber ich fürchte, Ihr findet meinen Preis nicht annehmbar.“ „Ich bezahle dir so viel, wie du willst,“ sagte der General, „und wenn es tausend Dukaten sind, denn die Hasen gefallen mir allzu gut.“ „Von Dukaten ist die Rede nicht,“ sagte der Soldat, „aber für fünfzig Prügel ist er mir feil.“ „In Gottes Namen,“ sagte der General, und der Soldat ging hin und schnitt sich ein junges Eichbäumchen, und der General mußte seinen Rücken entblößen und bekam fünfzig Prügel richtig gezählt und von der besten Sorte, denn der Soldat war ein handfester Bursch. Der General biß sich auf die Lippen, zuckte und zappelte, aber es half ihm nichts, und so hielt er aus und tröstete sich schnell, als er seinen Hasen bekam. Kaum war er aber fünfzig Schritt weg, da pfiff der Soldat sein Stöckchen, und sogleich schmiß der Hase den General vom Gaul, daß ihm Hören und Sehen verging, und kam wieder, und der General konnte gesoppt nach Hause gehen. Da schickte die Prinzessin ihre Kammerjungfer weg, daß sie dem Soldaten einen Hasen abschwatze. Die kam und tat schön mit dem Soldaten und schmeichelte ihm und bat ihn, er möge ihr doch eins der Häslein verehren; sie gefielen ihr so gut, weil sie so geschickt seien. „Von Verehren ist hier die Rede nicht, aber Ihr könnt Euch einen verdienen,“ sprach der Soldat, welcher den Pfiff wohl merkte. „Sagt mir, wie,“ sprach sie, „ich bin Köchin und will Euch gut Essen besorgen.“ „Ich spreche nicht von Essen, aber für fünfzig Prügel könnt Ihr ihn haben.“ „Wenns nicht anders ist,“ sprach sie, und der Soldat ging und schnitt sich einen Schwarzdornstecken und nahm ihr fünfzigmal das Maß auf dem Rücken, daß ihr die Augen dabei überliefen. Dann bekam sie ihr Häslein und konnte gehen, aber als sie kaum hundert Schritte weit war, da pfiff der Soldat, und plumps lag sie auf dem Rücken, und das

Digitized by Google

Häslein war wieder bei seinen Kameraden. Zu Hause erzählte sie ebensowenig wie es der General erzählt hatte, wie teuer ihr das Häschen zu stehen gekommen, sondern nur, daß sie es verdient gehabt hätte, und daß es ihr wieder fortgelaufen sei. „Du hast dich ungeschickt angelegt," sagte die Prinzessin, „ich werde schon eins heimbringen." Und sie zog sich als Wildbrethändlerin an und ging selber hin, tat auch recht schön mit dem Soldaten und sagte ihm, sie wolle ihm viele Hirsche und Rehe geben, wenn er ihr nur einen von seinen Hasen überlassen wolle. Der Soldat aber erkannte sie auf den ersten Blick, tat jedoch nicht, als ob er etwas merke, und sagte: „Von Tauschen ist hier nicht die Rede, aber ihr könnt euch ein Häslein verdienen." „Sagt nur, wie," sprach die Prinzessin. „Mit sieben Küssen," sprach der Soldat. O weh! dachte die Prinzessin, das ist sauer, aber sie hielt doch her, und der Soldat sprang bei jedem Kuß mannshoch vor Freude, während sie ein Gesicht schnitt, als ob sie Essig und Pfeffer verschluckt hätte. Dann bekam sie ihr Häschen und sprang vor Freude selber wie ein Häschen, denn sie dachte des Soldaten jetzt los zu sein. Als sie aber ihrem Vater, der ihr entgegengekommen war, das Häschen zeigen wollte, da ging ein lauter Pfiff, und husch war das Häschen weg und wieder bei seiner Sippschaft. Sie hütete sich aber wohl, zu erzählen, wie sie es verdient hatte. „Daß dich das Mäuslein biß!" fluchte der König, als er das sah; jetzt will ich doch selber wissen, ob ich nicht einen Hasen bekommen kann! Und er verkleidete sich auch und ging auch zum Soldaten, der ihn alsbald erkannte. „Sind dir die Hasen feil?" fragte der König. „Ja," sprach der Soldat, „aber ich verkaufe sie nicht, Ihr müßt sie verdienen." „Gut, aber wie?" fragte der König. „Wenn Ihr dreimal den Gaul dort untern Schwanz küßt und dazwischen jedesmal in die Faust trompetet, dann schenk ich Euch einen Hasen." Der König zog einen schiefen Mund, aber der Soldat sah nicht aus wie einer, der leicht seinen Willen ändert, und somit ging der König an sein schweres Werk, und als er es vollendet, bekam er seinen Hasen, den er wohl und sicher bei den Ohren faßte und triumphierend nach Hause trug. Als er ihn aber gerade der Prinzessin zeigen wollte, scholl des Soldaten Pfeifchen, und fort war der Hase, und der König meinte vor Ärger in die Luft zu fliegen, als der Soldat abends wieder mit seiner Armee einrückte. Er ließ darum den General holen, und die beiden sannen ein neues schweres Stück für den Soldaten aus. Als dieser am dritten Tage seine Armee auf die Weide führen wollte, ließ ihn der König rufen, zeigte ihm einen Sack, der war hundert Ellen lang und hundert Ellen breit, und gab ihm auf, den voll Wahrheiten zu machen, wenn er das nicht könne, dann werde ihm der Kopf abgeschlagen. „Das will ich gerne, und das ist leicht," sprach der Soldat und fuhr dann also fort: „Ich habe hundert Hasen bekommen, die sollt ich hüten, daß nicht einer davonsprünge, Ist das nicht wahr?" „Das ist wahr," sprach der König. „Marsch in den Sack, ihr Hasen!" rief der Soldat, und hups, hups, sprangen die Häslein in den Sack, und der Soldat fuhr fort: „Als ich mit ihnen auf der Weide war, kam ein Jäger und wollte mir einen Hasen ablaufen; das wollt ich nicht und sprach, er solle

Digitized by Google



Digitized by Google

sich ihn verdienen, und da hat er sich ihn mit fünfzig derben Prügeln verdient; ist das nicht wahr, Herr General? „Das ist gelogen!“ schrie der General, aber der Soldat sprach: „Knüpft ihm nur das Wams los, ihr könnt sie noch alle fünfzig zählen, denn sie hatten ihr volles Gewicht, und keiner war zu leicht.“ Da befahl der König, daß der General seinen Rücken zeige, und als jedermann die Striemen darauf sah, da mußte der General zu den Häslein ins Quartier. Der Soldat aber erzählte weiter: „Dann kam ein Jüngferlein zu mir, eine Köchin, die wollte mich mit Schmeicheleien fangen und mit gutem Essen und Trinken locken, aber ich ließ mich nicht hinters Licht führen, und sie mußte auch ihr Häslein verdienen, und zwar mit fünfzig Prügeln. Das war die Kammerjungfer der Prinzessin; ist das wahr oder nicht?“ „Ist das wahr?“ fragte der König. Aber die Kammerjungfer war nicht zu finden. „Nun, wo ist sie denn?“ fragte der König. Da rief sie aus dem Sack heraus: „Ich bin schon hier, es ist wahr, es ist alles wahr.“ Nun sprach der Soldat weiter: „Darauf kam eine Wildbrethändlerin, die bot mir Hirsche und Rehe an, aber sie sollte auch ihr Häslein verdienen.“ „Es ist wahr, es ist wahr!“ rief die Prinzessin, welche rot war bis hinter die Ohren, und der Soldat hielt den Sack auf, und husch war sie hinein. „Jetzt weiter,“ sprach der Soldat, und der König rückte unruhig hin und her auf seinem Thron, als obs ihm nicht recht behaglich darauf wär, gerade als säße er auf Nadeln, Disteln und Dornen. Daran kehrte sich der Soldat aber nicht, sondern fuhr fort: „Zuletzt kam einer, der sich auch sein Häslein verdienen wollte, aber der hats höchst seltsam verdienen müssen. Ich hab ihm aufgegeben ~“ ~ „Still, still, still!“ rief der König. „Der Sack ist ja ganz voll und kein Platz mehr darin. Morgen hältst du Hochzeit.“ Da öffnete der Soldat den Sack und ließ alle Wahrheiten wieder heraus, und am folgenden Tage hielt er Hochzeit und hatte genug zu leben, und wenn er nicht gestorben ist, dann lebt er noch.

Katze und Maus in Gesellschaft / Eine Katze hatte

Bekanntschaft mit einer Maus gemacht und ihr so viel von der großen Liebe und Freundschaft vorgesagt, die sie zu ihr trüge, daß die Maus endlich einwilligte, mit ihr zusammen in einem Hause zu wohnen und gemeinschaftliche Wirtschaft zu führen. „Aber für den Winter müssen wir Vorsorge tragen, sonst leiden wir Hunger,“ sagte die Katze; „du, Mäuschen, kannst dich nicht überall hinwagen und geräfst mir am Ende in eine Falle.“ Der gute Rat ward also befolgt und ein Töpfchen mit Fett angekauft. Sie wußten aber nicht, wo sie es hinstellen sollten; endlich nach langer Überlegung sprach die Katze: „Ich weiß keinen Ort, wo es besser aufgehoben wäre, als die Kirche, da getraut sich niemand etwas wegzunehmen; wir stellen es unter den Altar und rühren es nicht eher an, als bis wir es nötig haben.“ Das Töpfchen ward also in Sicherheit gebracht, aber es dauerte nicht lange, so trug die Katze Gelüsten danach und sprach zur Maus: „Was ich dir sagen wollte, Mäuschen, ich bin von meiner Base zu Gevatter gebeten; sie hat ein Söhnchen

Digitized by Google

zur Welt gebracht, weiß mit braunen Flecken, das soll ich über die Taufe halten. Laß mich heute ausgehen und besorge du das Haus allein." „Ja, ja," antwortete die Maus, „geh in Gottes Namen, wenn du was Gutes issest, so denk an mich; von dem süßen roten Kindbetterwein tränk ich auch gern ein Tröpfchen." Es war aber alles nicht wahr, die Katze hatte keine Base und war nicht zu Gevatter gebeten. Sie ging geradeswegs nach der Kirche, schlich zu dem Fettöpfchen, fing an zu lecken und leckte die fette Haut ab. Dann machte sie einen Spaziergang auf den Dächern der Stadt, besah sich die Gelegenheit, streckte sich hernach in der Sonne aus und wischte sich den Bart, so oft sie an das Fettöpfchen dachte. Erst als es Abend war, kam sie wieder nach Hause. „Nun, da bist du ja wieder," sagte die Maus, „du hast gewiß einen lustigen Tag gehabt." „Es ging wohl an," antwortete die Katze. „Was hat denn das Kind für einen Namen bekommen?" fragte die Maus. „Hautab," sagte die Katze ganz trocken. „Hautab," rief die Maus, „das ist ja ein wunderlicher und seltsamer Name, ist der in eurer Familie gebräuchlich?" „Was ist da weiter," sagte die Katze, „er ist nicht schlechter als Bröseldieb, wie deine Paten heißen." Nicht lange danach überkam die Katze wieder ein Gelüsten. Sie sprach zur Maus: „Du mußt mir den Gefallen tun und nochmals das Hauswesen allein besorgen, ich bin zum zweitenmal zu Gevatter gebeten, und da das Kind einen weißen Ring um den Hals hat, so kann ichs nicht absagen." Die gute Maus willigte ein, die Katze aber schlich hinter der Stadtmauer zu der Kirche und fraß den Fettopf halb aus. „Es schmeckt nichts besser," sagte sie, „als was man selber ißt," und war mit ihrem Tagewerk ganz zufrieden. Als sie heimkam, fragte die Maus: „Wie ist denn dieses Kind getauft worden?" „Halbaus," antwortete die Katze. „Halbaus! Was du sagst! Den Namen hab ich mein Lebtag noch nicht gehört, ich wette, der steht nicht in dem Kalender." Der Katze wässerte das Maul bald wieder nach dem Lederwerk. „Aller guten Dinge sind drei," sprach sie zu der Maus, „da soll ich wieder Gevatter stehen, das Kind ist ganz schwarz und hat bloß weiße Pfoten, sonst kein weißes Haar am ganzen Leib, das trifft sich alle paar Jahr nur einmal; du läßest mich doch ausgehen?" „Hautab! Halbaus!" antwortete die Maus. „Es sind so kuriose Namen, die machen mich so nachdenksam." „Da sitzest du daheim in deinem dunkelgrauen Flausrock und deinem langen Haarzopf," sprach die Katze, „und fängst Grillen; das kommt davon, wenn man bei Tage nicht ausgeht." Die Maus räumte während der Abwesenheit der Katze auf und brachte das Haus in Ordnung, die naschhafte Katze aber fraß den Fettopf rein aus. „Wenn erst alles aufgezehrt ist, so hat man Ruhe," sagte sie zu sich selbst und kam satt und dick erst in der Nacht nach Hause. Die Maus fragte gleich nach dem Namen, den das dritte Kind bekommen hätte. „Er wird dir wohl auch nicht gefallen," sagte die Katze, „er heißt Ganzaus." „Ganzaus!" rief die Maus. „Gedruckt ist er mir noch nicht vorgekommen. Ganzaus! Was soll das bedeuten?" Sie schüttelte den Kopf, rollte sich zusammen und legte sich schlafen. Von nun an wollte niemand mehr die Katze zu Gevatter bitten, als aber der

Digitized by Google

Winter herangekommen und draußen nichts mehr zu finden war, gedachte die Maus ihres Vorrats und sprach: „Komm, Katze, wir wollen zu unserem Fettopfe gehen, den wir uns aufgespart haben, der wird uns schmecken.“ „Jawohl,“ antwortete die Katze, „der wird dir schmecken, als wenn du deine feine Zunge zum Fenster hinausstreckst.“ Sie machten sich auf den Weg, und als sie anlangten, stand zwar der Fettopf noch an seinem Platz, er war aber leer. „Ach,“ sagte die Maus, „jetzt merke ich, was geschehen ist, jetzt kommts an den Tag, du bist mir die wahre Freundin! Aufgefressen hast du alles, wie du zu Gevatter gestanden hast; erst Haut ab, dann halb aus, dann . .“ „Willst du schweigen,“ rief die Katze, „noch ein Wort, und ich fresse dich auf.“ „Ganz aus“ hatte die arme Maus schon auf der Zunge, kaum war es heraus, so tat die Katze einen Satz nach ihr, packte sie und schluckte sie hinunter. Siehst du, so gehts in der Welt.

Hänsel und Gretel / Vor einem großen Walde wohnte ein armer

Holzhacker mit seiner Frau und seinen zwei Kindern; das Bübchen hieß Hänsel und das Mädchen Gretel. Er hatte wenig zu beißen und zu brechen, und einmal, als große Teurung ins Land kam, konnte er auch das tägliche Brot nicht mehr schaffen. Wie er sich nun abends im Bette Gedanken machte und sich vor Sorgen herumwälzte, seufzte er und sprach zu seiner Frau: „Was soll aus uns werden? Wie können wir unsere armen Kinder ernähren, da wir für uns selbst nichts mehr haben?“ „Weißt du was, Mann,“ antwortete die Frau, „wir wollen morgen in aller Frühe die Kinder hinaus in den Wald führen, wo er am dichsten ist; da machen wir ihnen ein Feuer an und geben jedem noch ein Stückchen Brot, dann gehen wir an unsere Arbeit und lassen sie allein. Sie finden den Weg nicht wieder nach Hause, und wir sind sie los.“ „Nein, Frau,“ sagte der Mann, „das tue ich nicht; wie sollt ichs übers Herz bringen, meine Kinder im Walde allein zu lassen, die wilden Tiere würden bald kommen und sie zerreißen.“ „O du Narr,“ sagte sie, „dann müssen wir alle viere Hungers sterben, du kannst nur die Bretter für die Särge hobeln,“ und ließ ihm keine Ruhe, bis er einwilligte. „Aber die armen Kinder dauern mich doch,“ sagte der Mann. Die zwei Kinder hatten vor Hunger auch nicht einschlafen können und hatten gehört, was die Stiefmutter zum Vater gesagt hatte. Gretel weinte bittere Tränen und sprach zu Hänsel: „Nun ists um uns geschehen.“ „Still, Gretel,“ sprach Hänsel, „gräme dich nicht, ich will uns schon helfen.“ Und als die Alten eingeschlafen waren, stand er auf, zog sein Röcklein an, machte die Untertür auf und schlich sich hinaus. Da schien der Mond ganz helle, und die weißen Kieselsteine, die vor dem Hause lagen, glänzten wie lauter Batzen. Hänsel bückte sich und steckte so viel in sein Röcklächlein, als nur hinein wollten. Dann ging er wieder zurück, sprach zu Gretel: „Sei getrost, liebes Schwesterchen, und schlaf nur ruhig ein, Gott wird uns nicht verlassen,“ und legte sich wieder in sein Bett. Als der Tag anbrach, noch ehe die Sonne aufgegangen war, kam schon die Frau und weckte die beiden Kinder: „Steht auf, ihr Fau-

Digitized by Google

lenzer, wir wollen in den Wald gehen und Holz holen." Dann gab sie jedem ein Stückchen Brot und sprach: „Da habt ihr etwas für den Mittag, aber eßts nicht vorher auf, weiter kriegt ihr nichts." Gretel nahm das Brot unter die Schürze, weil Hänsel die Steine in der Tasche hatte. Danach machten sie sich alle zusammen auf den Weg nach dem Wald. Als sie ein Weilchen gegangen waren, stand Hänsel still und guckte nach dem Haus zurück und tat das wieder und immer wieder. Der Vater sprach: „Hänsel, was guckst du da und bleibst zurück, hab acht und vergiß deine Beine nicht." „Ach, Vater," sagte Hänsel, „ich sehe nach meinem weißen Kätzchen, das sitzt oben auf dem Dach und will mir Ade sagen." Die Frau sprach: „Narr, das ist dein Kätzchen nicht, das ist die Morgensonne, die auf den Schornstein scheint." Hänsel aber hatte nicht nach dem Kätzchen gesehen, sondern immer einen von den blanken Kieselsteinen aus seiner Tasche auf den Weg geworfen. Als sie mitten in den Wald gekommen waren, sprach der Vater: „Nun sammelt Holz, ihr Kinder, ich will ein Feuer anmachen, damit ihr nicht friert. Hänsel und Gretel trugen Reisig zusammen, einen kleinen Berg hoch. Das Reisig ward angezündet, und als die Flamme recht hoch brannte, sagte die Frau: „Nun legt euch ans Feuer, ihr Kinder, und ruht euch aus, wir gehen in den Wald und hauen Holz. Wenn wir fertig sind, kommen wir wieder und holen euch ab." Hänsel und Gretel saßen am Feuer, und als der Mittag kam, aß jedes sein Stücklein Brot. Und weil sie die Schläge der Holzaxt hörten, so glaubten sie, ihr Vater wäre in der Nähe. Es war aber nicht die Holzaxt, es war ein Ast, den er an einen dürren Baum gebunden hatte, und den der Wind hin und her schlug. Und als sie so lange gesessen hatten, fielen ihnen die Augen vor Müdigkeit zu, und sie schliefen fest ein. Als sie endlich erwachten, war es schon finstere Nacht. Gretel fing an zu weinen und sprach: „Wie sollen wir nun aus dem Wald kommen!" Hänsel aber tröstete sie: „Wart nur ein Weilchen, bis der Mond aufgegangen ist, dann wollen wir den Weg schon finden." Und als der volle Mond aufgestiegen war, so nahm Hänsel sein Schwesterchen an der Hand und ging den Kieselsteinen nach, die schimmerten wie neu geschlagene Batzen und zeigten ihnen den Weg. Sie gingen die ganze Nacht hindurch und kamen bei anbrechendem Tag wieder zu ihres Vaters Haus. Sie klopften an die Tür, und als die Frau aufmachte und sah, daß es Hänsel und Gretel war, sprach sie: „Ihr bösen Kinder, was habt ihr so lange im Walde geschlafen, wir haben geglaubt, ihr wolltet gar nicht wiederkommen." Der Vater aber freute sich, denn es war ihm zu Herzen gegangen, daß er sie so allein zurückgelassen hatte. Nicht lange danach war wieder Not in allen Ecken, und die Kinder hörten, wie die Mutter nachts im Bette zu dem Vater sprach: „Alles ist wieder aufgezehrt, wir haben noch einen halben Laib Brot, hernach hat das Lied ein Ende. Die Kinder müssen fort, wir wollen sie tiefer in den Wald hineinführen, damit sie den Weg nicht wieder herausfinden; es ist sonst keine Rettung für uns." Dem Mann fiels schwer aufs Herz, und er dachte: „Es wäre besser, daß du den letzten Bissen mit deinen Kindern teiltest." Aber die Frau hörte auf nichts, was

Digitized by Google

er sagte, schalt ihn und machte ihm Vorwürfe. Wer A sagt, muß auch B sagen, und weil er das erstemal nachgegeben hatte, so mußte er es auch zum zweitenmal. Die Kinder waren aber noch wach gewesen und hatten das Gespräch mit angehört. Als die Alten schliefen, stand Hänsel wieder auf, wollte hinaus und Kieselsteine auflesen wie das vorige Mal, aber die Frau hatte die Tür verschlossen, und Hänsel konnte nicht heraus. Aber er tröstete sein Schwesterchen und sprach: „Weine nicht, Gretel, und schlaf nur ruhig, der liebe Gott wird uns schon helfen.“ Am frühen Morgen kam die Frau und holte die Kinder aus dem Bette. Sie erhielten ihr Stückchen Brot, das war aber noch kleiner als das vorige Mal. Auf dem Wege nach dem Wald brödelte es Hänsel in der Tasche, stand oft still und warf ein Brödlein auf die Erde. „Hänsel, was stehst du und guckst dich um,“ sagte der Vater, „geh deiner Wege.“ „Ich sehe nach meinem Täubchen, das sitzt auf dem Dache und will mir Ade sagen,“ antwortete Hänsel. „Narr,“ sagte die Frau, „das ist dein Täubchen nicht, das ist die Morgensonne, die auf den Schornstein oben scheint.“ Hänsel aber warf nach und nach alle Brödlein auf den Weg. Die Frau führte die Kinder noch tiefer in den Wald, wo sie ihr Lebtag noch nicht gewesen waren. Da ward wieder ein großes Feuer angemacht, und die Mutter sagte: „Bleibt nur da sitzen, ihr Kinder, und wenn ihr müde seid, könnt ihr ein wenig schlafen; wir gehen in den Wald und hauen Holz, und abends, wenn wir fertig sind, kommen wir und holen euch ab.“ Als es Mittag war, teilte Gretel ihr Brot mit Hänsel, der sein Stück auf den Weg gestreut hatte. Dann schliefen sie ein, und der Abend verging, aber niemand kam zu den armen Kindern. Sie erwachten erst in der finsteren Nacht, und Hänsel tröstete sein Schwesterchen und sagte: „Wart nur, Gretel, bis der Mond aufgeht, dann werden wir die Brotbrödlein sehen, die ich ausgestreut habe, die zeigen uns den Weg nach Haus.“ Als der Mond kam, machten sie sich auf, aber sie fanden kein Brödlein mehr, denn die viel tausend Vögel, die im Walde und im Felde umherfliegen, die hatten sie weggepickt. Hänsel sagte zu Gretel: „Wir werden den Weg schon finden,“ aber sie fanden ihn nicht. Sie gingen die ganze Nacht und noch einen Tag von Morgen bis Abend, aber sie kamen aus dem Wald nicht heraus und waren so hungrig, denn sie hatten nichts als die paar Beeren, die auf der Erde standen. Und weil sie so müde waren, daß die Beine sie nicht mehr tragen wollten, so legten sie sich unter einen Baum und schliefen ein. Nun wars schon der dritte Morgen, daß sie ihres Vaters Haus verlassen hatten. Sie fingen wieder an zu gehen, aber sie gerieten immer tiefer in den Wald, und wenn nicht bald Hilfe kam, so mußten sie verschmachten. Als es Mittag war, sahen sie ein schönes schneeweißes Vöglein auf einem Ast sitzen, das sang so schön, daß sie stehenblieben und ihm zuhörten. Und als es fertig war, schwang es seine Flügel und flog vor ihnen her, und sie gingen ihm nach, bis sie zu einem Häuschen gelangten, auf dessen Dach es sich setzte, und als sie ganz nah herankamen, so sahen sie, daß das Häuslein aus Brot gebaut war und mit Kuchen gedeckt; aber die Fenster waren von hellem Zucker. „Da wollen wir uns drannachen“, sprach Hänsel, „und eine

Digitized by Google

gesegnete Mahlzeit halten. Ich will ein Stück vom Dach essen, du kannst vom Fenster essen, das schmeckt süß." Hänsel reichte in die Höhe und brach sich ein wenig vom Dach ab, um zu versuchen, wie es schmeckte, und Gretel stellte sich an die Scheiben und knusperte daran. Da rief eine feine Stimme aus der Stube heraus: „Knusper, knusper, knäuschen, / wer knuspert an meinem Häuschen?" Die Kinder antworteten: „Der Wind, der Wind, / das himmlische Kind," und aßen weiter, ohne sich irremachen zu lassen. Hänsel, dem das Dach sehr gut schmeckte, riß sich ein großes Stück davon herunter, und Gretel stieß eine ganze runde Fensterscheibe heraus, setzte sich nieder und tat sich wohl damit. Da ging auf einmal die Tür auf, und eine steinalte Frau, die sich auf eine Krücke stützte, kam herausgeschlichen. Hänsel und Gretel erschraken so gewaltig, daß sie fallen ließen, was sie in den Händen hielten. Die Alte aber wackelte mit dem Kopfe und sprach: „Ei, ihr lieben Kinder, wer hat euch hierhergebracht? Kommt nur herein und bleibt bei mir, es geschieht euch kein Leid." Sie faßte beide an der Hand und führte sie in ihr Häuschen. Da ward gutes Essen aufgetragen, Milch und Pfannekuchen mit Zucker, Äpfel und Nüsse. Hernach wurden zwei schöne Bettlein weiß gedeckt, und Hänsel und Gretel legten sich hinein und meinten, sie wären im Himmel. Die Alte hatte sich nur so freundlich angestellt, sie war aber eine böse Hexe, die den Kindern auflauerte, und hatte das Brothäuslein bloß gebaut, um sie herbeizulocken. Wenn eins in ihre Gewalt kam, so machte sie es tot, kochte es und aß es, und das war ihr ein Festtag. Die Hexen haben rote Augen und können nicht weit sehen, aber sie haben eine feine Witterung wie die Tiere und merken, wenn Menschen herankommen. Als Hänsel und Gretel in ihre Nähe kamen, da lachte sie bosshaft und sprach höhnisch: „Die habe ich, die sollen mir nicht wieder entwischen." Früh morgens, ehe die Kinder erwacht waren, stand sie schon auf, und als sie beide so lieblich ruhen sah mit den vollen roten Backen, so murmelte sie vor sich hin: „Das wird ein guter Bissen werden." Da packte sie Hänsel mit ihrer dürren Hand und trug ihn in einen kleinen Stall und sperrte ihn mit einer Gittertür ein; er mochte schreien, wie er wollte, es half ihm nichts. Dann ging sie zur Gretel, rüttelte sie wach und rief: „Steh auf, Faulenzerin, trag Wasser und koch deinem Bruder etwas Gutes, der sitzt draußen im Stall und soll fett werden. Wenn er fett ist, so will ich ihn essen." Gretel fing an, bitterlich zu weinen, aber es war alles vergeblich, sie mußte tun, was die böse Hexe verlangte. Nun ward dem armen Hänsel das beste Essen gekocht, aber Gretel bekam nichts als Krebsschalen. Jeden Morgen schlich die Alte zu dem Ställchen und rief: „Hänsel, streck deine Finger heraus, damit ich fühle, ob du bald fett bist." Hänsel streckte ihr aber ein Knöchlein heraus, und die Alte, die trübe Augen hatte, konnte es nicht sehen und meinte, es wären Hänsels Finger, und verwunderte sich, daß er gar nicht fett werden wollte. Als vier Wochen herum waren und Hänsel immer mager blieb, da übernahm sie die Ungeduld, und sie wollte nicht länger warten. „Heda, Gretel," rief sie dem Mädchen zu, „sei flink und trag Wasser; Hänsel mag fett oder mager sein, morgen will ich ihn schlachten und kochen." Ach, wie

Digitized by Google

jammerte das arme Schwesterchen, als es das Wasser tragen mußte, und wie flossen ihm die Tränen über die Backen herunter! „Lieber Gott, hilf uns doch," rief sie aus, „hätten uns nur die wilden Tiere im Wald gefressen, so wären wir doch zusammen gestorben." „Spar nur dein Geplärre," sagte die Alte, „es hilft dir alles nichts." Früh morgens mußte Gretel heraus, den Kessel mit Wasser aufhängen und Feuer anzünden. „Erst wollen wir backen," sagte die Alte, „ich habe den Backofen schon eingeheizt und den Teig geknetet." Sie stieß das arme Gretel hinaus zu dem Backofen, aus dem die Feuerflammen schon herausschlugen. „Kriech hinein", sagte die Hexe, „und sieh zu, ob recht eingeheizt ist, damit wir das Brot hineinschießen können." Und wenn Gretel darin war, wollte sie den Ofen zumachen, und Gretel sollte darin braten, und dann wollte sies auch auffessen. Aber Gretel merkte, was sie im Sinn hatte, und sprach: „Ich weiß nicht, wie ichs machen soll; wie komm ich da hinein?" „Dumme Gans," sagte die Alte, „die Öffnung ist groß genug, siehst du wohl, ich könnte selbst hinein," trappelte heran und steckte den Kopf in den Backofen. Da gab ihr Gretel einen Stoß, daß sie weit hineinfuhr, machte die eiserne Tür zu und schob den Riegel vor. Hu! da fing sie an zu heulen, ganz grauselig; aber Gretel lief fort, und die gottlose Hexe mußte elendiglich verbrennen. Gretel aber lief schnurstracks zum Hänsel, öffnete sein Ställchen und rief: „Hänsel, wir sind erlöst, die alte Hexe ist tot." Da sprang Hänsel heraus wie ein Vogel aus dem Käfig, wenn ihm die Tür aufgemacht wird. Wie haben sie sich gefreut, sind sich um den Hals gefallen, sind herumgesprungen und haben sich geküßt! Und weil sie sich nicht mehr zu fürchten brauchten, so gingen sie in das Haus der Hexe hinein, da standen in allen Eden Kasten mit Perlen und Edelsteinen. „Die sind noch besser als Kieselsteine," sagte Hänsel und steckte in seine Taschen, was hinein wollte, und Gretel sagte: „Ich will auch etwas mit nach Haus bringen," und füllte sich sein Schürzchen voll. „Aber jetzt wollen wir fort," sagte Hänsel, „damit wir aus dem Hexenwald herauskommen." Als sie aber ein paar Stunden gegangen waren, gelangten sie an ein großes Wasser. „Wir können nicht hinüber," sprach Hänsel, „ich seh keinen Steg und keine Brücke." „Hier fährt auch kein Schiffchen," antwortete Gretel, „aber da schwimmt eine weiße Ente, wenn ich die bitte, so hilft sie uns hinüber." Da rief sie: „Entchen, Entchen / Da steht Gretel und Hänsel / Kein Steg und keine Brücke / nimm uns auf deinen weißen Rücken." Das Entchen kam auch heran, und Hänsel setzte sich auf und bat sein Schwesterchen, sich zu ihm zu setzen. „Nein," antwortete Gretel, „es wird dem Entchen zu schwer, es soll uns nacheinander hinüberbringen." Das tat das gute Tierchen, und als sie glücklich drüben waren und ein Weilchen fortgingen, da kam ihnen der Wald immer bekannter und immer bekannter vor, und endlich erblickten sie von weitem ihres Vaters Haus. Da fingen sie an zu laufen, stürzten in die Stube hinein und fielen ihrem Vater um den Hals. Der Mann hatte keine frohe Stunde gehabt, seitdem er die Kinder im Walde gelassen hatte, die Frau aber war gestorben. Gretel schüttelte sein Schürzchen aus, daß die Perlen und Edelsteine in

Digitized by Google

der Stube herumsprangen, und Hänsel warf eine Handvoll nach der anderen aus seiner Tasche dazu. Da hatten alle Sorgen ein Ende, und sie lebten in lauter Freude zusammen. Mein Märchen ist aus, dort läuft eine Maus, wer sie fängt, darf sich eine große, große Pelzkappe daraus machen.

Siebenschön / In einem Dorfe wohnten ein paar arme Leute in einem

kleinen Häuschen, die hatten eine einzige Tochter. Das Mädchen besorgte ihnen den Hausstand, sie wusch, segte, kochte und schaffte alles, was zu tun war; das Gärtchen vor dem Hause war immer wohl bestellt, im Hause aber war alles so blank und reinlich, daß es eine Lust war, anzusehen. Es gab auch kein Mädchen in der ganzen Gegend, das geschickter im Nähen und Stricken gewesen wäre, und damit verdiente sie ihren armen Eltern das Brot; denn seine Arbeit wird immer gut bezahlt. Weil das Mädchen aber schöner war als sieben andere zusammen, so nannten die Leute sie Siebenschön. Sie war aber so sittsam, daß, wenn sie Sonntags zur Kirche ging, was sie fleißig tat, sie immer einen Schleier vor dem Gesicht trug, damit die Leute sie nicht angaffen sollten. Da sah sie nun einmal des Königs Sohn, und sie war so schlank wie eine Esche, da verliebte er sich in sie und hätte herzlich gern auch einmal ihr Gesicht gesehen, aber das konnte er nicht durch den Schleier. Er sprach zu seinen Dienern: „Warum trägt Siebenschön immer einen Schleier, daß man ihr Gesicht nicht sehen kann?“ Die Diener antworteten: „Das tut sie, weil sie so sittsam ist.“ Da sandte der Königssohn einen Diener mit einem goldenen Fingerreif zu Siebenschön und ließ sie so sehr bitten, heute abend bei der großen Eiche zu sein, er hätte was mit ihr zu sprechen. Siebenschön ging hin, denn sie dachte, gewiß will der Prinz bei dir ein Stück seine Arbeit bestellen. Als aber der Prinz sie nun sah, da verliebte er sich noch viel mehr und verlangte sie zur Frau. Aber Siebenschön sprach: „Du bist so reich und ich nur so arm; dein Vater wird sehr böse werden, wenn er hört, daß du mich zur Frau genommen.“ Aber der Prinz bat so viel und sagte, wie lieb er sie hätte; da sagte Siebenschön endlich: „Wenn du noch ein paar Tage warten willst, so will ich mich darauf bedenken.“ Am anderen Tage schickte der Königssohn seinen Diener zu Siebenschön, der brachte ihr ein Paar silberne Schuhe und bat sie, sich heut abend wieder bei der Eiche einzufinden, denn der Prinz wollte mit ihr sprechen. Siebenschön ging hin, und als der Prinz sie sah, so fragte er, ob sie sich nun schon besonnen hätte. Da antwortete Siebenschön: „Ich habe mich noch nicht bedenken können, denn meine Tauben und Hühner wollten gefüttert, der Kohl mußte geschnitten und die Hemden sollten genäht werden; aber was ich dir sagte, ich bin so arm und du so reich, dein Vater wird böse werden, darum kann ich nicht deine Frau werden.“ Da bat sie aber der Prinz wieder so viel, daß sie endlich sagen mußte, daß sie sich ganz gewiß bedenken und mit ihren Eltern sprechen wolle. Am anderen Tage schickte er ihr durch einen Diener ein prächtiges goldenes Kleid und ließ sie bitten, heute abend wieder zu der Eiche zu kommen. Siebenschön ging abends

Digitized by Google

auch wieder hin, und der Prinz fragte, wie sie sich denn nun besonnen hätte. „Ach," sagte Siebenschön, „ich habe mich nicht bedenken können, und meine Eltern habe ich auch noch nicht gefragt, es gab den ganzen Tag wieder so viel zu schaffen in und außer dem Hause, daß ich nicht dazu kommen konnte; aber was ich immer gesagt habe, dabei muß es doch bleiben, ich bin viel zu arm und du zu reich, und dein Vater wird sehr böse werden." Nun ließ der Prinz aber gar nicht mit Bitten nach und stellte ihr vor, daß sie endlich Königin werden sollte, er würde ihr auch ganz gewiß treu bleiben und keine andere heiraten, was da auch kommen möchte. Da Siebenschön nun sah, wie lieb er sie hatte, so sagte sie endlich ja. Von nun an trafen sie sich jeden Abend bei der Eiche und waren ganz glücklich, denn sie liebten sich wirklich so sehr, doch der König sollte es nicht wissen. Aber da war da eine alte garstige Dirne, die sagte es ihm endlich doch, daß sein Sohn immer mit Siebenschön jeden Abend spät zusammenkäme. Da ward der König ganz grimmig und schickte seine Leute hin, Siebenschöns Haus in Brand zu stecken, damit sie darin verbrenne. Siebenschön saß am Fenster und stickte; als sie aber merkte, daß das Haus brenne, sprang sie geschwind hinaus und gerade hinein in einen leeren Brunnen; ihre armen Eltern aber verbrannten beide mit dem Hause. Es war ihr erst nun gewaltig gram und so traurig ums Herz, daß sie tagelang im Brunnen saß und weinte. Nachdem sie aber ausgeweint, arbeitete sie sich allmählich wieder hinauf und grub sich dann mit ihren feinen Händen etwas Geld aus dem Schutt ihres verbrannten Hauses. Dafür kaufte sie sich Mannskleider. Dann ging sie zum König an den Hof und bat, er möge sie doch als Bedienten annehmen, denn sie heiße Unglück. Dem König gefiel der hübsche junge Mensch und er nahm ihn zum Bedienten an; sie war nun immer treu und fleißig, und bald mochte der alte König Unglück von allen seinen Bedienten am liebsten leiden und ließ sich von keinem anderen bedienen. Der Königssohn aber, als er hörte, Siebenschöns Haus sei niedergebrannt, trauerte sehr, denn er meinte nicht anders, als daß Siebenschön auch mit verbrannt sei. Nachher aber wollte sein Vater, daß er sich eine Frau nehmen sollte; der alte König wollte seinem Sohn das Reich übergeben, aber dann mußte der auch eine Königin haben. Also freite der Prinz um eines anderen Königs Tochter und ward mit ihr verlobt. Als nun die Hochzeit sein sollte, ward das ganze Land dazu eingeladen, und als der König mit seinem Sohn hinreiste, die Braut zu holen, mußten alle Bedienten mit. Das war eine traurige Reise für Unglück, und es lag ihm so hart auf dem Herzen wie ein Stein. Er hielt sich immer hinten im Zuge, damit die Leute nicht seine Traurigkeit sähen; als sie aber in die Nähe des Schlosses der Braut kamen, hub er an zu singen mit klarer Stimme: „Siebenschön bin ich genannt / Unglück ist mir wohl bekannt." Da sagte der Prinz zu seinem Vater, neben dem er voran im Zuge ritt: „Wer singt doch da so schön?" „Wer sollte es wohl anders sein", antwortete der Alte, „als Unglück, mein Bedienter?" Darauf sang er zum zweitenmal: „Siebenschön bin ich genannt / Unglück ist mir wohl bekannt." Da fragte der Königssohn wieder: „Wer singt doch einmal da? Sollte es wirklich Un-

Digitized by Google

glück, dein Bedienter, sein, lieber Vater?" „Ja gewiß," sagte der alte König, „wer anders sollte wohl so schön singen als Unglück, mein Bedienter?" Nun waren sie ganz nahe vor das Tor des Schlosses der Braut gekommen, da sang Unglück zum drittenmal: „Siebenschön bin ich genannt / Unglück ist mir wohl bekannt." Als der Prinz das nun wieder hörte, wandte er schnell sein Pferd und ritt hinten hin zu Unglück und sah ihm einmal stark ins Gesicht; da erkannte er Siebenschön und nickte ihr ganz freundlich zu, dann aber ritt er wieder weg. Als sie nun alle beisammen waren auf dem Schlosse der Braut und war eine große Gesellschaft da, so sagte der König, der Vater der Braut: „Wir wollen Rätsel spielen, und der Bräutigam soll anfangen." Da fing der Königssohn an: „Ich habe einen Schrank, und vor einiger Zeit verlor ich den Schlüssel dazu; da ging ich gleich hin und kaufte mir einen neuen; als ich aber nach Hause kam, fand ich meinen alten wieder; nun frage ich dich, Herr König, welchen Schlüssel soll ich zuerst gebrauchen, den alten oder den neuen?" Der König antwortete sogleich: „Natürlich den alten!" Da hatte er sich selber das Urteil gesprochen, und der Königssohn sagte: „So behalte du nur deine Tochter, hier ist mein alter Schlüssel." Da griff er Siebenschön bei der Hand und führte sie mitten unter sie; der alte König aber rief: „Nein, das ist ja Unglück, mein Diener!" Doch der Königssohn antwortete: „Lieber Vater, es ist Siebenschön, meine Frau!" Da gingen allen die Augen auf, und sie sahen nun erst, wie schön sie war.

Fitchers Vogel / Es war einmal ein Hexenmeister, der nahm die Gestalt eines armen Mannes an, ging vor die Häuser und bettelte und fing die schönen Mädchen. Kein Mensch wußte, wo er sie hinbrachte, denn sie kamen nie wieder zum Vorschein. Eines Tages erschien er vor der Tür eines Mannes, der drei schöne Töchter hatte, sah aus wie ein armer schwacher Bettler und trug eine Kiepe auf dem Rücken, als wollte er milde Gaben darin sammeln. Er bat um ein bißchen Essen, und als die älteste herauskam und ihm ein Stück Brot reichen wollte, rührte er sie nur an, und sie mußte in seine Kiepe springen. Darauf eilte er mit starken Schritten fort und trug sie in einen finsteren Wald zu seinem Hause, das mitten darin stand. In dem Hause war alles prächtig; er gab ihr, was sie nur wünschte, und sprach: „Mein Schatz, es wird dir wohl gefallen bei mir, du hast alles, was dein Herz begehrt." Das dauerte ein paar Tage, da sagte er: „Ich muß fortreisen und dich eine kurze Zeit allein lassen; da sind die Hausschlüssel, du kannst überall hingehen und alles betrachten, nur nicht in eine Stube, die dieser kleine Schlüssel da aufschließt, das verbiet ich dir bei Lebensstrafe." Auch gab er ihr ein Ei und sprach: „Das Ei verwahre mir sorgfältig und trag es lieber beständig bei dir, denn ginge es verloren, so würde ein großes Unglück daraus entstehen." Sie nahm die Schlüssel und das Ei und versprach, alles wohl auszurichten. Als er fort war, ging sie in dem Haus herum von unten bis oben und besah alles; die Stuben glänzten von Silber und Gold, und sie

Digitized by Google

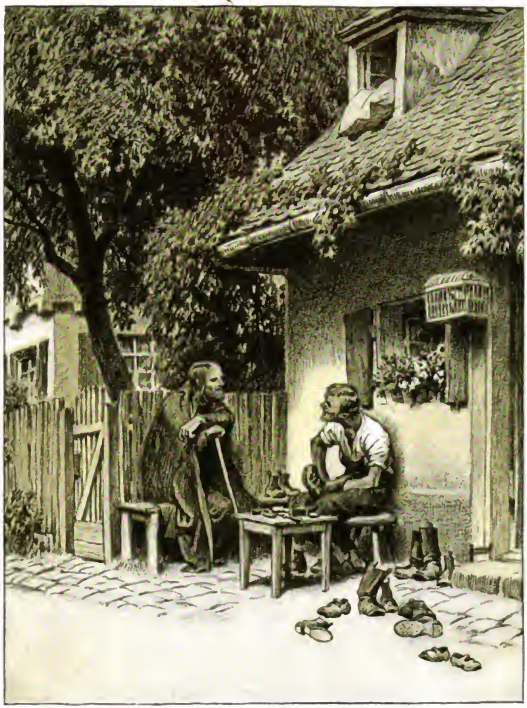
meinte, sie hätte nie so große Pracht gesehen. Endlich kam sie auch zu der verbotenen Tür; sie wollte vorübergehen, aber die Neugierde ließ ihr keine Ruhe. Sie besah den Schlüssel, er sah aus wie ein anderer, sie steckte ihn ein und drehte ein wenig, da sprang die Tür auf. Aber was erblickte sie, als sie hineintrat? Ein großes blutiges Becken stand in der Mitte, und darin lagen tote zerhauene Menschen, daneben stand ein Holzblock, und ein blinkendes Beil lag darauf. Sie erschrak so sehr, daß das Ei, das sie in der Hand hielt, hineinplumpte. Sie holte es wieder heraus und wischte das Blut ab, aber vergeblich, es kam den Augenblick wieder zum Vorschein; sie wischte und schabte, aber sie konnte es nicht herunterkriegen. — Nicht lange, so kam der Mann von der Reise zurück, und das erste, was er forderte, war der Schlüssel und das Ei. Sie reichte es ihm hin, aber sie zitterte dabei, und er sah gleich an den roten Flecken, daß sie in der Blutkammer gewesen war. „Bist du gegen meinen Willen in die Kammer gegangen," sprach er, „so sollst du gegen deinen Willen wieder hinein. Dein Leben ist zu Ende." Er warf sie nieder, schleifte sie an den Haaren hin, schlug ihr das Haupt auf dem Block ab und zerhackte sie, daß ihr Blut auf dem Boden dahinfloß. Dann warf er sie zu den übrigen ins Becken. „Jetzt will ich mir die zweite holen," sprach der Hexenmeister, ging wieder in Gestalt eines armen Mannes vor das Haus und bettelte. Da brachte ihm die zweite ein Stück Brot; er fing sie wie die erste durch bloßes Anrühren und trug sie fort. Es erging ihr nicht besser als ihrer Schwester, sie ließ sich von ihrer Neugierde verleiten, öffnete die Blutkammer und schaute hinein und mußte es bei seiner Rückkehr mit dem Leben büßen. Er ging nun und holte die dritte, die aber war klug und listig. Als er ihr die Schlüssel und das Ei gegeben hatte und fortgereist war, verwahrte sie das Ei erst sorgfältig, dann besah sie das Haus und ging zuletzt in die verbotene Kammer. Ach, was erblickte sie! Ihre beiden lieben Schwestern lagen da in dem Becken jämmerlich ermordet und zerhackt. Aber sie hub an und suchte die Glieder zusammen und legte sie zurecht, Kopf, Leib, Arme und Beine. Und als nichts mehr fehlte, da fingen die Glieder an sich zu regen und schlossen sich aneinander, und beide Mädchen öffneten die Augen und waren wieder lebendig. Da freuten sie sich, küßten und herzten einander. — Der Mann forderte bei seiner Ankunft gleich Schlüssel und Ei, und als er keine Spur von Blut daran entdecken konnte, sprach er: „Du hast die Probe bestanden, du sollst meine Braut sein." Er hatte jetzt keine Macht mehr über sie und mußte tun, was sie verlangte. „Wohlan," antwortete sie, „du sollst vorher einen Korb voll Gold meinem Vater und meiner Mutter bringen und es selbst auf deinem Rücken hintragen; derweil will ich die Hochzeit bestellen." Dann lief sie zu ihren Schwestern, die sie in einem Kämmerlein versteckt hatte, und sagte: „Der Augenblick ist da, wo ich euch retten kann; der Bösewicht soll euch selbst wieder heimtragen; aber sobald ihr zu Hause seid, sendet mir Hilfe." Sie setzte beide in einen Korb und deckte sie mit Gold ganz zu, daß nichts von ihnen zu sehen war, dann rief sie den Hexenmeister herein und sprach: „Nun trag den Korb fort; aber daß du mir unterwegs nicht stehenbleibst und

Digitized by Google

ruheſt, ich ſchaue durch mein Fenſterlein und habe acht.“ Der Hexenmeiſter hob den Korb auf ſeinen Rücken und ging damit fort; er drückte ihn aber ſo ſchwer, daß ihm der Schweiß über das Angeſicht lief. Da ſetzte er ſich nieder und wollte ein wenig ruhen, aber gleich rief eine im Korbe: „Ich ſchaue durch mein Fenſterlein und ſehe, daß du ruhſt, willſt du gleich weiter!“ Er meinte, die Braut rief ihm das zu, und machte ſich wieder auf. Nochmals wollte er ſich ſetzen, aber es rief gleich: „Ich ſchaue durch mein Fenſterlein und ſehe, daß du ruhſt, willſt du gleich weiter!“ Und ſo oft er ſtillſtand, rief es, und da mußte er fort, bis er endlich ſtöhnend und außer Atem den Korb mit dem Gold und den beiden Mädchen in ihrer Eltern Haus brachte. Daheim aber ordnete die Braut das Hochzeitsfeſt an und ließ die Freunde des Hexenmeiſters dazu einladen. Dann nahm ſie einen Totenkopf mit grinſenden Zähnen, ſetzte ihm einen Schmuck auf und einen Blumenkranz, trug ihn oben vors Bodenloch und ließ ihn da hinausſchauen. Als alles bereit war, ſteckte ſie ſich in ein Faß mit Honig, ſchnitt das Bett auf und wälzte ſich darin, daß ſie ausſah wie ein wunderlicher Vogel und kein Menſch ſie erkennen konnte. Da ging ſie zum Hauſe hinaus, und unterwegs begegnete ihr ein Teil der Hochzeitsgäſte, die fragten: „Du Fitchers Vogel, wo kommſt du her?“ / Ich komme von Fitze Fitchers Hauſe her.“ / „Was macht denn da die junge Braut?“ / „Hat gekehrt von unten bis oben das Haus / und guckt zum Bodenloch heraus.“ ~ Endlich begegnete ihr der Bräutigam, der langſam zurückwanderte. Er fragte wie die anderen: „Du Fitchers Vogel, wo kommſt du her?“ / „Ich komme von Fitze Fitchers Hauſe her.“ / „Was macht denn da meine junge Braut?“ / „Hat gekehrt von unten bis oben das Haus / und guckt zum Bodenloch heraus.“ ~ Der Bräutigam ſchaute hinauf und ſah den geputzten Totenkopf; da meinte er, es wäre ſeine Braut, und nickte ihr zu und grüßte ſie freundlich. Wie er aber ſamt ſeinen Gäſten ins Haus gegangen war, da langten die Brüder und Verwandten der Braut an, die zu ihrer Rettung geſendet waren. Sie ſchloſſen alle Türen des Hauſes zu, daß niemand entfliehen konnte, und ſteckten es an, alſo daß der Hexenmeiſter mit ſamt ſeinem Geſindel verbrennen mußte.

Der glückliche Schuſter / Es war einmal ein Schuſter, der ſaß auf ſeinem Dreifuß und zog luſtig ſeinen Pechdraht und pfiff und ſang dazu. Da kam der Herr Jeſus an ſeinem Hauſe vorbei und ſah den fröhlichen Mann und ſetzte ſich zu ihm hin und ſprach: „Gott grüß Euch, Schuſtermeiſter!“ ~ „Schön Dank, Herr Wandersmann!“ ſprach der Schuſter, denn er kannte den Herrn Jeſus nicht. „Ihr ſcheint mir ein recht glücklicher Mann zu ſein,“ fuhr Jeſus fort, und der Schuſter entgegnete: „Ei, was ſollte mir auch fehlen? Geſtern habe ich ein Paar Stiefel verkauft und von dem Gelde neues Leder und friſches Brot mitgebracht, und morgen ſind die Stiefel wieder fertig, und da hab ich wieder Verdienſt; iſt das kein glücklich Leben?“ „Doch,“ antwortete Jeſus, „aber hört einmal: ich muß heute noch fort von hier und hätte doch gern etwas von Eurer

Digitized by Google



Digitized by Google

Hand gemacht; wollt Ihr mir den einen fertigen Schuh verkaufen, ich will Euch so viel dafür geben, daß Ihr Leder für zweieindeinhalb Paar kaufen könnt; seid Ihr das zufrieden?“ „Ja, warum nicht?“ sprach der Schuster, „ich bin Euch viel Dank schuldig; aber was wollt Ihr mit dem einen Schuh? Es ist ein gar wunderlicher Einfall von Euch.“ „Darum kümmert Euch nicht,“ entgegnete Jesus und nahm den Schuh und gab dem Schuster das Geld und ging seines Weges weiter. Drei Wochen später kam der Herr Jesus desselben Weges, um zu sehen, was der Schuster mache; aber in dem Schusterhäuschen war es so still, so still wie in einem Mäuseloche. Das wunderte den Herrn Jesum sehr, und er trat hinein und fragte den Schuster, warum er nicht mehr sänge. „Ei,“ sprach der Schuster, „ich habe das Geld da liegen, was mir übrigblieb und was ich durch dich gewann, und sehe nun, daß meine Kinder keine Schuhe noch Strümpfe haben, und ich möchte sie ihnen doch so gern kaufen; aber ich habe nicht genug, und liegt das Geld da so, wie leicht könnte es mir gestohlen werden!“ „Wenn das deine ganze Sorge ist,“ sprach Jesus, „dann will ich dir schon helfen,“ und gab dem Schuster Geld, um Schuhe und Strümpfe für die Kinder zu kaufen, und wünschte ihm guten Tag und ging seines Weges weiter. Nach drei Wochen kam der Herr abermals in die Nähe des Schusterhäusleins und freute sich schon, den Schuster nun recht lustig wieder singen zu hören, aber darin betrog er sich, denn es war noch stiller in dem Häuslein als vorher. Erstaunt trat Jesus hinein zu dem Manne und fragte, was denn nun noch fehle; er sänge ja gar nicht mehr. „Ja, das dank dir, du Gottseibeiuns,“ fuhr der Schuster auf; „dein dummes Geld hättest du nur behalten sollen, das hat mir nur Mäusenester in den Kopf gesetzt, und ich grübele mich krumm, was ich damit anfangen soll.“ Und damit griff er unter das Kopfkissen von seinem Bette und nahm das Geld und warf es dem Herrn Jesus vor die Füße, und Jesus wurde böse darob und ging weg. Am anderen Morgen dachte der Herr, er müsse doch einmal zusehen, ob der Schuster nun glücklicher wäre, und stieg aus dem Himmel nieder; aber er war gewiß noch sechsmal so hoch als der höchste Kirchturm von der Erde, da hörte er den Schuster schon singen und jauchzen: „Juchhei, Juchheisa, Juchhei!“ Da dachte der Herr: „Ach, was wär es für ein gutes Leben auf der Welt, wenn alle Menschen so genügsam wären wie der Schustermeister!“

Der betrogene Verleumder / Ein Kaufmann hatte einen

Sohn, der war sehr verzogen und gewohnt, nur seinem eigenen Willen zu folgen. Als er fünfundzwanzig Jahre alt war, schickte sein Vater ihn nach London, um dort die Kaufmannschaft noch besser zu lernen, denn dort gibt es viele und überaus reiche Kaufleute. In London ging der Jüngling eines Abends über die Straße, da begegnete ihm ein wohlgekleidetes Mädchen, welches ein Bündel Holz trug; sie war aber so schön, daß ihr Gesicht ordentlich leuchtete und der Jüngling von der glühendsten Liebe zu ihr entbrannte. Er folgte ihr durch viele Straßen bis in ein finsteres, enges Gäßchen, da trat sie in ein kleines

Digitized by Google

düsteres Haus. Der Jüngling lauschte am Fenster und sah, wie sie ihr Bündel neben den Herd hinlegte, ihrer kranken Mutter, die auf einem schlechten Strohsack in der Ecke lag, Arznei gab und das Feuer schürte, daß die Flamme hoch aufschlug. Als die rote Helle ihr Angesicht beleuchtete, da dünkte es ihm noch viel schöner, er trat in das Haus, bekannte ihr seine Liebe und bat um ihre Hand. Da er nun auch gar schön war und sie wohl merkte, daß es ihm Ernst sei, sprach sie: „Ich will dir gern folgen und dir treu sein ewiglich, wenn ich nur meine Mutter nicht verlassen muß." „Was dein ist, das ist mein," sprach der Jüngling, „deine Mutter ist meine Mutter, und sie soll es gut haben ihr Lebtag." Am andern Tage schrieb er seinem Vater alles, wie es sich zugetragen hatte, und der alte Kaufmann mußte wohl einwilligen, obgleich er es nicht allzu gerne tat, denn er hatte schon ein reiches Mädchen für seinen Sohn in Aussicht. Die Hochzeit wurde feierlich gehalten, dann fing der Jüngling ein Geschäft für sich an und machte so guten Handel, daß er in kurzer Zeit steinreich wurde. Die anderen Kaufleute, welche nur ums Geld geheiratet und fast alle häßliche Frauen hatten, beneideten ihn aber sehr um seine schöne Frau und konnten gar nicht ansehen, daß er so glücklich mit ihr war. Eines Abends sagte einer von ihnen, ein recht schlechter Mensch, der zu allem fähig war, in einer Gesellschaft, wo die Kaufleute zusammenkamen: „Glaubst du wohl, du hättest deine Frau allein und sie sei dir getreu?" „Ja, das glaube ich sicher und fest," erwiderte er. „Ich wette mein Vermögen gegen das deine," sprach der andere, „sie bleibt dir nicht treu, wenn du nur vier Tage auf Reisen gehst." „Die Wette gilt," rief der junge Kaufmann lachend, denn er kannte seine Frau, „ich gehe gleich morgen auf Reisen und bleibe selbst acht Tage aus. Als er seiner jungen Frau zu Hause von der Wette erzählte, lachte sie herzlich mit ihm und sprach: „Dem scheint sein Vermögen leicht feil. Gehe du nur ruhig auf Reise, du hast die Wette schon gewonnen." Es war in der Stadt eine Magd, welche früher bei dem jungen Kaufmann gedient hatte und der Frau sehr lieb geworden war; nun diente sie anderswo. Der falsche Kaufmann ging zu ihr und bot ihr tausend Gulden, wenn sie die junge Frau bewege, ihre Kleidertiste in Verwahr zu nehmen und eine Nacht in ihrem Schlafzimmer stehen zu lassen. Die Magd willigte ein, denn sie sah nichts Schlimmes darin, und die tausend Gulden stachen ihr sehr in die Augen. Sie ging zu der Frau und sprach, sie habe all ihre Ersparnisse in ihrer Kiste, wolle jetzt ihren Dienst verlassen und wisse nicht, wohin sie die Kiste stelle; ob sie dieselbe nicht auf nur eine Nacht in ihr Schlafzimmer stellen könne. Die arglose Frau war dessen gern zufrieden und sprach: „Bringe sie nur am Abend, ich stelle sie neben mein Bett da kann niemand dran." Als die Magd dies dem falschen Kaufmann hinterbrachte, sprach dieser: „Ich gebe dir jetzt noch einmal tausend Gulden, wenn du mich in die Kiste kriechen läßt und sie am andern Morgen frühe wieder abholst." „Gott bewahre mich," rief die Magd, „das tue ich nicht, um keinen Preis!" Da legte er ihr ein Säckchen mit fünfhundert Gulden auf den Tisch. Sie sagte: „Ja, wenn ich wüßte, daß nichts Arges

Digitized by Google

dabei wäre, dann wäre das ein anderes, aber wer weiß, was Ihr im Sinne habt." Jetzt legte er noch fünfhundert Gulden dazu und sagte: „Ich verspreche dir heilig, ich rühre die Frau mit keinem Finger an," und dann klimperte er mit Geld in der Tasche, als ob er noch mehr geben wolle, wenn sie nicht einwillige. Der Böse hatte aber ihr Herz bereits ganz umstrickt, und sie sagte: „Wenn Ihr mir das versprecht, dann bin ich dessen zufrieden, aber wer weiß noch, ob Ihr es auch haltet." „Ich halte es, so wahr wie ich lebe," sprach der falsche Kaufmann und legte noch eine Handvoll Geld zu den zwei Säcken. „Dann kommt diesen Abend gegen Dunkel, und wir machen alles in Ordnung." Und so geschah es auch. Abends brachte die Magd die Kiste, und die junge Frau stellte sie dicht neben ihr Bett, damit ja kein Dieb darangehen könne. Während sie eine Weile hinausging, schnitt der falsche Kaufmann mit seinem Messer ein Loch in die Kiste, wodurch er alles sehen konnte, was in dem Zimmer vorging. Dadurch sah er, daß die Frau oben am Arm ein kleines Muttermal hatte, und daß ihre kleine Zehe schief war. Als sie aber schlief, stieg er vorsichtig aus der Kiste, nahm einen ihrer Ringe vom Tische und verbarg sich wieder in der Kiste, ohne daß die Frau etwas davon bemerkt hätte. Am folgenden Morgen kam die Magd und holte den Kasten wieder ab, und der falsche Mensch triumphierte erst recht, daß ihm der Streich so wohl gelungen sei und er des Kaufmanns ganzes Vermögen gewonnen habe. Nach acht Tagen kehrte der Kaufmann zurück, und kaum war das ruchbar, als auch bereits eine Einladung des Bösewichts an ihn erging, abends mit den anderen Kaufleuten zu ihm zu kommen. Er ging vergnügt hin, denn er wußte, daß seine Frau ihm treu war, und freute sich schon im voraus, den andern recht beschämt zu sehen; denn das genügte ihm, und er dachte nicht daran, jenem sein Vermögen zu nehmen. Als er aber in das Zimmer trat, empfingen die andern ihn mit höhnischen Gesichtern, der falsche Mensch kam ihm entgegen und sprach: „Es tut mir leid, aber ich bin Herr in deinem Hause, und morgen früh mußt du schon hinaus mit deiner Frau." „Du bist wohl wahnsinnig," rief der Kaufmann, „dein Vermögen gehörte mein von Rechts wegen, aber ich will es nicht, du magst es behalten." Da lachten alle laut auf und riefen: „Hat deine Frau kein Muttermal oben am Arm, und ist ihre kleine Zehe nicht schief?" Und der falsche Kerl fragte: „Und kennst du den Ring nicht? Siehe, den hat sie mir geschenkt; das hast du von deiner schönen Frau." Da lachten alle ihn boshaft aus und riefen: „Jetzt kannst du deine schöne Frau für Geld sehen lassen. Wie froh sind wir, daß wir häßliche Frauen haben!" und solcher Dinge mehr. Dem Kaufmann aber war es, als müsse Himmel und Erde über ihm zusammenbrechen. Wie er aus dem Zimmer kam, wußte er selber nicht; er meinte, alle bösen Geister der Hölle seien hinter ihm her, und stürzte wie wahnsinnig in sein Haus. Dort überhäufte er seine arme Frau mit Vorwürfen und Schimpfwörtern, ohne daß sie ahnte, woher sie dieselben verdiente, schlug sie, daß sie für tot liegen blieb, und eilte fort nach Dänemark, wo er als gemeiner Soldat Dienst annahm. Als die arme Frau wieder zu sich kam, wußte sie in ihrer Verlassenheit

Digitized by Google

anfangs nicht, was anfangen; hatte sie doch keinen Menschen auf der Welt, der ihr einen Rat gegeben hätte. Endlich entschloß sie sich kurz und gut, ihrem Manne nachzuforschen und nicht zu ruhen, bis sie ihn wiedergefunden habe. Sie packte so viel Geld zusammen, als sie vorrätig fand, legte das Kleid hinzu, welches sie an dem Tage getragen, zog statt dessen Männerkleider an und verließ das Haus und die Stadt noch in derselben Nacht. Unerkannt zog sie also lange umher durch alle Kaiserreiche und Königreiche, aber sie fand ihren Mann nicht und fand ihn nicht. Jetzt war nur noch das Königreich Dänemark übrig, dahin wandte sie sich und ließ sich als Arzt bei den Soldaten anstellen, denn sie hatte auf ihren Reisen immer in Büchern gelesen, die von der Arzneikunst handelten, und kannte genau alle Kräuter und Steine und welche Kräfte sie haben. Wenige Zeit nachher wurde der General der Dänen krank, alle Ärzte gaben ihn verloren; da kam sie und verschrieb ihm ein Tränklein, das machte ihn augenblicks gesund, so daß er noch am selben Tag kommandieren konnte. Der General kommandierte aber vor allem, daß sie von jetzt an Oberregimentsarzt sei, denn die anderen Ärzte seien gegen sie keine faule Bohne wert; zugleich befahl er, daß alle Soldaten vor ihr präsentieren müßten, ritt alsdann vor die Front und führte sein Kommando: Rechtsum, linksum, marsch! als ob ihm sein Leben lang nichts gefehlt hätte. Der neue Oberregimentsarzt, das heißt die Frau des Kaufmanns, sagte nun zum General, es sei nötig, daß die ganze Armee untersucht würde, und jeder einzelne Soldat müßte jetzt vor ihm erscheinen, denn so lange er Regimentsarzt bleibe, dürfte keiner in der Armee krank werden. Daß der General damit einverstanden war, könnt ihr wohl denken. Solches tat die Frau aber, weil sie sehen wollte, ob ihr Mann unter den Soldaten wäre. Sie ließ große Kessel voll ihrer Arznei brauen, und als die Soldaten kamen, einer nach dem andern, gab sie jedem, der einen Fehler oder eine Krankheit hatte, ein Fläschchen ihrer Arznei, ließ es ihn leeren, und im selben Augenblick sprangen die Burschen weg, gesund und flott wie die Fische im Wasser. Endlich kam auch der Kaufmann, aber wie sah er aus! Es war fast nichts mehr an ihm wie Haut und Knochen. Ach Gott, wie schlug der armen Frau da das Herz im Leibe! Sie meinte vor lauter Jammer in den Boden zu versinken, und vor lauter Liebe und Freude wäre sie ihm doch zugleich fast um den Hals gefallen. Das war ein harter Stand für sie, aber sie bezwang sich, strich ihren falschen Schnauzbart ein paarmal, drückte ihren Federhut tiefer ins Gesicht und fragte so barsch sie nur konnte, denn dahinter verbarg sie all das Leid und all die Freude ihres Herzens: „Was fehlt dir denn, du?“ „Lieber Herr Oberregimentsarzt,“ sprach der Kaufmann, „was mir fehlt, davon könnt Ihr mich nicht heilen; ich bin am Herzen krank.“ „Ei was, dummes Geschwätz,“ sprach sie wieder recht barsch, und sie konnte sich der Tränen kaum erwehren, „ich kann alles heilen. Und damit ich dich um so besser in die Kur nehmen kann, bleibst du als Bursch und Bedienter bei mir, obschon du ein rechter Schmutzgockel zu sein scheinst; aber das will ich dir schon abgewöhnen.“ So war nun das eine Ziel ihrer Wünsche erreicht, aber es fehlte

Digitized by Google

ihr noch eins: sie mußte ihren Mann noch von ihrer Unschuld und von der Grundlosigkeit seines Verdachtes überzeugen. Nachdem sie das ganze Regiment und danach auch die ganze Armee des Königs von Dänemark gesund gemacht hatte, bat sie den General um drei Monate Urlaub, was ihr gern bewilligt wurde, denn sie sah plötzlich ganz blaß aus und magerte immer mehr ab vor innerem Herzeleid und Aufregung. Sogleich hieß sie den Burschen, das heißt ihren Mann, die Koffer packen, einen ausgenommen, den er nie berühren durfte, denn darin, sagte sie, wären ihre gefährlichsten Gifte, und wer ihn aufmachte, wäre des Todes. Es lag aber ihr Kleid darin, welches sie getragen hatte, als ihr Mann sie so unbarmherzig geschlagen. Als nun der Wagen angespannt war und sie fortfahren sollte, fragte der Kutscher, wohin der Weg gehe. „Fahre nach London," rief sie, „da will ich eine Zeitlang bleiben." „Ach du lieber Gott und Herr, was soll das werden!" dachte der Bediente. In London mietete sie gleich die besten Zimmer im Hause des falschen Kaufmanns, welches früher ihr eigen gewesen war. Gegen mich hat sich alles verschworen, dachte der Bediente, und wenn der liebe Gott mich nicht stärkt, dann unterliege ich. Dann ging er in die Kirche und betete zum erstenmal seit dem schrecklichen Tag, wo er aus London geflohen, wieder recht aus Herzensgrund, und da kam ein großer Friede und eine stille Heiterkeit über ihn, und er sprach zu sich selbst: Wer weiß, was Gott mit mir vorhat und wodurch ich meine Leiden verdient habe; wenn ich nur nicht erkannt werde, dann bin ich gern zufrieden. Mit dem Erkennen aber hatte es keine Not, denn er war zu sehr verändert, und zudem dachte kein Mensch mehr an ihn. Jetzt hielt der Regimentsarzt große Tafel, und der falsche Kaufmann wurde immer dazu eingeladen; sooft er aber kam, drückte sich der Bediente in die Ecken und hielt sich so viel als möglich im Dunkel. So wurde der Arzt immer vertrauter mit dem bösen Menschen, und zuletzt sagten sie gar du zueinander. Eines Abends ließ der Regimentsarzt von den allerstärksten Weinen auftischen, denn heute, sagte er, wäre sein Geburtstag. Als nun die Gäste recht lustig waren, sprach er: „Jetzt soll mir jeder zum Angebinde das pfiffigste Stücklein erzählen, welches er in seinem Leben ausgeführt hat." „Ja, das gilt, rief der falsche Kaufmann, „und ich fange an, denn ich wette hundert gegen eins, daß ich das pfiffigste Stücklein von euch allen ausgeführt habe." „Das glaube ich nicht," sprach der Regimentsarzt, „und ich wette mein Vermögen gegen das deine, daß ich ein noch viel pfiffigeres im Sack habe." „Ich halte dich beim Wort," schrie der falsche Mensch und schlug ein, und er glaubte schon, des reichen Doktors Taler in seine Geldkisten versammeln zu können. Jetzt fing er an zu erzählen, wie er vor Jahren den Kaufmann so listig betrogen und seine Wette mit ihm gewonnen habe. Ei, wie da der Bediente die Ohren spitzte, und wie gern wäre er dem falschen Kerl an den Kopf geflogen; aber ehe er das konnte, befahl sein Herr ihm, die verschlossene Kiste schnell ins Schlafzimmer zu tragen und im Nebenkämmerchen zu warten, bis er ihn riefe. „Das war ein sehr pfiffiger Streich," sprach alsdann der Regimentsarzt, „aber meiner ist noch pfiffiger. Ich muß aber, ehe ich ihn erzähle, etwas

Digitized by Google

aus meinem Schlafzimmer holen. Dann ging er weg, warf Waffenrock und falschen Bart ab und zog wieder die Frauenkleider an, und da war sie wieder geradeso schön, wie sie vordem gewesen. Als sie damit fertig war, rief sie dem Bedienten. Wie der erstaunte, seine Frau plötzlich vor sich zu sehen, wie er sich zu ihren Füßen, wie sie sich an seine Brust warf, und was das für eine Freude war, das brauche ich nicht zu sagen. Ebenso kann man sich auch wohl denken, was der falsche Kaufmann für ein Gesicht schnitt, als er sich ertappt sah und bekennen mußte, daß der Streich doch noch pfiffiger sei wie der seine. Seitdem durfte er sich nicht mehr in London sehen lassen und schlich sich als der elendiglichste Bettler vondannen; vor der Frau aber zog jedermann den Hut ab, und sie lebte noch lange und glücklich mit ihrem Manne, und es waren die reichsten Leute in ganz England.

Der standhafte Feldwebel / Drei Handwerksburschen

waren des Arbeitens müde, ließen sich ihren Lohn auszahlen und gingen auf die Wanderschaft. Vorm Tor standen drei andere Handwerksburschen, welche gerade in die Stadt gehen wollten. „Wohinaus, ihr Brüder?“ fragten sie. „Auf die Wanderschaft, denn in der Stadt ists schlecht, kein Brot im Schrank, Wasser zum Trank.“ „Dann gehn wir miteinander,“ sprachen die zweiten drei, und also schlenderten sie die Straße daher. Im nächsten Ort wollten sie doch wissen, ob der Wirt zum grünen Hund noch immer so guten Apfelwein habe, und kehrten ein. Da saßen drei Handwerksburschen in der Stube und ließen die Flügel hängen. „Guten Morgen, ihr Brüder!“ riefen die sechs. „Wohin des Wegs?“ „Wir wissens nicht,“ sprachen die drei und klagten über die schlechten Zeiten. „Was da, schlechte Zeiten hin, schlechte Zeiten her,“ sagten die sechs, „geht mit uns, wir halten zusammen und teilen alles, bis die Zeiten wieder gut werden.“ So zogen sie ihrer neun dahin und sangen ihre Lieder so lustig, als ob sie statt ihrer alten Kleider lauter Kronentaler im Tornister hätten. Ein Stück Weges weiter fanden sie drei Handwerksburschen, die lagen unter einem Baum und schliefen wie die Säde. „Das ist ein guter Einfall,“ sprachen sie, langten ihre Tornister vom Rücken und legten sich auch hin. Die drei wachten bald nachher auf und machten große Augen, als sie sich in einer so großen Gesellschaft fanden. Dann aber beschlossen sie kurz und gut, da sie einmal mit den Brüdern zusammen seien, wollten sie auch zusammen bleiben. Das geschah, und die neun waren herzlich froh über den neuen Zuwachs. So gings nun dahin mit Sang und Klang, und je weniger sie hatten, um so lustiger waren sie. Sie fanden aber nirgendwo Arbeit, das Fechten konnte auch nicht ewig so fortdauern, darum hielten sie einen Rat, und das Ende vom Liede war, daß sie beschlossen, alle zwölf unter die Soldaten zu gehen. Nun bekamen sie die Flinte noch zum Tornister zu tragen, mußten marschieren Bauch herein, Brust heraus, Kopf zurück, mußten exerzieren auf Kommando eins, zwei, drei, mußten auch fechten, aber nicht so gemächlich wie früher, sondern mit der schweren Flinte,

Digitized by Google

daß ihnen der Schweiß auf der Stirne ſtand. Das alles behagte ihnen ſchlecht, und ſie wurden immer trauriger, bis ſie endlich wieder einen Rat hielten und beſchloſſen, ſamt und ſonders wegzulaufen. Der jüngſte von ihnen bekam aber Gewiſſensbiſſe und verriet die Sache dem Feldwebel. „Das war recht und ſchön von dir, mein Sohn, daß du mir das ſagteſt," ſprach der Feldwebel, „und ich danke dir für die Meldung. Wann wollen ſie denn durchbrennen?" „Morgen früh." „Dann ſage ihnen, ich wolle mit durchbrennen, denn ich bin auch des Dienſtes ſatt." ~ Der Feldwebel hielt ſein Wort, und damit ſie vorerſt nicht ohne Geld ſeien, nahm er das Zehrgeld der ganzen Kompagnie mit. Das war nun ein Leben! Sie triebens wie die Vögel im Hanfſamen, nur ſchade, daß es nicht lange dauerte. Als ihr Geld faſt alle war und der eine und andere ſchon anfing, ſich Sorgen zu machen, wie das enden werde, kamen ſie eines Tages in einen großen Wald, der wollte gar kein Ende nehmen. Sie gingen und gingen den ganzen Tag, aber es ließ ſich kein Wirtshaus ſehen, wo ſie ihre letzten Batzen hätten unterbringen können. Müd und matt vor Hunger und Durſt ſchliefen ſie am Abend unter einer großen Eiche ein, alle bis auf den Feldwebel. Der konnte nicht einſchlafen und ſtieg aus Langeweile auf den Eichbaum, um bei dem ſchönen Mondſchein ſich umzuſchauen, ob nicht Haus oder Hof in der Nähe ſeien. Er ſah unfern aus einem hohen Kamin Rauch in die Höhe wirbeln und die hellen Funken dazwiſchen herausfahren. Wie ſchnell mein Feldwebel wieder herunter war! So ſchnell war er nie auf den Feind losgeſtürmt, als er nach der Gegend hinlief, wo der Rauch aufſtieg. Es war aber ein Schloß, das lag in einem Berge und war ganz erleuchtet. Als er hinein und in die Küche trat, da brotzelte, kochte und briet und ſchmorte alles drunter und drüber; in einem Saal war für dreizehn Mann gedeckt, zwölf Meſſer, Gabeln und Löffel von Silber und ein Beſteck von Gold, im ganzen Schloß aber war keine Seele zu ſehen. „Das iſt keinem Tauben gepfiffen," ſprach der Feldwebel, trank ein paar Flaſchen Wein und ſchnitt ſich einen tüchtigen Fetzen Braten ab, denn als guter Kommandant wollte er ſich, wenn auch mit eigener Lebensgefahr, überzeugen, daß die Speiſen und Getränke gut ſeien und kein Gift oder anderes ſchädliche Weſen ſich darin befinde. Davon war er jetzt vollkommen ſicher, denn er war ſo kreuzfidel geworden, daß er ſeine Mannſchaft vor lauter Freude durchprügelte, ſo daß ſie meinten, in Räuberhände gefallen zu ſein, und einer nach dem andern um Gnade ſchrie. Als ſie aber ihren Feldwebel erkannten und von ſeiner Entdeckung hörten, da faßten ſie ſich zu ſechs und ſechs in die Arme und zogen, den Helden voran, in das Schloß hinein. Als ſie auf den Schloßhof kamen, rief der Feldwebel: „Nicht euch!" Aber profit die Mahlzeit, die richteten ſich nicht eher, als bis ſie im Saal waren, da exerzierten ſie mit Meſſer, Löffel und Gabel, daß es eine Art hatte, und hieben in die Rinds- und Hammelbraten ein, als ob ſie die ſchlimmſten Feinde vor ſich hätten. Es war auch eine wahre Luſt, zu ſehen, wie das Eſſen herangemarſchiert kam; ſowie eine Keule verzehrt war, ſtand ſchon wieder eine andere auf dem Tiſch, und war eine Flaſche Wein leer, dann ſtanden gleich

Digitized by Google

zwei volle dafür da. Aber die besten Bissen kamen immer vor den Feldwebel, der sie dann stets brüderlich mit den andern teilte. So saßen sie und tafelten und tranken so viel Gesundheiten, bis sie vor lauter Gesundheit nicht mehr wußten, wo ihnen der Kopf stand. Nur der Feldwebel hatte sich als ordentlicher Kommandant tapfer gehalten, zwar scharf dreingehauen und manche Flasche ausgeblasen, aber er war bei voller Besinnung, so daß er die ganze Mannschaft in das Schlafzimmer bringen konnte, wo zwölf Betten in einer Reihe standen, recht wie in der Kaserne, nur daß über jedem Bett ein seidener Thronhimmel hing. Dann suchte er sein Kämmerchen auf, denn für ihn war das Bett in einem besonderen Zimmer zurechtgemacht, und das war viel schöner als die anderen. Als er so dastand und sich eben zum Schlaf rüsten wollte, trat plötzlich eine schöne Jungfrau herein, die hatte ein goldenes Krönlein auf dem Haupte und trug ein goldgesticktes Kleid. Sie sprach freundlich: „Guten Abend, mein lieber getreuer Johannes, ach, wie lange habe ich auf dich geharrt! Du und deine zwölf Kameraden, ihr sollt mich und zwölf andere Königstöchter erlösen, die alle in diesem Schlosse verwünscht sind. Haltet ihr zwölf Jahre treu bei dem Schlosse aus und folgt ihr treulich meinem Rat, dann erlöst und gewinnt ihr uns zu euren Gemahlinnen. Tut ihr es aber nicht, dann steht ihr euch selbst im Licht, und es ist euer Verderben. Ihr dürft hier im Schloß überall herumgehen, auch hinausziehen auf die Jagd, und braucht euch keine Freude zu versagen, aber ihr dürft das Schloß nicht verlassen.“ Wie war der Feldwebel mit dem Versprechen so flott bei der Hand! Er wollte in seiner Freude darüber, daß er ein Prinz werden sollte, der schönen Königstochter um den Hals fallen und sie drücken und herzen und küssen, aber sie wehrte ihm mit der Hand, und da war er alsbald mäuschenstill. „Berühren darf uns keiner von euch,“ sprach sie, „sonst ist alles verloren.“ Und sie grüßte den Feldwebel freundlich und verschwand. Am folgenden Morgen erzählte der Feldwebel der Mannschaft die ganze Geschichte, und das war ein Jubel! Jeder eine Prinzeß, sie hätten sich vor lauter Freude zu Tode lachen und springen mögen. Aber wie die Menschen nun einmal sind, es dauerte nicht lange, da wurde es zweien von der Mannschaft zu langweilig, zwölf Jahre auf die Prinzessinnen zu warten, und sie machten zusammen aus, sie wollten weglaufen. Da kam am Abend die schöne Königstochter zu dem Feldwebel und sagte ihm den ganzen Plan, damit er ihn vereitle. „Fällt euch die Zeit so lang, dann sage mir,“ sprach sie, „wie lange ihr nach eurer Meinung schon hier seid.“ „Vierzehn Tage,“ antwortete der Feldwebel. „Du irrst sehr,“ sagte die Königstochter, „was dir nur vierzehn Tage erscheint, sind vier ganze Jahre.“ Am andern Morgen nahm der Feldwebel die Mannschaft vor, warnte sie alle vor dem Durchbrennen und sagte ihnen, wie die Zeit so schnell vergangen sei. Da waren sie sämtlich wieder guter Dinge, aber wiederum nicht für lange Zeit, denn das Menschenherz ist ein sonderbares Ding und nimmer zufrieden mit dem, was es hat. Kaum vierzehn Tage später zogen ihrer sieben auf die Jagd hinaus, und unterwegs beschlossen fünf, den andern Morgen allein auszugehen und

Digitized by Google

wegzulaufen. Das war wohl sehr heimlich verabredet, doch die Königstochter wußte es im selben Augenblick und sagte es am Abend ihrem lieben getreuen Johannes wieder, fragte ihn auch, wie lange er nun glaube schon da zu sein. „Etwa vier Wochen," sprach er. „Du irrst sehr," erwiderte sie, „es geht bereits ins neunte Jahr und denke, ihr habt nur noch so kurze Zeit auszuhalten." Als der Feldwebel der Mannschaft die Sache vorhielt, war für einen Augenblick wieder alles gut, bald aber wurden sie wieder rebellisch, gingen zum Feldwebel und sprachen, er könne nicht wissen, ob die Königstochter ihn und sie zu Narren halte; am Ende sei die ganze Geschichte erlogen, und statt seiner Prinzessin hätte jeder einen Dreck; sie wollten sich von der Wahrheit überzeugen und ihre künftigen Gemahlinnen sehen. Der Feldwebel mahnte sie davon ab, denn es schwante ihm nichts Gutes, doch sie bestanden darauf, er müsse es der Königstochter sagen, und wenn sie nicht ihren Willen täte, dann gingen sie allesamt ihres Weges. Als der Feldwebel abends der schönen Jungfrau alles vortrug, seufzte sie und sprach: „Ach, wenn sie es doch nicht verlangten, da sie aber nicht anders wollen, so sage ihnen, sie sollten morgen mittag um zwölf Uhr zum Fenster hinaussehen, dann sähen sie uns in unserer Verwünschung." Die Mannschaft freute sich, als der Feldwebel ihnen das mitteilte, und am folgenden Mittag wollte jeder der erste am Fenster sein. Und was sahen sie da? Lauter Löwen, Tiger, Drachen und dergleichen Untiere sahen sie, so daß sie nichts Eiligeres zu tun hatten, als in das Zimmer zurückzueilen, und sie wollten nicht mehr hinausguden. Statt sich nun zufrieden zu geben, gingen sie am anderen Tag zu dem Feldwebel und sprachen, das sei eine schöne Geschichte, daß sie lauter Drachen und grimmige Katzen zu Frauen haben sollten, deren gebe es genug, und darum wollten sie keine zwölf Jahre lang in dem Schlosse hocken; wenn sie die Prinzessinnen nicht in menschlicher Gestalt sehen könnten, dann gingen sie alle ihres Weges. Vergebens versuchte der Feldwebel sie davon abzubringen, es half ihm nichts, und er war gezwungen, abends der Jungfrau das Begehren der Mannschaft mitzuteilen. Da seufzte sie tief auf und sprach: „Ach, wenn sie es doch nicht verlangten! Da sie aber nicht anders wollen, so sage ihnen, sie würden uns morgen abend sehen, und wir wollten mit ihnen zur Nacht essen; keiner aber dürfe reden und noch weniger eine der Jungfrauen berühren." Der Feldwebel sagte der Mannschaft alles, was die Königstochter ihm gesagt, und warnte sie wohl, dem guten Rate zu folgen und nicht alles zu verderben. Sie waren mit dem Versprechen rasch bei der Hand, doch vom Versprechen bis zum Halten ist ein großer Schritt. Abends war die Tafel für sechsundzwanzig Personen gedeckt, und als das Essen aufgetragen wurde, da kam die schöne Königstochter mit den zwölf Prinzessinnen, und es war immer eine schöner als die andere. Sie setzten sich zu Tische, jede neben ihren zukünftigen Gemahl. Da war es nun eine schwierige Aufgabe, ganz still zu schweigen und sich nicht zu rühren, und alles hätte gut gegangen, wenn der Jüngste, dem der Wein nach und nach zu Kopfe stieg, nicht plötzlich aufgesprungen wäre und seiner Prinzessin einen herzhaften Kuß gegeben hätte. Das war gefehlt, denn nun

Digitized by Google

tat es einen Donnerschlag, daß allen die Besinnung verging, die Lichter erloschen, und als die dreizehn wieder zu sich kamen, waren die Prinzessinnen verschwunden und nichts mehr von ihnen zu hören noch zu sehn. Ach du liebe Zeit, jetzt ging das Jammern an, aber zu spät ist zu spät. Am folgenden Abend kam die schöne Königstochter zum Feldwebel und sprach: „Ach, daß sie es nicht anders gewollt haben! Zehn Jahre hatten sie schon ausgehalten, und die Erlösung wäre sogleich vollendet gewesen. Jetzt aber mögen sie nur machen, daß sie fortkommen, so lieb ihnen ihr Leben ist. Jeder mag sich einen zweispännigen Wagen mit Gold nehmen und nur sich hüten, hierher zurückzukehren." Dies verkündete der Feldwebel ihnen, doch nun wollten sie den Prinzessinnen zum Trotz dableiben. Als es aber zum Mittagessen ging, da war für den Feldwebel allein gedeckt, für die zwölfe nicht. Sie hatten Hunger und baten ihn, er möge ihnen doch etwas vom Seinigen geben. Das tat er auch gern, aber was er ihnen auch gab, wurde im selben Augenblicke zu Stein. Es blieb ihnen also nichts anderes übrig, als ihre Wagen mit Gold zu beladen und wegzufahren, was sie auch noch am selben Tage taten. So saß der gute Feldwebel allein auf dem einsamen Schloß und sah nur jeden Abend die schöne Königstochter. Mit der Zeit wurde es ihm jedoch allzu einsam, und er wünschte sich wieder in die Welt zurück. Das bemerkte die Jungfrau alsbald, und als sie abends wieder zu ihm kam, sprach sie: „Ich sehe dir an, daß es dir hier nicht mehr gefällt; so gehe denn, wohin es dir beliebt. Zum Dank dafür, daß du so treu ausgehalten hast, schenke ich dir den Mantel, welcher dich hinträgt, wohin du willst, und die Geldbörse, welche nie leer wird. Nun leb wohl und vergiß das Wiederkommen nicht." Der Feldwebel wollte ihr danken, sie aber war schon verschwunden; auf dem Tische lagen der Mantel und die Geldbörse. Kaum war er am folgenden Morgen aufgestanden, als er auch schon seine Börse in den Sack steckte, den Mantel umhing und sich in die Hauptstadt von Spanien wünschte. Im selben Augenblick flog er durch die Luft daher, daß es rauschte, und fünf Minuten drauf stand er vorm Tor der Hauptstadt. Da kaufte er sich alsbald prächtige Kleider und zog ins erste Wirtshaus der Stadt, welches hart neben dem Schloß des Königs lag. Er nahm Bediente in Menge an, kaufte Wagen und Pferde und führte ein Leben wie der erste König und Kaiser der Welt. Die königliche Familie ging täglich auf den Paradeplatz, um dem Exerzieren der Soldaten zuzusehen, und da war ein Kaufmann, der stellte ihr Stühle vor seine Tür, worauf der König und die Königin nebst der Prinzessin sich setzten, denn der König ritt nicht mehr, weil er zu alt war. Auch mein Feldwebel ritt oder fuhr jetzt alle Tage auf den Platz, und das hatte seinen guten Grund: er war in die schöne Prinzessin verliebt. Eines Tags ging er in einen Laden und kaufte Tuch, und zwar zwanzig Ellen, jede Elle zu zwanzig Goldstücken. Zufällig kam die Prinzessin dazu und verwunderte sich nicht wenig darüber, daß der Feldwebel so kostbares Tuch kaufte. Wie sie ihn so in der Nähe sah, da gefiel er ihr gar wohl, und je länger sie ihn ansah, um so schöner kam er ihr vor. Er war aber auch ein schöner Mann, und nun

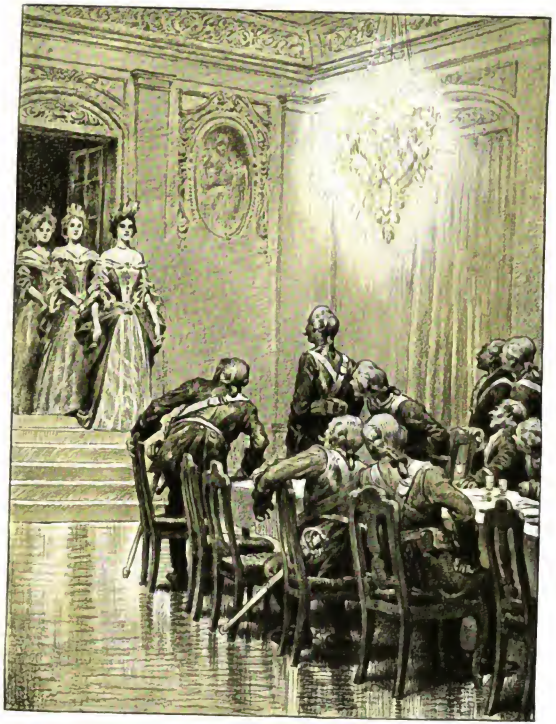
Digitized by Google

vollends in seiner Prinzenkleidung, ach, die stand ihm zu gut. Sobald die Prinzessin nach Hause kam, bat sie ihren Vater, er möge den schönen Prinzen doch einmal zur Tafel einladen. Das geschah, und kurz und gut, der Feldwebel und die Prinzessin gefielen sich immer besser, bis sie sich endlich heirateten. Das gab eine Hochzeit! Etwas Schöneres als das Brautkleid ist nie gesehen worden. Daran haben hundert Stickerinnen Jahr und Tag gearbeitet. Die jungen Eheleute lebten recht glücklich zusammen, und der Himmel segnete sie so, daß sie alle Jahr zwei Buben bekamen und im Herbst noch einen Spätling, bis es ihrer zwölf waren. Alle wurden gleich, wie sie auf die Welt kamen, zu Feldwebeln ernannt und in den Waffenrock gesteckt. Sobald sie laufen konnten, lernten sie exerzieren und gingen jeden Tag mit auf die Wachtparade, welcher der Feldwebel stets beiwohnte, denn er war Soldat von Kopf bis Fuß. Als der neunte Bub eben auf die Welt kam, starb der alte König, und die Königin überlebte ihn nicht lange. Der Feldwebel wurde also zum König gekrönt und war bald so geliebt, daß jedermann im Volke sich für ihn hätte totschlagen lassen. Als er eines Tags mit seiner Familie wieder auf der Wachtparade war, kam ein Kerl in Lumpen daher und bettelte ihn an. Er gab ihm ein groß Stück Geld, als er ihm dabei aber unter die Augen sah, erkannte er ihn sogleich. Es war nämlich einer von seiner alten Mannschaft. Am folgenden Tage kam wieder einer, und so ging es fort, bis sie alle zwölf da waren und jeden Tag bettelten. Da ließ er sie zu sich bescheiden, und als die zitternd und zagend vor ihm standen, weil sie nicht anders glaubten, als der König wolle sie wegen ihres Bettelns hernehmen, gab er sich ihnen zu erkennen. Das gab lange Gesichter und große Augen! Nachdem er ihnen erzählt hatte, wie er es bis zum König gebracht, fingen sie auch an zu erzählen; wie sie es von steinreichen Leuten zu elenden Lumpen gebracht und alles verliederlicht hatten. Endlich verlangten sie von ihm, er müsse sie wieder in das Schloß führen, sie wollten jetzt die Prinzessinnen erlösen. „Dazu rate ich euch nicht," sprach er, „es wäre euer Unglück," denn er hatte keine besondere Lust, sich wieder unter die Kerle zu mischen. Als sie aber so baten, da fiel ihm ein, wie die schöne Königstochter ihn auch zur Wiederkehr ermahnt hatte, und er folgte seinem guten Herzen. Er sagte seiner Gemahlin, er müsse auf eine Weile weg, um die anderen Städte des Königreichs zu besuchen, bald werde er aber wiederum bei ihr sein. Dann setzte er sich mit der alten Mannschaft auf den Mantel, und fort gings wie der Wind, so daß sie in Zeit von zehn Minuten vor dem Schlosse standen. Es war abends, und als sie hereintraten, fanden sie die Tafel gedeckt, doch kam nur für den Feldwebel, das heißt jetzt für den König, Essen auf den Tisch, die anderen konnten sich hungrig zu Bette legen, und das gefiel ihnen schlecht, aber damit war es noch nicht getan. Als sie weg waren, und der König in sein Kämmerlein trat, da erschien die Königsjungfrau und sprach freundlich: „Schönen guten Abend, mein lieber getreuer Johannes, du tatest recht daran, wiederzukommen, die anderen aber taten übel daran, und es gereut sie schon. Nimm morgen am Tage die zwölf Karfunkelsteine, welche auf dem Tische liegen, und bringe sie deinen zwölf

Digitized by Google

Prinzen, bleibe auch nicht länger hier in dem Schlosse.“ Also sprach sie, reichte ihm ihre Hand und verschwand. Der König tat, wie sie gesagt; als er aber an dem Tor des Schlosses vorüberflog, da hing die ganze Mannschaft an einem himmelhohen Galgen und grinste ihn an; sie hatten ihre verdiente Strafe. Was das für eine Freude war, als der König so schnell wieder heimkehrte und die zwölf prachtvollen Karfunkelsteine den Prinzen schenkte! Gleich sollte er sagen, wo er dieselben her habe, es wurde ihm keine Ruhe gelassen, und da platzte er zuletzt heraus. Nun hatten die Prinzen keine Ruhe und wollten alle zwölf auch in das verwunschene Schloß, doch das wollte er nicht zugeben, denn er mußte unaufhörlich daran denken, wie die Mannschaft an dem Galgen baumelte und ihn angrinste. Da träumte ihm dreimal, die schöne Königstochter stehe vor seinem Bette und bäte ihn mit Tränen, er möge doch die zwölf Prinzen in das Schloß bringen, das sei ja ihre Erlösung. Als er es trotzdem immer nicht tat, da träumte ihm in der vierten Nacht, die Tür seines Schlafzimmers öffne sich und die zwölf Prinzessinnen kämen mit der schönen Königsjungfrau herein, fielen vor ihm auf die Knie nieder und bäten ihn alle, doch ihrer Erlösung nicht im Wege stehen zu wollen; den Prinzen geschehe nichts, im Gegenteil, sie würden glücklich auf Lebenszeit. Da wurde ihm das Herz weich, er sagte alles seiner Gemahlin, setzte sich mit seinen Söhnen auf den Mantel und stand vorm Schloß. Als sie eintraten, war die Tafel prächtig gedeckt, viel schöner als ehemals für die Mannschaft, alles blitzte und glitzerte von purem Gold. Des Abends, als die Prinzen zu Bette waren, flog des Königs Tür auf, und die schöne Jungfrau trat mit freudelachenden Blicken herein und sprach: „Schönen Dank, mein lieber getreuer Johannes, daß du kommst. Unsere Erlösung ist nahe, morgen essen wir alle mit euch an einem Tische und schlafen mit euch in denselben Betten, doch darf keiner mit uns sprechen und keiner uns berühren. Tut so, wie ich sage, und wir sind alle glücklich auf ewige Zeiten.“ Der König versprach es mit Freuden und schärfte am Morgen seinen Söhnen wohl ein, wie sie sich zu verhalten hätten. Mittags war die Tafel für sechsundzwanzig Personen gedeckt, und zur bestimmten Zeit traten die Jungfrauen herein, grüßten stumm sich verneigend die Prinzen und setzten sich mit ihnen zu Tische, die Älteste zum Ältesten und so fort bis zur Jüngsten, welche neben dem Jüngsten saß. Die Prinzen taten jeder, als sei er ganz allein am Tische, und sahen kaum die Jungfrauen an, und wenn einer oder der andere etwa einen Blick wagte, dann klopfte der König mit dem Messerstiel auf den Tisch, und alsbald sahen sie wieder vor sich. Abends durften sie nicht einmal ihre Kleider ablegen; als sie schon einige Zeit zu Bett gegangen waren, machte der König die Runde und winkte jedem noch einmal mit dem Finger, da lagen sie steif und starr wie die Bildsäulen. So ging alles gut bis gegen Morgen. Da knallte es, als wenn zehnmalhunderttausend Kanonen losgeschossen würden, zugleich stürzten die Prinzessinnen den Prinzen um den Hals und küßten sie als ihre Erlöser, nur die schönste Jungfrau, welche bei dem König lag, küßte ihn nicht, sondern reichte ihm bloß ihre Hand und dankte ihm unter bitteren Tränen, denn sie liebte ihn so sehr.

Digitized by Google



Digitized by Google

Jetzt war der Jubel groß und wollte kein Ende nehmen. Während die Prinzen mit ihren Bräuten im Schlosse herumgingen, setzte sich der König auf seinen Mantel und flog nach Hause, um seiner Gemahlin alles zu erzählen, aber ach, da kam er in Jammer und Leid, denn am Tage vorher hatte die Königin ausfahren wollen und war aus dem Wagen gestürzt; die Pferde waren scheu geworden, und sie kam unter die Räder, welche ihr über Hals und Brust fuhren. So traf er seine liebe Frau als Leiche wieder. Er betrauerte sie tief ein ganzes Jahr lang, dann vermählte er sich mit der wunderschönen Königstochter, die er erlöst hatte, und die Prinzen heirateten zugleich ihre zwölf Bräute, und jede brachte ein Königreich mit.

Der Schmied von Jüterbog / Im Städtlein Jüterbog hat

einmal ein Schmied gelebt, von dem erzählen sich Kinder und Alte ein wundersames Märlein. Es war dieser Schmied erst ein junger Bursche, der einen sehr strengen Vater hatte, aber treulich Gottes Gebote hielt. Er tat große Reisen und erlebte viele Abenteuer, dabei war er in seiner Kunst über alle Maßen geschickt und tüchtig. Er hatte ein Stahlwasser, das jeden Harnisch undurchdringlich machte, und gesellte sich dem Heere Kaiser Friedrichs I. zu, wo er kaiserlicher Rüstmeister wurde und den Kriegszug nach Mailand und Apulien mitmachte. Dort eroberte er den Heer- und Bannerwagen der Stadt und kehrte endlich, als der Kaiser gestorben war, mit vielem Reichtum in seine Heimat zurück. Er sah gute Tage, dann wieder böse und wurde über hundert Jahre alt. Einst saß er in seinem Garten unter einem alten Birnbaum, da kam ein graues Männlein auf einem Esel geritten, das sich schon mehrmals als des Schmiedes Schutzgeist bewiesen hatte. Dieses Männchen herbergte bei dem Schmied und ließ den Esel beschlagen, was jener gern tat, ohne Lohn zu heischen. Darauf sagte das Männlein zu Peter, er solle drei Wünsche tun, aber dabei das Beste nicht vergessen. Da wünschte der Schmied, weil die Diebe ihm oft die Birnen gestohlen, es solle keiner, der auf den Birnbaum gestiegen, ohne seinen Willen wieder herunter können ~ und weil er auch in der Stube öfters bestohlen worden war, so wünschte er, es solle niemand ohne seine Erlaubnis in die Stube kommen können, es wäre denn durch das Schlüsselloch. Bei jedem dieser törichten Wünsche warnte das Männlein: „Vergiß das Beste nicht!“ Und da tat der Schmied den dritten Wunsch, sagend: „Das Beste ist ein guter Schnaps, so wünsche ich, daß diese Pulle niemals leer werde!“ „Deine Wünsche sind gewährt,“ sprach das Männchen, strich noch über einige Stangen Eisen, die in der Schmiede lagen, mit der Hand, setzte sich auf seinen Esel und ritt von dannen. Das Eisen aber war in blankes Silber verwandelt, und der vorher arm gewordene Schmied war wieder reich und lebte fort und fort bei gutem Wohlsein, denn die nie versiegenden Magentropfen in der Pulle waren, ohne daß er es wußte, ein Lebenselixier. Endlich klopfte der Tod an, der ihn so lange vergessen zu haben schien; der Schmied war scheinbar auch gern bereitwillig, mit ihm zu gehen, und bat nur, ihm ein kleines Labsal zu vergönnen und ein paar Birnen von dem Baum zu holen, den er nicht

Digitized by Google

selbst mehr besteigen könne aus großer Altersschwäche. Der Tod stieg auf den Baum, und der Schmied sprach: „Bleib droben!“, denn er hatte Lust, noch länger zu leben. Der Tod fraß alle Birnen vom Baum, dann gingen seine Fasten an, und vor Hunger verzehrte er sich selbst mit Haut und Haar, daher er jetzt nur noch ein so scheußlich dürres Gerippe ist. Auf Erden aber starb niemand mehr, weder Mensch noch Tier, darüber entstand viel Unheil, und endlich ging der Schmied hin zum klappernden Tod und schloß einen Vertrag mit ihm, daß er ihn fürder in Ruhe lasse, dann ließ er ihn los. Wütend floh der Tod von dannen und begann auf Erden aufzuräumen. Da er sich an dem Schmied nicht rächen konnte, so hetzte er ihm den Teufel auf den Hals, daß dieser ihn hole. Dieser machte sich flugs auf den Weg, aber der pfiffige Schmied roch den Schwefel voraus, schloß seine Tür zu, hielt mit den Gesellen einen ledernen Sack an das Schlüsselloch, und wie Herr Urian hindurchfuhr, da er nicht anders in die Schmiede konnte, wurde der Sack zugebunden, zum Amboß getragen, und nun ganz unbarmherziglich mit den schwersten Hämmern auf den Teufel losgepocht, daß ihm Hören und Sehen verging, er ganz mürbe wurde und das Wiederkommen auf immer verschwor. Nun lebte der Schmied noch gar lange Zeit in Ruhe, bis er, wie alle Freunde und Bekannte gestorben waren, des Erdenlebens satt und müde wurde. Machte sich deshalb auf den Weg und ging nach dem Himmel, wo er bescheidentlich am Tore klopfte. Da schaute der heilige Petrus herfür, und Peter der Schmied erkannte in ihm seinen Schutzpatron und Schutzgeist, der ihn oft aus Not und Gefahr sichtbar errettet und ihm zuletzt die drei Wünsche gewährt hatte. Jetzt sprach Petrus: „Hebe dich weg, der Himmel bleibt dir verschlossen; du hast das Beste zu erbitten vergessen: die Seligkeit!“ Auf diesen Bescheid wandte sich Peter und gedachte sein Heil in der Hölle zu versuchen, und wanderte wieder abwärts, fand auch bald den rechten, breiten und vielbegangenen Weg. Wie aber der Teufel erfuhr, daß der Schmied von Jüterbog im Anzuge sei, schlug er das Höllentor ihm vor der Nase zu und setzte die Hölle gegen ihn in Verteidigungsstand. Da nun der Schmied von Jüterbog weder im Himmel noch in der Hölle Zuflucht fand und auf Erden es ihm nimmer gefallen wollte, so ist er hinab in den Kyffhäuser gegangen zu Kaiser Friedrich, dem er einst gedient. Der alte Kaiser, sein Herr, freute sich, als er seinen Rüstmeister kommen sah, und fragte ihn gleich, ob die Raben noch um den Turm des Kyffhäusers flögen. Und als Peter das bejahte, so seufzte der Rotbart. Der Schmied aber blieb im Berge, wo er des Kaisers Handpferd und die Pferde der Prinzessin und die der reitenden Fräulein beschlägt, bis des Kaisers Erlösungsstunde auch ihm schlagen wird. — Und das wird geschehen nach dem Munde der Sage, wenn dereinst die Raben nicht mehr um den Berg fliegen und auf dem Ratsfeld nahe dem Kyffhäuser ein alter dürrer, abgestorbener Birnbaum wieder ausschlägt, grünt und blüht. Dann tritt der Kaiser hervor mit allen seinen Wappnern, schlägt die große Schlacht der Befreiung und hängt seinen Schild an den wieder grünen Baum. Hierauf geht er mit seinem Gesinde zu der ewigen Ruhe.

Digitized by Google

Die ungleichen Kinder Evas / Als Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben waren, so mußten sie auf unfruchtbarer Erde sich ein Haus bauen und im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot essen. Adam hackte das Feld und Eva spann Wolle. Eva brachte jedes Jahr ein Kind zur Welt, die Kinder waren aber ungleich, einige schön, andere häßlich. Nachdem eine geraume Zeit verlaufen war, sandte Gott einen Engel an die beiden und ließ ihnen entbieten, daß er kommen und ihren Haushalt schauen wollte. Eva, freudig, daß der Herr so gnädig war, säuberte emsig ihr Haus, schmückte es mit Blumen und streute Binsen auf den Estrich. Dann holte sie ihre Kinder herbei, aber nur die schönen. Sie wusch und badete sie, kämmte ihnen die Haare, legte ihnen neugewaschene Hemden an und ermahnte sie, in der Gegenwart des Herrn sich anständig und züchtig zu betragen. Sie sollten sich vor ihm sittig neigen, die Hand darbieten und auf seine Fragen bescheiden und verständig antworten. Die häßlichen Kinder aber sollten sich nicht sehen lassen. Das eine verbarg sie unter das Heu, das andere unter das Dach, das dritte in das Stroh, das vierte in den Ofen, das fünfte in den Keller, das sechste unter eine Kufe, das siebente unter das Weinfaß, das achte unter ihren alten Pelz, das neunte und zehnte unter das Tuch, aus dem sie ihnen Kleider zu machen pflegte, und das elfte und zwölfte unter das Leder, aus dem sie ihnen die Schuhe zuschnitt. Eben war sie fertig geworden, als es an die Haustür klopfte. Adam blickte durch eine Spalte und sah, daß es der Herr war. Ehrerbietig öffnete er, und der himmlische Vater trat ein. Da standen die schönen Kinder in der Reihe, neigten sich, boten ihm die Hände dar und knieten nieder. Der Herr aber fing an sie zu segnen, legte auf den ersten seine Hände und sprach: „Du sollst ein gewaltiger König werden!“ Ebenso zu dem zweiten: „Du ein Fürst!“ Zu dem dritten: „Du ein Graf!“ Zu dem vierten: „Du ein Ritter!“ Zu dem fünften: „Du ein Edelmann!“ Zu dem sechsten: „Du ein Bürger!“ Zum siebenten: „Du ein Kaufmann!“ Zu dem achten: „Du ein gelehrter Mann!“ Er erteilte ihnen also allen seinen reichen Segen. Als Eva sah, daß der Herr so mild und gnädig war, dachte sie: „Ich will meine ungestalten Kinder herbeiholen, vielleicht daß er ihnen auch seinen Segen gibt.“ Sie lief also und holte sie aus dem Heu, Stroh, Ofen, und wo sie sonst hin versteckt waren, hervor. Da kam die ganze grobe, schmutzige, grindige und rußige Schar. Der Herr lächelte, betrachtete sie alle und sprach: „Auch diese will ich segnen.“ Er legte auf den ersten die Hände und sprach zu ihm: „Du sollst werden ein Bauer!“ Zu dem zweiten: „Du ein Fischer!“ Zu dem dritten: „Du ein Schmied!“ Zu dem vierten: „Du ein Lohgerber!“ Zu dem fünften: „Du ein Weber!“ Zu dem sechsten: „Du ein Schuhmacher!“ Zu dem siebenten: „Du ein Schneider!“ Zu dem achten: „Du ein Törfer!“ Zu dem neunten: „Du ein Karrenführer!“ Zu dem zehnten: „Du ein Schiffer!“ Zu dem elften: „Du ein Bote!“ Zu dem Zwölften: „Du ein Hausknecht dein Lebelang!“ ~ Als Eva das alles mit angehört hatte, sagte sie: „Herr, wie teilst du deinen Segen so ungleich! Es sind doch

Digitized by Google

alle meine Kinder, die ich geboren habe; deine Gnade sollte über alle gleich ergehen." Gott aber erwiderte: „Eva, das verstehst du nicht. Mir gebührt und ist not, daß ich die ganze Welt mit deinen Kindern versehe; wenn sie alle Fürsten und Herren wären, wer sollte Korn bauen, dreschen, mahlen und backen, wer schmieden, weben, zimmern, bauen, graben, schneiden und nähen? Jeder soll seinen Stand vertreten, daß einer den anderen erhalte und alle ernährt werden wie am Leib die Glieder." Da antwortete Eva: „Ach, Herr, vergib, ich war zu rasch, daß ich dir einredete. Dein göttlicher Wille geschehe auch an meinen Kindern."

Die zwölf Jäger / Es

war einmal ein Königssohn, der hatte eine Braut und hatte sie sehr lieb. Als er nun bei ihr saß und ganz vergnügt war, da kam die Nachricht, daß sein Vater todkrank läge und ihn noch vor seinem Ende zu sehen verlange. Da sprach er zu seiner Liebsten: „Ich muß nun fort und muß dich verlassen, da geb ich dir einen Ring zu meinem Andenken. Wenn ich König bin, komm ich wieder und hol dich heim." Da ritt er fort, und als er bei seinem Vater anlangte, war dieser sterbenskrank und dem Tode nah. Er sprach zu ihm: „Liebster Sohn, ich habe dich vor meinem Ende noch einmal sehen wollen, versprich mir, nach meinem Willen dich zu verheiraten," und nannte ihm eine gewisse Königstochter, die sollte seine Gemahlin werden. Der Sohn war so betrübt, daß er sich gar nicht bedachte, sondern sprach: „Ja, lieber Vater, was Euer Wille ist, soll geschehen," und darauf schloß der König die Augen und starb. Als nun der Sohn zum König ausgerufen und die Trauerzeit verflossen war, mußte er das Versprechen halten, das er seinem Vater gegeben hatte, und ließ um die Königstochter werben, und sie ward ihm auch zugesagt. Das hörte seine erste Braut und grämte sich über die Untreue so sehr, daß sie fast verging. Da sprach ihr Vater zu ihr: „Liebstes Kind, warum bist du so traurig? Was du dir wünschest, das sollst du haben." Sie bedachte sich einen Augenblick, dann sprach sie: „Lieber Vater, ich wünsche mir elf Mädchen, von Angesicht, Gestalt und Wuchs mir völlig gleich." Sprach der König: „Wenns möglich ist, soll dein Wunsch erfüllt werden," und ließ in seinem ganzen Reich so lange suchen, bis elf Jungfrauen gefunden waren, seiner Tochter von Angesicht, Gestalt und Wuchs völlig gleich. Als sie zu der Königstochter kamen, ließ diese zwölf Jägerkleider machen, eins wie das andere, und die elf Jungfrauen mußten die Jägerkleider anziehen, und sie selber zog das zwölfte an. Darauf nahm sie Abschied von ihrem Vater und ritt mit ihnen fort und ritt an den Hof ihres ehemaligen Bräutigams, den sie so sehr liebte. Da fragte sie an, ob er Jäger brauche und ob er sie nicht alle zusammen in seinen Dienst nehmen wolle. Der König sah sie an und erkannte sie nicht; weil es aber so schöne Leute waren, sprach er, ja, er wolle sie gern nehmen; und da waren sie die zwölf Jäger des Königs. Der König aber hatte einen Löwen, das war ein wunderliches Tier, denn er wußte alles Verborgene und Heimliche. Es trug sich zu, daß er eines Abends zum König sprach: „Du meinst, du hättest da zwölf Jäger?" „Ja," sagte der König, „zwölf Jäger sinds." Sprach der

Digitized by Google

Löwe weiter: „Du irrst dich, das sind zwölf Mädchen.“ Antwortete der König: „Das ist nimmermehr wahr, wie willst du mir das beweisen?“ „Oh, laß nur Erbsen in dein Vorzimmer streuen,“ antwortete der Löwe, „da wirst dus gleich sehen. Männer haben einen festen Tritt; wenn die über Erbsen hingehen, regt sich keine; aber Mädchen, die trippeln und trappeln und schlurfeln, und die Erbsen rollen.“ Dem König gefiel der Rat wohl, und er ließ die Erbsen streuen. Es war aber ein Diener des Königs, der war den Jägern gut, und wie er hörte, daß sie sollten auf die Probe gestellt werden, ging er hin und erzählte ihnen alles wieder und sprach: „Der Löwe will dem König weismachen, ihr wäret Mädchen.“ Da dankte ihm die Königstochter und sprach hernach zu ihren Jungfrauen: „Tut euch Gewalt an und tretet fest auf die Erbsen.“ Als nun der König am anderen Morgen die zwölf Jäger zu sich rufen ließ und sie ins Vorzimmer kamen, wo die Erbsen lagen, so traten sie so fest darauf und hatten einen so sicheren, starken Gang, daß auch nicht eine rollte oder sich bewegte. Da gingen sie wieder fort, und der König sprach zum Löwen: „Du hast mich belogen, sie gehen ja wie Männer.“ Antwortete der Löwe: „Sie habens gewußt, daß sie sollten auf die Probe gestellt werden, und haben sich Gewalt angetan. Laß nur einmal zwölf Spinnräder ins Vorzimmer bringen, so werden sie herzukommen und werden sich daran freuen, und das tut kein Mann.“ Dem König gefiel der Rat, und er ließ die Spinnräder ins Vorzimmer stellen. Der Diener aber, ders redlich mit den Jägern meinte, ging hin und entdeckte ihnen den Anschlag. Da sprach die Königstochter, als sie allein waren, zu ihren elf Mädchen: „Tut euch Gewalt an und blickt euch nicht um nach den Spinnrädern.“ Wie nun der König am anderen Morgen seine zwölf Jäger rufen ließ, so kamen sie durch das Vorzimmer und sahen die Spinnräder gar nicht an. Da sprach der König wiederum zum Löwen: „Du hast mich belogen, es sind Männer, denn sie haben die Spinnräder nicht angesehen.“ Der Löwe antwortete: „Sie habens gewußt, daß sie sollten auf die Probe gestellt werden, und haben sich Gewalt angetan.“ Der König aber wollte dem Löwen nicht mehr glauben. Die zwölf Jäger folgten dem König beständig zur Jagd, und er hatte sie je länger, je lieber. Nun geschah es, daß, als sie einmal auf der Jagd waren, Nachricht kam, die Braut des Königs wäre im Anzuge. Wie die rechte Braut das hörte, tats ihr so weh, daß es ihr fast das Herz abstieß und sie ohnmächtig auf die Erde fiel. Der König meinte, seinem lieben Jäger sei etwas begegnet, lief hinzu und wollte ihm helfen und zog ihm den Handschuh aus. Da erblickte er den Ring, den er seiner ersten Braut gegeben, und als er ihr in das Gesicht sah, erkannte er sie. Da ward sein Herz so gerührt, daß er sie küßte, und als sie die Augen aufschlug, sprach er: „Du bist mein, und ich bin dein, und kein Mensch auf der Welt kann das ändern.“ Zu der anderen Braut aber schickte er einen Boten und ließ sie bitten, in ihr Reich zurückzukehren, denn er habe schon eine Gemahlin, und wer einen alten Schlüssel wiedergefunden habe, brauche den neuen nicht. Darauf ward die Hochzeit gefeiert, und der Löwe kam wieder in Gnade, weil er doch die Wahrheit gesagt hatte.

Digitized by Google

Tolleteufel und Muckerpell / Da war einmal ein Mann, der hatte drei Söhne und eine Tochter. Als die Tochter groß war und war eine schmucke, starke Dirne, sagte sie: „Nun will ich aus dem Hause und dienen bei anderen Leuten.“ Sie ging fort und suchte einen Dienst. Sie ging weite Wege, da kam sie endlich vor einen Berg, und der Berg stand offen. Da ging sie hinein, und wie sie drinnen war, da war alles von Gold, und wie sie sich ein bißchen weiter umsah, fand sie da eine alte Großmutter sitzen, die fragte sie, ob sie sie wohl in Dienst nehmen wolle. Antwortete die Großmutter: „Mein Herr Nägenkopp ist noch nicht gekommen; es dauert nicht lange mehr, so kommt er; kriech hier nur unter dies Faß, sonst frißt er dich.“ Das Mädchen kroch hinunter und versteckte sich; aber nicht lange danach kam der Herr Nägenkopp in die Höhle und sprach: „Ich rieche Menschenfleisch; mag es sein, wo es will, ich finde es gleich.“ Er suchte ein wenig herum und fand sie gleich; da sprach Herr Nägenkopp: „Das ist gut, daß du gekommen bist; so ein schmuckes Mädchen habe ich mir lange gewünscht, du sollst hier bei mir in der Höhle bleiben und mir dienen.“ Also hatte das Mädchen einen Dienst gefunden bei der alten Großmutter und dem Herrn Nägenkopp und mußte bei ihnen bleiben in der Höhle und den Hausstand besorgen. Da träumte es ihrem ältesten Bruder in einer Nacht gar schwer, daß es seiner Schwester gar nicht gut ginge. Er sprach: „Ich will ihr nach und ihr helfen, wenn ich kann.“ Sprach der Vater: „Wie willst du sie finden?“ Der Bruder antwortete: „Laß mich nur gehen, ich will sie schon finden,“ verließ das Haus, ging weite Wege und kam vor den Berg, der offen stand. Da ging er hinein und fand alles von Gold; wie ihn aber seine Schwester sah, sprach sie: „Wo kommst du her? Hier wird dir das nicht gut gehen, lieber Bruder; mein Herr Nägenkopp kommt gleich nach Hause, und wenn er dich findet, so bist du verloren; kriech hier schnell unter dies Faß.“ Der Bruder versteckte sich, aber als Herr Nägenkopp nach Hause kam, sagte er: „Ich rieche Menschenfleisch; mag es sein, wo es will, ich finde es gleich,“ und er fand den Bruder bald unter dem Faß. Da sprach er: „Du bist wohl hungrig geworden, komm her und iß,“ und setzte ihm Menschenfleisch und Menschenblut vor. Aber der Junge rührte nichts an und ließ alles stehen; da sagte Herr Nägenkopp: „Wenn du nicht essen und trinken willst, geh hin und kratze meiner alten Großmutter hinter dem Kachelofen ein wenig den Rücken.“ Da ging er hin und wollte ihr den Rücken kratzen, aber die alte Großmutter gab ihm einen Stoß, und er fiel in ein finsteres Gewölbe hinab. Da mußte er nun sitzen und hungern. Da träumte es dem zweiten Bruder, daß sein Bruder und seine Schwester in großer Not wären. Er sprach: „Ich muß hin und sie suchen und will ihnen beistehen.“ Sein Vater aber sagte: „Wo willst du sie finden? Bleib zu Hause, es möchte dir gehen wie ihnen.“ Der Sohn aber antwortete: „Ich finde sie schon,“ und begab sich auf den Weg und kam an den Berg. Da ging er auch hinein, und wie ihn seine Schwester sah, sprach sie: „Ach, wie kommst du doch hierher? Hier wird dir das schlimm

Digitized by Google

gehen; verſteck dich nur unter das Faß; denn es iſt an der Zeit, daß Herr Nägenkopp nach Hauſe kommt." Kaum hatte ſich der Bruder verſteckt, da kam auch Herr Nägenkopp und rief: „Ich riech hier Menſchenfleiſch, es mag ſein, wo es will, ich finde es gleich," und er fand auch den Bruder gleich unter der Tonne; da fragte er ihn: „Du biſt wohl hungrig geworden?" und ſetzte ihm Menſchenfleiſch und Menſchenblut vor. Aber der ließ auch alles ſtehen und rührte nichts an. Da ſprach Herr Nägenkopp: „Wenn du nicht eſſen und trinken magſt, ſo geh hin und kratze meiner Großmutter hinter dem Kachelofen ein wenig den Rücken." Als er nun aber hinging und der alten Großmutter den Rücken kratzen wollte, da ſtieß ſie ihn auch in das finſtere Gewölbe hinab, und da ſaßen nun beide Brüder zuſammen darin und ſtarben faſt vor Hunger. Nun war da noch der dritte Bruder beim Hauſe, der war der jüngſte, aber der ſtärkſte von allen und hieß Tolleteufel. Der hatte einen großen Hund, der hieß Muckerpell und war ein Hund über alle Hunde und klug wie ein Menſch. Tolleteufel ſprach zu ſeinem Vater: „Ich will hin und meine Brüder und unſere Schweſter ſuchen, mir hat geträumt, daß es ihnen ſchlecht geht." Antwortete der Vater: „Ja, aber wo willſt du ſie finden?" Sprach Tolleteufel: „Ich finde ſie wohl." Der Vater wollte ihn gar nicht weglaſſen, weil er der letzte war, aber zuletzt mußte er doch ja dazu ſagen: „Was willſt du aber mitnehmen? So allein wird es dir nicht gut gehen." Tolleteufel ſagte: „Ich will meinen Hund Muckerpell mitnehmen und weiter nichts." Da ging er aus dem Hauſe, rief Muckerpell zu ſich, und Muckerpell lief hinter ihm her. Er kam nun auch zu dem Berge, der offenſtand, und wie er hineintrat, ſprach ſeine Schweſter zu ihm: „Wie kommſt du hierher? Hier wird dir das ebenſo gehen, wie deinen Brüdern. Kriech hier nur unters Faß, es iſt an der Zeit, daß Herr Nägenkopp kommt." Tolleteufel aber ſprach: „Ich will nicht unter das Faß kriechen, laß deinen Herrn Nägenkopp nur kommen." Damit ſetzte er ſich ruhig an den Tiſch, und Muckerpell lag bei ihm. Nun kam Herr Nägenkopp nach Hauſe, und wie er Tolleteufel da ſitzen ſah, fragte er ihn: „Biſt du auch hungrig geworden von der Reiſe?" Und ſetzte ihm wie den anderen Menſchenfleiſch und Menſchenblut hin. Sprach Tolleteufel: „Das iſt nichts für mich, Muckerpell, friß du es auf." Und Muckerpell ſprang auf und verzehrte alles. Da ſagte Herr Nägenkopp zu Tolleteufel: „Wenn du nicht eſſen und trinken magſt, ſo geh mir hin und kratze meiner alten Großmutter den Rücken hinterm Kachelofen." Tolleteufel ſprach: „Muckerpell, du haſt gefreſſen und geſoffen, geh nun auch hin und kratze der alten Großmutter den Rücken hinterm Kachelofen." Der Hund ging hin, ſprang zu und riß der alten Großmutter in einem Ruff den Rücken weg, da war ſie tot. Tolleteufel ſprach nun zu Muckerpell: „Muckerpell, du haſt gefreſſen und geſoffen, du haſt der alten Großmutter den Rücken gekratzt hinterm Kachelofen, geh nun hin und fechte auch mit Herrn Nägenkopp." Da ſprang der Hund zu und riß dem Herrn Nägenkopp in einem Ruff acht Köpfe ab. Tolleteufel ſprach zu ſeinem Hund: „Muckerpell, nun halt auf." Da hielt der Hund auf, und Tolleteufel ſprach zu Herrn Nägenkopp: „Nun haſt

Digitized by Google

du ebensogut nur einen Kopf wie ich." Dann rief er wieder seinem Hund und sagte: „Muckerpell!" Da riß der Hund dem Herrn Nägenkopp auch noch den letzten Kopf herunter. Nun sprach Tolleteufel zu Muckerpell: „Muckerpell, du hast gefressen und gesoffen, du hast der alten Großmutter den Rücken gekratzt hinterm Kachelofen, du hast mit Herrn Nägenkopp gefochten, nun suche mir auch meine Brüder." Da ging Muckerpell hin und suchte, und es dauerte keine Viertelstunde, da hatte er die beiden Brüder aus dem Gewölbe herausgebracht, aber sie waren ganz elend und verhungert. Da sprach Tolleteufel zu seiner Schwester: „Hast du hier gar nichts anderes zu essen als Menschenfleisch und Menschenblut?" Die Schwester antwortete: „Ja, wir haben hier kein Menschenfleisch und Menschenblut gegessen, das haben nur alle die gekriegt, die hierherkamen." Tolleteufel sprach zu seiner Schwester: „Dann bringe nur was anderes her." Und die Schwester holte nun Essen, das waren die schönsten Speisen, und wie die Brüder davon genossen hatten, so kamen sie bald wieder zu sich. Darauf sprach Tolleteufel zu seinem Hund: „Muckerpell, du hast gefressen und gesoffen, du hast der alten Großmutter den Rücken gekratzt hinterm Kachelofen, du hast mit Herrn Nägenkopp gefochten, du hast mir meine Brüder gesucht, nun hilf mir auch aus diesem Berg." Und den andern Mittag, als der Berg wieder offenging, da brachte der Hund sie alle hinaus. Da sprach Tolleteufel zu seiner Schwester und zu seinen Brüdern: „Nun geht hin nach Hause, ich will hierbleiben, und sagt zu unserm Vater, er soll nur so viele Wagen herbestellen, als er kriegen kann, denn der Berg ist von purem Gold." Und da gingen sie nach Hause, sagten das zu ihrem Vater, und ihr Vater bestellte so viele Wagen, als er nur bekommen konnte, und sie fuhren Tag und Nacht das Gold von dem Berge nach Hause, denn nun gehörte der Berg ihnen, und sie hatten ihn erlöst; da sind sie denn auf solche Weise die Reichsten in der ganzen Welt geworden, was wahrhaftig auch nicht zu verwundern war.

Der treue Johannes / Es war einmal ein alter König, der war krank und dachte: „Es wird wohl das Totenbett sein, auf dem ich liege." Da sprach er: „Laßt mir den getreuen Johannes kommen." Der getreue Johannes war sein liebster Diener und hieß so, weil er ihm sein lebelang so treu gewesen war. Als er nun vor das Bett kam, sprach der König zu ihm: „Getreuester Johannes, ich fühle, daß mein Ende herannaht, und da habe ich keine andere Sorge als um meinen Sohn: er ist noch in jungen Jahren, wo er sich nicht immer zu raten weiß, und wenn du mir nicht versprichst, ihn zu unterrichten in allem, was er wissen muß, und sein Pflegevater zu sein, so kann ich meine Augen nicht in Ruhe schließen." Da antwortete der getreue Johannes: „Ich will ihn nicht verlassen und will ihm mit Treue dienen, wenns auch mein Leben kostet." Da sagte der alte König: „So sterb ich getrost und in Frieden." Und sprach dann weiter: „Nach meinem Tode sollst du ihm das ganze Schloß zeigen, alle Kammern, Säle und Gewölbe, und alle Schätze, die darin liegen: aber die letzte Kammer in dem langen Gange

Digitized by Google

sollst du ihm nicht zeigen, worin das Bild der Königstochter vom goldenen Dache verborgen steht. Wenn er das Bild erblickt, wird er eine heftige Liebe zu ihr empfinden und wird in Ohnmacht niederfallen und wird ihretwegen in große Gefahren geraten; davor sollst du ihn hüten." Und als der treue Johannes nochmals dem alten König die Hand darauf gegeben hatte, ward dieser still, legte sein Haupt auf das Kissen und starb. Als der alte König zu Grabe getragen war, da erzählte der treue Johannes dem jungen König, was er seinem Vater auf dem Sterbelager versprochen hatte, und sagte: „Das will ich gewißlich halten und will dir treu sein, wie ich ihm gewesen bin, und sollte es mein Leben kosten." Die Trauer ging vorüber, da sprach der treue Johannes zu ihm: „Es ist nun Zeit, daß du dein Erbe siehst: ich will dir dein väterliches Schloß zeigen." Da führte er ihn überall herum, auf und ab, und ließ ihn alle die Reichtümer und prächtigen Kammern sehen; nur die eine Kammer öffnete er nicht, worin das gefährliche Bild stand. Das Bild war aber so gestellt, daß, wenn die Tür aufging, man gerade daraufsah, und war so herrlich gemacht, daß man meinte, es leibte und lebte, und es gäbe nichts Lieblicheres und Schöneres auf der ganzen Welt. Der junge König aber merkte wohl, daß der getreue Johannes immer an einer Tür vorüberging, und sprach: „Warum schließest du mir diese niemals auf?" „Es ist etwas darin," antwortete er, „vor dem du erschrickst." Aber der König antwortete: „Ich habe das ganze Schloß gesehen, so will ich auch wissen, was darin ist," ging und wollte die Tür mit Gewalt öffnen. Da hielt ihn der getreue Johannes zurück und sagte: „Ich habe es deinem Vater vor seinem Tode versprochen, daß du nicht sehen sollst, was in der Kammer steht: es könnte dir und mir zu großem Unheil ausschlagen." „Ach nein," antwortete der junge König, „wenn ich nicht hineinkomme, so ists mein sicheres Verderben: ich würde Tag und Nacht keine Ruhe haben, bis ichs mit meinen Augen gesehen hätte. Nun gehe ich nicht von der Stelle, bis du aufgeschlossen hast." Da sah der getreue Johannes, daß es nicht mehr zu ändern war, und suchte mit schwerem Herzen und vielem Seufzen aus dem großen Bund den Schlüssel heraus. Als er die Tür geöffnet hatte, trat er zuerst hinein und dachte, er wolle das Bildnis bedecken, daß es der König vor ihm nicht sähe; aber was half das? Der König stellte sich auf die Fußspitzen und sah ihm über die Schulter. Und als er das Bildnis der Jungfrau erblickte, das so herrlich war und von Gold und Edelsteinen glänzte, da fiel er ohnmächtig zur Erde nieder. Der getreue Johannes hob ihn auf, trug ihn in sein Bett und dachte voll Sorgen: „Das Unglück ist geschehen, Herrgott, was will daraus werden!" Dann stärkte er ihn mit Wein, bis er wieder zu sich selbst kam. Das erste Wort, das er sprach, war: „Ach, wer ist das schöne Bild?" „Das ist die Königstochter vom goldenen Dache," antwortete der treue Johannes. Da sprach der König weiter: „Meine Liebe zu ihr ist so groß, wenn alle Blätter an den Bäumen Zungen wären, sie könntens nicht aussagen; mein Leben setze ich daran, daß ich sie erlange. Du bist mein getreuester Johannes, du mußt mir beistehen." Der treue Diener besann sich lange, wie die Sache anzufangen

Digitized by Google

wäre, denn es hielt schwer, nur vor das Angesicht der Königstochter zu kommen. Endlich hatte er ein Mittel ausgedacht und sprach zu dem König: „Alles, was sie um hat, ist von Gold, Tische, Stühle, Schüsseln, Becher, Näpfe und alles Hausgerät: in deinem Schatze liegen fünf Tonnen Goldes, laß eine von den Goldschmieden des Reiches verarbeiten zu allerhand Gefäßen und Geräteschaften, zu allerhand Vögeln, Gewild und wunderbaren Tieren, das wird ihr gefallen, wir wollen damit hinfahren und unser Glück versuchen." Der König hieß alle Goldschmiede herbeiholen, die mußten Tag und Nacht arbeiten, bis endlich die herrlichsten Dinge fertig waren. Als alles auf ein Schiff geladen war, zog der getreue Johannes Kaufmannskleider an, und der König mußte ein gleiches tun, um sich ganz unkenntlich zu machen. Dann fuhren sie über das Meer und fuhren so lange, bis sie zur Stadt kamen, worin die Königstochter vom goldenen Dache wohnte. Der treue Johannes hieß den König auf dem Schiffe zurückbleiben und auf ihn warten. „Vielleicht", sprach er, „bring ich die Königstochter mit, darum sorgt, daß alles in Ordnung ist, laßt die Goldgefäße aufstellen und das ganze Schiff ausschmücken." Darauf suchte er sich in sein Schürzchen allerhand von den Goldsachen zusammen, stieg ans Land und ging gerade nach dem königlichen Schloß. Als er in den Schloßhof kam, stand da beim Brunnen ein schönes Mädchen, das hatte zwei goldene Eimer in der Hand und schöpfte damit. Und als es das blinkende Wasser forttragen wollte und sich umdrehte, sah es den fremden Mann und fragte, wer er wäre. Da antwortete er: „Ich bin ein Kaufmann," und öffnete sein Schürzchen und ließ sie hineinschauen. Da rief sie: „Ei, was für schönes Goldzeug!", setzte die Eimer nieder und betrachtete eins nach dem andern. Da sprach das Mädchen: „Das muß die Königstochter sehen, die hat so große Freude an den Goldsachen, daß sie Euch alles abkauft." Es nahm ihn bei der Hand und führte ihn hinauf, denn es war die Kammerjungfer. Als die Königstochter die Ware sah, war sie ganz vergnügt und sprach: „Es ist so schön gearbeitet, daß ich dir alles abkaufen will." Aber der getreue Johannes sprach: „Ich bin nur der Diener von einem reichen Kaufmann: was ich hier habe, ist nichts gegen das, was mein Herr auf seinem Schiffe stehen hat, und das ist das Künstlichste und Köstlichste, was je in Gold ist gearbeitet worden." Sie wollte alles heraufgebracht haben, aber er sprach: „Dazu gehören viele Tage, so groß ist die Menge, und so viel Säle, um es aufzustellen, daß Euer Haus nicht Raum dafür hat." Da ward ihre Neugierde und Lust immer mehr angeregt, so daß sie endlich sagte: „Führe mich hin zu dem Schiff, ich will selbst hingehen und deines Herrn Schätze betrachten." Da führte sie der treue Johannes zu dem Schiffe hin und war ganz freudig, und der König, als er sie erblickte, sah, daß ihre Schönheit noch größer war, als das Bild sie dargestellt hatte, und meinte nicht anders, als das Herz wollte ihm zerspringen. Nun stieg sie in das Schiff, und der König führte sie hinein; der getreue Johannes aber blieb zurück bei dem Steuermann und hieß das Schiff abstoßen: „Spannt alle Segel auf, daß es fliegt, wie ein Vogel in der Luft." Der König aber zeigte ihr drinnen das goldene Geschirr, jedes einzeln, die Schüsseln,

Digitized by Google

Becher, Näpfe, die Vögel, das Gewild und die wunderbaren Tiere. Viele Stunden gingen herum, während sie alles besah, und in ihrer Freude merkte sie nicht, daß das Schiff dahinfuhr. Nachdem sie das letzte betrachtet hatte, dankte sie dem Kaufmann und wollte heim, als sie aber an des Schiffes Rand kam, sah sie, daß es fern vom Land auf hohem Meere ging und mit vollen Segeln forteilte. „Ach," rief sie erschrocken, „ich bin betrogen, ich bin entführt und in die Gewalt eines Kaufmanns geraten; lieber wollt ich sterben!" Der König aber faßte sie bei der Hand und sprach: „Ein Kaufmann bin ich nicht, ich bin ein König und nicht geringer an Geburt als du bist; aber daß ich dich mit List entführt habe, das ist aus übergroßer Liebe geschehen. Das erste Mal, als ich dein Bildnis gesehen habe, bin ich ohnmächtig zur Erde gefallen." Als die Königstochter vom goldenen Dache das hörte, ward sie getröstet, und ihr Herz ward ihm geneigt, so daß sie gerne einwilligte, seine Gemahlin zu werden. Es trug sich aber zu, während sie auf dem hohen Meere dahinfuhren, daß der treue Johannes, als er vorn auf dem Schiffe saß und Musik machte, in der Luft drei Raben erblickte, die dahergeflogen kamen. Da hörte er auf zu spielen und horchte, was sie miteinander sprachen, denn er verstand das wohl. Die eine rief: „Ei, da führt er die Königstochter vom goldenen Dache heim." „Ja," antwortete die zweite, „er hat sie noch nicht." Sprach die dritte: „Er hat sie doch, sie sitzt bei ihm im Schiffe." Da fing die erste wieder an und rief: „Was hilft ihm das! Wenn sie ans Land kommen, wird ihm ein fuchsrotes Pferd entgegenspringen: da wird er sich aufschwingen wollen, und tut er das, so sprengt es mit ihm fort und in die Luft hinein, daß er nimmermehr seine Jungfrau wiedersieht." Sprach die zweite: „Ist gar keine Rettung?" „O ja, wenn ein andrer schnell aufsitzt, das Feuergewehr, das in den Halftern stecken muß, herausnimmt und das Pferd damit totschießt, so ist der junge König gerettet. Aber wer weiß das! Und wers weiß und sagts ihm, der wird zu Stein von den Fußzehen bis zum Knie." Da sprach die zweite: „Ich weiß noch mehr, wenn das Pferd auch getötet wird, so behält der junge König doch nicht seine Braut: wenn sie zusammen ins Schloß kommen, so liegt dort ein gemachtes Brauthemd in einer Schüssel und sieht aus, als wärs von Gold und Silber gewebt, ist aber nichts als Schwefel und Pech: wenn ers antut, verbrennt es ihn bis auf Mark und Knochen." Sprach die dritte: „Ist da gar keine Rettung?" „O ja," antwortete die zweite, „wenn einer mit Handschuhen das Hemd packt und wirft es ins Feuer, daß es verbrennt, so ist der junge König gerettet. Aber was hilfts! Wers weiß und es ihm sagt, der wird halbes Leibes Stein vom Knie bis zum Herzen." Da sprach die dritte: „Ich weiß noch mehr, wird das Brauthemd auch verbrannt, so hat der junge König seine Braut doch noch nicht: wenn nach der Hochzeit der Tanz anhebt und die junge Königin tanzt, wird sie plötzlich erbleichen und wie tot hinfallen, und hebt sie nicht einer auf und zieht aus ihrer rechten Brust drei Tropfen Blut und speit sie wieder aus, so stirbt sie. Aber verrät das einer, der es weiß, so wird er ganzen Leibes zu Stein vom Wirbel bis zur Fußzehe." Als die Raben das miteinander

Digitized by Google

gesprochen hatten, flogen sie weiter, und der getreue Johannes hatte alles wohl verstanden, aber von der Zeit an war er still und traurig; denn verschwieg er seinem Herrn, was er gehört hatte, so war dieser unglücklich; entdeckte er es ihm, so mußte er selbst sein Leben hingeben. Endlich aber sprach er bei sich: „Meinen Herrn will ich retten, und sollt ich selbst darüber zugrunde gehen.“ ~ Als sie nun ans Land kamen, da geschah es, wie die Rabe vorher gesagt hatte, und es sprengte ein prächtiger fuchsroter Gaul daher. „Wohlan,“ sprach der König, „der soll mich in mein Schloß tragen,“ und wollte sich aufsetzen, doch der treue Johannes kam ihm zuvor, schwang sich schnell darauf, zog das Gewehr aus den Halftern und schoß den Gaul nieder. Da riefen die anderen Diener des Königs, die dem treuen Johannes doch nicht gut waren: „Wie schändlich, das schöne Tier zu töten, das den König in sein Schloß tragen sollte!“ Aber der König sprach: „Schweigt und laßt ihn gehen, es ist mein getreuester Johannes, wer weiß, wozu das gut ist!“ Nun gingen sie ins Schloß, und da stand im Saal eine Schüssel, und das gemachte Brauthemd lag darin und sah aus nicht anders, als wäre es von Gold und Silber. Der junge König ging darauf zu und wollte es ergreifen, aber der treue Johannes schob ihn weg, packte es mit Handschuhen an, trug es schnell ins Feuer und ließ es verbrennen. Die anderen Diener fingen wieder an zu murren und sagten: „Seht, nun verbrennt er gar des Königs Brauthemd!“ Aber der junge König sprach: „Wer weiß, wozu es gut ist, laßt ihn gehen, es ist mein getreuester Johannes.“ Nun ward die Hochzeit gefeiert; der Tanz hub an, und die Braut trat auch hinein, da hatte der treue Johannes acht und schaute ihr ins Antlitz; auf einmal erbleichte sie und fiel wie tot zur Erde. Da sprang er eilends hinzu, hob sie auf und trug sie in eine Kammer, da legte er sie nieder, kniete und sog die drei Blutstropfen aus ihrer rechten Brust und speite sie aus. Alsbald atmete sie wieder und erholte sich; aber der junge König hatte es mit angesehen und wußte nicht, warum es der getreue Johannes getan hatte, ward zornig darüber und rief: „Werft ihn ins Gefängnis!“ Am anderen Morgen ward der getreue Johannes verurteilt und zum Galgen geführt, und als er oben stand und gerichtet werden sollte, sprach er: „Jeder, der sterben soll, darf vor seinem Ende noch einmal reden; soll ich das Recht auch haben?“ „Ja,“ antwortete der König, „es soll dir vergönnt sein.“ Da sprach der treue Johannes: „Ich bin mit Unrecht verurteilt und bin dir immer treu gewesen,“ und erzählte, wie er auf dem Meere das Gespräch der Raben gehört und wie er, um seinen Herrn zu retten, das alles hätte tun müssen. Da rief der König: „O mein treuester Johannes, Gnade! Gnade! Führt ihn herunter.“ Aber der treue Johannes war bei dem letzten Wort, das er geredet hatte, leblos herabgefallen und war ein Stein. Darüber trug nun der König und die Königin großes Leid, und der König sprach: „Ach, was hab ich große Treue so übel belohnt!“ und ließ das steinerne Bild aufheben und in seine Schlafkammer neben sein Bett stellen. So oft er es ansah, weinte er und sprach: „Ach, könnt ich dich wieder lebendig machen, mein getreuester Johannes!“ Es ging eine Zeit herum, da gebar die Königin Zwillinge, zwei Söhnlein, die wuchsen

Digitized by Google

heran und waren ihre Freude. Einmal, als die Königin in der Kirche war und die zwei Kinder bei dem Vater saßen und spielten, sah dieser wieder das steinerne Bildnis voll Trauer an, seufzte und rief: „Ach, könnt ich dich wieder lebendig machen, mein getreuester Johannes!“ Da fing der Stein an zu reden und sprach: „Ja, du kannst mich wieder lebendig machen, wenn du dein Liebstes daran wenden willst.“ Da rief der König: „Alles, was ich auf der Welt habe, will ich für dich hingeben.“ Sprach der Stein weiter: „Wenn du mit deiner eigenen Hand deinen beiden Kindern den Kopf abhaust und mich mit ihrem Blute bestreichst, so erhalte ich das Leben wieder.“ Der König erschrak, als er hörte, daß er seine liebsten Kinder selbst töten sollte, doch dachte er an die große Treue und daß der getreue Johannes für ihn gestorben war, zog sein Schwert und hieb mit eigener Hand den Kindern den Kopf ab. Und als er mit ihrem Blute den Stein bestrichen hatte, so kehrte das Leben zurück, und der getreue Johannes stand wieder frisch und gesund vor ihm. Er sprach zum König: „Deine Treue soll nicht unbelohnt bleiben,“ und nahm die Häupter der Kinder, setzte sie auf und bestrich die Wunde mit ihrem Blut, davon wurden sie im Augenblick wieder heil, sprangen herum und spielten fort, als wär ihnen nichts geschehen. Nun war der König voll Freude, und als er die Königin kommen sah, versteckte er den getreuen Johannes und die beiden Kinder in einen großen Schrank. Wie sie hereintrat, sprach er zu ihr: „Hast du gebetet in der Kirche?“ „Ja,“ antwortete sie, „aber ich habe beständig an den treuen Johannes gedacht, daß er so unglücklich durch uns geworden ist.“ Da sprach er: „Liebe Frau, wir können ihm das Leben wiedergeben, aber es kostet uns unsere beiden Söhnlein, die müssen wir opfern.“ Die Königin ward bleich und erschrak im Herzen, doch sprach sie: „Wir sinds ihm schuldig wegen seiner großen Treue.“ Da freute er sich, daß sie dachte, wie er gedacht hatte, ging hin und schloß den Schrank auf, holte die Kinder und den treuen Johannes heraus und sprach: „Gott sei gelobt, er ist erlöst, und unsere Söhnlein haben wir auch wieder,“ und erzählte ihr, wie sich alles zugetragen hatte. Da lebten sie zusammen in Glückseligkeit bis an ihr Ende.

Tausendblut / Ein junger König hatte eine wunderschöne Königstochter zur Frau; aber er hatte auch eine boshafte und falsche Mutter, die wurmte es, daß jene so überaus schön war; sie stellte sich aber immer freundlich gegen sie. Nun trug es sich zu, daß der junge König in den Krieg zog und seiner Mutter die Sorge für die junge Königin übertrug, denn die war schwanger. Da ließ die Alte eines Tages eine große Jagd anstellen und befahl dem Jäger, eine Flasche mit Blutstropfen von tausenderlei Tieren zu füllen. Als sie das Blut hatte, lud sie die junge Frau zum Abendmahl ein, schenkte sich ein Glas dunklen Wein und der jungen Frau Blut ein. Dann sprach sie: „Stoßen wir an und leeren das Glas auf das Wohl des Königs, der jetzt im Kriege ist!“ Sie trank den Wein, die junge Königin das Blut; aber diese merkte gleich, daß es Blut war, was sie getrunken hatte. Als nun die junge Frau nach einigen Tagen eines Söhnleins genas, so

Digitized by Google

hatte das tausenderlei Blutflecken am Leib und Gesicht, also daß man sich mit Entsetzen von ihm abwenden mußte. Aber die alte Königin hielt die Sache des Jägers wegen geheim, denn der hätte sie verraten können, und schrieb nur ihrem Sohn allein so und so, wie untreu ihm seine Gattin gewesen, und der befahl zurück, wie weh es ihm auch tat, das Gericht solle über sie erkennen. Alsbald wurden sieben Könige zusammenberufen, und die meisten stimmten dafür, man solle sie hinrichten; nur der älteste schlug vor, man solle sie dahin und dahin in den tiefen Abgrund führen, den verschließen, da werde sie wohl umkommen, und niemand werde sie weiter sehen. Das ward auch angenommen, und die junge Königin wurde mit ihrem Kinde bald hinausgeschleppt in den Abgrund, und vor die kleine Öffnung wurde ein mächtiges Felsstück gewälzt. Da lebte sie und nährte sich und ihr Kind kümmerlich von Kräutern und Wurzeln viele Jahre lang, und der Knabe ~ seine Mutter nannte ihn Tausendblut ~ ward groß und stark. Eines Tages sagte er: „Mutter, ich möchte doch sehen, wohin die Bergspalte führt!“ „Ach, mein Kind, du bist nicht stark genug, um den Stein fortzuwälzen.“ Er aber ging hin und versuchte; doch regte und rührte sich der Fels nicht von der Stelle. Nun versuchte er jeden Tag, und nach einem Jahre fing der Stein an sich zu rühren, nach dem zweiten Jahre schon mehr, und als das dritte zu Ende ging, hatte ers so weit gebracht, daß er den Stein leicht auf die Seite schob. „Jetzt bin ich stark genug, Mutter; ich will dienen gehen.“ „So gehe denn in Gottes Namen und vergiß meiner nicht; ich bleibe hier; wälze den Stein wieder vor, daß keine Menschenseele mich Unglückliche hier treffen kann.“ Also nahm der Knabe Abschied von seiner Mutter, wälzte den Stein wieder vor und wanderte fort, um einen Dienst zu suchen. Er war aber so stark geworden, daß er die größte Tanne im Walde ausriß und auf die Spitze stampfte, daß das Gezweig zerbrach und abfiel; den Stumpf behielt er als Stab in der Hand. Wenn er ausatmete, blies er alles fort, und wenn er Atem holte, zog er alles an; wenn er einmal laut schrie, so zersplitterten Steine und Bäume, auf die der Schall fuhr. Da traf es sich, daß ein König die Straße kam, der wollte eben zu seiner Braut fahren und Hochzeit halten. Der starke Junge stellte sich in den Weg und rief: „Haltet ein wenig! Wünschet Ihr keinen Knecht?“ Da sah der König aus dem Wagen heraus, und wie er den starken Kerl mit den tausenderlei Blutflecken im Gesicht erblickte, so entsetzte er sich. „Nein, nein!“ rief der König und befahl, weiterzufahren; aber der Tausendblut zog den Atem an, und der Wagen konnte nicht von der Stelle. „So nehmt mich doch, ich werde Euch treue Dienste leisten. Warum zaudert Ihr?“ „Ich fürchte mich vor dir,“ sprach der König, „und meine Leute würden alle davonlaufen, wenn sie dich sähen.“ „Haltet mich am Tage verborgen und laßt mich nur in dunkler Nacht arbeiten.“ Der König sah, daß er nicht frei werden konnte. „So ist es mir recht,“ sprach er, „allein du mußt hier warten, bis ich von der Hochzeit heimkehre.“ „Aber ich möchte gern auch bei der Hochzeit sein, steckt mich in den Keller, daß mich niemand sieht.“ „Lege dich denn zurück in meinen Wagen, ich will dich verbergen.“ Der König gelangte endlich in das

Digitized by Google

Schloß seiner Braut und versteckte Tausendblut gleich in den Keller, gab ihm Essen und Trinken die Fülle und verschloß dann die Tür; aber der König hatte an dem ganzen Fest keine rechte Freude, sondern saß still und traurig neben seiner fröhlichen Braut, und der Vater und die Mutter derselben und die Hochzeitsgäste verwunderten sich sehr darüber, und es war ihnen nicht recht. Da trug es sich zu, daß die Braut, als sie mit dem Bräutigam in ihr Zimmer ging, plötzlich zusammensank und tot war. Der Verdacht fiel auf den Bräutigam, er habe sie vergiftet oder ihr ein geheimes Leid getan; er wurde gleich festgenommen, und am folgenden Morgen sprach man über ihn das Urteil: er solle in einen einsam stehenden Turm vermauert werden. Alsbald wurde das Urteil auch vollzogen. Tausendblut aber hatte im Keller alles gehört, und als es wieder Abend und alles ruhig war, so atmete er einmal gegen die Tür, und die fiel gleich hinaus, dann blies er die Schloßmauer durch und ging hinaus zu dem Turm, rief dem König, daß die Mauer durch den Ruf gleich einen Riß bekam, und sprach: „Wenn Ihr mir etwas verspricht, so will ich Euch retten.“ „Und was ist das?“ fragte der König. „Ihr sollt meine Mutter zur Frau nehmen.“ „Ist sie auch so häßlich, wie du bist?“ „Noch tausendmal häßlicher!“ sprach Tausendblut. „So will ich lieber hierbleiben und sterben!“ sagte der König. Der Junge ging fort, aber nach einiger Zeit kam er wieder und fragte: „Wie denkt Ihr noch, Herr König?“ „Lieber sterben!“ sprach er wieder. Jedoch bald kam ihn die Lust zum Leben an, daß er seinen Sinn änderte, und als Tausendblut zum drittenmal fragte: „Wie denkt Ihr noch, Herr König?“, antwortete er: „Ich will sie nehmen. Doch möcht ich erst nach Hause und die Hochzeitsfeier anordnen.“ „Das kann geschehen,“ sprach der Junge, „ich gehe mit Euch,“ und nun tat er seinen Mund auf und stieß einen so mächtigen Schrei aus gegen den Turm, daß er sogleich barst und auseinanderfiel. Der König kam gerettet heraus und zog mit Tausendblut nach Hause. Da liefen alle Leute des Königs vom Hofe fort, als sie den tausendfledigen Diener ihres Herrn sahen. Der König erzählte, was ihm alles begegnet sei, wie ihn der Junge gerettet und wie er ihm dafür versprochen habe, seine Mutter zum Weibe zu nehmen, obgleich sie noch tausendmal häßlicher sei als jener. Da entsetzten sich die Seinigen, vor allen seine Mutter, denn sie ahnte nichts Gutes. Sie suchten den König zu überreden, er solle Tausendblut insgeheim umbringen lassen, so werde er seines Versprechens ledig. Aber der König sprach zornig: „Was ich versprochen habe, ist versprochen, und das will ich halten; es sei ferne von mir, daß ich so große Untreue üben sollte!“ und ließ nun das Fest bereiten; dann zog er mit Tausendblut fort, um seine Braut zu holen. Wie sie nun durch den Wald an die Höhle kamen, schob der Junge das Felsstück fort. Der König aber zitterte im voraus vor der entsetzlichen Gestalt, die er bald sehen werde; er hielt beide Hände vors Gesicht; um nicht auf einmal die volle Häßlichkeit zu sehen, blickte er nur durch die Finger; aber was sah er nur einmal? Die schönste Frau auf Gottes Erdboden saß da in tiefer Trauer. Er nahm die Hände vom Gesicht: „Ist es möglich! Weib, mein liebes Weib!“ und sank in ihren Schoß. Nachdem sie sich beide

Digitized by Google

vom Wiedersehen erholt hatten, sagte die Frau: „Siehe, das ist dein Sohn!“ und erzählte nun dem König die ganze Geschichte, wie es gekommen, daß er tausenderlei Blutflecken am Leib und im Gesicht habe, und wie an allem die Mutter des Königs schuld sei. „Sie soll die wohlverdiente Strafe empfangen!“ rief der König außer sich vor Zorn. „Wohlan! Ziehen wir nach Hause!“ Als sie nun daheim anlangten, hielten viele die Hände vors Gesicht, andere hatten sich versteckt, um die häßliche Braut nicht zu sehen; nur die Königin sah durch die Finger, und wie sie das schöne Weib erblickte, da erkannte sie es gleich, schlug die Augen zu und sank zu Boden. Die Leute glaubten, die Alte habe sich vor der Häßlichkeit der Königsbraut so entsetzt, und taten die Augen auf, um ihr beizustehen; da erblickten sie die große Schönheit ihrer neuen Herrin und freuten sich sehr. Der König aber ließ seine Mutter ergreifen, und das Gericht erkannte über sie, man solle sie in einen Turm vermauern, und das Urteil wurde auch gleich vollzogen, und sie mußte dort den Hungertod sterben. Nun aber ließ der König seine Weisen zusammenkommen und fragte sie, ob es kein Mittel gebe, die Blutflecken vom Leibe seines Sohnes zu tilgen. „Das ist wohl möglich,“ sprachen sie, „wenn alle Tiere, von denen das Blut herrührt, die Blutmale ableckten!“ Da mußte der Jäger, der die Tropfen, ohne zu wissen, wozu, der alten Königin herbeigeschafft hatte, die tausenderlei Tiere fangen, und als diese den Tausendblut geleckt hatten, war er nicht nur der stärkste, sondern auch der schönste Königssohn, und sein Name wurde berühmt in allen Landen.

Aschenputtel / Einem reichen Manne, dem wurde seine Frau krank, und als sie fühlte, daß ihr Ende herankam, rief sie ihr einziges Töchterlein zu sich ans Bett und sprach: „Liebes Kind, bleib fromm und gut, so wird dir der liebe Gott immer beistehen, und ich will vom Himmel auf dich herabblicken und will um dich sein.“ Darauf tat sie die Augen zu und verschied. Das Mädchen ging jeden Tag hinaus zu dem Grabe der Mutter und weinte und blieb fromm und gut. Als der Winter kam, deckte der Schnee ein weißes Tüchlein auf das Grab, und als die Sonne im Frühjahr es wieder herabgezogen hatte, nahm sich der Mann eine andere Frau. Die Frau hatte zwei Töchter mit ins Haus gebracht, die schön und weiß von Angesicht waren, aber garstig und schwarz von Herzen. Da ging eine schlimme Zeit für das arme Stiefkind an. „Soll die dumme Gans bei uns in der Stube sitzen!“ sprachen sie. „Wer Brot essen will, muß es verdienen: hinaus mit der Küchenmagd.“ Sie nahmen ihm seine schönen Kleider weg, zogen ihm einen grauen alten Kittel an und gaben ihm hölzerne Schuhe. „Seht einmal die stolze Prinzessin, wie sie geputzt ist!“ riefen sie, lachten und führten es in die Küche. Da mußte es von Morgen bis Abend schwere Arbeit tun, früh vor Tag aufstehen, Wasser tragen, Feuer anmachen, kochen und waschen. Obendrein taten ihm die Schwestern alles erfinnliche Herzeleid an, verspotteten es und schütteten ihm die Erbsen und Linsen in die Asche, so daß es sitzen und sie wieder auslesen mußte. Abends, wenn es sich müde ge-

Digitized by Google

arbeitet hatte, kam es in kein Bett, ſondern mußte ſich neben den Herd in die Aſche legen. Und weil es darum immer ſtaubig und ſchmutzig ausſah, nannten ſie es Aſchenputtel. Es trug ſich zu, daß der Vater einmal in die Meſſe ziehen wollte, da fragte er die beiden Stieftöchter, was er ihnen mitbringen ſollte. „Schöne Kleider," ſagte die eine, „Perlen und Edelſteine" die zweite. „Aber du, Aſchenputtel," ſprach er, „was will du haben?" „Vater, das erſte Reis, das Euch auf Eurem Heimweg an den Hut ſtößt, das brecht für mich ab." Er kaufte nun für die beiden Stiefſchweſtern ſchöne Kleider, Perlen und Edelſteine, und auf dem Rückweg, als er durch einen grünen Buſch ritt, ſtreifte ihn ein Haſelreis und ſtieß ihm den Hut ab. Da brach er das Reis ab und nahm es mit. Als er nach Haus kam, gab er den Stieftöchtern, was ſie ſich gewünſcht hatten, und dem Aſchenputtel gab er das Reis von dem Haſelbuſch. Aſchenputtel dankte ihm, ging zu ſeiner Mutter Grab und pflanzte das Reis darauf und weinte ſo ſehr, daß die Tränen darauf niederfielen und es begoſſen. Es wuchs aber und ward ein ſchöner Baum. Aſchenputtel ging alle Tage dreimal darunter, weinte und betete, und allemal kam ein weißes Vöglein auf den Baum, und wenn es einen Wunſch ausſprach, ſo warf ihm das Vöglein herab, was es ſich gewünſcht hatte. Es begab ſich aber, daß der König ein Feſt anſtellte, das drei Tage dauern ſollte und wozu alle ſchönen Jungfrauen im Lande eingeladen wurden, damit ſich ſein Sohn eine Braut ausſuchen möchte. Die zwei Stiefſchweſtern, als ſie hörten, daß ſie auch dabei erſcheinen ſollten, waren guter Dinge, riefen Aſchenputtel und ſprachen: „Kämm uns die Haare, bürſte uns die Schuhe und mache uns die Schnallen feſt, wir gehen zur Hochzeit auf des Königs Schloß." Aſchenputtel gehorchte, weinte aber, weil es auch gern zum Tanz mitgegangen wäre, und bat die Stiefmutter, ſie möchte es ihm erlauben. „Du Aſchenputtel," ſprach ſie, „biſt voll Staub und Schmutz und willſt zur Hochzeit? Du haſt keine Kleider und Schuhe und willſt tanzen!" Als es aber mit Bitten anhielt, ſprach ſie endlich: „Da habe ich dir eine Schüſſel Linſen in die Aſche geſchüttet, wenn du die Linſen in zwei Stunden wieder ausgeleſen haſt, ſo ſollſt du mitgehen." Das Mädchen ging durch die Hintertür nach dem Garten und rief: „Ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir leſen: Die guten ins Töpfchen, / die ſchlechten ins Kröpfchen." ∼ Da kamen zum Küchenfenſter zwei weiße Täubchen herein und danach die Turteltäubchen, und endlich ſchwirrten und ſchwärmten alle Vöglein unter dem Himmel herein und ließen ſich um die Aſche nieder. Und die Täubchen nickten mit den Köpfchen und fingen an pik, pik, pik, pik, und da fingen die übrigen auch an pik, pik, pik, pik und laſen alle guten Körnlein in die Schüſſel. Kaum war eine Stunde herum, ſo waren ſie ſchon fertig und flogen alle wieder hinaus. Da brachte das Mädchen die Schüſſel der Stiefmutter, freute ſich und glaubte, es dürfte nun mit auf die Hochzeit gehen. Aber ſie ſprach: „Nein, Aſchenputtel, du haſt keine Kleider und kannſt nicht tanzen: du wirſt nur ausgelacht." Als es nun weinte, ſprach ſie: „Wenn du mir zwei Schüſſeln voll Linſen in einer Stunde aus der Aſche rein leſen kannſt, ſo ſollſt du mit-

Digitized by Google

gehen," und dachte: „Das kann es ja nimmermehr." Als sie die zwei Schüsseln Linsen in die Asche geschüttet hatte, ging das Mädchen durch die Hintertür nach dem Garten und rief: „Ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen: Die guten ins Töpfchen, / die schlechten ins Kröpfchen." ~ Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein und danach die Turteltäubchen, und endlich schwirrten und schwärmten alle Vögel unter dem Himmel herein und ließen sich um die Asche nieder. Und die Täubchen nickten mit ihren Köpfchen und fingen an pik, pik, pik, pik, und da fingen die übrigen auch an pik, pik, pik, pik und lasen alle guten Körner in die Schüssein. Und eh eine halbe Stunde herum war, waren sie schon fertig und flogen alle wieder hinaus. Da trug das Mädchen die Schüsseln zu der Stiefmutter, freute sich und glaubte, nun dürfe es mit auf die Hochzeit gehen. Aber sie sprach: „Es hilft dir alles nichts: du kommst nicht mit, denn du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen; wir müßten uns deiner schämen." Darauf kehrte sie ihm den Rücken zu und eilte mit ihren zwei stolzen Töchtern fort. Als nun niemand mehr daheim war, ging Aschenputtel zu seiner Mutter Grab unter den Haselbaum und rief: „Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich, / wirf Gold und Silber über mich." ~ Da warf der Vogel ein golden und silbern Kleid herunter und mit Seide und Silber ausgestickte Pantoffel. In aller Eile zog es das Kleid an und ging zur Hochzeit. Seine Schwestern aber und die Stiefmutter kannten es nicht, und meinten, es müsse eine fremde Königstochter sein, so schön sah es in dem goldenen Kleide aus. An Aschenputtel dachten sie gar nicht und dachten, es säße daheim im Schmutz und suchte die Linsen aus der Asche. Der Königssohn kam ihm entgegen, nahm es bei der Hand und tanzte mit ihm. Er wollte auch sonst mit niemand tanzen, also daß er ihm die Hand nicht los ließ, und wenn ein anderer kam, es aufzufordern, sprach er: „Das ist meine Tänzerin." Es tanzte, bis es Abend war, da wollte es nach Haus gehen. Der Königssohn aber sprach: „Ich gehe mit und begleite dich," denn er wollte sehen, wem das schöne Mädchen angehörte. Sie entwischte ihm aber und sprang in das Taubenhaus. Nun wartete der Königssohn, bis der Vater kam, und sagte ihm, das fremde Mädchen wär in das Taubenhaus gesprungen. Der Alte dachte: „Sollte es Aschenputtel sein?" Und sie mußten ihm Axt und Hacken bringen, damit er das Taubenhaus entzweischlagen konnte: aber es war niemand darin. Und als sie ins Haus kamen, lag Aschenputtel in seinen schmutzigen Kleidern in der Asche, und ein trübes Öllämpchen brannte im Schornstein; denn Aschenputtel war geschwind aus dem Taubenhaus hinten herabgesprungen und war zu dem Haselbäumchen gelaufen; da hatte es die schönen Kleider abgezogen und aufs Grab gelegt, und der Vogel hatte sie wieder weggenommen, und dann hatte es sich in seinem grauen Kittelchen in die Küche zur Asche gesetzt. Am anderen Tage, als das Fest von neuem anhub und die Eltern und Stiefschwestern wieder fort waren, ging Aschenputtel zu dem Haselbaum und sprach: „Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich, / wirf Gold und Silber über mich." ~ Da warf der Vogel ein noch viel stolzeres Kleid herab als am

Digitized by Google

vorigen Tage. Und als es mit diesem Kleide auf der Hochzeit erschien, erstaunte jedermann über seine Schönheit. Der Königssohn aber hatte gewartet, bis es kam, nahm es gleich bei der Hand und tanzte nur allein mit ihm. Wenn die anderen kamen und es aufforderten, sprach er: „Das ist meine Tänzerin." Als es nun Abend war, wollte es fort, und der Königssohn ging ihm nach und wollte sehen, in welches Haus es ging; aber es sprang ihm fort und in den Garten hinter dem Hause. Darin stand ein schöner großer Baum, an dem die herrlichsten Birnen hingen, es kletterte so behend wie ein Eichhörnchen zwischen die Äste, und der Königssohn wußte nicht, wo es hingekommen war. Er wartete aber, bis der Vater kam, und sprach zu ihm: „Das fremde Mädchen ist mir entwischt, und ich glaube, es ist auf den Birnbaum gesprungen." Der Vater dachte: „Sollte es Aschenputtel sein?", ließ sich die Axt holen und hieb den Baum um, aber es war niemand darauf. Und als sie in die Küche kamen, lag Aschenputtel da in der Asche wie sonst auch, denn es war auf der anderen Seite vom Baum herabgesprungen, hatte den Vogel auf dem Haselbäumchen die schönen Kleider wiedergebracht und sein graues Kittelchen angezogen. Am dritten Tage, als die Eltern und Schwestern fort waren, ging Aschenputtel wieder zu seiner Mutter Grab und sprach zu dem Bäumchen: „Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich, / wirf Gold und Silber über mich." ~ Nun warf ihm der Vogel ein Kleid herab, das war so prächtig und glänzend, wie es noch keins gehabt hatte, und die Pantoffeln waren ganz golden. Als es in dem Kleid zu der Hochzeit kam, wußten sie alle nicht, was sie vor Verwunderung sagen sollten. Der Königssohn tanzte ganz allein mit ihm, und wenn es einer aufforderte, sprach er: „Das ist meine Tänzerin." Als es nun Abend war, wollte Aschenputtel fort, und der Königssohn wollte es begleiten, aber es entsprang ihm so geschwind, daß er nicht folgen konnte. Der Königssohn hatte aber eine List gebraucht und hatte die ganze Treppe mit Pech bestreichen lassen; da war, als es hinabsprang, der linke Pantoffel des Mädchens hängengeblieben. Der Königssohn hob ihn auf, und er war klein und zierlich und ganz golden. Am nächsten Morgen ging er damit zu dem Mann und sagte zu ihm: „Keine andere soll meine Gemahlin werden als die, an deren Fuß dieser goldene Schuh paßt." Da freuten sich die beiden Schwestern, denn sie hatten schöne Füße. Die älteste ging mit dem Schuh in die Kammer und wollte ihn anprobieren, und die Mutter stand dabei. Aber sie konnte mit der großen Zehe nicht hineinkommen, und der Schuh war ihr zu klein, da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach: „Hau die Zehe ab; wenn du Königin bist, so brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen." Das Mädchen hieb die Zehe ab, zwängte den Fuß in den Schuh, verbiß den Schmerz und ging heraus zum Königssohn. Da nahm er sie als seine Braut aufs Pferd und ritt mit ihr fort. Sie mußten aber an dem Grabe vorbei, da saßen die zwei Täubchen auf dem Haselbäumchen und riefen: „Ruck di guck, ruck di guck, / Blut ist im Schuck (Schuh); / Der Schuck ist zu klein, / die rechte Braut sitzt noch daheim." ~ Da blickte er auf ihren Fuß und sah, wie das Blut herausquoll. Er wendete sein Pferd um, brachte die falsche Braut wieder nach

Digitized by Google

Haus und ſagte, das wäre nicht die rechte, die andere Schweſter ſolle den Schuh anziehen. Da ging dieſe in die Kammer und kam mit den Zehen glücklich in den Schuh, aber die Ferſe war zu groß. Da reichte ihr die Mutter ein Meſſer und ſprach: „Hau ein Stück von der Ferſe ab; wann du Königin biſt, brauchſt du nicht mehr zu Fuß zu gehen.“ Das Mädchen hieb ein Stück von der Ferſe ab, zwängte den Fuß in den Schuh, verbiß den Schmerz und ging heraus zum Königsſohn. Da nahm er ſie als ſeine Braut aufs Pferd und ritt mit ihr fort. Als ſie an dem Haſelbäumchen vorbeikamen, ſaßen die zwei Täubchen darauf und riefen: „Rucke di guck, rucke di guck, / Blut iſt im Schuck; / Der Schuck iſt zu klein, / die rechte Braut ſitzt noch daheim.“ ~ Er blickte nieder auf ihren Fuß und ſah, wie das Blut aus dem Schuh quoll und an den weißen Strümpfen ganz rot heraufgeſtiegen war. Da wendete er ſein Pferd und brachte die falſche Braut wieder nach Haus. „Das iſt auch nicht die rechte,“ ſprach er. „Habt ihr keine andre Tochter?“ „Nein,“ ſagte der Mann, „nur von meiner verſtorbenen Frau iſt noch ein kleines, verbuttetes Aſchenputtel da; das kann unmöglich die Braut ſein.“ Der Königsſohn ſprach, er ſollte es heraufſchicken, die Mutter aber antwortete: „Ach nein, das iſt viel zu ſchmutzig, das darf ſich nicht ſehen laſſen.“ Er wollte es aber durchaus haben, und Aſchenputtel mußte gerufen werden. Da wuſch es ſich erſt Hände und Angeſicht rein, ging dann hin und neigte ſich vor dem Königsſohn, der ihm den goldenen Schuh reichte. Dann ſetzte es ſich auf einen Schemel, zog den Fuß aus dem ſchweren Holzſchuh und ſteckte ihn in den Pantoffel, der war wie angegoſſen. Und als es ſich in die Höhe richtete, und der König ihm ins Geſicht ſah, ſo erkannte er das ſchöne Mädchen, das mit ihm getanzt hatte, und rief: „Das iſt die rechte Braut!“ Die Stiefmutter und die beiden Schweſtern erſchraken und wurden bleich vor Ärger; er aber nahm Aſchenputtel aufs Pferd und ritt mit ihm fort. Als ſie an dem Haſelbäumchen vorbeikamen, riefen die zwei weißen Täubchen: „Rucke di guck, rucke di guck, / kein Blut im Schuck; / Der Schuck iſt nicht zu klein, / die rechte Braut, die führt er heim.“ Und als ſie das gerufen hatten, kamen ſie beide herabgeflogen und ſetzten ſich dem Aſchenputtel auf die Schultern, eine rechts, die andere links, und blieben da ſitzen. Als die Hochzeit mit dem Königsſohn ſollte gehalten werden, kamen die falſchen Schweſtern, wollten ſich einſchmeicheln und teil an ſeinem Glück nehmen. Als die Brautleute nun zur Kirche gingen, war die älteſte zur rechten, die jüngſte zur linken Seite; da pickten die Tauben einer jeden das eine Auge aus. Hernach, als ſie herausgingen, war die älteſte zur linken und die jüngſte zur rechten; da pickten die Tauben einer jeden das andere Auge aus. Und waren ſie alſo für ihre Bosheit und Falſchheit mit Blindheit auf ihr Lebtag geſtraft.

Die beiden Beutelſchneider / Waren einmal zwei Beutelſchneider, die beide in ihrer Kunſt etwas Rechtes verſtanden. Der eine von ihnen wohnte in Preußen und der andere in Polen. Die zwei hörten oft voneinander, und es bekam

Digitized by Google

jedweder Begierde, den anderen zu sehen. Sie dachten beide: „Wenn der andere seine Kunst so gut versteht, so tun wir uns zusammen, wir richten zu zweien mehr aus, als wenn jeder sein Handwerk allein treibt.“ Jeder ging nun aus, den anderen zu suchen. Nach einiger Zeit begegneten sie sich, ohne einander zu kennen. Da rief zuerst der polnische: „Woher, gut Freund?“ „Aus Preußen; und woher denn du?“ „Ich aus Polen. Was ist denn dein Handwerk?“ „Ich bin Beutelschneider; und was bist denn du?“ „Ich bin auch Beutelschneider.“ Da merkte jedweder, daß er zum rechten gekommen sei, und sie machten aus, miteinander zu gehen und einander auszuhelfen, wo einer allein nicht ausreichen würde. Sie verabredeten vor allem eine Probe, woran jeder erkennen sollte, daß er am andern einen guten Gehilfen habe. Sie machten aus, zu einem Barbier zu gehen, und während der dem einen von ihnen den Bart schabe, sollte ihm der andere die Eisen vom Absatz des Stiefels reißen, ohne daß er es merke. Sie versprachen einander, wenn jeder diese Probe vollbringe, so wollten sie beieinander bleiben und einander beistehen im Guten und Schlechten. Sie gingen also zum Barbier, ließen sich den Bart abnehmen, und richtig, während er den einen schabte, stahl ihm der andere die Eisen von den Stiefeln, und während er den andern schabte, schlug sie ihm der eine wieder an. Er merkte aber von allem nichts und schabte so sicher, als ob mit seinen Stiefeln gar nichts vorginge. Die Beutelschneider gingen nun hinaus, lobten einander und versprachen, als gute Freunde beisammen zu bleiben. Und zwar ging der preußische mit dem polnischen und blieb bei ihm. Dieser hatte aber eine Schwester, die gab er dem preußischen zur Ehe, und sie führten jetzt eine Wirtschaft, so ehrlich als man sie bei Beutelschneidern finden kann. Ihr Gewerb betrieben sie nur, wenn sie nichts mehr zu essen hatten, außerdem ließen sie die Säcke der Leute in Ruhe und genossen, was sie sich früher zusammengetragen hatten. Nun erfragten sie, daß ein Herr in einem Turme ganze Haufen Geld habe, daß aber nur eine einzige eiserne Tür sei, durch welche man hineinkommen könne. Das machte aber den Beutelschneidern nichts, denn sie wußten schon andere Schliche, mit denen sie in den Turm hineinzukommen gedachten. Sie gingen aus, nahmen Haue und Schaufel mit sich und gruben einen unterirdischen Gang in den Turm. So kamen sie von unten auf leicht hinein und beschauten sich einmal den großen Reichtum. Da lagen die Kornsäcke in ganzer Menge, aber anstatt des Kornes war überall Geld darinnen, und so fest gepackt, daß sich kein Stück bewegte, wenn man den Sack aufhob. Sie nahmen einen schweren Sack, krochen wieder in ihr Loch zurück, machten es oben ein wenig zu und kamen dann glücklich ins Freie. Den Sack trugen sie in der Nacht heimlich nach Hause und freuten sich, daß ihnen dieser Streich so glücklich abgelaufen war. Da kam eines Tages der Herr in seinen Turm, zählte die Säcke und fand, daß einer abhanden gekommen sei. Es wunderte ihn, wie das zugegangen sei, und er konnte sich nicht erklären, wie jemand bei verschlossener Tür in den Turm hinein, geschweige denn samt dem großen Sack hinausgekommen sei. Aber wenn er auch selbst nicht wußte, was er bei der Sache denken sollte, so wußte er dafür einen

Digitized by Google

andern, der ſich in ſolchen Dingen prächtig auskannte und um einen klugen Rat nicht verlegen war. Er hatte nämlich ſchon früher einmal einen Beutelſchneider gefangen, dieſem hatte er, anſtatt ihn der Obrigkeit zu überliefern, die Augen ausgeſtochen und ihn bei ſich behalten. Er meinte nämlich, ein Beutelſchneider, wenn es ein rechter ſei, müſſe den Kopf am rechten Flecke haben und könne auch andern mit ſeinen Pfiffen zu gelegener Zeit aushelfen. Zu dieſem ging er nun hin, erzählte ihm von der Beſtehlung ſeiner Schatzkammer und fragte ihn, wie man etwa den Schelmen auf die Spur kommen könnte. „Oh, die ſind gewiß durch den Boden herausgekommen, ſagte der blinde Beutelſchneider. Grabe nur ein bißchen hinab, und wenn du ein Loch findeſt, ſo brauchſt du nichts andres zu tun, als ein Schlageiſen daraufzuſtellen, das ſeine ſechs bis ſieben Zentner wiegt. Darum werden die Spitzbuben eingehen.“ Der Herr dankte ihm für den klugen Rat, ging hin, ließ ein bißchen hinabgraben, und richtig kamen ſie alſogleich zu einem Loche, durch welches die Schelme hereingekommen waren. Er war herzlich froh über dieſe Entdeckung, ging alſogleich zum Schmied und beſtellte ein ſchweres Schlageiſen. Als der Schmied fertig war, ließ er es in den Turm tragen und auf das Loch legen. „Jetzt,“ dachte er, „brauche ich nicht weiter zu ſorgen. Die Spitzbuben kommen gewiß noch einmal, und dann gehn ſie gewiß ein.“ Er ging mit ſeinen Leuten aus dem Turme, ſchloß ihn fleißig zu und freute ſich ſchon auf den baldigen Fang. Als die zwei Beutelſchneider eine Zeitlang von dem geſtohlenen Gelde gezehrt hatten und vorausſahen, daß der Sack mit der Zeit einſchrumpfen würde, ſo ſprachen ſie zueinander: „Das Loch haben wir ſchon einmal gemacht, es iſt ſchade, wenn wir es nicht fleißiger benutzen. Wir müſſen doch noch einmal hingehen und dem reichen Kerl wieder einen Sack wegtragen!“ Sie machten ſich alsbald auf, kamen zu dem Turme und krochen durch das Loch hinein. Der preußiſche war voraus, der polniſche hinterdrein. Als ſie eben meinten, in den Turm hinaufzugelangen, da tat es einen Schlag, und der preußiſche meinte: „O weh, ich bin gefangen!“ Der polniſche erſchrak darüber und fragte, was ihm denn wäre. Der preußiſche ſagte: „Jawohl, wenn ich in ein Schlageiſen geraten bin! Jetzt mache nur ſchnell und ſchneide mir den Kopf ab. Loskommen tu ich doch nimmer, und dann iſt der Kopf ohnedem hin.“ Der polniſche ſagte: „Nein, Kamerad, dir den Kopf abzuſchneiden, bringe ich nicht übers Herz. Und was würde erſt dein Weib dazu ſagen, wenn ich ihr die Nachricht brächte, daß ich dir ſelber den Garaus gemacht habe?“ Der preußiſche hob aber wieder an zu bitten und ſagte: „Mache nur nicht lange Umſtände. Es ſoll nicht aufkommen, wer hier eingebrochen iſt, du ſchneideſt mir daher den Kopf ab und nimmſt ihn mit dir. Tuſt du es nicht, ſo muß ich ſchändlich auf dem Galgen ſterben, und du ſelbſt biſt auch noch in Gefahr.“ So redete und bat er noch eine Weile fort, bis der polniſche endlich nachgab, hinaufkroch und ihm den Kopf abſchnitt. Er nahm den Kopf mit ſich, kroch zum Loche hinaus und trug ihn heim. Da hätteſt du hören ſollen, wie das Weib des preußiſchen lärmte, als ſie den Kopf ihres Mannes ſah und hörte, wie es ihm gegangen ſei. Nicht lange Zeit, nachdem der

Digitized by Google

preußische eingegangen war, kam der Herr in den Turm, um nachzusehen, ob das Falleisen noch keinen erwischt habe. In seiner großen Freude bemerkte er sogleich, daß es zugefallen sei, und ging alsogleich hin, um zu schauen, wer der Spitzbube sei. Wie er aber in die Nähe kam, sah er, daß bloß ein Rumpf da sei ohne Kopf und kam alsogleich auf den Gedanken: „Holla, da muß noch einer im Spiele sein, selber hätte der sich nicht den Kopf abgeschnitten und ihn fortgetragen." Er ging sogleich wieder zu seinem blinden Beutelschneider, erzählte ihm die ganze Sache und verlangte seinen Rat. „Das ist gewiß, daß da noch einer übrig ist," sagte der Beutelschneider, „aber warte nur, den wollen wir schon auch kriegen. Nimm den Rumpf aus dem Turme, laß ihn an den Galgen hängen und stelle eine zahlreiche Wache dazu. Es ist Beutelschneiders Pflicht, keinen Toten über Nacht hangen zu lassen. Kommt nun der andere, seinen Kameraden abzulösen, so wird ihn die Wache schon fassen, und das ganze Spiel hat ein Ende." Der Herr dankte für diesen Rat, ging hin, ließ den Rumpf aus dem Turme tragen und an den Galgen hängen. Dazu stellte er zwölf Mann Soldaten und trug ihnen auf, den, der herbeikäme und den Leichnam ablösen wollte, zu fangen und vor ihn zu bringen. Die Soldaten versprachen, das zu tun, und umstanden aufmerksam den Galgen. Der polnische Beutelschneider ging zufällig in der Nähe des Galgens vorbei, sah den Rumpf droben hangen und unten die Soldaten Wache halten. Er dachte sich: „Den Toten sollte ich eigentlich über Nacht nicht da droben lassen, um so mehr, weil er mein Kamerade ist. Aber so auf geradem Wege werde ich ihn nicht kriegen, denn die Soldaten stehen gewiß nicht umsonst dort." Er dachte ein bißchen nach, wie er es anfangen sollte, und es kam ihm bald ein pfiffiger Einfall. Er ging in die Stadt, kaufte zwei Fäßchen vom besten Wein, dazu auch Schnaps und anderes gutes Getränk, schüttete alles untereinander und tat auch eine gute Portion Schlafpulver hinein. Dann nahm er ein Roß und ein Wägelchen, legte zuerst zwölf Kapuzinerkutten auf, bedeckte sie aber fleißig, daß sie niemand sah, und oben drauf kam dann der Trunk. Jetzt fuhr er unter die Stadt hinaus und kam in die Nähe des Galgens. Da fing er auf einmal an zu jammern und zu schreien: „Das ist ein schönes Ding, kommt mir denn niemand zu Hilfe, der Wein rinnt aller aus, wie werde ichs kriegen, wenn ich heimkomme." Solches Zeug schrie er allerlei untereinander, so laut, daß die Soldaten beim Galgen es hörten. Sie schauten hinab und sagten zueinander: „Sehet, da drunten kommt einer mit einem Weinfaß. Er schreit und heult gar so, es rinnt ihm gewiß der Wein aus. Gehn wir hinab und helfen ihm, vielleicht gibt er uns dafür ein Maul voll zu trinken, dann halten wir das Wachen auch leichter aus." Hierauf liefen alle zwölfe hinab, um dem Fuhrmann zu helfen. Als sie der Pole kommen sah, zog er schnell einen kleinen Bohrer heraus und bohrte mehrere Löchlein in das Faß. Die Soldaten waren da, hielten zu, wo es herauskam, schnitzten Stopfen, machten die Löcher zu und meinten, es müsse bald aufhören zu rinnen. Während sie aber auf der einen Seite zumachten, bohrte der Beutelschneider auf der andern, so daß es nie aufhörte und alle Arbeiten umsonst waren. Endlich sagte der

Digitized by Google

Fuhrmann: „Ich sehe schon, den Wein muß ich euch nur lassen. Nehmt das Faß mit euch und trinkt ihn aus, ich will schnell zurückfahren, damit ich von diesem Wein noch bekomme. Denn brächte ich einen andern nach Hause, so würde ich gleich aus dem Dienste gejagt." Die Soldaten dankten ihm für das Geschenk, faßten das Faß, trugen es zum Galgen hinauf und gingen recht schleunig, damit nicht viel ausrinne. Dann setzten sie sich herum, waren guter Dinge und tranken, so viel die Gurgel nur schlucken wollte. Sie meinten, einen so guten und starken Wein hätten sie ihr Lebtag nicht getrunken, und zogen darum nur desto besser. Der Beutelschneider fuhr mit seinem Wagen ein bißchen zurück, machte dann halt und schaute zu, was der Wein für Wirkung tue. Er brauchte nicht lange zu warten, da sah er schon, wie die Soldaten anfingen, die Köpfe sinken zu lassen und dann einer nach dem andern sich auf das Gras legte. Als sie alle wie tot dalagen, fuhr er hin, nahm die Kapuzinerkutten und legte jedem von ihnen eine an. Dann nahm er den Leichnam vom Galgen, packte ihn auf den Wagen und fuhr damit heim. Die Soldaten wachten erst auf, als es schon lichter Morgen war, sahen einander an und wußten nicht recht, was sie denken sollten. Anstatt der Soldaten waren lauter Kapuziner herum, neben ihnen wohl gar ein Galgen, aber kein Toter daran, kurzum — das Ding kam ihnen so sonderbar vor, daß sich ihre nebligen Köpfe nicht sogleich auskammten. Als sie aber das Faß sahen und sich recht auf den gestrigen Abend besannen, so wurde es ihnen wohl klar, daß sie des Trankes wegen das Wachen vergessen hatten, und daß es der Fuhrmann sein müsse, der den Leichnam vom Galgen gestohlen hatte. Es half nichts, sie mußten sich endlich doch entschließen, heimzugehen, stellten sich vor den Herrn, erzählten ihm, wie es ihnen ergangen sei und baten ihn hundertmal ab. Der Herr wurde zornig, schimpfte sie eine Zeitlang aus, dachte aber dann doch wieder: „Ja, was will ich ihnen denn machen? Sie sind halt auch hintergangen worden, und man kann es den armen Teufeln nicht gar so verargen, wenn sie sich bei einem guten Tropfen Wein nicht lange besannen." Er ließ sie laufen und ging nun wieder zu seinem Ratgeber, dem blinden Beutelschneider. Diesem erzählte er die Sache und bat ihn noch einmal um seinen Rat. Der Beutelschneider machte ein bedenkliches Gesicht und meinte: „Das ist bald zu arg, da kann es geraten, daß ich mit meiner Kunst nicht mehr auslange. Aber ein Mittel", sagte er, „gibt es noch. Laß einem Hirschen die Hörner vergolden und jage ihn durch die Stadt. Wenn ein Beutelschneider einen Hirsch mit vergoldeten Hörnern sieht, den kann er nicht lassen, und verlöre lieber sein Leben als den Hirsch." Der Herr dankte für diesen Rat, ließ einen Hirsch bringen und ihm die Hörner vergolden und jagte ihn hinaus auf die Gassen der Stadt. Die Stadttore aber wurden gesperrt, daß das Tier nicht fortlaufen könnte. Der polnische schaute eben zum Fenster hinaus und sah den Hirsch mit den goldenen Hörnern. Da kam ihm ein großes Gelüst, ihn zu haben, und er sann sogleich auf Mittel, wie er ihn unvermerkt erwischen könnte. Es fiel ihm ein, daß sein Keller unter den Weg hinausreiche, so daß man von unten herauf den Boden der Straße leicht dünnmachen könne. Er ging in

Digitized by Google

Digitized by Google

den Keller, grub so lange nach oben, bis nur mehr ein ganz dünner Boden übrigblieb, ging dann auf die Straße und streute Salz auf. Dann lief er wieder in den Keller hinab und schaute zum Kellerloche hinauf, ob der Hirsch nicht bald käme. Er wartete nicht lange, da kam das Tier herangerannt, stand aber beim Salze still und fing an aufzulecken. Da nahm der Beutelschneider ein Eisen und stieß von unten herauf, so daß der Boden einbrach und der Hirsch drunten lag. Dann machte er den Boden sogleich wieder zu, und das alles geschah, ohne daß jemand etwas merkte. Der Herr erfragte, daß der Hirsch auf den Gassen nicht mehr zu sehen sei, und ließ Kundschaft einziehen, wer ihn aufgefangen habe. Allein niemand wußte etwas zu sagen, und kein Mensch hatte jemanden beobachtet, der dem Hirschen nachstellte. Sie sagten alle: „Ja, da und da habe ich den Hirschen zum letztenmal gesehen, er lief allein durch die Gassen aus, und ich bemerkte niemanden, der ihn verfolgte.“ Da sah der Herr wohl, daß das Nachfragen nichts helfe, und ging wieder zu seinem blinden Ratgeber. Diesem erzählte er die Sache und fragte, was etwa weiter zu tun sei. Der Beutelschneider schnitt ein noch bedenklicheres Gesicht als das vorige Mal, meinte aber, es gebe doch noch ein Mittel, dem Spitzbuben auf die Spur zu kommen. Er sagte: „Ich will morgen von Haus zu Haus gehn Suppe betteln; bekomme ich dann irgendwo eine Hirschsuppe, so rieche ich das gleich, und der Schelm ist ertappt.“ Dem Herrn gefiel diese List, und er bat den Beutelschneider, er solle morgen fleißig herumgehen und kein Haus auslassen. Am andern Tage machte sich der Blinde auf den Weg, tappte Straßen auf, Straßen ab, ging überall hinein, wo er eine Haustür griff, und bettelte bei allen Leuten um Suppe. Er roch allemal fleißig, merkte aber niemals einen Hirschgeruch. Als es gegen Abend ging, kam er auch in das Haus des polnischen Beutelschneiders und bat um Suppe. Der polnische aß gerade einen Hirschbraten, und der Duft stieg dem Blinden gleich in die Nase. Der polnische merkte sogleich, daß der Bettler ein Beutelschneider sei, dachte aber: „Du bist ja blind, wie willst du mich übertölpeln. Er ließ ihm Suppe geben, lud ihn dann auch zum Braten ein und erzählte ihm während des Essens die ganze Geschichte von dem Hirschen, den er gefangen und heute gebraten habe. Der Blinde aß mit großem Appetit, und als er genug hatte, dankte er wie jeder ordentliche Bettler. Während er hinausging, dachte er: „Ich muß aber doch auch das Haus merken,“ und als er zur Tür kam, schrieb er mit einem Rötel drei Striche oder die Haustür. Der polnische schlich ihm nach, sah die drei Striche und wischte sie ab. Dafür ging er, als es ganz finster war, zu dem Hause des Herrn und schrieb dort die drei roten Striche über die Tür. Der Blinde kam nach Hause und erzählte seinem Herrn mit Freuden, daß er jetzt den Spitzbuben wohl ausfindig gemacht habe. „Aber weißt du wohl auch das Haus noch, wo du das Hirschfleisch gegessen hast?“ fragte der Herr. „O ja, das Haus habe ich schon gezeichnet, schicke nur morgen, wenn es Tag wird, herum, und wo über der Tür drei rote Striche stehen, da wohnt der Schelm.“ Der Herr meinte jetzt, aller Sorge los zu sein, freute sich sehr und dankte dem Blinden für seine Dienste. Am andern Tage schickte er Leute aus, welche

Digitized by Google

das Haus mit den roten Strichen aufsuchen sollten. Sie gingen in der ganzen Stadt herum, schauten fleißig über jede Haustür und meinten, jetzt und aber müßten sie die roten Striche sehen. Sie fanden sie aber nirgends und kehrten unwillig wieder heim. Als sie ins Haus hineingehen wollten, schauten sie über die Tür und erstaunten nicht wenig, als sie da die drei Striche erblickten. Sie gingen zu dem Herrn und meldeten ihm, daß das gesuchte Zeichen sonst nirgends stände als über seiner eigenen Haustür. Er ging hinaus und sah wirklich die drei Striche. Da merkte er, daß er es hier mit einem Argen zu tun habe, dem der Blinde nicht gewachsen sei. Er ließ daher bekanntmachen, derjenige, der den Sack aus dem Turm gestohlen, den Leichnam vom Galgen genommen und den Hirsch in sein Haus gebracht habe, der solle sich melden, er werde für seine Geschicklichkeit eine große Belohnung empfangen. Der polnische Beutelschneider hörte diesen Aufruf, stellte sich vor den Herrn und sagte, daß er derjenige sei, der die drei Stücke vollbracht habe. Weil sich kein anderer meldete, so glaubte ihm der Herr und gab ihm eine große Belohnung und fragte ihn, ob er nicht als Ratgeber bei ihm bleiben möchte. Der polnische war sogleich bereit dazu, und seitdem ist er statt des Blinden der Ratgeber des reichen Herrn.

Vom Swinegel und seiner Frau / Das hört sich

lügenhaft an, Jungs, aber wahr ist die Geschichte doch, denn wenn mein Großvater sie erzählte, sagte er immer: „Wahr muß es sein, sonst könnte mans ja nicht erzählen.“ Es hat sich so zugetragen: Es war an einem klaren Sonntagmorgen im Herbst, gerade als der Buchweizen blühte. Die Sonne war hell am Himmel aufgestiegen, der Morgenwind ging warm über die Stoppeln, die Lerchen sangen, die Immen summten in den Buchweizen, und die Leute gingen im Sonntagsstaat zur Kirche. Alle Kreatur war vergnügt, und der Swinegel auch. Der stand vor seiner Tür, die Arme untergeschlagen, steckte die Nase in den Morgenwind und flötete ein Liedchen vor sich hin, so gut und so schlecht eben ein Swinegel am Sonntagmorgen pfeifen kann. Wie er so leise flötet, fällt ihm ein, er könnte wohl, während seine Frau die Kinder wäscht und anzieht, ein bißchen ins Feld gehen und nach seinen Steckrüben gucken. Die Steckrüben standen nah bei seinem Hause, und er pflegte mit seiner Familie davon zu essen, darum sah er sie als die seinigen an. Gesagt, getan. Der Swinegel macht die Haustür hinter sich zu und schlägt den Weg nach dem Feld ein. Er war noch nicht weit gegangen und wollte gerade um den Schlehbusch, der da vorm Felde liegt, nach seinem Steckrübenacker hinaussteuern, da läuft ihm der Hase in den Weg, der in ähnlichen Geschäften unterwegs war, nämlich um seinen Kohl zu besehen. Als der Swinegel den Hasen sah, bot er ihm einen freundlichen guten Morgen. Der Hase aber, der auf seine Art ein vornehmer Herr war, dabei grausam hochfahrend, tat, als hätte er nichts gehört, nahm eine gewaltig höhnische Miene an und sagte so von oben herab: „Wie kommt es denn, daß du schon so am frühen Morgen im Felde herum-

Digitized by Google

läufst?" „Ich geh spazieren!" sagte der Swinegel. „Spazieren?" lachte der Hase, „mir scheint, du könntest die Beine zu besseren Dingen gebrauchen." Das wurmte den Swinegel ungeheuer, denn auf seine Beine läßt er nichts kommen, eben weil sie von Natur schief geraten sind. „Du meinst wohl," sagte der Swinegel zum Hasen, „daß du mit deinen Beinen mehr ausrichten kannst?" „Das denk ich!" sagte der Hase. „Das kommt auf einen Versuch an," meinte der Swinegel, ich glaube, wenn wir um die Wette laufen, ich lauf dir vorbei." „Das ist zum Lachen; du mit deinen schiefen Beinen," höhnte der Hase, „aber meinetwegen, wenn du so übergroße Lust hast. Was gilt die Wette?" „Ein Goldstück und eine Flasche Branntwein," sagte der Swinegel. „Angenommen," sprach der Hase, „schlag ein, und dann kanns gleich losgehen." „Nein, so große Eile hat es nicht," meinte der Swinegel, „ich bin noch ganz nüchtern; erst will ich mal nach Hause und ein bißchen frühstücken. In einer halben Stunde bin ich wieder hier auf dem Platz." Damit ging der Swinegel, denn der Hase war es zufrieden. Unterwegs dachte der Swinegel bei sich: „Der Has verläßt sich auf seine langen Beine, aber ich will ihn wohl kriegen. Er ist zwar ein vornehmer Herr, aber doch ein dummer Kerl, und bezahlen soll er doch." Als nun der Swinegel zu Hause ankam, rief er seine Frau: „Frau, zieh dich schnell an, du mußt mit aufs Feld." „Was gibts denn?" fragte seine Frau. „Ich hab mit dem Hasen gewettet um ein Goldstück und eine Flasche Branntwein, ich will mit ihm um die Wette laufen, und du sollst mit dabei sein." „O mein Gott, Mann," fing nun die Swinegelfrau an zu schreien, „bist du nicht klug, hast du denn ganz den Verstand verloren? Wie kannst du mit dem Hasen um die Wette laufen wollen?" „Halt dein Maul, Weib," knurrte der Swinegel, „das ist meine Sache. Misch dich nicht in Männergeschäfte. Marsch, zieh dich an und dann mit." Was soll die arme Frau machen? Sie muß wohl folgen, sie mag wollen oder nicht. Als sie nun miteinander unterwegs waren, sprach der Swinegel zu seiner Frau: „Nun paß auf, was ich sagen will. Siehst du, auf dem langen Acker da wollen wir Wettlauf machen. Der Hase läuft nämlich in der ersten Furche und ich in der andern, und von da oben fangen wir an zu laufen. Nun brauchst du weiter nichts zu tun, als dich hier unten in die Furche zu stellen, und wenn der Hase auf der andern Seite ankommt, dann rufst du ihm entgegen: Ich bin schon hier!" Damit waren sie an den Acker gekommen, der Swinegel wies seiner Frau den rechten Platz an und ging zum Acker hinauf. Als er ankam, war der Hase schon da. „Kann es losgehn?" fragte der Hase. „Jawohl," sagte der Swinegel. „Man zu!" Damit stellte sich jeder in seine Furche. Der Hase zählte: „Eins, zwei drei," und sauste wie ein Sturmwind den Acker herunter. Der Swinegel aber lief ungefähr drei Schritt, dann duckte er sich ganz klein in die Furche und blieb ruhig sitzen. Als nun der Hase in vollem Lauf unten am Acker ankam, rief ihm die Frau Swinegel entgegen: „Ich bin schon hier!" Der Hase stutzte und verwunderte sich nicht wenig. Er meinte nicht anders, als es wäre der Swinegel selber, der ihm das zurief, denn bekanntlich sieht die Frau Swinegel genau

Digitized by Google

so aus wie ihr Mann. Der Hase aber meinte: „Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Er rief: „Nochmal gelaufen, rum, los!“ Und fort gings wieder wie ein Sturmwind, daß ihm die Ohren am Kopf flogen. Swinegels Frau aber blieb ruhig auf ihrem Platze. Als der Hase nun oben ankam, rief ihm der Swinegel entgegen: „Ich bin schon hier!“ Der Hase aber, ganz außer sich vor Ärger, schrie: „Nochmal gelaufen, wieder rum!“ „Meinetwegen,“ antwortete der Swinegel, „meinetwegen so oft du Lust hast.“ So lief der Hase noch dreiundsiebenzigmal, und der Swinegel hielt es immer mit ihm aus. Jedesmal, wenn der Hase unten oder oben ankam, riefen der Swinegel oder seine Frau: „Ich bin schon hier!“ Zum vierundsiebenzigstenmal aber kam der Hase nicht mehr zu Ende. Mitten auf dem Acker stürzte er zur Erde, das Blut kam ihm aus dem Halse, und er blieb tot am Platz. Der Swinegel aber nahm das gewonnene Goldstück und die Flasche Branntwein, rief seine Frau aus der Furche ab, und beide gingen vergnügt miteinander nach Hause, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch heute. Seit der Zeit hat sichs kein Hase mehr einfallen lassen, mit dem Swinegel um die Wette zu laufen. Die Lehre aus dieser Geschichte ist erstens, daß keiner, und wenn er sich noch so vornehm dünkt, sich über einen geringen Mann lustig machen soll, auch wenns nur ein Swinegel ist. Und zweitens, daß ein jeder am besten eine Frau aus seinem Stande nimmt, die gerade so aussieht wie er selbst. Wenn einer also ein Swinegel ist, muß seine Frau auch ein Swinegel sein und so weiter.

Vom Wolf und vom Fuchs / Das war einmal eines Winters, da wars sehr kalt und gab wenig zu fressen, da ging der Fuchs im Wald umher und sann, wie er sich Nahrung verschaffte. Wie er noch so geht, sieht er einen Fuhrmann mit seinem Wagen daherkommen, der hat viele Fischtonnen geladen, und so denkt der Fuchs denn gleich, da kannst du ja die schönste Speise haben. Also schlich er mitten in den Weg hinein und legte sich für tot hin und streckte alle viere von sich. Wie nun der Fuhrmann herankam und ihn liegen sah, war er hocherfreut und sprach zu sich: „Das kam ja wie gerufen, der soll mir ein Paar prächtig warme Handschuhe liefern,“ packte den Fuchs, der sich so steif machte wie immer möglich, beim Bein und warf ihn auf den Wagen. Kaum war der aber oben, so macht er sich ganz leise ans nächste Faß, hebt behutsam, daß der Fuhrmann nichts merkt, den Deckel auf und wirft ein Fischlein nach dem andern hinunter in den Schnee, und wie er genug hat, springt er selber hinab und läuft davon; aber der Fuhrmann fährt ruhig weiter und merkt nicht eher den Schaden, als er nach Hause kommt. Unterdes trug sich der Fuchs seine Fische im Walde zusammen und setzte sich nun ruhig hin und verzehrte sie. Wie er so in aller Ruhe da sitzt, kommt von ungefähr der Wolf vorbei und sieht ihn: „Guten Tag, Bruder Fuchs, wo hast du denn die herrlichen Fische her?“ sagt er. „Die hab ich mir geangelt,“ entgegnet der Fuchs. „Wo denn da?“ fragt der Wolf, der auch gern welche gehabt hätte. „Dort unten am See!“ „Aber wie machst

Digitized by Google

du denn das?" „Ich stecke den Schwanz ins Wasser, und sowie einer anbeißt, zieh ich ihn schnell heraus. Machs nur auch so, das soll deinem Leibe schon wohltun! Ich will auch mit dir gehn und dir das Loch zeigen, das die Fischer ins Eis geschlagen haben." Das war der Wolf wohl zufrieden, und so ging er denn mit dem Fuchs hinab zum See. Sogleich ließ er hier seinen Schwanz ins Wasser hinab, und das dauerte auch gar nicht lange, so war er angefroren; da fragte der Fuchs: „Nun, Bruder Wolf, beißen sie schon?" Der Wolf ruckte ein wenig mit dem Schwanze, und da kams ihm vor, als sei er schon ganz schwer, und rief: „Es muß ein recht großer dran sitzen, ich fühls am Gewicht!" Sprach der Fuchs: „So laß ihn nur ordentlich anbeißen, dann hast du ihn ganz sicher. Drauf fror der Wolf ganz fest an, und der Fuchs ging davon und ins Dorf. Hier ging er in den ersten besten Bauernhof, trug so recht keck vor aller Augen ein Huhn weg, und die Bauern liefen ihm eilends mit Knüppeln und Heugabeln nach. Er aber lief eilig zum See, gerade dahin, wo der Wolf saß und angelte. Als den die Bauern sahen, ließen sie den Fuchs laufen und schlugen tüchtig auf den Wolf los, da verging ihm die Lust nach Fischen, und er wollte davoneilen, aber er saß fest mit dem Schwanze, und die Bauern hätten ihn sicher zu Tode geschlagen, wenn er sich nicht endlich losgerissen hätte; aber seinen Schwanz mußte er im Eise sitzen lassen. ~ Der Wolf und der Fuchs wohnten später, als alles vergessen war, einmal in einer Höhle zusammen, da wachte eines Morgens der Wolf auf und fühlte sich gar nicht recht wohl und rief so vor sich hin, indem er die Pfoten reckte: „Heut muß ich noch etwas Junges haben, dann wird mir wohl besser werden!" Das hörte der Fuchs und hätte auch gern eine Mahlzeit gehabt, aber er mochte sich nicht viel rühren, darum sagte er: „Mir gehts auch so, denn ich bin leider lahm und kann nicht von der Stelle." Sprach der Wolf: „Nun, darum sorge nicht, setz dich nur auf meinen Rücken, dann will ich dich tragen." Das war der Fuchs gleich zufrieden, kroch ihm auf den Nacken, und nun gings auf und davon. Wie sie so eine kleine Weile im Walde gegangen waren, sprach der Fuchs leise vor sich hin: „Da trägt der Kranke den Gesunden!" Das hörte aber der Wolf und fragte schnell: „Was sagst du?" Doch der Fuchs antwortete traurig: „Ach, an meine Rede mußt du dich nicht kehren, ich rase nur so." Wieder gingen sie drauf eine Weile fort, und das wiederholte sich so zum zweiten und dritten Male, aber der Wolf ließ sich jedesmal wieder vom Fuchs betören, daß er wirklich meinte, er sei im Fieber und rase nur so. Da kamen sie an einen Weg, auf dem sah der Fuchs eine Speckseite liegen, und flugs sprang er herunter vom Rücken des Wolfs und darauf zu und fragte ihn, ob er mit ihm teilen wolle, allein der Wolf begehrte nichts davon, denn er dachte, der Fuchs rede im Fieber, und ging ruhig seiner Wege. Nachdem er so eine Weile gegangen war, kam er an eine Wiese, auf der eine Stute mit ihrem Fohlen weidete; die ersah ihn erst, als er gar nicht mehr weit von ihr war, und ging ihm darum entgegen und sprach: „Guten Tag, Wolf! Ich habe da ein Fohlen, mit dem gehts mir gar schlecht, ich kann es nicht mehr ernähren; darum säh ichs wohl gern, wenn du es

Digitized by Google

schlachtetest!" „J, das will ich wohl tun!" sagte der Wolf und ging gleich mit ihr. Unterwegs hinkte aber die Stute gar sehr, so daß es dem Wolf nicht schnell genug ging und er sie fragte: „Wie kommts, daß du hinkest?" „Ach," sagte sie, „ich muß mir etwas in den Fuß getreten haben, möchtest du nicht einmal nachsehen, was es wohl sei, und es herausziehen?" „Eine Liebe ist der andern wert," sprach der Wolf, sie hob den Huf empor, und er bückte sich, den Schaden recht genau zu besehen. Aber da schlug sie ihm plötzlich an den Kopf, daß ihm Hören und Sehen verging und er für tot hinstürzte. Darauf eilte sie schnell mit ihrem Fohlen davon, und als der Wolf aus seiner Betäubung erwachte, waren beide längst über alle Berge. Da ging er denn traurig weiter und kam nach einiger Zeit an den Rand eines Waldes, wo er zwei Ziegenböcke erblickte, die sich gewaltig mit den Hörnern stießen. Er trat heran und fragte nach der Ursache ihres Streites, und da erzählten sie ihm, sie seien von ihren Herren hier angebunden, um zu grasen, und nun wisse keiner von beiden, wo die Grenze sei, und jeder glaube, einer schädige den andern. Da sprach der Wolf: „Das kann ich leicht schlichten; ich werde mich hierherstellen, und ihr geht beide bis zu dem Ende der Grasung, dann lauft ihr um die Wette auf mich zu, und wer der erste bei mir ist, der kriegt das größere Stück der Weide!" Denn so dachte er erst den einen und dann den andern zu fangen und zu fressen. ~ Die Ziegenböcke taten auch, wie er ihnen gesagt hatte, aber als er nun so in der Mitte stand, liefen beide mit solcher Hast und Eile auf ihn zu, daß sie zu gleicher Zeit bei ihm eintrafen und ihm mit solcher Gewalt in die Seiten stießen, daß er halbtot niederstürzte; darauf liefen beide eilig davon, und es dauerte lange, ehe er wieder zu sich kam. Aber er gab doch seinen Vorsatz noch nicht auf, und da er immer noch kränker wurde, sprach er zu sich: „Ich muß heute noch etwas Junges haben, dann wird mir wohl besser werden." Darauf ging er wieder weiter und kam in ein schönes grünes Tal, wo ein rasches Bächlein eine Mühle trieb; unweit davon ging eine Sau mit neun Ferkeln. Als die den Wolf erblickte, sah sie wohl, daß sie nicht würde entfliehen können, lief ihm daher entgegen und sagte: „Lieber Wolf, ich habe so viele Ferkel, daß ich sie nicht ernähren kann, du tätest mir einen großen Gefallen, wenn du eins verzehrtest, aber zuvor mußt du es taufen, damit es in den Himmel kommt, darum setz dich auf den Steg, der über den Bach führt, dann will ich es dir hineinbringen, daß du die Taufe verrichtest." Das war denn auch der Wolf gern zufrieden und ging mit ihr hinab zum Bach; nun war freilich der Steg, der oberhalb der Mühle war, gar schmal, und es kostete ihm große Mühe, einen festen Sitz zu fassen, allein er dachte: „Wer nicht wagt, der nicht gewinnt!" Und so gelangs ihm endlich. Als die Sau sah, daß alles in Ordnung war, nahm sie das Ferkel ins Maul, um es hinabzubringen, allein plötzlich änderte sie ihren Lauf, stürzte auf den Steg und gerade gegen den Wolf mit einer solchen Gewalt los, daß er kopfüber in den Bach fiel und sich in dem reißenden Wasser nicht helfen konnte, sondern zwischen das Mühlrad kam und jämmerlich zerschunden und zerquetscht auf der andern Seite wieder hervortauchte. Nur mit Mühe

Digitized by Google

arbeitete er sich noch heraus, kroch ganz traurig ans Land und schlich matt auf einen Birnbaum zu, der einsam im Felde stand. Unter dem saß aber gerade ein Bauer, der hatte sich Holz gehauen, um Eggenpflöcke zu schneiden, und wie er den Wolf erblickte, kroch er eilig auf den Baum und verbarg sich in den Zweigen. Der Wolf aber setzte sich unten nieder und sann nun über all das Unglück, das ihn heute betroffen hatte, nach. Da sprach er zu sich selber: „Wer hat dich nun wohl zum Doktor gemacht, daß du die Stute heilen wolltest? Oder wer hat dich zum Landmesser gemacht, oder wer hat dich gar zum Priester gemacht, um Ferkel zu taufen? Es wäre dir doch wahrlich das allerbeste, daß unser Herrgott ein Beil vom Himmel auf dich herunterwürfe, dann wäre all deinem Leiden ein Ende gemacht!“ Und kaum hatte er das ausgesprochen, so warf der Bauer sein Beil aus dem Baum herunter und traf ihn gerade in die Weichen, daß er sogleich zusammenstürzte; da rief er noch: Nun, nun, so ernstlich wars ja gar nicht gemeint!“ Aber jetzt wars zu spät, und er hat weder mehr gedoktert noch Landmessung gehalten noch Priester gespielt, sondern ist da unter dem Birnbaum gestorben, und der Bauer hat sich einen Pelz aus seinem Balg gemacht.

Des Teufels goldene Haare / Es war einmal eine arme

Frau, die gebar ein Söhnlein, und weil es eine Glückshaut um hatte, als es zur Welt kam, so ward ihm geweissagt, es werde im vierzehnten Jahr die Tochter des Königs zur Frau haben. Es trug sich zu, daß der König bald darauf ins Dorf kam, und niemand wußte, daß es der König war, und als er die Leute fragte, was es Neues gäbe, so antworteten sie: „Es ist in diesen Tagen ein Kind mit einer Glückshaut geboren; was so einer unternimmt, das schlägt ihm zum Glück aus. Es ist ihm auch vorausgesagt, in seinem vierzehnten Jahre solle er die Tochter des Königs zur Frau haben.“ Der König, der ein böses Herz hatte und über die Weissagung sich ärgerte, ging zu den Eltern, tat ganz freundlich und sagte: „Ihr armen Leute, überlaßt mir euer Kind, ich will es versorgen.“ Anfangs weigerten sie sich, da aber der fremde Mann schweres Geld dafür bot und sie dachten: „Es ist ein Glückskind, es muß doch zu seinem Besten ausschlagen,“ so willigten sie endlich ein und gaben ihm das Kind. Der König legte es in eine Schachtel und ritt damit weiter, bis er zu einem tiefen Wasser kam: da warf er die Schachtel hinein und dachte: „Von dem unerwarteten Freier habe ich meiner Tochter geholfen.“ Die Schachtel aber ging nicht unter, sondern schwamm wie ein Schiffchen, und es drang auch kein Tröpfchen Wasser hinein. So schwamm sie bis zwei Meilen von des Königs Hauptstadt, wo eine Mühle war, an dessen Wehr sie hängenblieb. Ein Mahlbursche, der glücklicherweise da stand und sie bemerkte, zog sie mit einem Haken heran und meinte große Schätze zu finden, als er sie aber aufmachte, lag ein schöner Knabe darin, der ganz frisch und munter war. Er brachte ihn zu den Müllersleuten, und weil diese keine Kinder hatten, freuten sie sich und sprachen: „Gott hat es uns beschert.“ Sie pflegten den Findling wohl, und

Digitized by Google

er wuchs in allen Tugenden heran. Es trug sich zu, daß der König einmal bei einem Gewitter in die Mühle trat und die Müllersleute fragte, ob der große Junge ihr Sohn wäre. „Nein," antworteten sie, „es ist ein Findling, er ist vor vierzehn Jahren in einer Schachtel ans Wehr geschwommen, und der Mahlbursche hat ihn aus dem Wasser gezogen." Da merkte der König, daß es niemand anders als das Glückskind war, das er ins Wasser geworfen hatte, und sprach: „Ihr guten Leute, könnte der Junge nicht einen Brief an die Frau Königin bringen, ich will ihm zwei Goldstücke zum Lohn geben?" „Wie der Herr König gebietet," antworteten die Leute und hießen den Jungen, sich bereithalten. Da schrieb der König einen Brief an die Königin, worin stand: „Sobald der Knabe mit diesem Schreiben angelangt ist, soll er getötet und begraben werden, und das alles soll geschehen, ehe ich zurückkomme." Der Knabe machte sich mit diesem Briefe auf den Weg, verirrte sich aber und kam abends in einen großen Wald. In der Dunkelheit sah er ein kleines Licht, ging darauf zu und gelangte zu einem Häuschen. Als er hineintrat, saß eine alte Frau beim Feuer ganz allein. Sie erschrak, als sie den Knaben erblickte, und sprach: „Wo kommst du her, und wo willst du hin?" „Ich komme von der Mühle," antwortete er, „und will zur Frau Königin, der ich einen Brief bringen soll; weil ich mich aber in dem Walde verirrt habe, so wollte ich gerne hier übernachten." „Du armer Junge," sprach die Frau, „du bist in ein Räuberhaus geraten, und wenn sie heimkommen, so bringen sie dich um." „Mag kommen, wer will," sagte der Junge, „ich fürchte mich nicht; ich bin aber so müde, daß ich nicht weiter kann," streckte sich auf eine Bank und schlief ein. Bald hernach kamen die Räuber und fragten zornig, was da für ein fremder Knabe läge. „Ach," sagte die Alte, „es ist ein unschuldiges Kind, es hat sich im Walde verirrt, und ich habe ihn aus Barmherzigkeit aufgenommen; er soll einen Brief an die Frau Königin bringen." Die Räuber erbrachen den Brief und lasen ihn, und es stand darin, daß der Knabe sogleich, wie er ankäme, sollte ums Leben gebracht werden. Da empfanden die hartherzigen Räuber Mitleid, und der Anführer zerriß den Brief und schrieb einen andern, und es stand darin, sowie der Knabe ankäme, solle er sogleich mit der Königstochter vermählt werden. Sie ließen ihn dann ruhig bis zum andern Morgen auf der Bank liegen, und als er aufgewacht war, gaben sie ihm den Brief und zeigten ihm den rechten Weg. Die Königin aber, als sie den Brief empfangen und gelesen hatte, tat, wie darin stand, hieß ein prächtiges Hochzeitsfest anstellen, und die Königstochter ward mit dem Glückskind vermählt; und da der Jüngling schön und freundlich war, so lebte sie vergnügt und zufrieden mit ihm. Nach einiger Zeit kam der König wieder in sein Schloß und sah, daß die Weissagung erfüllt und das Glückskind mit seiner Tochter vermählt war. „Wie ist das zugegangen?" sprach er, „ich habe in meinem Brief einen ganz andern Befehl erteilt." Da reichte ihm die Königin den Brief und sagte, er möchte selbst sehen, was darin stände. Der König las den Brief und merkte wohl, daß er mit einem andern war vertauscht worden. Er fragte den Jüngling, wie es mit dem anver-

Digitized by Google

trauten Briefe zugegangen wäre, warum er einen andern dafür gebracht hätte. „Ich weiß von nichts," antwortete er, „er muß mir in der Nacht vertauscht sein, als ich im Walde geschlafen habe." Voll Zorn sprach der König: „So leicht soll es dir nicht werden, wer meine Tochter haben will, der muß mir aus der Hölle drei goldene Haare von dem Haupte des Teufels holen; bringst du mir, was ich verlange, so sollst du meine Tochter behalten." Damit hoffte der König, ihn auf immer loszuwerden. Das Glückskind aber antwortete: „Die goldenen Haare will ich wohl holen, ich fürchte mich vor dem Teufel nicht." Darauf nahm er Abschied und begann seine Wanderschaft. Der Weg führte ihn zu einer großen Stadt, wo ihn der Wächter an dem Tor ausfragte, was für ein Gewerbe er verstände und was er wüßte. „Ich weiß alles," antwortete das Glückskind. „So kannst du uns einen Gefallen tun," sagte der Wächter, „wenn du uns sagst, warum unser Marktbrunnen, aus dem sonst Wein quoll, trocken geworden ist und nicht einmal mehr Wasser gibt." „Das sollt ihr erfahren," antwortete er, „wartet nur, bis ich wiederkomme." Da ging er weiter und kam vor eine andere Stadt, da fragte der Torwächter wiederum, was für ein Gewerb er verstünde und was er wüßte. „Ich weiß alles," antwortete er. „So kannst du uns einen Gefallen tun und uns sagen, warum ein Baum in unserer Stadt, der sonst goldene Äpfel trug, jetzt nicht einmal Blätter hervortreibt." „Das sollt ihr erfahren," antwortete er, „wartet nur, bis ich wiederkomme." Da ging er weiter und kam an ein großes Wasser, über das er hinüber mußte. Der Fährmann fragte ihn, was er für ein Gewerb verstände und was er wüßte. „Ich weiß alles," antwortete er. „So kannst du mir einen Gefallen tun," sprach der Fährmann, „und mir sagen, warum ich immer hin und her fahren muß und niemals abgelöst werde?" „Das sollst du erfahren," antwortete er, „warte nur, bis ich wiederkomme." — Als er über das Wasser hinüber war, so fand er den Eingang zur Hölle. Es war schwarz und rußig darin, und der Teufel war nicht zu Haus, aber seine Großmutter saß da in einem breiten Sorgenstuhl. „Was willst du?" sprach sie zu ihm, sah aber gar nicht so böse aus. „Ich wollte gerne drei goldene Haare von des Teufels Kopf," antwortete er, „sonst kann ich meine Frau nicht behalten." „Das ist viel verlangt," sagte sie, „wenn der Teufel heimkommt und findet dich, so geht dirs an den Kragen; aber du dauerst mich, ich will sehen, ob ich dir helfen kann." Sie verwandelte ihn in eine Ameise und sprach: „Kriech in meine Rockfalten, da bist du sicher." „Ja," antwortete er, „das ist schon gut, aber drei Dinge möchte ich gerne noch wissen, warum ein Brunnen, aus dem sonst Wein quoll, trocken geworden ist, jetzt nicht einmal mehr Wasser gibt; warum ein Baum, der sonst goldene Äpfel trug, nicht einmal mehr Laub treibt, und warum ein Fährmann immer herüber und hinüber fahren muß und nicht abgelöst wird." „Das sind schwere Fragen," antwortete sie, „aber halte dich nur still und ruhig und hab acht, was der Teufel spricht, wann ich ihm die drei goldenen Haare ausziehe." ~ Als der Abend einbrach, kam der Teufel nach Haus. Kaum war er eingetreten, so merkte er, daß die Luft nicht rein war. „Ich rieche Menschenfleisch," sagte er, „es ist hier nicht richtig." Dann

Digitized by Google

gudte er in alle Ecken und suchte, konnte aber nichts finden. Die Großmutter schalt ihn aus: „Eben ist erst gekehrt", sprach sie, „und alles in Ordnung gebracht, nun wirfst du mirs wieder untereinander; immer hast du Menschenfleisch in der Nase! Setze dich nieder und iß dein Abendbrot." Als er gegessen und getrunken hatte, war er müde, legte der Großmutter seinen Kopf in den Schoß und sagte, sie sollte ihn ein wenig lausen. Es dauerte nicht lange, so schlummerte er ein, blies und schnarchte. Da faßte die Alte ein goldenes Haar, riß es aus und legte es neben sich. „Autsch!" schrie der Teufel, „was hast du vor?" „Ich habe einen schweren Traum gehabt," antwortete die Großmutter, da hab ich dir in die Haare gefaßt." „Was hat dir denn geträumt?" fragte der Teufel. „Mir hat geträumt, ein Marktbrunnen, aus dem sonst Wein quoll, sei versiegt, und es habe nicht einmal Wasser daraus quellen wollen; was ist wohl schuld daran?" „He, wenn sies wüßten!" antwortete der Teufel, „es sitzt eine Kröte unter einem Stein im Brunnen, wenn sie die töten, so wird der Wein schon wieder fließen." Die Großmutter lauste ihn wieder, bis er einschlief und schnarchte, daß die Fenster zitterten. Da riß sie ihm das zweite Haar aus. „Hu, was machst du?" schrie der Teufel zornig. „Nimms nicht übel," antwortete sie, „ich habe es im Traum getan." „Was hat dir wieder geträumt?" fragte er. „Mir hat geträumt, in einem Königreiche stünd ein Obstbaum, der hätte sonst goldene Äpfel getragen und wollte jetzt nicht einmal Laub treiben. Was war wohl die Ursache davon?" „He, wenn sies wüßten!" antwortete der Teufel, „an der Wurzel nagt eine Maus, wenn sie die töten, so wird er schon wieder goldene Äpfel tragen, nagt sie aber noch länger, so verdorrt der Baum gänzlich. Aber laß mich mit deinen Träumen in Ruhe, wenn du mich noch einmal im Schlafe störst, so kriegst du eine Ohrfeige." Die Großmutter sprach ihm zugut und lauste ihn wieder, bis er eingeschlafen war und schnarchte. Da faßte sie das dritte goldene Haar und riß es ihm aus. Der Teufel fuhr in die Höhe, schrie und wollte übel mit ihr wirtschaften, aber sie besänftigte ihn nochmals und sprach: „Wer kann für böse Träume!" „Was hat dir denn geträumt?" fragte er, und war doch neugierig. „Mir hat von einem Fährmann geträumt, der sich beklagte, daß er immer hin und her fahren müßte und nicht abgelöst würde. Was ist wohl schuld?" „He, der Dummbart!" antwortete der Teufel, „wenn einer kommt und will überfahren, so muß er ihm die Stange in die Hand geben, dann muß der andere überfahren, und er ist frei." Da die Großmutter ihm die drei goldenen Haare ausgerissen hatte und die drei Fragen beantwortet waren, so ließ sie den alten Drachen in Ruhe, und er schlief, bis der Tag anbrach. Als der Teufel wieder fortgezogen war, holte die Alte die Ameise aus der Rocksalte und gab dem Glückskind die menschliche Gestalt zurück. „Da hast du die drei goldenen Haare," sprach sie; „was der Teufel zu deinen drei Fragen gesagt hat, wirst du wohl gehört haben." „Ja, antwortete er, „ich habe es gehört und wills wohl behalten." „So ist dir geholfen," sagte sie, „und nun kannst du deiner Wege ziehen." Er bedankte sich bei der Alten für die Hilfe in der Not, verließ die Hölle und war vergnügt, daß ihm alles so wohl geglückt war.

Digitized by Google

Als er zu dem Fährmann kam, sollte er ihm die versprochene Antwort geben. „Fahr mich erst hinüber," sprach das Glückskind, „so will ich dir sagen, wie du erlöst wirst," und als er auf dem jenseitigen Ufer angelangt war, gab er ihm des Teufels Rat, „wenn wieder einer kommt und will übergefahren sein, so gib ihm nur die Stange in die Hand." Er ging weiter und kam zu der Stadt, worin der unfruchtbare Baum stand und wo der Wächter auch Antwort haben wollte. Da sagte er ihm, wie er vom Teufel gehört hatte: „Tötet die Maus, die an seiner Wurzel nagt, so wird er wieder goldene Äpfel tragen." Da dankte ihm der Wächter und gab ihm zur Belohnung zwei mit Gold beladene Esel, die mußten ihm nachfolgen. Zuletzt kam er zu der Stadt, deren Brunnen versiegt war. Da sprach er zu dem Wächter, wie der Teufel gesprochen hatte: „Es sitzt eine Kröte im Brunnen unter einem Stein, die müßt Ihr aufsuchen und töten, so wird er wieder reichlich Wein geben." Der Wächter dankte und gab ihm ebenfalls zwei mit Gold beladene Esel. ~ Endlich langte das Glückskind daheim bei seiner Frau an, die sich herzlich freute, als sie ihn wiedersah und hörte, wie wohl ihm alles gelungen war. Dem König brachte er, was er verlangt hatte, die drei goldenen Haare des Teufels, und als dieser die vier Esel mit dem Golde sah, ward er ganz vergnügt und sprach: „Nun sind alle Bedingungen erfüllt, und du kannst meine Tochter behalten. Aber, lieber Schwiegersohn, sage mir doch, woher ist das viele Gold? Das sind ja gewaltige Schätze!" „Ich bin über einen Fluß gefahren," antwortete er, „und da habe ich es mitgenommen, es liegt dort statt des Sandes am Ufer." „Kann ich mir auch davon holen?" sprach der König und war ganz begierig. „So viel Ihr nur wollt," antwortete er, „es ist ein Fährmann auf dem Fluß, von dem laßt Euch überfahren, so könnt Ihr drüben Eure Säcke füllen." Der habsüchtige König machte sich in aller Eile auf den Weg, und als er zu dem Fluß kam, so winkte er dem Fährmann, der sollte ihn übersetzen. Der Fährmann kam und hieß ihn einsteigen, und als sie an das jenseitige Ufer kamen, gab er ihm die Ruderstange in die Hand und sprang davon. Der König aber mußte von nun an fahren zur Strafe für seine Sünden. „Fährt er wohl noch? „Was denn? Es wird ihm niemand die Stange abgenommen haben."

Dornröschen / Vorzeiten war ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: „Ach, wenn wir doch ein Kind hätten!" Und kriegten immer keins. Da trug sich zu, als die Königin einmal im Bade saß, daß ein Frosch aus dem Wasser ans Land kroch und zu ihr sprach: „Dein Wunsch wird erfüllt werden; ehe ein Jahr vergeht, wirst du eine Tochter zur Welt bringen." Was der Frosch gesagt hatte, das geschah, und die Königin gebar ein Mädchen, das war so schön, daß der König vor Freude sich nicht zu lassen wußte und ein großes Fest anstellte. Er lud nicht bloß seine Verwandten, Freunde und Bekannten, sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kinde hold und gewogen wären. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reiche; weil er aber nur

Digitized by Google

zwölf goldene Teller hatte, von welchen sie essen sollten, so mußte eine von ihnen daheim bleiben. Das Fest ward mit aller Pracht gefeiert, und als es zu Ende war, beschenkten die weisen Frauen das Kind mit ihren Wundergaben: die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichtum, und so mit allem, was auf der Welt zu wünschen ist. Als elf ihre Sprüche eben getan hatten, trat plötzlich die dreizehnte herein. Sie wollte sich dafür rächen, daß sie nicht eingeladen war, und ohne jemand zu grüßen oder nur anzusehen, rief sie mit lauter Stimme: „Die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahr an einer Spindel stechen und tot hinfallen.“ Und ohne ein Wort weiter zu sprechen, kehrte sie sich um und verließ den Saal. Alle waren erschrocken; da trat die zwölfte hervor, die ihren Wunsch noch übrighatte, und weil sie den bösen Spruch nicht aufheben, sondern nur ihn mildern konnte, so sagte sie: „Es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in welchen die Königstochter fällt.“ Der König, der sein liebes Kind vor dem Unglück gern bewahren wollte, ließ den Befehl ausgehen, daß alle Spindeln im ganzen Königreiche sollten verbrannt werden. An dem Mädchen aber wurden die Gaben der weisen Frauen sämtlich erfüllt, denn es war so schön, sittsam, freundlich und verständig, daß es jedermann, der es ansah, liebhaben mußte. Es geschah, daß an dem Tage, wo es gerade fünfzehn Jahre alt ward, der König und die Königin nicht zu Hause waren und das Mädchen ganz allein im Schloß zurückblieb. Da ging es allerorten herum, besah Stuben und Kammern, wie es Lust hatte, und kam endlich auch an einen alten Turm. Es stieg die enge Wendeltreppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Tür. In dem Schlosse steckte ein verrosteter Schlüssel, und als es ihn umdrehte, sprang die Tür auf, und saß da in einem kleinen Stübchen eine alte Frau mit einer Spindel und spann emsig ihren Flachs. „Guten Tag, du altes Mütterchen,“ sprach die Königstochter, „was machst du da?“ „Ich spinne,“ sagte die Alte und nickte mit dem Kopfe. „Was ist das für ein Ding, das so lustig herumspringt?“ sprach das Mädchen, nahm die Spindel und wollte auch spinnen. Kaum hatte sie aber die Spindel angerührt, so ging der Zauberspruch in Erfüllung, und sie stach sich damit in den Finger. In dem Augenblick aber, wo sie den Stich empfand, fiel sie auf das Bett nieder, das da stand, und lag in einem tiefen Schlaf. Und dieser Schlaf verbreitete sich über das ganze Schloß: der König und die Königin, die eben heimgekommen und in den Saal getreten waren, fingen an einzuschlafen, und der ganze Hofstaat mit ihnen. Da schliefen auch die Pferde im Stalle, die Hunde im Hofe, die Tauben auf dem Dache, die Fliegen an der Wand, ja, das Feuer, das auf dem Herde flackerte, ward still und schlief ein, und der Braten hörte auf zu brutzeln, und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas versehen hatte, in den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und schlief. Und der Wind legte sich, und auf den Bäumen vor dem Schlosse regte sich kein Blättchen mehr. Rings um das Schloß aber begann eine Dornenhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward und endlich das ganze Schloß umzog und darüber hinauswuchs, daß gar nichts mehr davon zu sehen war, selbst nicht die Fahne auf dem Dache. Es ging

Digitized by Google

aber die Sage in dem Lande von dem schönen schlafenden Dornröschen, denn so ward die Königstochter genannt, also daß von Zeit zu Zeit Königssöhne kamen und durch die Hecke in das Schloß dringen wollten. Es war ihnen aber nicht möglich, denn die Dornen, als hätten sie Hände, hielten fest zusammen, und die Jünglinge blieben darin hängen, konnten sich nicht wieder losmachen und starben eines jämmerlichen Todes. Nach langen, langen Jahren kam wieder einmal ein Königssohn in das Land und hörte, wie ein alter Mann von der Dornhecke erzählte, es solle ein Schloß dahinter stehen, in welchem eine wunderschöne Königstochter, Dornröschen genannt, schon seit hundert Jahren schliefe, und mit ihr schliefe der König und die Königin und der ganze Hofstaat. Er wußte auch von seinem Großvater, daß schon viele Königssöhne gekommen wären und versucht hätten, durch die Dornenhecke zu dringen, aber sie wären darin hängengeblieben und eines traurigen Todes gestorben. Da sprach der Jüngling: „Ich fürchte mich nicht, ich will hinaus und das schöne Dornröschen sehen." Der gute Alte mochte ihm abraten, wie er wollte, er hörte nicht auf seine Worte. Nun waren aber gerade die hundert Jahre verflossen, und der Tag war gekommen, wo Dornröschen wieder erwachen sollte. Als der Königssohn sich der Dornenhecke näherte, waren es lauter schöne große Blumen, die taten sich von selbst auseinander und ließen ihn unbeschädigt hindurch, und hinter ihm taten sie sich wieder als eine Hecke zusammen. Im Schloßhof sah er die Pferde und die scheckigen Jagdhunde liegen und schlafen, auf dem Dache saßen die Tauben und hatten das Köpfchen unter den Flügel gesteckt. Und als er ins Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wolle er den Jungen anpacken, und die Magd saß vor dem schwarzen Huhn, das sollte gerupft werden. Da ging er weiter und sah im Saal den ganzen Hofstaat liegen und schlafen, und oben bei dem Throne lag der König und die Königin. Da ging er noch weiter, und alles war so still, daß einer seinen Atem hören konnte, und endlich kam er zu dem Turm und öffnete die Tür zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen schlief. Da lag es und war so schön, daß er die Augen nicht abwenden konnte, und er bückte sich und gab ihm einen Kuß. Wie er es mit dem Kuß berührt hatte, schlug Dornröschen die Augen auf, erwachte und blickte ihn ganz freundlich an. Da gingen sie zusammen hinab, und der König erwachte und die Königin und der ganze Hofstaat und sahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hof standen auf und rüttelten sich; die Jagdhunde sprangen und wedelten; die Tauben auf dem Dache zogen das Köpfchen unterm Flügel hervor, sahen umher und flogen ins Feld; die Fliegen an den Wänden krochen weiter; das Feuer in der Küche erhob sich, flackerte und kochte das Essen; der Braten fing wieder an zu brutzeln; und der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, daß er schrie; und die Magd rupfte das Huhn fertig. Und da wurde die Hochzeit des Königssohns mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

Digitized by Google

Schneewittchen / Es war einmal mitten im Winter, und die Schneeflocken fielen wie Federn vom Himmel herab, da saß eine Königin an einem Fenster, das einen Rahmen von schwarzem Ebenholz hatte, und nähte. Und wie sie so nähte und nach dem Schnee aufblickte, stach sie sich mit der Nadel in den Finger, und es fielen drei Tropfen Blut in den Schnee. Und weil das Rote im weißen Schnee so schön aussah, dachte sie bei sich: „Hätt ich ein Kind so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarz wie das Holz an dem Rahmen." Bald darauf bekam sie ein Töchterlein, das war so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarzhaarig wie Ebenholz, und ward darum das Schneewittchen genannt. Und wie das Kind geboren war, starb die Königin. ~ Über ein Jahr nahm sich der König eine andere Gemahlin. Es war eine schöne Frau, aber sie war stolz und übermütig und konnte nicht leiden, daß sie an Schönheit von jemand sollte übertroffen werden. Sie hatte einen wunderbaren Spiegel; wenn sie vor den trat und sich darin beschaute, sprach sie: „Spieglein, Spieglein an der Wand / wer ist die Schönste im ganzen Land?", so antwortete der Spiegel: „Frau Königin, Ihr seid die Schönste im Land." Da war sie zufrieden, denn sie wußte, daß der Spiegel die Wahrheit sagte. Schneewittchen aber wuchs heran und wurde immer schöner, und als es sieben Jahre alt war, war es so schön wie der klare Tag und schöner als die Königin selbst. Als diese einmal ihren Spiegel fragte: „Spieglein, Spieglein an der Wand / wer ist die Schönste im ganzen Land?", so antwortete er: „Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier / aber Schneewittchen ist tausendmal schöner als Ihr." Da erschrak die Königin und ward gelb und grün vor Neid. Von Stund an, wenn sie Schneewittchen erblickte, kehrte sich ihr das Herz im Leibe herum, so haßte sie das Mädchen. Und der Neid und Hochmut wuchsen wie ein Unkraut in ihrem Herzen immer höher, daß sie Tag und Nacht keine Ruhe mehr hatte. Da rief sie einen Jäger und sprach: „Bring das Kind hinaus in den Wald, ich will's nicht mehr vor meinen Augen sehen. Du sollst es töten und mir Lunge und Leber zum Wahrzeichen mitbringen." Der Jäger gehorchte und führte es hinaus, und als er den Hirschfänger gezogen hatte und Schneewittchens unschuldiges Herz durchbohren wollte, fing es an zu weinen und sprach: „Ach, lieber Jäger, laß mir mein Leben; ich will in den wilden Wald laufen und nimmermehr wieder heimkommen." Und weil es so schön war, hatte der Jäger Mitleiden und sprach: „So lauf hin, du armes Kind." „Die wilden Tiere werden dich bald gefressen haben," dachte er, und doch wars ihm, als wäre ein Stein von seinem Herzen gewälzt, weil er es nicht zu töten brauchte. Und als gerade ein junger Frischling dahergesprungen kam, stach er ihn ab, nahm Lunge und Leber heraus und brachte sie als Wahrzeichen der Königin mit. Der Koch mußte sie in Salz kochen, und das bosbafte Weib aß sie auf und meinte, sie hätte Schneewittchens Lunge und Leber gegessen. Nun war das arme Kind in dem großen Walde mutterseelen allein und ward ihm so angst, daß es alle Blätter an den Bäumen ansah und nicht wußte, wie es sich

Digitized by Google

helfen sollte. Da fing es an zu laufen und lief über die spitzen Steine und durch die Dornen, und die wilden Tiere sprangen an ihm vorbei, aber sie taten ihm nichts. Es lief, solange nur die Füße noch fortkommen, bis es bald Abend werden wollte; da sah sie ein kleines Häuschen und ging hinein, sich zu ruhen. In dem Häuschen war alles klein, aber so zierlich und reinlich, daß es nicht zu sagen ist. Da stand ein weißgedecktes Tischlein mit sieben kleinen Tellern, jedes Tellerlein mit seinem Löffelein; ferner sieben Messerlein und Gäblein und sieben Becherlein. An der Wand waren sieben Bettlein nebeneinander aufgestellt und schneeweiße Laken darübergedeckt. Schneewittchen, weil es so hungrig und durstig war, aß von jedem Tellerlein ein wenig Gemüs und Brot und trank aus jedem Becherlein einen Tropfen Wein; denn es wollte nicht einem allein alles wegnehmen. Hernach, weil es so müde war, legte es sich in ein Bettchen, aber keins paßte; das eine war zu lang, das andere zu kurz, bis endlich das siebente recht war; und darin blieb es liegen, befahl sich Gott und schlief ein. Als es ganz dunkel geworden war, kamen die Herren von dem Häuslein, das waren die sieben Zwerge, die in den Bergen nach Erz hackten und gruben. Sie zündeten ihre sieben Lichtlein an, und wie es nun hell im Häuslein ward, sahen sie, daß jemand darin gewesen war, denn es stand nicht alles so in der Ordnung, wie sie es verlassen hatten. Der erste sprach: „Wer hat auf meinem Stühlchen gesessen?“ Der zweite: „Wer hat von meinem Tellerchen gegessen?“ Der dritte: „Wer hat von meinem Brötchen genommen?“ Der vierte: „Wer hat von meinem Gemüschen gegessen?“ Der fünfte: „Wer hat mit meinem Gäbelchen gestochen?“ Der sechste: „Wer hat mit meinem Messerchen geschnitten?“ Der siebente: „Wer hat aus meinem Becherlein getrunken?“ Dann sah sich der erste um und sah, daß auf seinem Bett eine kleine Delle war; da sprach er: „Wer hat in mein Bettchen getreten?“ Die anderen kamen gelaufen und riefen: „In meinem hat auch jemand gelegen.“ Der siebente aber, als er in sein Bett sah, erblickte Schneewittchen, das lag darin und schlief. Nun rief er die anderen, die kamen herbeigelaufen und schrieen vor Verwunderung, holten ihre sieben Lichtlein und beleuchteten Schneewittchen. „Ei, du mein Gott! ei, du mein Gott!“ riefen sie, „was ist das Kind so schön!“ und hatten so große Freude, daß sie es nicht aufweckten, sondern im Bettlein fortschlafen ließen. Der siebente Zwerg aber schlief bei seinen Gesellen, bei jedem eine Stunde, da war die Nacht herum. Als es Morgen war, erwachte Schneewittchen, und wie es die sieben Zwerge sah, erschrak es. Sie waren aber freundlich und fragten: „Wie heißt du?“ „Ich heiße Schneewittchen,“ antwortete es. „Wie bist du in unser Haus gekommen?“ sprachen weiter die Zwerge. Da erzählte es ihnen, daß seine Stiefmutter es hätte wollen umbringen lassen, der Jäger hätte ihm aber das Leben geschenkt, und da wär es gelaufen den ganzen Tag, bis es endlich ihr Häuslein gefunden hätte. Die Zwerge sprachen: „Willst du unseren Haushalt versehen, kochen, betten, waschen, nähen und stricken, und willst du alles ordentlich und reinlich halten, so kannst du bei uns bleiben, und es soll dir an nichts fehlen.“ „Ja,“ sagte Schneewittchen, „von

Digitized by Google

Herzen gern," und blieb bei ihnen. Es hielt ihnen das Haus in Ordnung; morgens gingen sie in die Berge und suchten Erz und Gold, abends kamen sie wieder, und da mußte ihr Essen bereit sein. Den Tag über war das Mädchen allein; da warnten es die guten Zwerglein und sprachen: „Hüte dich vor deiner Stiefmutter, die wird bald wissen, daß du hier bist; laß ja niemand herein." Die Königin aber, nachdem sie Schneewittchens Lunge und Leber glaubte gegessen zu haben, dachte nicht anders, als sie wäre wieder die Erste und Allerschönste, trat vor ihren Spiegel und sprach: „Spieglein, Spieglein an der Wand / wer ist die Schönste im ganzen Land?" Da antwortete der Spiegel: „Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier / aber Schneewittchen über den Bergen / bei den sieben Zwergen / ist noch tausendmal schöner als Ihr." Da erschrak sie, denn sie wußte, daß der Spiegel keine Unwahrheit sprach, und merkte, daß der Jäger sie betrogen hatte und Schneewittchen noch am Leben war. Und da sann und sann sie aufs neue, wie sie es umbringen wollte; denn solange sie nicht die Schönste war im ganzen Land, ließ ihr der Neid keine Ruhe. Und als sie sich endlich etwas ausgedacht hatte, färbte sie sich das Gesicht und kleidete sich wie eine alte Krämerin, und war ganz unkenntlich. In dieser Gestalt ging sie über die sieben Berge zu den sieben Zwergen, klopfte an die Tür und rief: „Schöne Ware feil! feil!" Schneewittchen guckte zum Fenster heraus und rief: „Guten Tag, liebe Frau, was habt Ihr zu verkaufen?" „Gute Ware, schöne Ware," antwortete sie, „Schnürriemen von allen Farben," und holte einen hervor, der von bunter Seide geflochten war. „Die ehrliche Frau kann ich hereinlassen," dachte Schneewittchen, riegelte die Tür auf und kaufte sich den hübschen Schnürriemen. „Kind," sprach die Alte, „wie du aussiehst! Komm, ich will dich einmal ordentlich schnüren." Schneewittchen hatte kein Arg, stellte sich vor sie und ließ sich mit dem neuen Schnürriemen schnüren; aber die Alte schnürte geschwind und schnürte so fest, daß dem Schneewittchen der Atem verging und es für tot hinfiel. „Nun bist du die Schönste gewesen!" sprach sie und eilte hinaus. Nicht lange darauf, zur Abendzeit, kamen die sieben Zwerge nach Hause; aber wie erschraken sie, als sie ihr liebes Schneewittchen auf der Erde liegen sahen; und es regte und bewegte sich nicht, als wäre es tot. Sie hoben es in die Höhe, und weil sie sahen, daß es zu fest geschnürt war, schnitten sie den Schnürriemen entzwei; da fing es an, ein wenig zu atmen, und ward nach und nach wieder lebendig. Als die Zwerge hörten, was geschehen war, sprachen sie: „Die alte Krämerfrau war niemand als die gottlose Königin; hüte dich und laß keinen Menschen herein, wenn wir nicht bei dir sind." Das böse Weib aber, als es nach Hause gekommen war, ging vor den Spiegel und fragte: „Spieglein, Spieglein an der Wand / wer ist die Schönste im ganzen Land?" Da antwortete er wie sonst: „Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier / aber Schneewittchen über den Bergen / bei den sieben Zwergen / ist noch tausendmal schöner als Ihr." Als sie das hörte, lief ihr alles Blut zum Herzen, so erschrak sie, denn sie sah wohl, daß Schneewittchen wieder lebendig geworden war. „Nun aber," sprach sie, „will ich etwas aussinnen, das dich zugrunde

Digitized by Google

Digitized by Google

richten soll," und mit Hexenkünsten, die sie verstand, machte sie einen giftigen Kamm. Dann verkleidete sie sich und nahm die Gestalt eines anderen alten Weibes an. So ging sie hin über die sieben Berge zu den sieben Zwergen, klopfte an die Tür und rief: „Gute Ware feil! feil!" Schneewittchen schaute heraus und sprach: „Geht nur weiter, ich darf niemand hereinlassen." „Das Ansehen wird dir doch erlaubt sein," sprach die Alte, zog den giftigen Kamm heraus und hielt ihn in die Höhe. Da gefiel er dem Kinde so gut, daß es sich bethören ließ und die Tür öffnete. Als sie des Kaufs einig waren, sprach die Alte: „Nun will ich dich einmal ordentlich kämmen." Das arme Schneewittchen dachte an nichts und ließ die Alte gewähren; aber kaum hatte sie den Kamm in die Haare gesteckt, als das Gift darin wirkte und das Mädchen ohne Besinnung niederfiel. „Du Ausbund von Schönheit," sprach das boshafte Weib, „jetzt ists um dich geschehen!" und ging fort. Zum Glück aber war es bald Abend, wo die sieben Zwerglein nach Hause kamen. Als sie Schneewittchen wie tot auf der Erde liegen sahen, hatten sie gleich die Stiefmutter in Verdacht, suchten nach und fanden den giftigen Kamm, und kaum hatten sie ihn herausgezogen, so kam Schneewittchen wieder zu sich und erzählte, was vorgegangen war. Da warnten sie es noch einmal, auf seiner Hut zu sein und niemand die Tür zu öffnen. Die Königin stellte sich daheim vor den Spiegel und sprach: „Spieglein, Spieglein an der Wand / wer ist die Schönste im ganzen Land?" Da antwortete er wie vorher: „Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier / Aber Schneewittchen über den Bergen / bei den sieben Zwergen / ist doch noch tausendmal schöner als Ihr." Als sie den Spiegel so reden hörte, zitterte und bebte sie vor Zorn. „Schneewittchen soll sterben," rief sie, „und wenn es mein eigenes Leben kostet!" Darauf ging sie in eine ganz verborgene einsame Kammer, wo niemand hinkam, und machte da einen giftigen, giftigen Apfel. Äußerlich sah er schön aus, weiß mit roten Backen, daß jeder, der ihn erblickte, Lust danach bekam; aber wer ein Stückchen davon aß, der mußte sterben. Als der Apfel fertig war, färbte sie sich das Gesicht und verkleidete sich in eine Bauersfrau, und so ging sie über die sieben Berge zu den sieben Zwergen. Sie klopfte an, Schneewittchen streckte den Kopf zum Fenster heraus und sprach: „Ich darf keinen Menschen einlassen, die sieben Zwerge haben mirs verboten." „Mir auch recht," antwortete die Bäuerin, „meine Äpfel will ich schon loswerden. Da, einen will ich dir schenken." „Nein," sprach Schneewittchen, „ich darf nichts annehmen." „Fürchtest du dich vor Gift?" sprach die Alte, „siehst du, da schneide ich den Apfel in zwei Teile; den roten Backen iß du, den weißen will ich essen." Der Apfel war aber so künstlich gemacht, daß der rote Backen allein vergiftet war. Schneewittchen lusterte den schönen Apfel an, und als es sah, daß die Bäuerin davon aß, so konnte es nicht länger widerstehen, streckte die Hand hinaus und nahm die giftige Hälfte. Kaum aber hatte es einen Bissen davon im Munde, so fiel es tot zur Erde nieder. Da betrachtete es die Königin mit grausigen Blicken und lachte überlaut und sprach: „Weiß wie Schnee, rot wie Blut, schwarz wie Ebenholz! Diesmal können dich die Zwerge nicht wieder erwecken." Und als sie da-

Digitized by Google

heim den Spiegel befragte: „Spieglein, Spieglein an der Wand / wer ist die Schönste im ganzen Land?“, so antwortete er endlich: „Frau Königin, Ihr seid die Schönste im Land.“ Da hatte ihr neidisches Herz Ruhe, so gut ein neidisches Herz Ruhe haben kann. Die Zwerglein, wie sie abends nach Hause kamen, fanden Schneewittchen auf der Erde liegen, und es ging kein Atem mehr aus seinem Munde, und es war tot. Sie hoben es auf, suchten, ob sie was Giftiges fänden, schnürten es auf, kämmten ihm die Haare, wuschen es mit Wasser und Wein, aber es half alles nichts; das liebe Kind war tot und blieb tot. Sie legten es auf eine Bahre und setzten sich alle sieben daran und beweinten es, und weinten drei Tage lang. Da wollten sie es begraben, aber es sah noch so frisch aus wie ein lebender Mensch und hatte noch seine schönen roten Backen. Sie sprachen: „Das können wir nicht in die schwarze Erde versenken,“ und ließen einen durchsichtigen Sarg von Glas machen, daß man es von allen Seiten sehen konnte, legten es hinein und schrieben mit goldenen Buchstaben seinen Namen darauf und daß es eine Königstochter wäre. Dann setzten sie den Sarg hinaus auf den Berg, und einer von ihnen blieb immer dabei und bewachte ihn. Und die Tiere kamen auch und beweinten Schneewittchen, erst eine Eule, dann ein Rabe, zuletzt ein Täubchen. Nun lag Schneewittchen lange, lange Zeit in dem Sarg und verweste nicht, sondern sah aus, als wenn es schliefe, denn es war noch so weiß als Schnee, so rot als Blut und so schwarzhaarig wie Ebenholz. Es geschah aber, daß ein Königssohn in den Wald geriet und zu dem Zwergenhaus kam, da zu übernachten. Er sah auf dem Berg den Sarg und das schöne Schneewittchen darin, und las, was mit goldenen Buchstaben darauf geschrieben war. Da sprach er zu den Zwergen: „Laßt mir den Sarg, ich will euch geben, was ihr dafür haben wollt.“ Aber die Zwerge antworteten: „Wir geben ihn nicht um alles Gold in der Welt.“ Da sprach er: „So schenkt ihn mir, denn ich kann nicht leben, ohne Schneewittchen zu sehen, ich will es ehren und hochachten wie mein Liebstes.“ Wie er so sprach, empfanden die guten Zwerglein Mitleiden mit ihm und gaben ihm den Sarg. Der Königssohn ließ ihn nun von seinen Dienern auf den Schultern forttragen. Da geschah es, daß sie über einen Strauch stolperten, und von dem Schüttern fuhr der giftige Apfelgrütz, den Schneewittchen abgebissen hatte, aus dem Hals. Und nicht lange, so öffnete es die Augen, hob den Deckel vom Sarg in die Höhe, und richtete sich auf und war wieder lebendig. „Ach Gott, wo bin ich?“ rief es. Der Königssohn sagte voll Freude: „Du bist bei mir,“ und erzählte, was sich zugetragen hatte, und sprach: „Ich habe dich lieber als alles auf der Welt; komm mit mir in meines Vaters Schloß, du sollst meine Gemahlin werden.“ Da war ihm Schneewittchen gut und ging mit ihm, und ihre Hochzeit ward mit großer Pracht und Herrlichkeit angeordnet. Zu dem Fest wurde aber auch Schneewittchens gottlose Stiefmutter eingeladen. Wie sie sich nun mit schönen Kleidern angetan hatte, trat sie vor den Spiegel und sprach: „Spieglein, Spieglein, an der Wand / wer ist die Schönste im ganzen Land?“ Der Spiegel antwortete: „Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier / aber die junge Königin ist tausendmal schöner als Ihr.“

Digitized by Google

Da ſtieß das böſe Weib einen Fluch aus, und ward ihr ſo angſt, ſo angſt, daß ſie ſich nicht zu laſſen wußte. Sie wollte zuerſt gar nicht auf die Hochzeit kommen, doch ließ es ihr keine Ruhe, ſie mußte fort und die junge Königin ſehen. Und wie ſie hineintrat, erkannte ſie Schneewittchen, und vor Angſt und Schrecken ſtand ſie da und konnte ſich nicht regen. Aber es waren ſchon eiſerne Pantoffeln über Kohlenfeuer geſtellt und wurden mit Zangen hereingetragen und vor ſie hingeſtellt. Da mußte ſie in die rotglühenden Schuhe treten und ſo lange tanzen, bis ſie tot zur Erde fiel.

Die Schlangenbraut / Vor alter Zeit, da noch das Schloß auf dem Hügel droben ſtand, lebte in demſelben ein Graf mit ſeiner Hausfrau. Sie hatten Güter in Fülle und hätten das glücklichſte Paar ſein können, wenn ihnen nicht ein Kind und der häusliche Friede gefehlt hätten. Vom früheſten Morgen bis ſpät abends zankten und haderten Graf und Gräfin, und er hieß ſeine Frau nie anders als die alte Schlange. So war es viele Jahre gegangen, und der Graf war noch ſchlimmer als je, als ſeine Frau endlich wider Erwarten in Hoffnung kam. Da ward der ſchlimme Herr freundlicher und freute ſich ob des künftigen Erben. So ging es viele Wochen lang fort, und man meinte, es ſei der Friede für immer in das Schloß gekehrt, als es ſchlimmer wurde als je; denn die Gräfin wurde, als die Wochen vorüber waren, von einer Schlange entbunden. Als ſich der Graf in ſeiner ſüßen Hoffnung ſo bitter getäuſcht ſah, war er erboſter als jemals. Er tobte und wütete wie ein wildes Vieh, ſchalt ſeine Frau eine böſe Hexe, die mit dem Teufel im Bunde ſtehe, und wollte die Schlange ohne weiteres töten. Da bat die Gräfin ſo lange und ſo innig, daß er ihr Kind am Leben laſſe, damit ſie wenigſtens ſehe, was daraus werde, bis er endlich nachgab und die Schlange nicht tötete. Er blieb aber ſeitdem immer böſe und kümmerte ſich weder um Weib noch um Kind und ging ſeine Wege. Die Gräfin hatte aber die Schlange ſo lieb, als ob es der ſchönſte Knabe wäre, und ſtand Tag und Nacht an der Wiege. Der Wurm aber wuchs und wuchs, und die Gräfin hatte ihn noch lieber und pflegte ihn als ihr eigen Kind. So ging es zwanzig Jahre hindurch, und die Schlange war noch nie aus ihrer Kammer gekommen. Als ſie zwanzig Jahre alt geworden und die Gräfin eines Abends bei ihr in der Kammer ſaß, öffnete die Schlange plötzlich ihr Maul und fing zu ſprechen an. „Liebe Frau Mutter," ſprach ſie, „ich bin nun zwanzig Jahre alt und möchte heiraten; deshalb bitte ich Euch, daß Ihr Euch um eine Braut umſehet." Die Gräfin war nicht wenig erſtaunt, als ſie ihr Kind ſprechen hörte, und noch mehr über das, was es geſprochen. Sie verſprach ihm ſeinen Wunſch zu erfüllen und ſuchte für ihre Schlange eine Braut. Allein das war ein ſchweres Kuppeln, denn es mochte eine Dirne noch ſo ungemocht ſein, ſo wollte ſie von einer ſolchen Verſorgung doch nichts wiſſen. Die Schlange wiederholte tagtäglich ihre Bitte, und die Gräfin ſah ſich immer ängſtlicher um eine Braut für ihr Kind um, konnte aber keine auftreiben. Da kam ihr das Hennenmädel, das ein gar liebes, folgſames Kind war, in den

Digitized by Google

Sinn, und sie dachte, dieses werde gewiß darauf eingehen und es für ein Glück schätzen, wenn sie Frau Gräfin werden könne. Darin hatte sich aber die Frau Mutter verrechnet, denn das Hennenmädel wollte, als ihr der Antrag gestellt wurde, ganz und gar nichts davon wissen. Das Mädchen meinte, es werde, wenn es brav sei, wohl auch sonst durch die Welt kommen, und es könnte die Schlange doch nicht gerne haben. Es wolle lieber ein armes Hennenmädel bleiben und schwarzes Brot essen, als an der Seite eines so unheimlichen Tieres das reichste Leben führen. Wie die Gräfin dieses hörte, ward sie böse auf das arme Mädchen und sprach: „Wenn du dein Glück verschmähest, werde ich schon eine andere finden.“ Das hatte aber seine Zeit, und die Gräfin mußte überall, wo sie für ihr Kind warb, mit langer Nase abziehen. Als sie dies sah, wandte sie sich wieder an das liebe, fromme Hennenmädel und gab ihm viele schöne, süße Worte. „Sei doch nicht so dumm und steh nicht selbst deinem Glücke im Wege,“ redete sie ihr zu. „Wenn du mein Kind heiratest, wirst du Gräfin und bist für dein Lebtag aufgehoben. Was hast du denn, wenn du so bleibst, für Aussichten? Du mußt die Hennen füttern und bleibst die geringste Dirne, während dir, wenn du meinem Rate folgst, Ehre und Reichtum lachen?“ So lag ihr die Gräfin an und sprach ihr zu, daß es dem armen Kinde im Kopfe wie ein Mühlrad hin und her ging, und es nicht wußte, was es tun sollte. Die Gräfin drang, wie sie die Ratlosigkeit des Mädels sah, noch heftiger ein, bis das Kind endlich um die Gnädige loszuwerden und sich sammeln zu können, drei Tage Zeit verlangte, damit es sich darüber besinne. Die Gräfin war damit zufrieden und verließ das Kind. Am folgenden Tage kam sie aber schon wieder und fragte um den Entschluß und sprach dem Mädchen zu. So machte sie es auch am zweiten. Da wußte sich das Kind nicht zu helfen und dachte: Wenn mir der Himmel nicht guten Rat gibt, weiß ich nicht, was zu tun ist. Wenn ich die Schlange nicht heirate, dann habe ich keine Ruhe mehr, denn die Frau ist gar so quälerisch; und sie zu heiraten habe ich auch keine Lust. In diesen Zweifeln ging sie hinauf in den Gang des Schlosses, wo in einer Ecke ein gar schönes Muttergottesbild stand. Das fromme Mädchen hatte dazu eine besondere Andacht und hatte in verschiedenen Anliegen schon oft Erleichterung dabei gefunden. So oft es daran vorbei ging, sprach es deshalb ein Ave, und dann fühlte es sich besser und wohler. Es kniete diesmal vor der Muttergottes nieder und betete recht andächtig um Rat, was in diesem Falle zu tun sei. Als das Mädchen schon lange gebetet hatte und es meinte, es müsse die Muttergottes Ja winken oder Nein schütteln, fing das wunderbare Bild auf einmal zu sprechen an und sagte nichts als: „Ja.“ Dem Mädchen war der Stein vom Herzen nicht genommen, aber es dankte dem Himmel für seine Entscheidung, ging zur Gräfin und sagte ihr, daß es die Schlange heiraten wolle. Da war diese hocherfreut und nannte das Hennenmädchen ihre liebe Tochter und koste es; dann ging sie mit ihm zu ihrem Kinde und führte ihm die Braut vor. Weil aber die Gräfin fürchtete, es könnte das Mädchen seinen Sinn wieder ändern, wollte sie am nämlichen Tage noch das Paar getraut sehen. Sie hieß deshalb die Braut

Digitized by Google

festlich putzen und gab ihr Schmuck und Kleider. Als diese sich gewaschen, gekleidet und geschmückt hatte und wieder in das Zimmer getreten war, ließ die Gräfin den Pfarrer holen, der das Paar traute. Da war die Gräfin froher Dinge und wünschte dem Brautpaare Glück. Die Schlange zeigte sich auch munter, und die Braut liebkoste sie, daß man sich darüber wundern mußte. Indessen war es Abend geworden, und am Himmel zogen die Sterne herauf. Da nahm die Gräfin von ihren Kindern Abschied und ließ sie allein. Als die Schlange sich mit ihrer Braut allein im Zimmer sah, sprach sie: „Zieh dich aus." Die Braut wußte nicht, was sie tun sollte, faßte sich ein Herz und erwiderte: „Zieh du dich zuerst aus." Die Schlange schien über diese Antwort froh zu sein und schälte sich alsogleich eine Haut ab. Dann sprach sie wieder: „Zieh dich aus!" „Zieh du dich zuerst aus," entgegnete die Braut, und die Schlange zog wieder eine Haut aus. So geschah es siebenmal, und als die Braut zum siebenten Male gesprochen hatte: „Zieh du dich zuerst aus," da zog die Schlange die siebente und letzte Haut ab, und siehe ~ anstatt der Schlange stand ein wunderschöner Jüngling vor ihr, daß sie nie einen schöneren Ritter gesehen hatte. Er flog auf sie zu, umarmte und herzte sie und nannte sie seine liebe, liebe Braut und seine Erlöserin. Dann bestiegen sie das hohe Brautbett und schliefen gar selig, bis der Morgen graute und es im Schloßhofe laut wurde. Als der Tag angebrochen war und das schöne Paar aus der Kammer trat, stand die Gräfin schon an der Tür; denn es wunderte sie sehr, wie die Brautnacht vorübergegangen sei. Wie groß war da ihr Erstaunen, als sie anstatt der häßlichen Schlange den schönsten Mann sah! Sie konnte anfangs fast nicht ihren Augen trauen. Als der schöne Ritter aber sie Mutter nannte und ihre Hand küßte, da sah sie ein, daß er wirklich ihr umgewandelter Sohn sei, und kannte keine Grenzen der Freude. Es wurde nun die Hochzeit gefeiert, bei der es so laut und lustig zuging wie im ewigen Leben. Doch dauerte das Glück nicht immer. Wenn die alte Gräfin ihren Sohn betrachtete und sah, wie schön er war, da schien ihr, er sei für das Hennenmädel zu schade, und sie beneidete ihre Schwiegertochter um ihren Mann. Sie wurde immer verstimmter und neidischer, so daß sie ihrem Sohne zuredete, er solle seine Gemahlin verstoßen. Der junge Graf aber, der seine Frau zärtlich liebte, hatte keine Ohren für die Ratschläge seiner Mutter und blieb seiner Frau treu. Als die alte Gräfin ihm wieder anlag und ihn durchaus bewegen wollte, seine Frau zu verstoßen, sprach er: „Meiner lieben Frau verdanke ich meine Menschlichkeit, und deshalb werde ich ihr immer dankbar und treu bleiben." Seit dieser Rede sah die Gräfin ein, daß ihre Ratschläge umsonst seien und machte zu dem übeln Spiele ein gutes Gesicht; und das wollten wir ihr auch geraten haben!

Der Meisterschmied

/ Elip, das war ein Hufschmied, und er verstand seine Kunst so wohl, daß er sich ein Schild machen und über seine Tür setzen ließ, worauf geschrieben stand: „Elip, ein Meister über alle Meister." Ein solcher Hochmut

Digitized by Google

ärgerte unſern lieben Herrgott, und er ſandte Jeſum auf die Erde, damit der den Eliy beſtrafen möge. Jeſus ritt auf einem Sonnenſtrahle nieder und nahm ein Schurzfell und band ſich das vor; dann ſchwärzte er Arme und Geſicht, ſo daß er vollſtändig wie ein Schmiedegeſelle ausſah. So kam er zum Eliy und ſtellte ſich vor deſſen Tür und las das Schild und lachte. „Was lachſt du?“ fragte Eliy. „Über dein Schild,“ antwortete Jeſus, „und daß du dich rühmſt, ein Meiſter über alle Meiſter zu ſein.“ Das bin ich auch,“ ſprach Eliy, „und davon habe ich Proben gegeben.“ Da fragte Jeſus: „In wieviel Zeit kannſt du denn ein Hufeiſen fix und fertig machen?“ Eliy lachte und antwortete: „Hoho, das ſtecke ich nur dreimal ins Feuer und dann bin ich fertig damit.“ „Das taugt nichts,“ ſprach Jeſus, „einmal iſt genug,“ aber Eliy lachte und wollte es nicht glauben. Da kam juſt ein Reiter angeritten, und Eliy ſprach: „Da, Geſelle, dem Pferde fehlt ein Eiſen, ich ſehe es ihm an; du kannſt nun deine Kunſt zeigen.“ „Gut,“ ſprach Jeſus. Der Reiter ritt vor die Tür der Schmiede und ſtieg ab und bat Eliy, das Pferd am Hinterfuße zu beſchlagen, und Eliy ſprach: „Der Geſelle da wird es tun.“ Indem kam Jeſus mit einer gewaltigen Schere und ſchnitt dem Pferde das Bein ab. Darob erzürnte der Reiter und ſchrie: „Was verdirbſt du mir mein Pferd, du ſchlimmer Geſelle!“ Aber Jeſus lächelte und ſprach: „Laßt mich nur machen, ich will das Bein ſchon wieder anſetzen.“ Und mit den Worten nahm er das Bein mit ſich in die Schmiede und ſchraubte es dort im Schraubſtocke feſt, hielt das Eiſen nur einmal ins Feuer und nagelte es ganz gemächlich auf den Huf. Dann nahm er das Bein wieder auf und ſetzte es dem Pferde wieder an, und das lief noch einmal ſo ſchnell, als es gelaufen war, und der Reitersmann gab Eliyen ein großes Stück Geld. Das gefiel dem Eliy wohl, und er ſprach zu Jeſus: „Ich ſehe, du biſt ein wackerer Geſell und kenneſt die Kunſt; willſt du bei mir in Dienſt treten?“ „Warum nicht?“ ſprach Jeſus; ſie wurden des Lohnes einig, und Eliy ſandte alsbald den neuen Geſellen zur Stadt, um Eiſen zu holen. In der Zwiſchenzeit kam aber ein zweiter Reiter, und deſſen Pferde fehlte auch ein Eiſen, wofür Eliy ein neues aufnageln ſollte. Eliy lief alsbald in die Schmiede und holte die große Schere und ſchnitt dem Pferde das Bein ab. Darob erzürnte der Reiter und ſchrie „Was verderbt Ihr mir mein Pferd? Da ſeht nur, wie das Blut läuft.“ Aber Eliy lächelte und ſprach: „Laßt mich nur machen, ich wills ſchon wieder anſetzen.“ Und mit den Worten ging er in die Schmiede und hielt dreimal das Eiſen ins Feuer und nagelte es auf das feſtgeſchraubte Bein. Als er damit fertig war, kam er wieder heraus und wollte das Bein wieder anſetzen, aber das ging nicht, das Bein fiel immer herunter und wollte nicht halten, und der Reiter tobte und ſchrie und faßte Eliy beim Halſe, um ihm den Nacken zu brechen. Da kam juſt Jeſus mit dem Eiſen aus der Stadt zurück, und Eliy rief ihn um Hilfe an. Jeſus nahm das Bein und ſagte dem Reiter, er ſolle Eliyen laſſen, denn der Schaden könne wieder geheilt werden, und damit ſetzte er das Bein wieder an, und das Pferd ſprang und wieherte vor Freude, und der Reiter bezahlte ſeine

Digitized by Google

Schuld und ritt weg. „Siehst du nun, daß du kein Meister über alle Meister bist?“ fragte Jesus da den Elip, und der antwortete voll Wut und Scham: „Ja, es ist wahr!“, ging zu seinem Schilde und nahm seinen großen Hammer und schlug es in Stücke.

Die wundersame Hahnenfeder / Es

waren einmal zwei englische Offiziere, die hatten sich unter das preußische Militär aufnehmen lassen und dienten hier schon lange Zeit. Da gefiels ihnen endlich nicht mehr, und sie beschlossen, heimlich das Heer zu verlassen, und besprachen eben ihre Flucht, aber ihr Bedienter, der Bernhard hieß, horchte an der Tür und erfuhr also ihren ganzen Plan. Da besann er sich nicht lange, sondern trat zu den Offizieren ins Zimmer und sagte, er habe alles gehört, was sie vorhätten, und wenn sie ihn nicht auch mitnähmen, so würde ers dem General anzeigen, daß sie weglaufen wollten. Da sagten sie: ja, sie wollten ihn wohl mitnehmen und machten sich gleich am andern Morgen ganz in der Stille auf und davon, und marschierten Tag und Nacht durch, obwohl das Wetter kalt und naß war. Weil sie aber nicht wagten, in ein Wirtshaus einzukehren, so mußten sie unter freiem Himmel übernachten. So blieben sie auch einmal in einem Walde und ließen ein Feuer anmachen, um ihre Kleider zu trocknen, und legten sich nieder unter einen Baum und schliefen ein; der Diener aber mußte wachen und das Feuer unterhalten. Da war das Holz abgebrannt, und der Bediente ging hin, um frisches zu suchen und zu brechen; allein ehe er zurückkam, war das Feuer schon ganz erloschen, also, daß er den Platz, wo seine Herren ruhten, nicht wiederfinden konnte und nun im Walde hin und her irrte, bis er endlich ein Licht sah und darauf zuging und an ein großes Haus kam. Da freute er sich und hoffte, hier etwas zu essen zu bekommen, denn schon seit mehreren Tagen war Schmalhans bei ihm Koch gewesen, und außerdem war er durch das Wachen und das Marschieren bei dem schlechten Wetter ganz müd und matt geworden. In dem Hause aber war keine menschliche Seele zu finden; alle Zimmer waren leer. Da legte sich endlich Bernhard in dem letzten Zimmer, in das er kam, nieder, um sich zu erholen, weils hier so gut warm war, und er wollte eben einschlafen, als er einen Hahn krähen hörte. Da suchte er im ganzen Zimmer umher, aber nirgends war ein Hahn zu sehen. Nach einer Weile krähte der Hahn zum zweitenmal; aber er mochte suchen, so viel er wollte, es war kein Hahn zu finden. Wie er nun recht genau aufpaßte, wo der Ton wohl herkomme, da krähte der Hahn zum drittenmal, und da merkte er deutlich, daß der Ton aus dem Tische kam und zog sogleich die Schublade auf, und richtig: da saß ein Gockel mit goldenen Federn darin. Nun zog er geschwind sein Messer aus der Tasche und wollte den Hahn nehmen und schlachten und verzehren; denn er hatte großen Hunger; aber der Hahn redete ihn an wie ein Mensch und sagte: er solle ihn nicht umbringen, sondern sich nur eine Feder aus seinem Schwanze ziehen: mit der könne er sich alles herwünschen, was er wolle; er brauche es bloß mit der Feder zu schreiben und sogleich werde es da sein. Darauf riß er dem Hahn eine Goldfeder aus und

Digitized by Google

ſchrieb damit, daß er ſich ein gutes Eſſen wünſche. Und auf der Stelle war der Tiſch mit den beſten Speiſen und Getränken beſetzt, und nachdem er ſich geſättigt und geſtärkt hatte, ſchrieb er: er wünſche, daß das Feuer im Walde brenne und er bei ſeinen Herren wäre, und daß dieſe gut ſchlafen und ihre Kleider troden ſein möchten. Und kaum war er mit dem letzten Worte fertig, ſo war er auch ſchon wieder bei den Offizieren, die ſchliefen noch feſt, und ihre Kleider waren getrodnet, und das Feuer brannte hell und luſtig. Dann weckte er die beiden und reiſte mit ihnen weiter; ſagte aber nichts von ſeiner goldenen Feder, weils der Hahn ihm verboten hatte. Nach einigen Tagen, als der große Wald noch immer kein Ende nehmen wollte, blieb der Bediente einmal zurück und ſchrieb flink mit ſeiner Feder: er wünſche, daß er und ſeine Offiziere bald in die Gegend von England kommen möchten, wo ſie zu Haus ſeien. Da dauerte es kaum eine Viertelſtunde, da ging der Wald zu Ende und ſie befanden ſich in einer freundlichen Gegend, und der eine Offizier blieb ſtehen und ſagte zu ſeinem Kameraden: „Aber ſieh nur die Berge und dies Tal und die Stadt dort! Wüßte ich nicht, daß wir hier noch auf preußiſchem Boden ſind, ſo würde ich ſagen, dies wäre unſere Heimat.“ Der andere ſagte das nämliche. Als ſie aber im nächſten Dorf einkehrten und nach den Namen der Ortſchaften und des Landes fragten, da erfuhren ſie, daß ſie in England waren, ganz nahe bei ihrer Heimat, und konnten gar nicht begreifen, wie das nur möglich ſei. ~ Bald darauf traten die Offiziere wieder in engliſche Dienſte und wollten auch den Diener bereden, daß er bei ihrem Regiment dienen möchte; allein er ſagte, er habe das Soldatenleben ſatt und wolle ſein Glück anderswo verſuchen und nahm Abſchied von ſeinen Herren und wanderte fort in die weite Welt hinaus. Da kam er nach langer, langer Zeit auch einmal in eine große, ſchöne Stadt und hörte, daß die einzige Tochter des Königs ſchon viele Jahre lang krank ſei und niemand ihr helfen könne. Da ließ er beim König ſich melden und gab ſich für einen Doktor aus und verlangte die Prinzeſſin zu ſehen und verſprach ſie zu heilen. Allein der König traute keinem Doktor mehr und mochte ſeine Tochter, die am ganzen Leibe mit böſen Geſchwüren bedeckt war, nicht einmal mehr ſehen laſſen, und wies deshalb den fremden Doktor ab. Der aber ruhte nicht, bis der König endlich zugab, daß er die Prinzeſſin beſuchen und ihr etwas verordnen dürfe. Da ſchrieb er ihr mit ſeiner Goldfeder ein Getränk auf und wünſchte, daß es ihr danach ein klein wenig beſſer gehen möchte. Und ſo geſchah es auch, und die Freude in dem königlichen Schloſſe war groß. Dann verordnete er ein zweites Getränk und wünſchte, daß es danach allmählich immer beſſer werden möchte, und da gings denn auch von Tag zu Tag beſſer, ſo daß die Prinzeſſin es kaum erwarten konnte, bis ihr Doktor wiederkam. Als er ihr nun ein drittes Getränk gab, hatte er gewünſcht, daß ſie danach vollkommen geſund werden möchte, und da dauerte es nicht lange, da war ſie friſch und wohl wie der Fiſch im Waſſer und wußte gar nicht, wie ſie ihrem Retter genug Dank und Liebe erweiſen ſollte, denn ſie hatte ganz feſt gemeint, ſie müſſe ſterben. Auch der König war über die Maßen froh und bot dem

Digitized by Google

Doktor ſo viel Geld und Gut, als er nur verlange; aber Bernhard wollte nichts nehmen. Als der König jedoch ihm keine Ruhe ließ und zuletzt faſt mit Gewalt ein goldenes Zepter ihm aufnötigte, ſo nahm ers zwar hin, um nur fortzukommen, legte es aber draußen in ein Nebengäßchen nieder, weils ihm nur Mühe machte, es zu tragen, und wanderte weiter. Nach einiger Zeit ſagte die Prinzeſſin eines Tages ihrem Vater: „Ich bin nun wieder geſund wie der Fiſch im Waſſer und möchte nicht als alte Jungfer ſterben, ſondern heiraten.“ Ei, da war der König ſo froh, daß er ſeiner Tochter gelobte und verſprach, ſie ſollte nur ſagen, welchen Mann ſie gern haben möchte, den ſollte ſie bekommen. Da ſagte ſie: „Keinen anderen als den Doktor, der mich geheilt hat.“ Nun erſchrak der König zwar nicht wenig und hätte gern ſein Wort zurückgenommen, wagte es aber doch nicht, weil er ſeine Tochter ſehr liebhatte. Deshalb ſandte er Boten aus, die ſuchten den Doktor und brachten ihn zum König, und der verlobte ihn dann mit ſeiner Tochter, und nicht lange nachher war die Hochzeit; die beiden Leute aber waren ſo vergnügt und glücklich miteinander, daß es eine rechte Freude war, ſie nur zu ſehen. Von den unermeßlichen Schätzen, die Bernhard ſich gewünſcht hatte, um als Prinz leben zu können, baute er ſich zuerſt ein prächtiges Schloß und daneben eine große Kirche, die man nach ſeinem Namen die Bernhardskirche nannte, und ſtiftete darin ein großes Kreuzbild von lauterm Golde; in eine verborgene Röhre dieſes Bildes legte er die goldene Hahnenfeder, der er all ſein Glück verdankte; denn er glaubte reich genug zu ſein für ſein Leben lang und wollte zugleich die Wunſchfeder beſeitigen, weil er verſprochen hatte, niemandem etwas davon zu ſagen. Als ſpäter aber ſeine Gemahlin ihm keine Ruhe ließ und gar zu gern gewußt hätte, durch welche Mittel ihr Mann ſie geheilt habe, da widerſtand er endlich ihren Bitten nicht länger und ſagte ihr alles, wie es gekommen, und nannte ihr auch den Ort, wo er die Feder verborgen habe. In ihrer Herzensfreude erzählte die Tochter nun alsbald auch ihrem Vater dieſe Geſchichte und ahnte nichts Schlimmes. Der König aber, der ſeinen Schwiegerſohn nicht leiden konnte, faßte ſogleich einen böſen Anſchlag gegen ihn und ging in die Kirche und ließ die Feder aus dem Goldbilde herausholen und ſchrieb dann damit, er wünſche, daß ein Sturmwind käme und ſeinen Tochtermann bis an den äußerſten Rand des Meeres verſchlage. Da erhob ſich ſogleich ein heftiger Sturm und führte den Schwiegerſohn des Königs durch die Luft, weit weg übers Meer, und warf ihn endlich auf ein Schiff; darin waren Seeräuber, und die erſchraken recht ordentlich, als da mit einem Male ein ganz fremder Menſch in ihr Schiff geflogen kam. Doch nahmen ſie ihn mit und verkauften ihn an einen Edelmann; da wurde er Bedienter. Nicht lange hernach machte ihn der Edelmann zu ſeinem Kammerdiener, und er hatte es gut bei ihm, beſonders weil die Tochter des Edelmannes ſo verliebt in ihn war und täglich ihren Vater mit Bitten anging, daß er ihr doch den ſchönen Kammerdiener zum Manne geben möchte. Endlich erlaubte es der Edelmann und verheiratete ſeine Tochter mit dem Kammerdiener, und der mußte ſichs gefallen laſſen. Als er nun eines Tages ſich in einen leichten Kahn

Digitized by Google

setzte und am Ufer des Meeres spazierenfuhr, kam plötzlich ein starker Wind und trieb den Kahn mitten aufs hohe Meer, ohne daß er es hindern konnte, und trieb ihn immer weiter und weiter, bis er endlich nach mehreren Tagen an der entgegengesetzten Seite des Meeres landen konnte und sich ganz nahe bei der Stadt befand, wo seine Gemahlin lebte. Da wollte er eilig zu ihr gehen; aber am Stadttor wurde er von den Soldaten festgenommen, denn so hatte es der König befohlen; und als man dem König jetzt meldete, daß sein Tochtermann wieder da sei, ließ er ihn in einen tiefen Kerker werfen, wo weder Sonne noch Mond hineinscheinen konnten; seiner Tochter aber sagte er nichts davon, obwohl sie keine frohe Stunde mehr hatte, seit ihr Gemahl verschwunden war und sie gar nicht wußte, wo er sein mochte. Nachdem nun Bernhard lange Zeit in dem unterirdischen Loche geschmachtet und schon die Hoffnung aufgegeben hatte, daß er noch daraus erlöst werden würde, da schien eines Tages in sein Gefängnis etwas Helles herab, das sah aus wie ein Lichtstrahl, und rief ihm zu: „Bernhard, was machst du? Ich bin der Hahn, der dir die Feder gegeben. Warum hast du nicht reinen Mund gehalten, wie ich dir geboten habe?“ Da klagte ihm Bernhard seine Not und bat ihn dringend, daß er ihm doch noch einmal helfen möchte; und da gab der Hahn ihm endlich eine zweite Goldfeder, mit der er sich alles wünschen konnte. Nun schrieb er zuerst, er wünsche, daß die erste Goldfeder nie wieder an das Tageslicht kommen möchte; fürs zweite wünschte er sich ins Schloß, in das Zimmer des Königs, und sagte hier seinem Schwiegervater, weil er so bös und grausam an ihm gehandelt, so solle er barfuß, mit dem Felleisen auf dem Rücken als Handwerksburch bei Tag und Nacht durch die Welt reisen. Dann wünschte er sich zu seiner Gemahlin, und war im Augenblick bei ihr. Das war aber eine Freude! Als er dann die Strafe für den alten König aufgeschrieben hatte, sah man den sogleich barfuß, mit dem Ranzen auf dem Rücken, zum Schlosse herauskommen und fortwandern, und hat ihn nie zurückkommen sehen. Da wurde Bernhard König und regierte viele Jahre lang zum Segen des Volkes und war glücklich mit seiner rechten Gemahlin bis an sein Ende.

Die Flügel des Wahrsagers / Ein Goldschmied und ein Wahrsager kamen an einem Sonntage in einem Wirtshause zusammen. Sie fingen an, mit ihren Künsten zu prahlen, und da keiner dem anderen nachgeben wollte, so beschlossen sie, es etwas gelten zu lassen. Sie wetteten also dreihundert Gulden, die derjenige bekommen sollte, der in einer Woche das größere Kunststück zuwege bringen würde. Der Goldschmied ging schon am Montag an die Arbeit und saß den ganzen Tag in der Werkstätte. Wenn jemand sagte, er solle doch bald Feierabend machen, so dachte er bei sich: „Du hast leicht sagen, du weißt nicht, was es gilt.“ Der Wahrsager aber tat, als ob ihm gar nichts daran läge, kam alle Abend fleißig ins Wirtshaus und soff sich einen tüchtigen Dusel an. Da der Goldschmied sah, wie sein Wettgeselle alle fünf gerade sein ließ, zwei-

Digitized by Google

selte er gar nimmer, daß er gewinnen werde. Wie aber die Woche zu Ende ging und schon der Freitag da war, fing auch der Wahrsager an zu arbeiten, um bis zum Sonntag mit seinem Kunststücke fertig zu werden. Am Sonntag kamen die beiden Künstler ins Wirtshaus, und es sagte einer zum anderen: „Nun laß schauen, was du hast.“ Da ließ der Goldschmied ein Becken mit Wasser bringen, packte dann etliche Goldfische aus und warf sie ins Wasser. Da fingen sie an herumzuschwimmen und aufzuhüpfen wie lebendige Fische, und er meinte, so ein Stück habe der Wahrsager doch nicht zustande gebracht. Der Wahrsager lachte ihn aber aus, zog zwei Flügel aus seiner Tasche und schwang sie sich über die Achseln. Dann hob er sich vom Boden, flatterte zum Fenster hinaus und flog dreimal um das Haus herum. So oft er wieder einmal herumgeflogen war, schaute er beim Fenster herein, zum Zeichen, daß er wieder einen Flug ums Haus gemacht habe. Der Goldschmied wollte kaum seinen Augen trauen, allein endlich mußte er doch glauben, was er sah, und als der Wahrsager nach der dritten Runde zum Fenster hereinschoß, hieß es den Beutel auftun und die dreihundert Gulden bezahlen. ~ Der Wahrsager hatte einen Sohn, dem das Fliegen seines Vaters gar so gut gefiel, daß es ihm keine Ruhe ließ, bis er nicht auch die Flügel versuchte. Er schwang sich die Flügel auf die Achsel und flog auf. Wie er aber einmal in der Höhe war, da gings mit ihm fort wie der Wind, und er mochte anstellen, was er wollte, er konnte nicht wieder herabkommen. Es schwindelte ihn ganz, wenn er auf die Erde hinabschaute und ein Dorf nach dem anderen, eine Stadt nach der anderen unter ihm vorbeiließ. Er war schon lange Zeit so fortgeflogen, da gelang es ihm endlich, in einem fernen, fernen Lande auf den Boden zu kommen. Als er sich umschaute, sah er einige Schweinehirten neben sich, die ihn anschauten wie die Narren, weil sie nicht wußten, wie er da zuwege geflogen kam. Er besann sich nicht lange, was er zu den Hirten sagen sollte, denn auf der langen Reise hatte er einen Hunger bekommen, daß ihm der Magen bis auf die Zehen hinabfiel. Er bat also zu allererst um ein Stück Brot. Den Hirten kam das sonderbar vor, daß der rüstige, schöngekleidete junge Herr, der aus der Luft geflogen kam, um ein Stück Brot bat. Weil er aber gar so inständig bat und man ihm die Mattigkeit an allen Gliedern ansehen konnte, so faßten sie Mitleid mit ihm, reichten ihm nicht nur Brot zur Stillung des Hungers, sondern gaben ihm auch Arbeit, so daß er bei ihnen bleiben und unter ihnen sich sein Brot verdienen konnte. Des war der Sohn des Wahrsagers froh und blieb bei den Hirten. Nicht weit von dem Platze, wo diese ihre Schweine hüteten, wohnte der König des Landes. Der hatte eine wunderschöne Tochter, die er aber immer eingesperrt hielt, so daß niemand zu ihr kommen konnte. Er hatte sogar den Fußboden des Zimmers mit Asche bestreuen lassen, damit es schnell aufläme, wenn einer es wagte, seine Tochter zu besuchen. Auch der Sohn des Wahrsagers hörte von der schönen Königstochter und ihrem strengen Vater erzählen. „Wart nur,“ dachte er sich, „ich komm schon doch hinein, wenn auch alles verriegelt und versperrt ist.“ Er nahm seine Flügel, schwang sich auf und flog zu dem Fenster der Königstochter. Mit kräftiger Baß-

Digitized by Google

stimme rief er zu ihr hinein: „Ich bin der Engel Gabriel und bin vom Himmel gekommen, um dich aus deiner Gefangenschaft zu retten.“ Dann flog er wieder weg und kam ein zweites und drittes Mal wieder und sagte die nämlichen Worte. Einmal flog er gar durch das Fenster hinein und trat mit einem Fuß in die aufgestreute Asche, so daß sein Fußtritt in derselben sichtbar blieb. Als nun der Engel Gabriel wieder weg war und der König zu seiner Tochter in das Zimmer trat und den Fußtritt in der Asche bemerkte, da wurde er krebsrot vor Zorn und gab sogleich Befehl, daß alle seine Untertanen vor ihm erscheinen müßten. Als nun die Leute von allen Orten und Enden seines Reiches zusammenkamen, da mußten alle versuchen, ob ihr Fuß in den in die Asche gedrückten Fußtritt passe. Allein keiner wollte passen, und der König meinte schon, daß alle seine Mühe vergeblich sei. Eines Tages kamen drei Schweinehirten am königlichen Palaste vorbeigegangen, und da der König merkte, daß diese seinem Gebote noch nicht nachgekommen, rief er sie zu sich herauf. Sie mußten nun auch ihren Fuß mit dem Fußtritt in der Asche vergleichen lassen. Und richtig, als sie alle nacheinander ihren Fuß hinhielten, schrie der König auf einmal mit wütender Miene: „Richtig! Du bist es, der sich erfrecht hat, zu meiner Tochter zu kommen. Du sollst mir aber bitter dafür büßen.“ Der, den er so anfuhr, war aber kein anderer als der Schweinehirt mit den Flügeln. Der König befahl nun, man solle seine Tochter und den Schweinehirten in abgesonderte Gemächer sperren, er werde dann beide der verdienten Strafe übertantworten. Wie der Schweinehirt das hörte, erhob er seine Stimme und sprach: „O König! möchtest du mir nur eine Bitte noch gewähren, so wollte ich gern meine Strafe aushalten.“ „Was willst du noch?“ fragte barsch der König. „Ich bitte dich, daß du mir erlaubst, deiner Tochter nur einen einzigen Kuß zu geben, bevor ich auf immer von ihr scheide.“ Das wurde ihm gern gewährt. Als nun die Prinzessin herbeikam, eilte der Schweinehirt auf sie zu, schlang seine Arme um sie und gab ihr einen herzhaften Kuß. Dann ließ er sie aber nicht los, sondern fing an, seine Flügel zu schlagen, flog zum Fenster hinaus und trug die Königstochter mit sich durch die Luft. Jetzt hatte der König eine lange Nase und mochte Gift und Galle speien, alles half ihm nichts. Der Schweinehirt flog mit der schönen Jungfrau seinem Vaterlande zu, und nach einer langen, langen Luftfahrt kam er endlich darin an und kehrte mit der Prinzessin im nächsten Wirtshause ein. Hier fand er mehrere Gäste, welche sich eben erzählten, daß vor einigen Jahren der Sohn des Wahrsagers mit den wunderlichen Flügeln fortgekommen sei. Er hörte eine Weile ihrem Gespräche zu. Endlich aber stand er von seinem Sitze auf, trat vor die übrigen Gäste und sagte: „Der Sohn des Wahrsagers, von dem ihr da redet, steht vor euch, und die schöne Jungfrau da drüben ist eine Königstochter, die ich als reiche Braut mit mir heimgebracht habe.“ Da schauten die Gäste ihn groß an, und als sie ihn als denjenigen erkannten, der vor mehreren Jahren davongeflogen war, da staunten sie nicht wenig über seine plötzliche Heimkehr. Der Sohn des Wahrsagers aber hielt Hochzeit mit der schönen Königstochter und lebte mit ihr glücklich bis an sein Ende.

Digitized by Google

Für den Teufel zu schwer / Ein junger Mann hatte mit dem Teufel folgenden Vertrag gemacht: der Teufel versorgte den Mann mit Geld; dafür sollte der Mann zu einer bestimmten Zeit den Teufel einen ganzen Tag lang mit Arbeit beschäftigen; wenn der Mann das könne, so wollte der Teufel ihm das Geld umsonst gebracht haben; könne er es aber nicht, so sollte der Mann dem Teufel gehören und dieser ihn holen dürfen. Da traf sichs eben, daß die festgesetzte Zeit um war, als der Mann Hochzeit hielt; und ein Knabe trat zu ihm hin und meldete ihm, daß draußen ein fremder Herr sei, der ihn zu sprechen wünsche. Der Mann aber gedachte gleich an den Teufel und ging nicht hin. Kam der Knabe noch einmal, um ihn herauszurufen; allein er ging wieder nicht hin. Darauf trat der Teufel in eigner Person herein und verlangte Arbeit oder ihn selbst. Nun zeigte der Mann ihm einen Acker, der Klee getragen, diesen Acker sollte er umhacken. Dazu gebraucht ein einzelner Mann sonst wohl mehrere Tage; der Teufel aber war im Augenblick damit fertig und forderte weitere Beschäftigung. Da nahm der Mann einen Scheffel Kleesamen, streute den auf dem Felde aus und sagte, der Teufel solle den Samen wieder auflesen. Das war ihm eine Kleinigkeit und war in einer halben Stunde geschehen, so daß es dem Manne höllenangst wurde, als der Teufel schon wieder frische Arbeit verlangte. Da merkte die Braut die Unruhe ihres Mannes und sprach: „Was hast du denn, daß du so beständig ab und zu läufst?“ Da gestand der Mann ihr alles und klagte ihr die Not und die Gefahr, in der er schwebte. Die Braut aber sprach: „Da will ich wohl helfen, hättest du mirs nur gleich gesagt!“ Und zupfte sich ein kurzes krauses Haar aus und gab das ihrem Manne und sprach: „Bring das dem Teufel und verlange, daß er es grad mache!“ Das tat der Mann denn auch. Der Teufel aber machte ein bös Gesicht und zupfte und zog und bog an dem Härlein herum, und legte es sogar auf einen Amboß und versuchte es mit einem Hammer grad zu klopfen; allein es war umsonst; der Teufel konnte diese Arbeit an dem Tage nicht zustande bringen; das Haar blieb kraus und krumm, und er war um seinen Preis geprellt und schoß grämlich in seine Hölle.

Vom dummen Peter / Es war einmal eine Frau, die mit zwei Kindern in einem kleinen Häuschen wohnte. Das eine von den Kindern war ein Mädchen, und die Frau hatte es mehr als zu lieb; das andere war ein Junge, und der wurde gehalten, als gehörte er nicht zum Hause. Er hatte es schlimmer als ein Hund, denn ein Hund bekommt doch noch frisch Stroh, um darauf zu schlafen, der dumme Peter aber, denn so hießen sie ihn, mußte sich mit trockenen Blättern begnügen, und dabei war das Dach des Ställchens, worin er schlief, noch so undicht, daß es überall tropfte, wenn ein Regen kam. Sie sagten immer, er wäre zu nichts zu gebrauchen, und doch war e r es just, der alle grobe Arbeit tun mußte: er schälte die Kartoffeln, mußte Holz raffen gehen, die

Digitized by Google

Kühe auf die Weide treiben, das Haus scheuern, die Teller spülen, zu Markte gehen, kurz, er war für alles gut genug, und trotzdem konnten sie ihn nicht leiden, und gab seine Mutter ihm ein Butterbrot, dann mußte er stets noch hören: „Du faules Tier, du Taugenichts, du Tagedieb, zur Arbeit taugst du nie, aber beim Essen bist du immer der Erste.“ Endlich wurde der dumme Peter das müde und dachte bei sich: „Das kann doch nicht ewig so fortgehen, ich arbeite wie ein Pferd, und statt daß sie mich gern dafür sehen, kriege ich noch Schläge und werde gescholten sonder Aufhören; ich mach mich auf und gehe weg.“ Als er nun einmal wieder die Haut voll Schläge bekam, ohne daß er es verdient gehabt hätte, sprach er zu seiner Mutter: „Mutter, ich gehe weg in die Welt, denn ich sehe doch, daß ich hier der Verstoßene bin.“ „Gut, Junge,“ sprach die Mutter, „geh nur, hast recht darin, und sieh, wie du deine Kost anders gewinnst, denn wir können nicht immer zusammenbleiben, das geht nicht. Da hast du ein Hämmerchen, anderes kann ich dir nicht mitgeben, und nun geh.“ Der dumme Peter nahm das Hämmerchen und machte sich auf den Weg. Als er schon sehr weit gegangen war, erblickte er von weitem ein schönes großes Schloß, und als er näher darauf zukam, sah er drei schöne Mädchen durchs Speicherfenster schauen. Er klopfte ans Tor, und die Mädchen machten ihm auf und frugen ihn, was sein Begehren wäre. „Ich bin von Hause weggegangen, weil meine Mutter kein Brot mehr für mich hatte,“ antwortete der dumme Peter. „Wie heißest du denn, und was für ein Handwerk verstehst du?“ fragten die drei Mädchen darauf, und er sprach: „Ich heiße der dumme Peter und bin eigentlich ein Kuhhirt meines Handwerks.“ „Ach, das ist ja gut,“ riefen die Mädchen alle drei zugleich, „wir haben gerade einen Kuhhirten nötig, und wenn du willst, kannst du bei uns in Dienst kommen.“ Des war der dumme Peter sehr zufrieden, und die Mädchen setzten ihm für den Anfang einmal recht gut Essen und Trinken vor; das schmeckte ihm so gewaltig gut, daß er beschloß, ewig in dem neuen Dienst zu bleiben. Das war nun gut. Am anderen Morgen machte sich mein dummer Peter früh aus dem Bette, bekam ein tüchtig Butterbrot und zog mit seinen Kühen nach der Weide. Da blieb er denn den ganzen Tag, bis es begann dunkel zu werden; da blies er die Kühe zusammen und wollte nach Hause zurück. In dem Augenblicke aber sah er von weitem einen Herrn zu Pferde kommen, der war ganz in Silber gekleidet und kam spornstreichs auf ihn zugeritten und fragte ihn mit einem Gesicht, als wenn er den Peter hätte fressen wollen: „Was hast du hier zu tun?“ Der dumme Peter sah ihn einmal überseits an und antwortete: „Das geht Euch nichts an.“ Da wurde der Herr erst blitzböse und schrie: „Was sagst du? Das geht mich nichts an? Wart, ich will dich lehren, so frech zu sein.“ Und mit den Worten zog er einen großen Säbel, um Peter totzuschlagen. Der dumme Peter war aber nicht links, denn kaum merkte er, daß der Reiter nach der linken Seite griff, als er schnell sein Hämmerchen packte und ihm den Kopf einschlug, daß er vom Pferde herunterfiel. „Da, nun hast du was,“ sprach er und lachte dabei, band alsdann das Pferd an sein Hirtenhäuschen und zog dem Toten seine silbernen Kleider

Digitized by Google

aus, und als er die wohl verborgen hatte, warf er den Leichnam ins Waſſer und trieb ſeine Kühe nach Hauſe. Die drei Mädchen lagen wieder im Söllerfenſter und waren höchlich verwundert, als ſie Peter mit den Kühen kommen ſahen, und das iſt auch leicht denkbar, denn bis dahin hatten ſie noch keinen Hirten halten können, und wie oft ſie morgens einen mit den Kühen auf die Weide geſchickt hatten, waren die Kühe abends doch immer allein nach Haus gekommen. „Ah, der dumme Peter iſt da!“ riefen ſie alle drei laut auf und ſprangen die Treppe hinunter gleich Häschen und machten ihm auf. Er ſagte aber nichts und ſchwieg, daß der Schweiß ihm heruntertropfte. Nachdem er ſeine Kühe im Stalle hatte, mußte er hereinkommen und bekam wieder prächtig Eſſen und Trinken. Das gefiel ihm über die Maßen, und er war ſo glücklich wie ein König, ſagte aber nichts. Am folgenden Morgen bekam er wieder ſein Butterbrot und zog mit den Kühen nach der Weide. Die Mädchen ſtanden und ſahen ihm mit Tränen in den Augen nach, denn ſie dachten, er würde diesmal gewiß nicht wiederkommen. Er blieb den ganzen Tag auf der Weide, und als es anfing dunkel zu werden, blies er ſeine Kühe wieder zuſammen und wollte nach Hauſe zurück. In dem Augenblicke aber ſah er einen Herrn zu Pferde angeritten kommen, der ganz und gar in Gold gekleidet war; der ritt recht auf ihn zu und fragte ihn mit einem grimmigen Geſicht: „Was haſt du hier zu tun?“ Peter ſchaute ihn einmal von der Seite an und antwortete: „Das kann Euch nicht kümmern.“ „Was ſagſt du?“ ſchrie der Herr. „Wart, ich will dich lehren, frech ſein,“ und mit den Worten zog er vom Leder, aber Peter gab wohl acht und griff ſchnell nach ſeinem Hämmerchen und ſchlug ihm den Kopf ein. Da fiel der Herr vom Pferde, und Peter zog ihm ſeine goldenen Kleider aus und verbarg die zu den anderen; das Pferd band er zu dem erſten an ſein Hirtenhäuschen, warf den Leichnam ins Waſſer und zog nach Hauſe zurück. Die drei Mädchen lagen wieder im Söllerfenſter und waren ſchon unruhig; hatten aber um ſo größere Freude, als ſie Peter ſahen. „Ach, der dumme Peter iſt da!“ ſchrien ſie alle drei und ſprangen wie Häschen die Treppe hinunter und machten ihm auf. Er brachte die Kühe zu Stalle und kam in das Schloß. Da ſtand ſchon ſeine Koſt für ihn bereit, und die Mädchen warteten ihm auf. Er ſchwieg aber, daß der Schweiß ihm von der Naſe lief, und ſagte nichts. Nun kam der dritte Tag. Der dumme Peter erhielt wieder ſein Butterbrot und zog aus mit ſeinen Kühen nach der Weide. Die drei Mädchen ſahen ihm mit naſſen Augen nach, denn ſie dachten: Diesmal ſehen wir ihn ſicherlich nicht mehr wieder. Peter blieb auf der Weide, ſolange die Sonne draußblieb; als die aber hinter den Bergen ſchlafen gehen wollte, blies er ſeine Kühe zuſammen und wollte auch nach Hauſe. Da ſah er, wie von ferne in einer anderen Weide ſich eine Falltür auftat und ein Herr aus der Erde ſtieg, der auf einem Pferde ſaß und ganz in Diamanten gekleidet war. Der dumme Peter merkte wohl, wo die Falltür lag, und machte ſich dann bereit, die Kunſt des Herrn abzuwarten. Der kam gerade auf ihn zugeritten und ſchrie ihm wie ganz wütend zu: „Was machſt du da?“ „Geht Euch nichts an,“ ſprach der dumme Peter

Digitized by Google

ruhig und faßte, ehe der Herr noch weitersprechen und nach dem Säbel greifen konnte, sein Hämmerchen und schlug ihm den Kopf ein. Dann zog er ihm die diamantenen Kleider aus und verbarg die, band das Pferd zu den zwei anderen und warf den Leichnam ins Waſſer. Das war nun gut, aber mein dummer Peter hätte doch gern gewußt, was noch unter der Falltür stecke, ließ die Kühe stehen und ging recht auf die Stelle zu, wo er sie sich öffnen gesehen hatte. Er fand sie auch glücklich, hob sie auf und sah eine Treppe, und die stieg er hinab. Da kam er in einen großen Saal, der hing ganz voll der allerprächtigsten Kleider. „Die können mir nicht dienen; ich hab auf der Weide noch drei Röcke, die ich doch nie verschleiße," sprach er in sich hinein und ging durch eine Tür in einen anderen Saal; da stand eine Tafel mit ausgesuchten Speisen. „Aha, das ist, was ich haben muß," sprach der dumme Peter, schob seinen Stuhl bei und hieb wacker ein. Als er sich nun recht rundsatt gegessen und getrunken hatte, schaute er einmal um sich und erblickte in einer Ecke ein klein eisern Türchen. Da ging er drauf zu und versuchte es zu öffnen, aber das ging nicht, denn es war weder Schlüssel noch Schlüsselloch daran zu sehen; er schuppte einmal mit dem Fuße dagegen, aber das wollte auch nicht helfen. Nun wurde er böse, packte sein Hämmerchen und schlug dermaßen auf die Tür, daß sie in Stücken auseinanderflog; zugleich rollte ihm eine solche Menge Geld entgegen, daß er übern Haufen fiel. Schnell rafste er sich aber wieder zusammen und rieb sich die Augen recht tüchtig mit beiden Händen, denn er meinte zu träumen, aber bald überzeugte er sich, daß er das nicht tat, und in seiner Seelenfreude wälzte er sich ein paarmal rundherum in dem Golde und sprang dann lustig wieder auf. „Juchhei, nun weiß ich genug," rief er, sprang wieder die Treppe herauf und ließ die Falltür still zufallen. Als er wieder auf die Weide kam, fiel er all den Kühen um den Hals und lief dann rund, als wär er selbst eine tolle Kuh gewesen; er sprang gegen die Bäume, warf sich ins Gras, lief nun aufrecht, dann auf Händen und Füßen und schrie und jauchzte dabei, daß ihn kein Christenmensch hätte für gescheit halten können. Plötzlich fiel ihm etwas ein, und er öffnete den Drehbaum und blies und ließ die Kühe allein nach Hause gehen. Die drei Mädchen lagen wieder im Söllerfenster und sahen sich bald die Augen aus, ob der dumme Peter noch nicht käme, aber er kam nicht und kam nicht, und als es anfing dunkel zu werden, da blökten die Kühe und trampelten allein in den Hof hinein. Nun wurden die Mädchen ganz traurig und waren gar nicht zu trösten; schluchzten immer: „Ach, der dumme Peter ist tot! Der dumme Peter ist tot!" Als es nun Abend geworden war, da schellte es mit einmal klingeling, klingeling am Schlosse, und als die drei Mädchen die Tür aufmachten, da stand ein Herr davor, der war ganz in Diamanten gekleidet. Sie luden ihn höflich ein, hereinzukommen und sich ein wenig zu rasten, und setzten ihm sein Essen und Trinken vor. Sie waren so verwundert über seine kostbaren diamantenen Kleider, daß sie sich bald blind an ihm geschaut hätten. Zuletzt, als sie schon viel zusammen gesprochen hatten, ersuchten sie den schönen Herrn, er möge ihnen denn nun auch einmal sagen, wie er heiße und wo er zu Hause sei. Da fing der

Digitized by Google

Herr laut an zu lachen und rief: „Haha, kennt ihr mich denn nicht mehr? Ich bin der dumme Peter.“ „Gott und Herr! Der dumme Peter?“ riefen die Mädchen alle drei, und er bekräftigte das mit einem luſtigen Sprung und ſchrie noch einmal: „Ja, gewiß, ich bin der dumme Peter,“ und dabei lachte er, daß ihm ſein Bäuchlein wackelte. Die drei Mädchen konnten nicht zu ſich kommen vor lauter Verwunderung und ſchlugen immerfort die Hände zuſammen und ſprachen: „Gott und Herr! Der dumme Peter!“ Als ſie ſich nun endlich genug verwundert hatten, fragten ſie ihn aus, wie er denn zu den ſchönen Kleidern gekommen wär, und er erzählte ihnen alles auf ein Härchen, was er in den drei Tagen auf der Weide erlebt hatte; und als er das alles erzählt hatte, da nahm er ſich ein Herz und frug das älteſte von den drei Mädchen, ob es ihn nicht zum Manne haben wollte. Da der dumme Peter ein ſo reicher Mann war, kann man ſich leicht denken, daß das Mädchen das nicht abſchlug, und ein paar Tage darauf war die Hochzeit, und als die getan war, da holte ſich der dumme Peter all das Geld aus der Erde, und des war ſo viel, daß er ſieben Nächte daran fuhr, und das muß man wiſſen, er fuhr es mit einem zweiſpännigen Wagen und hatte jedesmal ſo viel geladen, als die Pferde ziehen konnten. Nachdem nun der dumme Peter eine Zeitlang mit ſeiner Frau und den zwei anderen Mädchen auf dem Schloſſe gewohnt hatte, wurde er neugierig, zu wiſſen, wie es eigentlich mit ſeiner Familie ſtände, ſprach alſo zu ſeiner Frau: „Frau, ich muß einmal nach Hauſe, will ſie aber einmal recht anführen. Ich geh mit meinen alten ſchlechten Kleidern dahin; du kommſt hinterher in einer ſchönen Kutſche, tuſt am Hauſe, als ob etwas am Rade gebrochen wär, und fragſt dir ein Nachtlager.“ „Gut,“ ſprach die Frau, und der dumme Peter zog ſeine alten ſchlechten Kleider an und ging nach Hauſe. Seine Mutter und Schweſter hatten ihn aber kaum geſehen, als ſie ſchon das alte Liedlein wieder anfingen und ſchrien: „Du fauler Bengel von Junge, biſt du wieder da? Wir haben kein Eſſen für dich, darum mach dich nur ſchnell fort, oder wir werfen dich aus der Tür.“ „Ach, nehmt mich doch um Gottes willen auf,“ ſprach Peter mit einem jämmerlichen Geſicht, „ich ſterbe vor Hunger und kann nirgendwo mein Brot verdienen; ich will ja gern arbeiten und alles tun.“ Das ging der Alten doch ans Herz, ſie hieß ihn hereinkommen und ſtellte ihm einen Korb voll Erdäpfel hin, daß er die ſchäle, und der dumme Peter nahm ein Meſſer und begann rüſtig. Indem kam eine prachtvolle Kutſche vor die Tür gerollt, und daraus ſtieg eine Frau, die ſo koſtbar gekleidet war, daß man nie etwas Schöneres geſehen hat. Dumme Peters Mutter und Schweſter ſprangen alsbald an die Tür und fragten die Frau unter vielen Knixen und Bücklingen, ob ſie ihr mit nichts aufwarten könnten. Die Frau ſprach: „Ich wollte nur fragen, ob ich hier nicht ein bißchen bleiben könnte; es iſt mir ein Rad an der Kutſche zerbrochen, ich kann nicht weiterreiſen.“ „Gott, gewiß, gnädige Frau,“ ſprachen die zwei, „kommt nur herein, gnädige Frau, und ſetzt Euch was, gnädige Frau.“ Als die Frau nun in die Stube trat, nahm die Alte den dummen Peter beim Kragen und warf ihn durch die Küchentür, indem ſie brummte: „Weg mit deiner Sauerei, du Schmierlapp, daß die gnä-

Digitized by Google

dige Frau dich nicht sieht." Der dumme Peter ließ sich das alles still gefallen. „Es ist schon spät," sprach die Frau, „und ich glaube nicht, daß meine Kutsche heute fertig werden kann; könnt ich wohl die Nacht hierbleiben?" „Gott, gewiß, mit allem Vergnügen, gnädige Frau," sprach die Alte, „wenn Ihr nur vorliebnehmen wollt, gnädige Frau; wir sind arm, gnädige Frau, und haben nicht viel zum besten, gnädige Frau." Das war nun gut, die gnädige Frau blieb da. Als das Essen fertig war, setzten sich alle zu Tisch, ausgenommen der dumme Peter, der mußte in der Küche allein hocken und bekam nur ein trocken Butterbrot und nichts dazu. Er ließ sich das schon wieder gefallen; als sie aber recht am Schmausen waren, schlich er still herein und packte sich mit seiner bloßen, schmutzigen Hand einen Erdapfel von dem Teller der gnädigen Frau. Da wurde die Alte recht böse, nahm einen großen hölzernen Schöpflöffel und wollte dem dummen Peter auf die Finger schlagen, indem sie rief: „Hat die Welt je einen so unerzogenen Bengel gesehen! Packst du dich weg von der gnädigen Frau! Ach, nehmts doch nicht übel, gnädige Frau, ich hatt ihn nicht gesehen, gnädige Frau." „Das tut nichts," sprach die Frau, aber damit war die Alte nicht zufrieden; im Gegenteil, sie faßte den dummen Peter am Ärmel, gab ihm einige Püffe in den Rücken und hieß ihn zu Bett gehen. Der dumme Peter ließ sich das auch noch gefallen und legte sich auf seine Blätter, die inzwischen halb verfault waren. Am anderen Morgen in aller Frühe rief die Schwester schon an des dummen Peters Ställchen: „He, he, dummer Peter! Steh auf und mahl den Kaffee." Ja, wer aber da keine Antwort gab, das war der dumme Peter. Die Schwester öffnete das Türchen von dem Ställchen ein bißchen und schaute einmal hinein, aber wer nicht da war, das war mein dummer Peter. Nun blieb ihr natürlich nichts anderes übrig, als den Kaffee selbst zu machen, und als sie den fertig hatte, ging sie zum Schlafzimmer der gnädigen Frau, um die aufzuwecken. Sie klopfte einmal auf die Tür, aber die gnädige Frau gab keine Antwort. Sie klopfte noch einmal und noch einmal, und die gnädige Frau gab noch keine Antwort. Endlich machte sie die Tür ganz leise mit einem Rißchen auf, schrak aber alsbald zurück, lief zu ihrer Mutter und schrie: „Ach Gott, Mutter! Der dumme Peter hat sich bei die gnädige Frau ins Bett gelegt." Nun kam die Alte mit einem großen Holzscheit, und sie hätte sicherlich den dummen Peter totgeschlagen, wäre die gnädige Frau nicht dazwischengekommen und hätte die Mutter zurückgehalten. Als die Alte ihn dennoch wenigstens tüchtig ausschimpfen wollte, lachte er und sprach: „Eh, das ist meine Frau, und ich bin ihr Mann." Da stand der Mutter und der Schwester der Verstand still, und sie konnten vor lauter Verwunderung kein Wort herausbringen. Als nun aber der dumme Peter und seine Frau ihnen alles erzählten, da wurden sie alle zwei rot bis hinter die Ohren, weil sie den dummen Peter so schlecht behandelt hatten. Der hatte aber ein gar gut Herz und lachte darüber, sprach, das täte nichts; er hätte doch all seinen Reichtum einzig dem Hämmerchen zu verdanken, und das hätte seine Mutter ihm ja gegeben. Er ließ

Digitized by Google

ihnen alsdann ein prachtvolles Haus bauen, gab ihnen so viel Geld, daß sie gut leben konnten, und zog wieder mit seiner Frau nach dem Schlosse zurück, und wenn sie nicht ausgezogen sind, dann wohnen sie noch da.

Die Gänsehirtin am Brunnen

/ Es war einmal ein steinaltes Mütterchen, das lebte mit seiner Herde Gänse in einer Einöde zwischen Bergen und hatte da ein kleines Haus. Die Einöde war von einem großen Wald umgeben, und jeden Morgen nahm die Alte ihre Krücke und wackelte in den Wald. Da war aber das Mütterchen ganz geschäftig, mehr als man ihm bei seinen hohen Jahren zugetraut hätte, sammelte Gras für seine Gänse, brach sich das wilde Obst ab, so weit es mit den Händen reichen konnte, und trug alles auf seinem Rücken heim. Man hätte meinen sollen, die schwere Last müßte sie zu Boden drücken, aber sie brachte sie immer glücklich nach Haus. Wenn ihr jemand begegnete, so grüßte sie ganz freundlich: „Guten Tag, lieber Landsmann, heute ist schönes Wetter. Ja, Ihr wundert euch, daß ich das Gras schleppe, aber jeder muß seine Last auf den Rücken nehmen.“ Doch die Leute begegneten ihr nicht gerne und nahmen lieber einen Umweg, und wenn ein Vater mit seinem Knaben an ihr vorüberging, so sprach er leise zu ihm: „Nimm dich in acht vor der Alten, die hats faustdick hinter den Ohren: es ist eine Hexe.“ Eines Morgens ging ein hübscher junger Mann durch den Wald. Die Sonne schien hell, die Vögel sangen, und ein kühles Lüftchen strich durch das Laub, und er war voll Freude und Lust. Noch war ihm kein Mensch begegnet, als er plötzlich die alte Hexe erblickte, die am Boden auf den Knien saß und Gras mit einer Sichel abschnitt. Eine ganze Last hatte sie schon in ihr Tragtuch geschoben, und daneben standen zwei Körbe, die mit wilden Birnen und Äpfeln angefüllt waren. „Aber, Mütterchen,“ sprach er, „wie kannst du das alles fortschaffen?“ „Ich muß sie tragen, lieber Herr,“ antwortete sie, „reicher Leute Kinder brauchen es nicht. Aber beim Bauer heißts: »Schau dich nicht um / Dein Bucel ist krumm.« Wollt Ihr mir helfen?“ sprach sie, als er bei ihr stehenblieb, „Ihr habt noch einen geraden Rücken und junge Beine, es wird Euch ein leichtes sein. Auch ist mein Haus nicht so weit von hier: hinter dem Berge dort steht es auf einer Haide. Wie bald seid Ihr da hinaufgesprungen!“ Der junge Mann empfand Mitleiden mit der Alten. „Zwar ist mein Vater kein Bauer,“ antwortete er, „sondern ein reicher Graf, aber damit Ihr seht, daß die Bauern nicht allein tragen können, so will ich Euer Bündel aufnehmen.“ „Wollt Ihrs versuchen,“ sprach sie, „so soll mirs lieb sein. Eine Stunde weit werdet Ihr freilich gehen müssen, aber was macht Euch das aus! Dort die Äpfel und Birnen müßt Ihr auch tragen.“ Es kam dem jungen Grafen doch ein wenig bedenklich vor, als er von einer Stunde Wegs hörte, aber die Alte ließ ihn nicht wieder los, packte ihm das Tragtuch auf den Rücken und hing ihm die beiden Körbe an den Arm. „Seht Ihr, es geht ganz leicht,“ sagte sie. „Nein, es geht nicht leicht,“ antwortete der Graf und machte ein schmerzliches Gesicht, „das Bündel drückt ja so

Digitized by Google

schwer, als wären lauter Wackersteine darin, und die Äpfel und Birnen haben ein Gewicht, als wären sie von Blei; ich kann kaum atmen." Er hatte Lust, alles wieder abzulegen, aber die Alte ließ es nicht zu. „Seht einmal," sprach sie spöttisch, „der junge Herr will nicht tragen, was ich alte Frau schon so oft fortgeschleppt habe. Mit schönen Worten sind sie bei der Hand, aber wenns Ernst wird, so wollen sie sich aus dem Staube machen. Was steht Ihr da", fuhr sie fort, „und zaudert, hebt die Beine auf. Es nimmt Euch niemand das Bündel wieder ab." Solange er auf ebener Erde ging, wars noch auszuhalten, aber als sie an den Berg kamen und steigen mußten, und die Steine hinter seinen Füßen hinabrollten, als wären sie lebendig, da gings über seine Kräfte. Die Schweißtropfen standen auf seiner Stirn und liefen ihm bald heiß, bald kalt über den Rücken hinab. „Mütterchen," sagte er, „ich kann nicht weiter, ich will ein wenig ruhen." „Nichts da," antwortete die Alte, „wenn wir angelangt sind, so könnt Ihr ausruhen, aber jetzt müßt Ihr vorwärts. Wer weiß, wozu Euch das gut ist." „Alte, du wirst unverschämt," sagte der Graf und wollte das Tragtuch abwerfen, aber er bemühte sich vergeblich: es hing so fest an seinem Rücken, als wenn es angewachsen wäre. Er drehte und wendete sich, aber er konnte es nicht wieder loswerden. Die Alte lachte dazu und sprang ganz vergnügt auf ihrer Krücke herum. „Erzürnt Euch nicht, lieber Herr," sprach sie, „Ihr werdet ja so rot im Gesicht wie ein Zinshahn. Tragt Euer Bündel mit Geduld; wenn wir zu Hause angelangt sind, so will ich Euch schon ein gutes Trinkgeld geben." Was wollte er machen? Er mußte sich in sein Schicksal fügen und geduldig hinter der Alten herschleichen. Sie schien immer flinker zu werden, und ihm seine Last immer schwerer. Auf einmal tat sie einen Satz, sprang auf das Tragtuch und setzte sich oben darauf; wie zaundürr sie war, so hatte sie doch mehr Gewicht als die dickste Bauerndirne. Dem Jüngling zitterten die Knie; aber wenn er nicht fortging, so schlug ihm die Alte mit einer Gerte und mit Brennesseln auf die Beine. Unter beständigem Ächzen stieg er den Berg hinauf und langte endlich bei dem Hause der Alten an, als er eben niedersinken wollte. Als die Gänse die Alte erblickten, streckten sie die Flügel in die Höhe und die Hälse voraus, liefen ihr entgegen und schrien ihr „wulle, wulle". Hinter der Herde mit einer Rute in der Hand ging eine bejahrte Trulle, stark und groß, aber häßlich wie die Nacht. „Frau Mutter," sprach sie zur Alten, „ist Euch etwas begegnet? Ihr seid so lange ausgeblieben." „Bewahre, mein Töchterchen," erwiderte sie, „mir ist nichts Böses begegnet, im Gegenteil, der liebe Herr da hat mir meine Last getragen; denk dir, als ich müde war, hat er mich selbst noch auf den Rücken genommen. Der Weg ist uns auch gar nicht lang geworden, wir sind lustig gewesen und haben immer Spaß miteinander gemacht." Endlich rutschte die Alte herab, nahm dem jungen Mann das Bündel vom Rücken und die Körbe vom Arm, sah ihn ganz freundlich an und sprach: „Nun setzt Euch auf die Bank vor die Tür und ruht Euch aus. Ihr habt Euern Lohn redlich verdient, der soll Euch nicht ausbleiben." Dann sprach sie zu der Gänsehirtin: „Geh du ins Haus hinein, mein Töchterchen, es schickt sich nicht, daß

Digitized by Google

du mit einem jungen Herrn allein biſt, man muß nicht Öl ins Feuer gießen; er könnte ſich in dich verlieben." Der Graf wußte nicht, ob er weinen oder lachen ſollte. „Solch ein Schätzchen," dachte er, „und wenn es dreißig Jahre jünger wäre, könnte doch mein Herz nicht rühren." Indeſſen hätſchelte und ſtreichelte die Alte ihre Gänſe wie Kinder und ging dann mit ihrer Tochter in das Haus. Der Jüngling ſtreckte ſich auf die Bank unter einem wilden Apfelbaum. Die Luft war lau und mild; ringsumher breitete ſich eine grüne Wieſe aus, die mit Himmelsſchlüſſeln, wildem Thymian und tauſend anderen Blumen überſät war; mittendurch rauſchte ein klarer Bach, auf dem die Sonne glitzerte; und die weißen Gänſe gingen auf und ab ſpazieren oder pudelten ſich im Waſſer. „Es iſt recht lieblich hier," ſagte er, „aber ich bin ſo müde, daß ich die Augen nicht aufbehalten mag; ich will ein wenig ſchlafen. Wenn nur kein Windſtoß kommt und bläſt mir meine Beine vom Leibe weg, denn ſie ſind mürbe wie Zunder." Als er ein Weilchen geſchlafen hatte, kam die Alte und ſchüttelte ihn wach. „Steh auf," ſagte ſie, „hier kannſt du nicht bleiben. Freilich habe ich dirs ſauer genug gemacht, aber das Leben hats doch nicht gekoſtet. Jetzt will ich dir deinen Lohn geben; Geld und Gut brauchſt du nicht, da haſt du etwas anderes." Damit ſteckte ſie ihm ein Büchslein in die Hand, das aus einem einzigen Smaragd geſchnitten war. „Bewahrs wohl," ſetzte ſie hinzu, „es wird dir Glück bringen." Der Graf ſprang auf, und da er fühlte, daß er ganz friſch und wieder bei Kräften war, ſo dankte er der Alten für ihr Geſchenk und machte ſich auf den Weg, ohne nach dem ſchönen Töchterchen auch nur einmal umzublicken. Als er ſchon eine Strecke weg war, hörte er noch aus der Ferne das luſtige Geſchrei der Gänſe. Der Graf mußte drei Tage in der Wildnis herumirren, ehe er ſich herausfinden konnte. Da kam er in eine große Stadt, und weil ihn niemand kannte, ward er in das königliche Schloß geführt, wo der König und die Königin auf dem Throne ſaßen. Der Graf ließ ſich auf ein Knie nieder, zog das ſmaragdene Gefäß aus der Taſche und legte es der Königin zu Füßen. Sie hieß ihn aufſtehen, und er mußte ihr das Büchslein hinaufreichen. Kaum aber hatte ſie es geöffnet und hineingeblickt, ſo fiel ſie wie tot zur Erde. Da ward der Graf von den Dienern des Königs feſtgehalten und ſollte in das Gefängnis geführt werden; doch die Königin ſchlug die Augen auf und rief, ſie ſollten ihn freilaſſen, und jedermann ſollte hinausgehen, ſie wollte insgeheim mit ihm reden. Als die Königin mit ihm allein war, fing ſie bitterlich an zu weinen und ſprach: „Was hilft mir Glanz und Ehre, die mich umgeben, jeden Morgen erwache ich mit Sorgen und Kummer. Ich habe drei Töchter gehabt, davon war die jüngſte ſo ſchön, daß ſie alle Welt für ein Wunder hielt. Sie war ſo weiß wie Schnee, ſo rot wie Apfelblüte, und ihr Haar ſo glänzend wie Sonnenſtrahlen. Wenn ſie weinte, ſo fielen nicht Tränen aus ihren Augen, ſondern lauter Perlen und Edelſteine. Als ſie fünfzehn Jahre alt war, ließ der König alle drei Schweſtern vor ſeinen Thron kommen. Da hättet Ihr ſehen ſollen, was die Leute für Augen machten, als die jüngſte eintrat; es war, als wenn die Sonne aufging. Der König ſprach: »Meine Töchter, ich weiß nicht, wann mein

Digitized by Google

letzter Tag kommt, ich will heute bestimmen, was eine jede nach meinem Tode erhalten soll. Ihr alle habt mich lieb, aber welche mich von euch am liebsten hat, die soll das beste haben.« Jede sagte, sie hätte ihn am liebsten. »Könnt ihr mirs nicht ausdrücken,« erwiderte der König, »wie lieb ihr mich habt? Daran werde ich sehen, wie ihrs meint.« Die älteste sprach: »Ich habe den Vater so lieb wie den süßesten Zucker.« Die zweite: »Ich habe den Vater so lieb wie mein schönstes Kleid.« Die jüngste aber schwieg. Da fragte der Vater: „Und du, mein liebstes Kind, wie lieb hast du mich?« »Ich weiß es nicht,« antwortete sie, »und kann meine Liebe mit nichts vergleichen.« Aber der Vater bestand darauf, sie müßte etwas nennen. Da sagte sie endlich: »Die beste Speise schmeckt mir nicht ohne Salz, darum habe ich den Vater so lieb wie Salz.« Als der König das hörte, geriet er in Zorn und sprach: »Wenn du mich so lieb hast wie Salz, so soll deine Liebe auch mit Salz belohnt werden.« Da teilte er das Reich zwischen den beiden ältesten, der jüngsten aber ließ er einen Sack mit Salz auf den Rücken binden, und zwei Knechte mußten sie hinaus in den wilden Wald führen. Wir haben alle für sie gefleht und gebeten,“ sagte die Königin, „aber der Zorn des Königs war nicht zu erweichen. Wie hat sie geweint, als sie uns verlassen mußte! Der ganze Weg ist mit Perlen besät worden, die ihr aus den Augen geflossen sind. Den König hat bald hernach seine große Härte gereut und hat das arme Kind in dem ganzen Walde suchen lassen, aber niemand konnte sie finden. Wenn ich denke, daß sie die wilden Tiere gefressen haben, so weiß ich mich vor Traurigkeit nicht zu fassen; manchmal tröste ich mich mit der Hoffnung, sie sei noch am Leben und habe sich in einer Höhle versteckt oder bei mitleidigen Menschen Schutz gefunden. Aber stellt Euch vor, als ich Euer Smaragdbüchslein aufmachte, so lag eine Perle darin, gerade der Art, wie sie meiner Tochter aus den Augen geflossen sind, und da könnt Ihr euch vorstellen, wie mir der Anblick das Herz bewegt hat. Ihr sollt mir sagen, wie Ihr zu der Perle gekommen seid.“ Der Graf erzählte, daß er sie von der Alten im Walde erhalten hätte, die ihm nicht geheuer vorgekommen wäre und eine Hexe sein müßte; von ihrem Kinde aber hätte er nichts gehört und gesehen. Der König und die Königin faßten den Entschluß, die Alte aufzusuchen; sie dachten, wo die Perle gewesen wäre, da müßten sie auch Nachricht von ihrer Tochter finden. Die Alte saß draußen in der Einöde bei ihrem Spinnrad und spann. Es war schon dunkel geworden, und ein Span, der unten am Herde brannte, gab ein sparsames Licht. Auf einmal wards draußen laut, die Gänse kamen heim von der Weide und ließen ihr heiseres Gekreisch hören. Bald hernach trat auch die Tochter herein. Aber die Alte dankte ihr kaum und schüttelte nur ein wenig mit dem Kopf. Die Tochter setzte sich nieder, nahm ihr Spinnrad und drehte den Faden so flink wie ein junges Mädchen. So saßen beide zwei Stunden und sprachen kein Wort miteinander. Endlich raschelte etwas am Fenster, und zwei feurige Augen glotzten herein. Es war eine alte Nachteule, die dreimal „Uhu!“ schrie. Die Alte schaute nur ein wenig in die Höhe, dann sprach sie: „Jetzt ists Zeit, Töchterchen, daß du hinausgehst, tu deine Arbeit.“ Sie stand

Digitized by Google

auf und ging hinaus. Wo ist sie denn hingegangen? Über die Wiesen immer weiter bis in das Tal. Endlich kam sie zu einem Brunnen, bei dem drei alte Eichbäume standen. Der Mond war indessen rund und groß über dem Berg aufgestiegen, und es war so hell, daß man eine Stecknadel hätte finden können. Sie zog eine Haut ab, die auf ihrem Gesicht lag, bückte sich dann zu dem Brunnen und fing an sich zu waschen. Als sie fertig war, tauchte sie auch die Haut in das Wasser und legte sie dann auf die Wiese, damit sie wieder im Mondschein bleichen und trocknen sollte. Aber wie war das Mädchen verwandelt! So was habt ihr nie gesehen! Als der graue Zopf abfiel, da quollen die goldenen Haare wie Sonnenstrahlen hervor und breiteten sich, als wären sie ein Mantel, über ihre ganze Gestalt. Nur die Augen blitzten heraus so glänzend wie die Sterne am Himmel, und die Wangen schimmerten in sanfter Röte wie die Apfelblüte. Aber das schöne Mädchen war traurig. Es setzte sich nieder und weinte bitterlich. Eine Träne nach der anderen drang aus seinen Augen und rollte zwischen den langen Haaren auf den Boden. So saß es da und wäre lange sitzengeblieben, wenn es nicht in den Ästen des nahestehenden Baumes gewittert und gerauscht hätte. Sie sprang auf wie ein Reh, das den Schuß des Jägers vernimmt. Der Mond ward gerade von einer schwarzen Wolke bedeckt, und im Augenblick war das Mädchen wieder in die alte Haut geschlüpft und verschwand wie ein Licht, das der Wind ausbläst. Zitternd wie ein Espenlaub lief sie zu dem Hause zurück. Die Alte stand vor der Tür, und das Mädchen wollte ihr erzählen, was ihm begegnet war, aber die Alte lachte freundlich und sagte: „Ich weiß schon alles.“ Sie führte es in die Stube und zündete einen neuen Span an. Aber sie setzte sich nicht wieder zu dem Spinnrad, sondern sie holte einen Besen und fing an zu kehren und zu scheuern. „Es muß alles rein und sauber sein,“ sagte sie zu dem Mädchen. „Aber, Mutter,“ sprach das Mädchen, „warum fangt Ihr in so später Stunde mit der Arbeit an? Was habt Ihr?“ „Weißt du denn, welche Stunde es ist?“ fragte die Alte. „Noch nicht Mitternacht,“ antwortete das Mädchen, „aber schon elf Uhr vorbei.“ „Denkst du nicht daran,“ fuhr die Alte fort, „daß du heute vor drei Jahren zu mir gekommen bist? Deine Zeit ist aus, wir können nicht länger beisammenbleiben.“ Das Mädchen erschrak und sagte: „Ach, liebe Mutter, wollt Ihr mich verstoßen? Wo soll ich hin? Ich habe keine Freunde und keine Heimat, wohin ich mich wenden kann. Ich habe alles getan, was Ihr verlangt habt, und Ihr seid immer zufrieden mit mir gewesen; schickt mich nicht fort.“ Die Alte wollte dem Mädchen nicht sagen, was ihm bevorstand. „Meines Bleibens ist nicht länger hier,“ sprach sie zu ihm; „wenn ich aber ausziehe, muß Haus und Stube sauber sein; darum halt mich nicht auf in meiner Arbeit. Deinetwegen sei ohne Sorgen, du sollst ein Dach finden, unter dem du wohnen kannst, und mit dem Lohn, den ich dir geben will, wirst du auch zufrieden sein.“ „Aber sagt mir nur, was ist vor?“ fragte das Mädchen weiter. „Ich sage dir nochmals, störe mich nicht in meiner Arbeit. Rede kein Wort weiter, geh in deine Kammer, nimm die Haut vom Gesicht und zieh das seidene Kleid an, das du trugst, als du zu mir kamst,

Digitized by Google

und dann harre in deiner Kammer, bis ich dich rufe." Aber ich muß wieder von dem König und der Königin erzählen, die mit dem Grafen ausgezogen waren und die Alte in der Einöde aufsuchen wollten. Der Graf war nachts in dem Walde von ihnen abgekommen und mußte allein weitergehen. Am anderen Tage kam es ihm vor, als befände er sich auf dem rechten Wege. Er ging immer fort, bis die Dunkelheit einbrach; da stieg er auf einen Baum und wollte da übernachten, denn er war besorgt, er möchte sich verirren. Als der Mond die Gegend erhellte, erblickte er eine Gestalt, die den Berg herabwandelte. Sie hatte keine Rute in der Hand, aber er konnte doch sehen, daß es die Gänsehirtin war, die er früher bei dem Hause der Alten gesehen hatte. „Oho!" rief er, „da kommt sie, und habe ich erst die eine Hexe, so soll mir die andere auch nicht entgehen." Wie erstaunte er aber, als sie zu dem Brunnen trat, die Haut ablegte und sich wusch, als die goldenen Haare über sie herabfielen, und sie so schön war, wie er noch niemand auf der Welt gesehen hatte. Kaum daß er zu atmen wagte, aber er streckte den Hals zwischen dem Laub so weit vor, als er nur konnte, und schaute sie mit unverwandten Blicken an. Ob er sich zu weit überbog, oder was sonst schuld war, plötzlich krachte der Ast, und in demselben Augenblick schlüpfte das Mädchen in die Haut, sprang wie ein Reh davon, und da der Mond sich zugleich bedeckte, so war sie seinen Blicken entzogen. Kaum war sie verschwunden, so stieg der Graf von dem Baume herab und eilte ihr mit behenden Schritten nach. Er war noch nicht lange gegangen, so sah er in der Dämmerung zwei Gestalten über die Wiese wandeln. Es war der König und die Königin, die hatten aus der Ferne das Licht in dem Häuschen der Alten erblickt und waren draufzugegangen. Der Graf erzählte ihnen, was er für Wunderdinge bei dem Brunnen gesehen hätte, und sie zweifelten nicht, daß das ihre verlorene Tochter gewesen wäre. Voll Freude gingen sie weiter und kamen bald bei dem Häuschen an; die Gänse saßen ringsherum, hatten den Kopf in die Flügel gesteckt und schliefen, und keine regte sich. Sie schauten zum Fenster hinein, da saß die Alte ganz still und spann, nickte mit dem Kopfe und sah sich nicht um. Es war ganz sauber in der Stube, als wenn da die kleinen Nebelmännlein wohnten, die keinen Staub auf den Füßen tragen. Ihre Tochter aber sahen sie nicht. Sie schauten das alles eine Zeitlang an, endlich faßten sie ein Herz und klopften leise ans Fenster. Die Alte schien sie erwartet zu haben, sie stand auf und rief ganz freundlich: „Nur herein, ich kenne euch schon." Als sie in die Stube eingetreten waren, sprach die Alte: „Den weiten Weg hättet ihr euch sparen können, wenn ihr euer Kind, das so gut und liebreich ist, nicht vor drei Jahren ungerechterweise verstoßen hättet. Ihr habt nichts geschadet, sie hat drei Jahre lang die Gänse hüten müssen; sie hat nichts Böses dabei gelernt, sondern ihr reines Herz behalten. Ihr aber seid durch die Angst, in der ihr gelebt habt, hinlänglich gestraft." Dann ging sie an die Kammer und rief: „Komm heraus, mein Töchterchen." Da ging die Tür auf, und die Königstochter trat heraus in ihrem seidenen Gewand mit ihren goldenen Haaren und ihren leuchtenden Augen, und es war, als ob ein Engel vom Himmel käme.

Digitized by Google

Digitized by Google

Sie ging auf ihren Vater und ihre Mutter zu, fiel ihnen um den Hals und küßte sie; es war nicht anders, sie mußten alle vor Freude weinen. Der junge Graf stand neben ihnen, und als sie ihn erblickte, ward sie so rot im Gesicht wie eine Moosrose; sie wußte selbst nicht, warum. Der König sprach: „Liebes Kind, mein Königreich habe ich verschenkt, was soll ich dir geben?“ „Sie braucht nichts,“ sagte die Alte, „ich schenke ihr die Tränen, die sie um euch geweint hat, das sind lauter Perlen, schöner als sie im Meer gefunden werden, und sind mehr wert als Euer ganzes Königreich. Und zum Lohn für ihre Dienste gebe ich ihr mein Häuschen.“ Als die Alte das gesagt hatte, verschwand sie vor ihren Augen. Es knatterte ein wenig in den Wänden, und als sie sich umsahen, war das Häuschen in einen prächtigen Palast verwandelt, und eine königliche Tafel war gedeckt, und die Bedienten liefen hin und her. Die Geschichte geht noch weiter, aber meiner Großmutter, die sie mir erzählt hat, war das Gedächtnis schwach geworden; sie hatte das übrige vergessen. Ich glaube immer, die schöne Königstochter ist mit dem Grafen vermählt worden, und sie sind zusammen in dem Schloß geblieben und haben da in aller Glückseligkeit gelebt, so lange Gott wollte. Ob die schneeweißen Gänse, die bei dem Häuschen gehütet wurden, lauter Mädchen waren (es brauchts keine übelzunehmen), welche die Alte zu sich genommen hatte, und ob sie jetzt ihre menschliche Gestalt wiedererhielten und als Dienerinnen bei der jungen Königin blieben, das weiß ich nicht genau, aber ich vermute es doch. So viel ist gewiß, daß die Alte keine Hexe war, wie die Leute glaubten, sondern eine weise Frau, die es gut meinte. Wahrscheinlich ist sie es auch gewesen, die der Königstochter schon bei der Geburt die Gabe verliehen hat, Perlen zu weinen statt der Tränen. Heutzutage kommt das nicht mehr vor, sonst könnten die Armen bald reich werden.

Das Feuerschloß / Es

war einmal ein Fischer, der saß am Wasser und fischte, und saß drei Tage und hatte noch nichts gefangen. Endlich am Abend des dritten Tages wollte er sein Netz aufziehen und nach Hause gehen, doch das Netz war so schwer, daß er es kaum bewältigen konnte. Als er es aber endlich aus dem Wasser hatte, da lag ein großer Fisch darin, der tat den Mund auf und sprach: „Hör mal, Fischer, laß mich gehen.“ Als der Fischer hörte, daß der Fisch sprechen konnte, sagte er: „Nun ja, dann spring in Gottes Namen wieder fort,“ und warf ihn ins Wasser. Am anderen Tage fing der Mann wieder nichts; als er abends aber sein Netz aufziehen wollte, da war es wieder so schwer, denn der große Fisch hing wieder darin und sprach: „Hör, Fischer, laß mich gehen.“ „Ja,“ sprach der Fischer, „auf die Art habe ich heute abend wieder nichts zu essen als trocken Brot.“ „Laß mich gehen,“ sprach der Fisch, „es wird dein Glück sein.“ Da ließ der Fischer ihn wieder ins Wasser springen. Den Tag darauf zog der Fischer abermals leere Netze, des Abends aber lag der große Fisch noch einmal darin und sprach: „Nun höre, Fischer, und versteh mich wohl. Nimm mich mit nach Hause und laß deine Frau mich zerteilen; dann gibst du deinem Pferde meinen Kopf, deinem Hunde meinen

Digitized by Google

Schwanz, die Gräten vergräbst du in deinen Garten, und das übrige ißest du mit deiner Frau. Das ist mein letztes Wort." Da tat der Fischer nach des Fisches Willen, und neun Monate später bekam seine Frau drei Kinder, sein Pferd drei Füllchen und sein Hund drei junge Hündlein; aus den Gräten aber waren drei Blumen gewachsen, und die Wurzeln von den Blumen das waren drei Schwerter. Der Fischer aber fischte immerzu und hatte sein Netz voll, so oft er es auszog, so daß er ein steinreicher Mann wurde. Mit der Zeit aber wurden die Füllchen zu Pferden und die Hündlein zu Hunden und die Kinder zu großen und schönen Jünglingen, und die sprachen eines Tages: „Vater, wir wollen die Welt besehen." „Das tut," sprach der Fischer und schenkte jedem ein Pferd und einen Hund und ein Schwert, und da zogen sie zusammen aus und zogen sieben Jahre herum und fanden kein Abenteuer. Da kamen sie eines Tages gegen Abend in einen Wald und banden ihre Pferde an die Bäume und legten sich schlafen; als sie morgens nun wieder aufwachten, sprach der Älteste: „Ich habe geträumt, wir müßten uns trennen und jeder eines anderen Weges ziehen." „Das hat uns auch geträumt," sprachen die beiden anderen, und sie setzten sich zu Pferde und ritten aus dem Walde und kamen an einen Dreiweg. Da sprachen sie: „Hier wollen wir uns über ein Jahr und sechs Wochen wiederfinden." Dann schieden sie voneinander. Der Älteste nun ritt und ritt, bis er in eine schöne Stadt kam, wo ein König wohnte; da gefiel es ihm so gut, daß er beschloß, dazubleiben. Da er nun alle Tage am Schlosse des Königs vorbeiritt, sah ihn die Königstochter und gewann ihn so lieb, daß sie ihren Vater anlag, er möchte doch den schönen Ritter im Schloß wohnen lassen. Als er aber einmal im Schloß wohnte, da wurde sie von so großer Liebe für ihn entzündet, daß sie ihn eines Tages fragte: „Willst du mich nicht heiraten?" Der Ritter sprach: „Ach, allerschönste Königstochter, das wär das größte Glück von der Welt für mich, aber ich bin noch zu jung." „Nein," sprach sie, „du mußt mein lieber Mann werden." Da war er es zufrieden, und drei Tage darauf wurde die Hochzeit gehalten, und das war eine Freude wie im Himmel. Als nun die Mahlzeit zu Ende war, da fing das Tanzen an, und als der Jüngling und die Königstochter müde waren vom Tanzen, gingen sie an ein Fenster, um einmal auszuschauen. Da sah er von weitem ein großes, großes Feuer, und er fragte die Königstochter, was das wäre. „Ach," sprach sie, „da hat schon mancher sein Unglück gefunden, denn wer das Feuer anrührt, der muß sterben." „Das will ich doch wissen," sprach er und ging hinunter und setzte sich auf sein Pferd und ritt weg, wie sehr ihn seine Braut auch bat, er solle das doch nicht tun. „Ich komme gleich wieder," sprach er und sprengte weg, und als er an das Feuer kam, war das ein Schloß, welches golden und glühend leuchtete. Kaum aber hatte sein Pferd noch zwei Schritt weiter getan und er das Schloß berührt, als er mit seinem Pferde und seinem Hunde hinein verwünscht war. Was auf dem Königsschloß für eine Trauer war, das kann man sich wohl denken. ~ Nicht lange nachher kam der zweite Fischerssohn auch in die Stadt, dem gefiel es nicht minder gut da, und auch er beschloß, dazubleiben. Er war

Digitized by Google

aber seinem Bruder so gleich wie ein Tropfen Wasser dem anderen, darum meinte die Königstochter, es sei ihr Bräutigam, und ließ ihn rufen und fiel ihm um den Hals, küßte ihn und sprach: „Ach, wie bin ich so froh, daß du wieder hier bist; ich meinte, du wärest an dem Feuer umgekommen." Und da wurde der König gerufen, und es war ein Jubel und eine Freude, daß es nicht zu beschreiben ist. Der Jüngling wußte erst nicht, was er dazu sagen sollte, endlich aber dachte er: „Halt, es ist gewiß einer von deinen Brüdern hier gewesen," und er hielt sich so gut und entschuldigte sich so wohl, daß es keiner merkte, daß er der Bruder des ersten war. Als er aber abends mit der Königstochter schlafen gehen wollte, sah er durch das Fenster von weitem das Feuer und fragte die Braut, was das wäre. „Ach," sprach sie, „das ist ja das Feuer, worauf du zugegangen bist und welches jeden tötet, der es berührt." „Richtig," sprach er, „ich will doch noch einmal hin, denn ich konnte nicht zu wissen kriegen, was es ist." Und damit eilte er fort und schwang sich auf sein Pferd, wie sehr die arme Königstochter ihn auch bat, daß er es doch nicht tun möchte, und ritt weg. Als er aber in die Nähe des Feuers kam, erkannte er auch, daß es ein Schloß war, doch in demselben Augenblick trat eine Hexe auf ihn zu und schlug ihn mit einem Rütchen, und da war er auch verwünscht und zu Stein geworden. Als nun das Jahr und die sechs Wochen um waren, da kam der dritte Bruder auf den Dreiweg zurück, aber er fand die zwei anderen nicht. „Sie werden wohl noch kommen," sprach er, „ich will einem von ihnen ein bißchen entgegenreiten." Da ritt er, und ritt so lange, bis er auch in die Stadt des Königs kam. Als die Königstochter ihn erblickte, lief sie vor Freuden die Treppe hinunter und auf die Straße und schrie: „Ach, Gott sei Dank, daß du wieder da bist! Was hab ich nicht für Angst und Sorgen um dich gehabt!" Sie meinte nämlich wieder, er wäre ihr Bräutigam, weil er dem so ganz ähnlich sah, daß kein Heidenkind den einen von dem anderen hätte unterscheiden können. Da er nun gar pfiffig war, merkte er gleich, da müßten seine Brüder im Spiel gewesen sein, tat, als wäre er der rechte, und ging mit ihr zu dem König, der auch so froh war, daß es nicht zu beschreiben ist, und gleich ein großes Gastmahl anrichten ließ, welches erst spät abends geendet war. Wie sie nun alle aufstanden, sah er auch von weitem das Feuer und fragte die Königstochter, was das wäre. „Ach," sprach sie, „du hast mich nun schon dreimal gefragt ~" ~ „Dreimal?" dachte er ~ „und du bist schon zweimal ~" ~ „Zweimal?" dachte er ~ „dahin geritten und jedesmal so lange ausgeblieben." „So lange ausgeblieben?" brummte er. „Haha, da waren also meine beiden Brüder schon hier, und wo die geblieben sind, da will ich auch bleiben." Und damit packte er sich auf, sprach, er müsse mal hinuntergehen, setzte sich unten schnell auf sein Pferd und sprengte auf das Feuer zu. Unterwegs sah er eine alte Frau, die saß am Wege und rief ihm zu: „Gehet nicht in das Schloß; Eure zwei Brüder sind da verwünscht, da rechts am Tore stehen sie in Stein verwandelt." Da sah er hin und erkannte ihre Gestalt und ihre Pferde und ihre Hunde und sprach: „Dann rat mir, wie ich sie erlösen kann." Sprach das Weib: „Da habt Ihr ein Döschen, das haltet bei Euch,

Digitized by Google

dann kann Euch nichts geschehen. Steigt aber beileibe nicht von Eurem Pferde, sonst seid Ihr verloren." Das versprach er ihr und ritt hin, sah seine armen Brüder und kam durch das Tor von dem Schloß. Da trat ihm ein Weib entgegen, das sprach: „Ei, schöner Herr Ritter, steigt doch ein wenig ab und trinkt einmal, Ihr seid gewiß müde. Tut aber Euern Hund weg, der möchte mich beißen." „Nein," sprach er, „ich steige nicht ab und trinke nicht und tue auch meinen Hund nicht weg." Da wurde das Weib böse und schrie: „Jetzt sollst du absteigen, oder ich verwünsche dich." Da kriegte er die Angst und machte linksum und ritt zurück zu der alten Frau und fragte die: „Sage mir, wie kann ich meine Brüder erlösen?" „Ja," sprach sie, „das wird viel Mühe kosten." Dann gab sie ihm einen Rat, wie er sich zu verhalten hätte, sprach: „Nun reite wieder hin und nimm dein Schwert in die Hand und halte dein Döschen gut fest. Du mußt durch das Schloß hindurchreiten, dann wirst du an einen Berg kommen, da sprengst du hinauf. Das kostet dir aber viel Arbeit, denn all das Zaubergesindel wird hinter dir sein; doch das tut nichts, wenn du dich nur nicht umschaust. Oben auf dem Berge steht ein Baum, und auf dem Baume sitzt ein Vogel; den mußt du packen und mir bringen, dann wollen wir schon sehen; es wird dein Glück sein." Wie die Frau gesagt, so tat er; an dem Berge kam zwar allerhand Getier um ihn herum, aber er ließ sich nicht irremachen, sondern sprengte hinauf, ohne umzuschauen, und kam an den Baum und griff den Vogel. Kaum hatte er den aber in der Hand, da fing der zu sprechen an und sagte: „Nicht wahr, du willst deine zwei Brüder erlösen; das kannst du nur durch mich, aber anders nicht. Wenn du mich der alten Frau in die Hände lieferst, dann bist du verloren, und ich mit." Fragte der Jüngling: „Was muß ich denn tun?" Sprach der Vogel: „Hau dir fürs erste mit deinem Schwerte einen Zweig von dem Baume, mach dann ein Loch in den Baum und halt ein Fläschchen unter, er ist voll von Saft; was du damit tun sollst, das will ich dir später schon sagen. Hüte dich aber, daß du den Zweig nicht auf die Erde legst, denn sonst wär alles verloren." Der Jüngling tat also und stieg dann mit dem Vogel wieder den Berg hinab. Da war erst alles ganz still, endlich aber brach von allen Seiten Feuer gegen ihn los, doch das brannte nicht. Dann kam auch die Hexe, sprang auf ihn zu und schrie: „Willst du mir den Vogel und den Zweig geben? Gleich verwünsch ich dich auf tausend Jahr!" Der Jüngling aber lachte und sprach: „Verwünsch nur zu, es hat gute Wege damit." Da mußte sie wieder gehen. Da tat sie, als wollte sie den Vogel und den Zweig packen; aber das war nur, um ihn bang zu machen, und sie vermochts nicht. Endlich kam denn der Jüngling herunter, wo seine Brüder standen. Da kam die alte Frau zu ihm gelaufen und sprach: „Siehst du, daß ich dir gut geraten habe; nun gib mir den Vogel, dann erlöse ich deine Brüder." Bat der Vogel: „Ach, tus doch nicht, sie bringt uns beide ins Unglück." Sprach der Jüngling: „Ja, ich tus auch nicht, laß sie nur plaudern." Da wurde die Frau böse, wollte auf ihn zuspringen, aber sie konnte es nicht wegen des Zweiges. Sprach der Vogel: „Nun nimm dein Fläschchen und wasche deine Brüder mit dem Saft." Das tat er, und da waren sie

Digitized by Google

erlöst, wachten auf wie aus einem tiefen Schlaf und sprachen: „So fest haben wir noch nie geschlafen," und waren nicht wenig verwundert, sich alle drei zusammen zu sehen. „Nun wasch mich auch mit dem Saft," sprach der Vogel, und der Jüngling tat es, und da stand der Vogel da als ein schöner Königssohn, und er war niemand anders als der Bruder der Königstochter. Da zogen sie alle in Freuden nach dem Schloß, und es war ein Jubel wie im neunten Himmel. Ja, nun wußte die Königstochter aber nicht, wer von den dreien ihr Mann war; nachdem sie nun lange geraten, sprang der erste hervor und sprach: „Ich bin es, liebe Frau!" Und da ging der Jubel noch mehr los. Bald darauf heiratete der zweite Bruder die Tochter eines Königs aus der Nachbarschaft und der dritte eine reiche Gräfin, und dann zogen sie alle drei zu ihrem Vater zurück, und wenn sie noch nicht bei ihm angekommen sind, dann sind sie noch auf der Reise.

Die verstaubte Flöte / Dem Teufel fiel einmal in der Hölle die Zeit lang, und er wollte eine Lustfahrt auf die Erde machen. Damit er aber nicht allein sei (denn das ist seine Leidenschaft nicht, er liebt die Gesellschaft sehr), nahm er sein jüngstes Söhnchen mit, das war ein kleines, schwarzes, neugieriges Nestquadelchen. Sie fuhren durch eine Felsenhöhle heraus und kamen in einen Wald. Da gefiel es dem kleinen Teufelchen gar nicht übel, es sprang herum, kletterte auf die Bäume, hing sich an sein Schwänzchen, wie die Meerkatzen tun, und trieb allerlei närrisches Zeug. Sie kamen unter eine große Eiche, wo ein Mann in grünem Rock und grüner Mütze lag und schlief; neben ihm hing eine Tasche am Baum, daraus guckte allerlei Getier, Hasen, Schnepfen und wilde Enten, und neben der Tasche stand ein Gewehr. Das Teufelchen lief hinzu und beschaute alles recht genau, nahm das Gewehr und fragte seinen Vater, was das für ein Ding sei. Der alte Teufel legte die Stirn in Falten und sprach: „Das ist eine Flöte, mein Sohn; wenn die Menschen darauf spielen, dann läuft das wilde Getier zu ihnen, und sie brauchen es nur zu fangen." „Das muß ich sehen," rief das Teufelchen, „und du sollst mir eins aufspielen." „Dazu gehören ihrer zwei, mein Sohn, einer der bläst, und der andere, der singert." „Dann blase du, und ich will singern," sprach der Nestquadel, und der Alte mußte das Rohr an den Mund legen, er mochte wollen oder nicht, denn er hatte den kleinen Kerl sehr verzogen. Der Alte blies, und der Nestquadel singerte und singerte, aber es wollte kein Ton kommen. „Du mußt auf die Klappen drücken, dummer Junge!" rief der Alte. Das Teufelchen drückte auf den Hahn, bumm! ~ da tat es einen Schlag, daß der Alte zu Boden stürzte, denn die ganze Ladung Schrot war ihm in den Hals gefahren; der Junge aber lief weg vor Schrecken. Der Alte erholte sich bald wieder und lief seinem Buben nach, denn der Mann war erwacht von dem Knall des Gewehrs. „Das war kein schöner Ton," sprach der Nestquadel. „Du hast auf die unrechte Klappe gedrückt," sagte der Alte giftig, „und die Flöte war staubig, da ist mir all der Staub in den Hals gefahren."

Digitized by Google

Rübezahl / Rübezahl heißt der Herr des Riesengebirges, und warum er so heißt, das will ich euch erzählen. Vor vielen hundert Jahren kam der Berggeist nur selten an die Oberfläche seines Reiches, denn da gab es wenig mehr zu schauen als Bären, Auerochsen, düstere Wälder und schroffe Felsen. Er vergnügte sich damit, hier und da im wilden Gebirge herumzutosen, das Getier gegeneinanderzuhetzen oder scheues Wild über die Klippen in grauenvolle Abgründe zu jagen. Die übrige Zeit saß er klaftertief im Schoß der Berge, wanderte durch seine unerschöpflichen Schatzkammern, musterte die Arbeit seiner Gnomen und gab acht, daß sie die Erdgewalten, unterirdischen Wasser und Feuer in die rechten Geleise leiteten, das taube Gestein mit allerlei Künsten in echtes Erz verwandelten, kurz, sein Reich in der von ihm befohlenen Ordnung hielten. Wenn einer unsterblich ist wie unser Berggeist, so mag ihn häufig die Langeweile anfallen, und in diesen Augenblicken trieb es ihn aus seinen schimmernden Verliesen an das Sonnenlicht, zu schauen, was sich dort änderte. Da mußte er nun einst beim Rundblick von den beschneiten Gipfeln des Riesengebirges die ihm wohlbekannten Gegenden ganz verwandelt finden: statt der undurchdringlichen Wälder wogten goldene Ähren im lauen Wind, aus Obstbaumwipfeln lugten die Strohdächer freundlicher Häuser, aus deren Schloten wirbelte friedlich der Rauch des Herdes; auf grünen Auen, bunt von allerlei Blumen, weideten Schafe und Hornvieh, und aus den gelichteten Hainen schollen lieblich und traut die Töne der Hirtenflöte. Unser Freund Rübezahl war zu verwundert und von der schönen Landschaft zu sehr eingenommen, um den eigenmächtigen Ansiedlern zu grollen; er schwor sich, sie nicht in ihrem Tun zu stören, und ließ sie, wie ein gutmütiger Hausvater die Schwalben oder gar die Spatzen unter seinem Dache beherbergt, ungehindert im Besitz ihres angemaßten Eigentums. Es kam ihm überdies in den Sinn, mit diesen Menschenwesen, die er nie gesehen, Bekanntschaft zu machen und ihre Art zu erforschen. So nahm er denn die Gestalt eines rüstigen Ackerknechts an und verdingte sich beim ersten besten Landwirt in Arbeit. Er arbeitete wie die anderen Menschen, alles, was er anfaßte, gedieh in seiner Hand zum Guten; aber sein Brotherr war ein Prasser und Schlemmer, der verschwendete, was der treue Knecht ihm erwarb, und der obendrein für alle Mühe kein Wort des Dankes wußte. Das wurde Rübezahl leid, und kurzerhand entließ er dem Schlemmer und ging zu dem Nachbar Hirten, dessen Herde zu weiden. Das war dem Berggeist leichte Mühe, kein Schaf stürzte von den Hängen, keins verirrte sich, keins geriet dem Wolf in die Zähne; er wußte, wo die besten Kräuter wuchsen, die wärmste Sonne schien, und die Herde gedieh und mehrte sich wunderbar. Aber sein Brotherr stahl den besten Widder aus der Herde, nur um einen Grund zu haben, den guten Knecht am Lohn zu kürzen. Da schied Rübezahl wiederum verärgert und wanderte weiter. Er kam zu einem reichen Bürger, der gerade ein paar Klafter Holz vor der Tür liegen hatte und mit dem Fuhrmann, der es hingefahren hatte, um den Lohn feilschte. „Bist du so?“ dachte

Digitized by Google

Rübezahl grimmig und gedachte ihn zu strafen, als er den Filz erkannte. „Ich mache Euch das Holz klein," sagte er zu dem Bürger, „wenn Ihr mir eine Hucke voll abgebt." Das gefiel dem Geizkragen nicht übel, er willigte sogleich ein und lief ins Haus, um eine Axt zu holen. „Nicht nötig!" rief Rübezahl, riß sich ein Bein aus und begann auf die Klafter loszuschlagen, daß die gespaltenen Scheite nur so in der Luft wirbelten und den Bürger eine wahre Höllenangst befiel. Er jammerte, schimpfte, bat und schrie, der satanische Holzhacker möge sich doch alsbald von hinnen scheren, aber Rübezahl hörte nicht auf ihn, konnte auch nicht hören, denn es krachte, platzte, klitschte und donnerte, als stände ein Bataillon im tollsten Feuer, und das ganze Haus donnerte und wackelte mit, daß die Fenster aus den Rahmen sprangen. So eine Viertelstunde hatte der Bürger noch nicht erlebt, aber dafür hatte er ja auch nun einen Haufen Kleinholz, daran ein anderer eine ganze Woche zu tun gehabt hätte; jedoch das dicke Ende kam nach. Der höllische Holzhacker steckte seelenruhig sein Bein ein, machte aus dem ganzen Holzberg eine Hucke, die er sein säuberlich verschnürte und auf den Rücken hudte wie einen Korb Käse, und marschierte ab, indes der Geizhals wie tot zu Boden fiel vor Jammer und Entsetzen. Mit einem unheimlichen Gelächter brauste der Berggeist durch das Dorf und warf die Hucke vor die Tür des armen Fuhrmanns, den der Bürger um den Botenlohn geprellt hatte. ~ Danach versuchte er es noch einmal mit den Menschen und diente als Herrenknecht einem Richter, ward die Geißel der Diebe und Missetäter und krönte dem Gesetz mit der größten Strenge. Aber der Richter war ein falscher Mann und ein Werkzeug der Ungerechtigkeit; da warf ihm Rübezahl seinen Dienst vor die Füße und trollte sich, wenig befriedigt von seinem ersten Besuch bei den Menschen, in seine Berge zurück. Wenn er sich hin und wieder noch einmal ins Menschenland hinauswagte, nahm er keinerlei Gestalt mehr an, sondern schlich unsichtbar in die Täler und lauschte an Busch und Hecken. Da stand er eines Tages plötzlich vor einem klaren Weiher, der mitten in blumige Hügel gebettet lag, und in den ein kleiner Wasserfall sprudelte. Ein wunderschönes Königskind löste sich eben aus dem Kreise seiner Gespielinnen und stieg, zu baden, in die Flut. Bei diesem Anblick befiel den Berggeist eine seltsame Beklemmung, die ihn traurig machte und zugleich beglückte, und er wünschte sich zum erstenmal, ein wirklicher Mensch unter den Menschen zu sein. Weil er nun nicht hinter dem Busch stehenbleiben wollte, trotzdem er unsichtbar war, verwandelte er sich in einen schwarzen Kolkraben und schwang sich auf einen Eschenbaum, der seine Zweige über das Bad reckte, und genoß das anmutvolle Schauspiel aus der Nähe. Das schöne Mädchen war die Tochter des Königs von Schlesien, dem auch das Riesengebirge gehörte, wenigstens an der Oberfläche, denn die Unterwelt gehörte Rübezahl. Prinzessin Emma liebte es, an heißen Sommertagen hierherzukommen und, versteckt vor fremden Augen, ihre Glieder in dem kühlen Wasser zu erfrischen, und der Berggeist hatte nun eine Beschäftigung, die ihn von seinem unterirdischen Treiben ganz zurückhielt, denn er wartete alle Tage auf die Wiederkehr der Schönen. Es dauerte dies-

Digitized by Google

mal sehr lange; dafür war aber auch die Verwunderung der schönen Emma um so größer, denn sie fand den schlichten Weiher ganz verändert. Der Wasserfall rauschte über demantene Stufen in ein Becken aus Marmor und Alabaster, und mitten aus dem Becken schoß ein Wasserstrahl empor, zerstob in der Luft und plätscherte munter in den Weiher zurück. Am Rande blühten Maßlieben, Zeitlosen und Vergißmeinnicht, dahinter zogen Rosenhecken mit wildem Jasmin und Silberblüten eine dichte Mauer, so daß kein sterbliches Auge die Badenden belauschen konnte. Rechts und links von dem Wasserfall öffnete sich eine prächtige Grotte mit Wänden aus farbigen Erzstufen, Bergkristall und Marienglas, und alles funkelte und flimmerte, daß einem die Augen wehtaten. Auf zierlichen Tischchen standen Erfrischungen bereit und luden zum Speisen ein. Die Prinzessin Emma und ihre Gespielinnen standen eine ganze Weile sprachlos da und starrten auf diesen bezauberten Ort, aber sie konnten ihrer Begierde nicht widerstehen, alles zu beschauen und von den herrlichen Früchten zu essen, die nur für sie da zu sein schienen. Als sie genugsam gegessen und geschaut hatten, wollte die Prinzessin ihr gewohntes Bad nehmen, aber kaum war sie über den glatten Rand des Marmorbeckens hinabgeschlüpft, da sank sie in eine endlose Tiefe, und schneller als die herbeieilenden Jungfrauen sie retten konnten, verschlang sie die Flut. Eine wagte es, sich ihr nachzustürzen, aber anstatt unterzugehen, schwamm sie wie ein leichter Kork auf dem Wasser und mußte schließlich unverrichteter Sache wieder ans Land. Es blieb nichts anderes übrig, als dem König von Schlesien die traurige Nachricht zu überbringen, und die wehklagenden Dirnen sanden ihn im Walde, da er eben mit seinen Jägern auf die Jagd zog. Der König zerriß sein Kleid vor Betrübnis und Entsetzen, nahm die goldene Krone vom Haupte und verhüllte sein Angesicht. Dann faßte er sich Mut und eilte, das Abenteuer am Wasserfall selbst zu beschauen. Da war keine Grotte mehr, kein Marmorbad, kein Rosengehege, kein Springbrunnen; der schlichte Weiher lag wieder da zwischen seinen lieblichen Hügeln, und der Zorn des Königs auf die Gespielinnen seiner Tochter war groß, aber schließlich konnte er nicht anders, als ihnen Glauben schenken, und dachte, eine himmlische Erscheinung hätte ihm die Tochter entführt. ~ Indessen lag die liebreizende Prinzessin in den Armen des Berggeistes und wurde durch einen langen unterirdischen Gang in den prächtigen Palast getragen. Als sie wieder zu sich kam, fand sie sich auf einem gemächlichen Ruhebett, angetan mit einem rosenfarbenen Gewand und einem Gürtel aus himmelblauer Seide, der mit kostbaren Steinen und Stickereien verziert war. Ein schöner Jüngling lag zu ihren Füßen und gestand ihr mit den wärmsten Worten, die man sich denken kann, daß er sie liebhabe, und die Prinzessin nahm dies Geständnis nicht ohne Rührung hin. Der entzückte Berggeist teilte ihr hierauf seinen Stand und seine Herkunft mit, erzählte ihr von den unterirdischen Staaten, die er beherrschte, führte sie durch die Zimmer und Säle des prunkvollen Schlosses und zeigte ihr alle Pracht und allen Reichtum. Ein herrlicher Lustgarten war um das Schloß gelegen, mit Blumenstücken und Rasenflächen

Digitized by Google

und Obstbäumen, die purpurrote, mit Gold gesprenkelte oder ganz goldene Äpfel trugen. In dem Gebüsch saßen Hunderte von Singvögeln und sangen köstliche Weisen, und über den ganzen Garten schwang sich ein dunkelblauer Himmel aus Kristall, an dem das silberne Antlitz des Mondes mild leuchtete. Prinzessin Emma wurde von dieser ungekannten Schönheit überwältigt, aber eine Schwermut wollte nicht von ihrer Brust weichen, trotzdem ihr der Berggeist alle Tage mit seinen Künsten ein neues Gaukelspiel vorführte. Ihre kostbaren Kleider freuten sie nicht, denn sie hatte niemand, der ihre Freude teilte, kurz, Prinzessin Emma fühlte sich verlassen und einsam. Das merkte endlich auch unser Berggeist, und flugs machte er sich hinaus ins Feld, zog auf einem Acker ein Dutzend Rüben aus, legte sie in einen zierlich geflochtenen Deckelkorb und brachte sie seiner Schönen, die einsam und traurig in einer schattigen Laube saß und eine Rose entblätterte. „Schönstes Kind," sagte der Berggeist, „nun sei nicht mehr traurig und sei wieder fröhlich; in diesem Korb ist alles, was du nötig hast, dir diesen Garten zum schönsten der Welt zu machen. Nimm den kleinen buntgeschälten Stab, berühre damit einen dieser Knollen und wünsche ihm die Gestalt, die du gern sehen möchtest." Hierauf ließ er die Prinzessin allein, und Emma zögerte nicht einen Augenblick, den Zauberstab zu gebrauchen. „Brünhild," rief sie, „liebe Brünhild, erscheine!" Und schon lag ihre Lieblingsgefährtin Brünhild zu ihren Füßen, umfaßte die Knie der Gebieterin und benetzte ihren Schoß mit Freudentränen. So vollkommen war die Täuschung, daß Prinzessin Emma selbst nicht mehr wußte, ob die wahre Brünhild vor ihr lag oder ob ein Blendwerk sie betrog. Sie überließ sich indessen ganz ihrer Freude, ihre liebste Gespielin bei sich zu haben, lustwandelte mit ihr Hand in Hand im Garten umher, zeigte ihr die herrlichen Beete und pflückte ihr goldgesprenkelte Äpfel von den Bäumen. Dann führte sie die Freundin durch alle Zimmer im Palast bis in die Kleiderkammer, wo sie bis zum Sonnenuntergang verweilten. Alle Schleier, Gürtel, Ohrenspangen und Gewänder wurden gemustert und angetan. Indessen war der Berggeist unsichtbar bei ihnen und entzückte sich über seinen Tiefblick, den er in das weibliche Herz getan zu haben meinte. Schön-Emma dünkte ihn jetzt in ihrer Freude noch viel schöner als je zuvor. Bald hatte sie ihrem ganzen Rübenvorrat die Gestalten der Jungfrauen, die ihr vordem aufzuwarten pflegten, gegeben, und als noch zwei Rüben übrig waren, wurden sie schnell in einen Hund und eine Katze verwandelt. Sie richtete ihren Hofstaat wieder ein, teilte einer jeden der aufwartenden Dirnen ihre Geschäfte zu und wurde so gut bedient wie nie zuvor. Das Gesinde gehorchte auf den Wink und widersprach nie. Einige Wochen lang schwelgte die Prinzessin in ihren Vergnügungen. Reigentänze, Gesang und Saitenspiel wechselten vom Morgen bis zum Abend, und nur etwas betrübte sie: die frische Gesichtsfarbe ihrer Gesellschaft verblich von Tag zu Tag zusehends, und im Spiegel sah sie sich wie eine Rose aus den welkenden Gesichtern ihrer Freundinnen hervorblühen. Das Leben und die Tätigkeit schwand von Stunde zu Stunde, und alles Jugendfeuer erlosch. Als die Prinzessin eines

Digitized by Google

Morgens aufstand und fröhlich in das Zimmer ihrer Gespielinnen trat, wankte ihr ein Haufe eingeschrumpfter alter Weiblein an Stäben und Krücken entgegen, die hatten Atemnot und Husten und vermochten sich kaum auf den Beinen zu erhalten. Das Händlein hatte alle viere von sich gestreckt, und die Katze war schon tot. Bestürzt eilte die Prinzessin aus dem Zimmer und entfloh der schaudervollen Gesellschaft. Sie trat auf den Söller und rief laut nach dem Berggeist, der bald vor ihr stand. „Boshafter," schalt sie auf ihn ein, „warum mißgönnst du mir die einzige Freude meines Lebens? Ist es nicht genug, mich in dieser Einöde festzuhalten und mich zu quälen? Willst du diesen Palast in ein Krankenhaus verwandeln? Augenblicklich gib meinen Dirnen Jugend und Wohlgestalt wieder, oder ich will dich nicht mehr sehen." Der Berggeist wand sich vor Verlegenheit und erklärte dann, daß das Unmögliche nicht in seiner Macht läge und daß er gegen die unwandelbaren Gesetze der Erde nichts ausrichten könne. Die Rüben seien eben vertrocknet, aber er könne jeden Augenblick frische herbeischaffen. Sie solle der Erde die Geschenke zurückgeben und bald bessere Gesellschaft hervorzaubern. Darauf entfernte er sich eiligst, um die neuen Rüben zu holen, und Prinzessin Emma berührte schaudernd die abgelebten Gestalten mit dem Zauberstabe, las die eingeschrumpften Rüben zusammen und tat damit, was Kinder, die eines Spielzeugs müde sind, zu tun pflegen: sie warf den Plunder auf den Kehricht und dachte nicht mehr daran. Leichtfüßig hüpfte sie nun über die grünen Wiesen dahin, um ihren frischgefüllten Deckelkorb in Empfang zu nehmen, aber sie fand ihn nirgend. Sie ging den Garten auf und nieder und schaute fleißig umher, aber es wollte kein Korb zum Vorschein kommen. Endlich kam ihr der Berggeist in großer Verlegenheit entgegen und sagte zu ihr: „Verzeih mir meinen Unbedacht, ich versprach mehr, als ich geben konnte. Mein ganzes Land habe ich durchzogen, um Rüben aufzusuchen, aber sie sind längst geerntet und welken schon in den Kellern. Im Tal ist es Winter geworden, und nur hier habe ich dir ein ewiges Frühlingsreich geschaffen. Harre nur drei Monde lang geduldig, dann soll es dir nie mehr an der Gelegenheit fehlen, mit deinen Puppen zu spielen." Die Prinzessin wandte sich entrüstet von ihm ab und verschloß sich in ihre Gemächer, ohne ihn einer Antwort zu würdigen. Der Berggeist hob sich indessen von dannen und kaufte, als ein Pächter gestaltet, in der nächsten Marktstadt seines Gebietes einen Esel, den er mit schweren Säcken voll Sämereien belud. Er besäte einen ganzen Morgen Land mit Rüben und stellte besondere Diener an, die nichts zu tun hatten, als ein unterirdisches Feuer zu schüren, um die Saat von unten herauf mit linder Wärme zu treiben. Die Rübensaat schoß lustig auf und versprach in kurzer Zeit eine reiche Ernte. Emma ging täglich hinaus auf ihr Ackerfeld, das sie lieber sah als die goldenen Äpfel, die ihr schon fast leid geworden waren. Auf die tausend Gefälligkeiten des Berggeistes achtete sie überhaupt nicht mehr, und all seinen Versuchen, ihre Liebe zu gewinnen, setzte sie eine Widerspenstigkeit entgegen, die der Berggeist nicht verstehen konnte. Er wußte nämlich nichts von der wahren Menschenliebe. Prinzessin Emma aber wußte

Digitized by Google

genug davon, denn sie liebte den Fürsten Ratibor, dessen Reich dem ihres Vaters benachbart war. Ihrer beider Hochzeitstag war schon festgesetzt, als Emma mit einmal verschwand, und der Fürst Ratibor zog seitdem menschenscheu und einsam in den Wäldern umher und klagte den Felsen sein Unglück. Alles das konnte der Berggeist nicht wissen, und wenn er es gewußt hätte, hätte er es nicht verstanden. ~ Im Frühling waren die Rüben endlich so weit, daß Schön-Emma mit dem Zauberstab versuchen konnte, ihnen allerlei beliebige Gestalten zu geben. Sie tat es jeden Tag, und schließlich ließ sie eine kleine Rübe zur Biene werden und gab ihr auf, Kundschaft von ihrem Geliebten einzuholen. „Fleuch, liebes Bienchen," sagte sie, „und summe dem Fürsten Ratibor ins Ohr, daß Emma noch lebt und daß sie ihn noch liebt." Aber kaum hatte das Bienchen den Flug begonnen, so stach eine Schwalbe herab und verschlang zum großen Leidwesen der Prinzessin die Botschafterin der Liebe mit all ihren Aufträgen. Darauf formte Emma eine Grille und lehrte sie den gleichen Spruch und Gruß. Die Grille flog und hüpfte so schnell als sie konnte, aber ein langbeiniger Storch spazierte des Weges, erfaßte sie mit seinem langen Schnabel und verschlang sie. Kurz entschlossen gab Emma der dritten Rübe die Gestalt einer Elster, und diesem Vogel gelang es, den Fürsten Ratibor unter einer schattigen Eiche zu erspähen und ihm den Spruch seiner Geliebten zu überbringen. Fürst Ratibor war mit einem Male von seiner Schwermut geheilt, sprang auf und eilte auf behenden Füßen in sein Hoflager, rüstete ein Heer, schwang sich in den Sattel und ritt an die Grenze von Rübezahls Reich. Derweil bereitete Emma alles zur Flucht. Sie tat nicht mehr so spröde, wenn der Berggeist zu ihr kam, und wiegte ihn in Hoffnungen, die nur zu bald zerstört werden sollten. Sogar die Hochzeit durfte der Berggeist schon festsetzen, und am Morgen dieses Tages trat Schön-Emma, geschmückt wie eine Braut und mit allem Geschmeide angetan, das ihr der Berggeist geschenkt hatte, vor ihn hin. Als er sie aber küssen wollte, zog sie den Schleier dichter um ihr Antlitz und sagte: „Woran soll ich erkennen, daß du mich aufrichtig liebst? Sieh, ich bin ein Mensch und verurteilt, zu altern und dahinzuwelken, du aber alterst nie. Wirst du immer so zärtlich liebevoll und gefällig sein, wie du jetzt bist?" „Fordere, was du willst," sagte der Berggeist, blind vor Liebe, „stelle meine Geduld auf die Probe und urteile danach, daß meine Liebe zu dir sich nimmer wandeln wird." „So sei es," sagte die schlaue Emma, „geh und zähle die Rüben auf dem Acker; mein Hochzeitstag soll nicht ohne Zeugen sein, ich will Kränzeljungfern um mich haben und alle meine Gespielinnen und einen ganzen Hofstaat. Aber hüte dich, mich zu täuschen, und verzähle dich nicht um eine, denn das ist die Probe, woran ich deine Treue prüfen will." „Weiter nichts?" sagte der Berggeist, und, so ungern er sich von seiner reizenden Braut trennte, er machte sich rasch an seine Geschäfte und hüpfte so hurtig unter den Rüben umher wie ein Kreisel. Durch diese Geschäftigkeit kam er mit seiner Rechnung bald zustande, aber um seiner Sache recht gewiß zu sein, zählte er schnell noch einmal und fand zu seinem Verdruß, daß er sich verzählt hatte. In großer Eile machte er

Digitized by Google

sich alsbald aufs neue an die Probe seiner Treue, aber auch diesmal kam er nicht damit zu Rande, was weiter nichts Auffälliges an sich hatte, denn wer Liebesgedanken im Kopf hat, dem schmeckt die Arbeit nicht mehr. Die verschmitzte Emma hatte ihn kaum aus den Augen verloren, als sie eine saftvolle und wohlgenährte Rübe nahm und in ein mutiges Roß mit Sattel und Zaum verwandelte. Rasch schwang sie sich in den Sattel, flog über die Halden und Steppen des Gebirges dahin, und der flüchtige Renner wiegte sie, ohne zu straucheln, auf seinem sanften Rücken hinab in das Tal, wo der Mai blühte und Fürst Ratibor, der ängstlich ihrer harrte, sie fröhlich in die Arme schloß. Der Berggeist sah und hörte nichts, denn er war in seine verschiedenen Zahlen vertieft, und nach langer Mühe und Anstrengung gelang es ihm endlich, die wahre Zahl aller Rüben auf dem Ackerfelde, die kleinen und großen mit eingerechnet, zu finden. Aufatmend eilte er zurück, um seine schöne Braut durch die pünktliche Erfüllung ihres Befehls von seiner immerwährenden Treue zu überzeugen, aber seine Selbstzufriedenheit erhielt einen Dämpfer, als er sie nirgend vorfand. Er kroch in alle Winkel und rief laut ihren Namen, aber nirgend erklang eine Antwort. Das fiel ihm endlich auf. Er merkte Unrat, und flugs warf er seine Verkleidung ab, schwang sich hoch in die Luft und sah den geliebten Flüchtling in der Ferne, als eben der rasche Gaul über die Grenze setzte. Wütend ballte der ergrimmte Berggeist ein paar friedlich vorüberziehende Wolken zusammen und schleuderte einen kräftigen Blitz hinter der Fliehenden drein, aber er traf nichts als eine tausendjährige Grenzeiche, denn jenseits seines Gebietes hatte er keine Macht, und seine Donnerwolke zerfloß in einen sanften Haideranch. Verzweiflungsvoll irrte er durch die Lüfte, klagte seine unglückliche Liebe allen Winden und tobte seine Leidenschaft unter dem Maienhimmel aus. Danach kehrte er in seinen Palast zurück, wo ein jeder Strauch und jede Blüte ihn an seine Liebe erinnerte und bekümmerte. In seinem Unmut brach er in gräßliche Verwünschungen aus und schwor sich, hinfort mit dem betrüglichen Geschlecht der Menschen keine Gemeinschaft mehr haben zu wollen. Er stampfte dreimal auf die Erde, und der ganze Zauberpalast mit all seiner Herrlichkeit verschwand und mit ihm der Berggeist bis in die tiefste Tiefe seines Gebietes. Derweil brachte Fürst Ratibor die schöne Braut mit ihren unschätzbaren Kleinoden an den Hof ihres Vaters zurück, vermählte sich mit ihr und teilte mit ihr seine Krone. Die sonderbare Geschichte der Fürstin Emma ging durch alle Lande, und der Berggeist konnte froh sein, daß er so tief in der Erde saß, denn alle Menschen nannten ihn seit dieser Zeit nur noch Rübenzähler oder kurzweg Rübezahl.

Der Berggeist hatte viele hundert Jahre nötig, bevor seine Herzenswunde ausheilte. Dann begann ihn die Langeweile wie ehemals zu plagen, und es dauerte nur einen Augenblick, da war er aus seinem unterirdischen Reich an die Oberfläche der Erde gestiegen und sah vom hohen Gebirge aus über die Türme und Giebel der Städte und

Digitized by Google

Flecken hinweg. Mit einem Male erinnerte er sich all des Jammers, den ihm die Menschen angetan hatten, und er schrie: „Unseliges Erdengewürm, du treibst, sehe ich, dein Wesen immer noch da unten im Tal. Du hast mich geäfft mit deinen Tücken und Ränken, nun will ich dich hetzen und plagen, daß du mich kennenlernen sollst." Kaum hatte er seine Drohung ausgestoßen, da klangen in der Ferne Menschenstimmen zu ihm herauf. Drei junge Gesellen wanderten durchs Gebirge, und der keckste unter ihnen rief ohne Unterlaß: „Rübezahl, komm herab! Rübezahl! Mädchendieb!" So lange war die Geschichte von Rübezahl und Emma im Volke lebendig geblieben, und jeder Wanderer, der in das Riesengebirge kam, unterhielt sich mit seinen Gefährten über dies Abenteuer. Unzählige Geschichtchen, die sich nie begeben hatten, wurden dazugelogen, und die Witzbolde, die am hellen Tage nicht an Geister glaubten und sich darüber lustig machten, pflegten aus Übermut und zum Beweise ihrer Herzhaftigkeit den Berggeist bei seinem Spottnamen zu rufen und ihn zu necken. Bis auf diesen Tag hatte man nie gehört, daß Rübezahl auf solche Beleidigungen geantwortet hätte, denn der Berggeist wußte ja von all dem nichts und saß in den friedlichen Tiefen seines Reiches. Um so mehr war er betroffen, als er heute seine Liebesgeschichte so kurz und bündig verspotten hörte. Er raste wie ein Sturmwind durch den düsteren Fichtenwald und wollte eben den armen Tropf, der sich ohne Absicht über ihn lustig gemacht hatte, erdrosseln, als er bedachte, daß eine solche Rache großes Geschrei im Lande erwecken, alle Wanderer aus dem Gebirge verbannen und ihm die Gelegenheit rauben würde, sein Spiel mit den Menschen zu treiben. Darum ließ er ihn mit seinen Gesellen ruhig die Straße ziehen und folgte ihnen unsichtbar nach. Am nächsten Scheidewege trennte sich der Spötter von seinen Kameraden und gelangte diesmal mit heiler Haut nach seiner Heimat, der guten Stadt Hirschberg. Als Rübezahl sah, in welche Herberge sich der Wanderer begeben hatte, schwang er sich ins Gebirge zurück und sann auf Mittel, sich zu rächen. Da begegnete ihm von ungefähr ein reicher Jude, der nach Hirschberg wollte. Dem gesellte er sich in Gestalt des losen Gesellen, der ihn gefoppt hatte, sprach freundlich mit ihm, führte ihn unbemerkt seitab von der Straße, und da sie ins Gebüsch kamen, fiel er dem Juden mörderisch in den Bart, zauste ihn weidlich, riß ihn zu Boden, knebelte ihn und raubte ihm seinen Säckel, der prall von Geld und Geschmeide war. Zum Abschied verabreichte er ihm noch ein paar Faustschläge und Fußtritte und ließ den armen gepflünderten Juden, der schon am Leben verzagte, halbtot im Busche liegen. Aber der Jude kam richtig mit dem Schrecken davon und begann, als er wieder Leben in sich merkte, zu wimmern und laut um Hilfe zu rufen, denn er fürchtete, in der grausenvollen Einöde zu verschmachten. Da trat ein seiner, ehrbarer Mann zu ihm, dem Ansehen nach ein Bürger aus einer der umliegenden Städte, fragte nach seinem Jammer, erlöste ihn aus den Banden und labte ihn mit einer herrlichen Flasche Wein, die er bei sich hatte. Dann führte er ihn auf die Landstraße und brachte ihn, freundlich wie ein Engel, gen Hirschberg an die Tür der Herberge, gab ihm einen Zehrpfennig und schied von ihm. Wie erstaunte

Digitized by Google

der Jude, als er beim Eintritt in den Krug seinen Räuber am Zechtisch erblickte, so frei und unbefangen, wie ein Mensch sein kann, der sich keiner Übeltat bewußt ist. Er saß hinter einem Schoppen Landwein, scherzte und erzählte gute Schwänke mit anderen lustigen Brüdern, und neben ihm lag das nämliche Felleisen, in welchem er den geraubten Säckel geborgen hatte. Der bestürzte Jude wußte nicht, ob er seinen Augen trauen sollte, schlich sich in einen Winkel und ging mit sich zu Rate, wie er wieder zu seinem Eigentum gelangen möchte. Es schien ihm unmöglich, daß er sich in dem Täter irren könne, darum drehte er sich unbemerkt zur Tür hinaus, ging zum Richter und zeigte den Räuber an. Das Hirschberger Gericht stand damals in dem Ruf, daß es schnell und tätig für die Gerechtigkeit arbeitete, wenn es was dabei verdiente; sonst ging es den gewohnten Schneckengang. Der erfahrene Jude wußte das und wies den zögernden Richter auf den kostbaren Beweis im Felleisen des Räubers hin, und diese klingende Belohnung der Gerechtigkeit bewirkte schließlich, daß der Richter seinen Häschern den Befehl gab, den Verbrecher zu ergreifen. „Wer bist du, und von wannen kommst du?“ fragte der ernsthafte Richter, als unser Wanderer eintrat, und jener antwortete freimütig und unerschrocken: „Ich bin ein ehrlicher Schneider meines Handwerks, Benedix genannt, komme von Liebenau und stehe hier in Arbeit bei meinem Meister.“ „Hast du nicht diesen Juden im Walde mörderisch überfallen, übel geschlagen, gebunden und seines Säckels beraubt?“ „Ich habe diesen Juden nie mit Augen gesehen, habe ihn auch weder geschlagen noch gebunden noch beraubt. Ich bin ein ehrlicher Schneidergeselle und kein Straßenräuber. Wo sollte ich den Raub wohl haben?“ Und Benedix öffnete getrost sein Felleisen, denn er wußte wohl, daß er nichts als sein wohlerworbenes Eigentum darin verwahrte. Doch als er es ausleerte, siehe da, da klingelts unter den herausfallenden Siebensachen wie Geld. Hurtig griffen die Häscher zu und zogen den schweren Säckel hervor, den der erfreute Jude alsbald als sein Eigentum mit Beschlag belegte. Der arme Wicht stand wie vom Donner gerührt, wollte vor Schrecken umsinken und wurde bleich wie Leinewand. Die Knie wankten ihm, und er konnte vor Entsetzen kein Wort sprechen. „Wie nun, Bösewicht?“ donnerte der Stadtvogt, „erfrecht du dich noch, den Raub zu leugnen?“ „Erbarmen, gestrenger Richter,“ winselte der Geselle auf den Knien und faltete die Hände, „ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich unschuldig an dem Raub bin. Ich weiß nicht, wie des Juden Säckel in mein Felleisen gekommen ist. Gott allein weiß es.“ „Wenn du es nicht sagen willst,“ entgegnete der Richter, „so wird dich der Henker schon zwingen,“ und damit rief er den Peiniger, der unserm Schneider die Daumschrauben anlegte, um ihn zu einem Bekenntnis zu zwingen, das er doch mit gutem Gewissen nicht ablegen konnte. Nun dachte er, ehe ihn die Daumschrauben untüchtig machten, jemals wieder mit Ehren die Nadel zu führen, und ehe sie ihn sein Leben lang verdarben, es sei besser, mit einemmal von der Marter loszukommen und das Bubenstück, davon sein Herz nichts wußte, einzugestehen. Richter und Schöffen verurteilten ihn dar-

Digitized by Google

auffhin kurzerhand zum Tode, und tags darauf ſollte er ſchon am Galgen baumeln. Die Zuſchauer fanden das Urteil der wohlweiſen Obrigkeit gerecht und billig, aber keiner rief ſeinen Beifall ſo laut wie der barmherzige Bürgersmann, der dem Juden aufgeholfen hatte, und der nun nicht ſatt werden konnte, die Gerechtigkeitsliebe der Herren von Hirſchberg zu preiſen; das war aber kein anderer als Rübezahl ſelbſt. Schon am frühen Morgen lauerte er am Hochgericht in Geſtalt eines Raben auf den Armſünderzug, der das Opfer ſeiner Rache bringen ſollte, aber diesmal harrte er vergebens. Ein frommer Ordensbruder nämlich, der den Verbrecher vor ſeinem Ende bekehren ſollte, fand den armen Benediz ſo roh, wüſt und unwiſſend, daß er das Gericht um einen dreitägigen Aufſchub gebeten hatte, um den zum Tode Verurteilten würdig auf ſein Ende vorzubereiten. Als Rübezahl dies hörte, flog er ins Gebirge zurück, um den Tag der Hinrichtung daſelbſt zu erwarten. Nach ſeiner Gewohnheit durchſtrich er die Wälder und erblickte auf ſeiner Streiferei eine junge Dirne, die weinend am Wege ſaß. Ihre Kleidung war nicht koſtbar, aber reinlich und von bürgerlicher Art. Rübezahl, der ſchon vor Jahrhunderten jungfräulichen Tränen ſchwer widerſtanden hatte, empfand jetzt eine ſolche Rührung, daß er von ſeinem Vorhaben, alle Menſchenkinder zu quälen, abſtand und Verlangen trug, die Schöne zu tröſten. Er gab ſich wieder die Geſtalt eines anſehnlichen Bürgers, trat freundlich auf das junge Mädchen zu und fragte ſie nach ihrem Kummer. Die Dirne ſchreckte leiſe auf und hob ihre blauen, traurigen Augen zu dem Tröſter und ſprach: „Was kümmert Euch mein Schmerz, guter Mann, Ihr könnt mir doch nicht helfen. Ich bin eine Unglückliche, denn ich habe den Geliebten gemordet und muß nun meine Schuld mit Jammer und Tränen büßen, bis mir der Tod das Herz zerbricht.“ „Wie?“ fragte Rübezahl erſtaunt, „du eine Mörderin? Bei dieſem Engelsantlitz hätteſt du Blut an deinen Händen? Das iſt nicht möglich. Zwar weiß ich, die Menſchen ſind aller Ränke und Bosheit fähig, aber dies iſt mir ein Rätſel.“ „So will ichs Euch löſen,“ erwiderte die trübſinnige Jungfrau. „Ich hatte einen Geſpielen von Jugend an. Er war der Sohn unſerer Nachbarin, und als er heranwuchs, verlobte er ſich mir. Er war lieb und gut, treu und bieder. Er liebte ſo ſtandhaft und herzlich wie nur einer, aber ich habe ihm das Herz vergiftet, habe ihn die Tugendlehren ſeiner frommen Mutter vergeſſen laſſen und ihn gereizt, einen Straßenraub zu begehen. Da hat er einen ſchuftigen Juden geplündert, die Herren von Hirſchberg haben ihn ergriffen, und ~ o Gott! ~ morgen wird er abgetan.“ „Und was haſt du verſchuldet?“ fragte der verblüffte Berggeiſt, dem hier ſeine Sünden vorgehalten wurden. „Ich will es Euch ſagen, Herr,“ klagte die Jungfrau. „Er wollte mich heiraten, aber ich habe ihn wieder fortgeſchickt und ihn gereizt, daß er mehr Geld verdienen ſolle, dann würde ich mich ihm gern ergeben. So ſehr habe ich ihn gereizt, bis er mir unmutig zuſchrie, er wolle in die Welt laufen und betteln, ſtehlen, ſchmorgen und ſorgen, und eher ſolle ich ihn nicht wiederſehen, bis er den ſchnöden Preis erlangt habe, den ich forderte. So, Herr,“ ſprach die Dirne, „habe ich den beſten Jungen betört,

Digitized by Google

daß ihn sein guter Engel verließ, und daß er tat, was nicht recht war und was sein Herz verabscheute. „Warum", fragte Rübezahl, der nicht wußte, wohin er sich vor Mitleid wenden sollte, „erfüllst du aber hier den leeren Wald mit deinem Wehklagen, das weder dir noch deinem Liebsten nützen kann?" Da sprach die Dirne: „Lieber Herr, ich war auf dem Wege nach Hirschberg und wollte dem Blutrichter zu Fuße fallen, wollte mit meinem Klagegeschrei die Stadt erfüllen, und alle Töchter des Ortes sollen mir wehklagen helfen, daß sich die Herren erbarmen möchten und dem unschuldigen Blut das Leben schenken; und wenn es mir nicht gelingt, meinen Liebsten dem Tode zu entreißen, so will ich freudig mit ihm sterben." Unser Rübezahl wurde von dieser Rede so bewegt, daß er von Stund an von seiner Rache abstand und bei sich beschloß, dem schönen, braven Mädchen ihren Gesellen wiederzugeben. Er setzte ein teilnehmendes Gesicht auf und sagte: „Trockne deine Tränen und laß dein Jammern. Ehe die Sonne zur Rüste geht, soll dein Liebster frank und frei sein. Morgen um den ersten Hahnenschrei sei wach und höre gut zu, und wenn ein Finger ans Fenster klopft, so tu die Tür auf zu deinem Kämmerlein, denn es ist dein Venedix, der davorsteht. Aber hüte dich, ihn wieder durch deinen spröden Sinn wild zu machen. Du sollst auch wissen, daß er das Bubenstück, wofür man ihn verurteilte, nicht begangen hat, und du hast auch keine Schuld, denn bis jetzt hat er sich durch deinen Eigensinn zu keiner bösen Tat reizen lassen." „Herr," sagte die Dirne und sah ihm starr und steif ins Gesicht, ob da nicht ein Schalk spräche, „lieber Herr, spottet Ihr mein oder seid Ihr der gute Engel meines Liebsten, daß Ihr das alles wißt?" „Ein guter Engel," versetzte Rübezahl betroffen, „nein, das bin ich wahrhaftig nicht. Ich bin ein Bürger aus Hirschberg und saß im Rat, als der arme Sünder verurteilt wurde. Aber seine Unschuld ist ans Licht gebracht, fürchte du nichts für sein Leben. Ich vermag viel in der Stadt und will hin, ihn seiner Banden entledigen. Zieh heim in Frieden." ~ Derweilen Rübezahl sich so von seinem Mitleid überwältigen ließ, hatte sichs der ehrwürdige Pater drei Tage lang blutsauer werden lassen, den Verurteilten auf sein Ende vorzubereiten und seine arme Seele der Hölle zu entreißen, aber Venedix wußte mit Nadel und Schere besser Bescheid als mit dem Rosenkranz, und der Gedanke an die schöne Erde unterbrach gar oft seine Gebete. Schließlich gelang es dem frommen Pater aber doch, ihm die Hölle heiß zu machen, und dem geängstigten Venedix brach der Todesschweiß aus, daß er seines Liebchens darüber vergaß. Fröhlich verließ der gute Pater den Kerker und wünschte dem trostlosen Sünder zum letztenmal eine geruhsame Nacht. Da begegnete ihm Rübezahl unsichtbarerweise beim Eingang und geriet auf einen Einfall, der recht nach seinem Sinne war. Er verwandelte sich sofort in den Pater, und der Kerkermeister öffnete ihm ehrerbietig das Gefängnis. „Das Heil deiner Seele treibt mich nochmals hierher," sagte er zu dem Gefangenen, „sprich, mein Sohn, was hast du noch auf deinem Herzen und Gewissen, damit ich dich tröste." „Ehrwürdiger Vater," antwortete Venedix, „mein Gewissen beißt mich nicht, aber Euer Fegefeuer bangt und ängstet mich und preßt

Digitized by Google

mir das Herz zusammen als lägs zwischen Daumschrauben." Unser Freund Rübezahl hatte von den göttlichen Dingen sehr unvollständige und verwortene Begriffe, daher war ihm seine Frage wohl zu verzeihen: „Wie meinst du das?" „Ach," sagte Benedix, „in dem Feuerpfuhl bis an die Knie zu waten, das halte ich doch nicht aus." Versetzte Rübezahl: „Narr, so bleib davon, wenn dir das Bad zu heiß ist." Benedix ward an dieser Rede irre und sah dem Pater so starr ins Gesicht, daß der seine Unschicklichkeit merkte und schleunigst einlenkte: „Davon ein andermal, denkst du auch noch an Klärchen? Liebst du sie noch als deine Braut? Und hast du etwas vor deiner Hinfahrt zu sagen, so vertrau es mir an." Benedix staunte bei diesem Namen noch mehr. Mit großer Gewissenhaftigkeit hatte er sich bemüht, den Gedanken an Klärchen in seiner Seele zu ersticken. Nun wurde er auf einmal wieder so heftig angefacht, besonders da vom Abschiedsgruße die Rede war, daß er überlaut zu weinen begann und kein Wort hervorbringen konnte. Dies herzzerbrechende Gebaren jammerte schließlich sogar unsern Rübezahl, und er beschloß, dem Spiel ein Ende zu machen. So sagte er denn: „Armer Benedix, gib dich zufrieden und sei getrost und unverzagt, du sollst nicht sterben. Ich habe in Erfahrung gebracht, daß du an dem Raube unschuldig bist und bin gekommen, dich deiner Banden zu entledigen und dich aus deinem Kerker zu befreien." Damit zog er einen Schlüssel aus seiner Tasche und schloß die Ketten auf. Er tat dem Sünder sein frommes Gewand an und sprach: „Geh nun gemachsam wie ein frommer Mensch durch die Schar der Wächter vor der Tür des Gefängnisses und durch die Straßen, bis du die Stadt hinter dir hast. Dann schreite rüstig zu und geh durch das Gebirge bis nach Liebenau vor deines Klärchens Tür und klopfe leise an, denn dein Liebchen harrt schon deiner und verlangt ängstlich nach dir." Der gute Benedix wähnte, das sei alles nur ein Traum. Er rieb sich die Augen, zwickte sich die Arme und Waden, um zu versuchen, ob er wache oder schlafe, und da er inne ward, daß sich alles so verhalte, fiel er seinem Befreier zu Füßen und stammelte seinen Dank. Der liebreiche Pater trieb ihn endlich fort und reichte ihm noch einen Laib Brot und eine Knackwurst zur Zehrung auf den Weg. In großer Angst schritt der Geselle über die Schwelle seines Kerkers, aber sein ehrwürdiger Rock gab ihm einen solchen Wohlgeruch von Frömmigkeit und Tugend, daß die Wächter nichts von einem Verbrecher darunter witterten. ~ Indessen harrte Klärchen bänglich in ihrem Kämmerlein, horchte auf jedes Windchen und jeden Fußtritt eines Vorübergehenden. Schon schüttelten die Hähne in der Nachbarschaft die Flügel und verkündeten durch ihr Krähen den kommenden Tag. Das Glöcklein im Kloster läutete zur Messe, und es klang ihr wie ein Totenruf und Grabeston. Der Wächter stieß zum letztenmal ins Horn und weckte die schlafenden Bäckermägde zu ihrem frühen Tagwerk. Klärchens Lampe fing an zu schwelen, denn das Öl ging zur Neige, und an dem glimmenden Docht brannte eine Rose von lauter Funken, die eine gute Vorbedeutung sein sollte. Ihr aber war nicht nach Hoffnung zumute, und sie versank in dumpfes Hinbrüten. Da pochte es dreimal leise an ihr Fenster. Mit einem

Digitized by Google

Schrei war sie an der Tür und rief: „Bist dus, Venedig, oder ists dein Geist?“ Aber als sie den Bruder Graurock erblickte, sank sie zurück und ward vor Entsetzen ohnmächtig, aber der Kuß der Liebe, das unfehlbare Mittel gegen alle Ohnmachten, rief sie ins Leben zurück. Venedig erzählte ihr schnell seine wunderbare Rettung, aber die Junge klebte ihm am Gaumen vor Durst und Müdigkeit. Klärchen ging, ihm einen Trunk frisches Wasser zu holen, und dabei gedachte Venedig an seine Knackwurst, zog sie aus der Tasche und wunderte sich baß, daß sie schwerer war als ein Hufeisen. Er brach sie auseinander, und siehe, da fielen eitel Goldstücke heraus, worüber Klärchen nicht wenig erschrak und meinte, es sei von dem Raub an dem Juden, und Venedig sei nicht so unschuldig, wie ihn der ehrsame Mann gemacht habe. Jedoch schließlich glaubte sie seinen Worten, daß der ehrwürdige Pater ihnen diesen Segen für ihre Hochzeit verliehen habe. Sie zogen nach Prag und lebten in friedlicher Ehe, und die Galgenscheu war so tief bei Venedig eingewurzelt, daß er wider Art und Brauch seiner Zunftgenossen auch nicht den kleinsten Flicken veruntreute und ein ehrlicher Mann blieb sein Leben lang. ~ Zu derselben frühen Morgenstunde, da Klärchen den Finger ihres Liebsten ans Fenster pochen hörte, klopfte auch in Hirschberg ein Finger an die Tür des Gefängnisses, das war der wahre Bruder Graurock, der voll frommen Eifers den Anbruch des Tages kaum erwarten konnte, die Bekehrung des armen Sünders zu vollenden und ihn als einen halben Heiligen der Hand des Henkers zu überantworten. Rübezahl hatte einmal die Rolle des Verbrechers übernommen und war entschlossen, sie zur Ehre der Gerechtigkeit auszuspielen. Er schien wohl gefaßt zum Sterben zu sein, und der fromme Mönch freute sich darüber und erkannte diese Standhaftigkeit alsbald als die gesegnete Frucht seiner Arbeit an der Seele des armen Sünders an, und er schloß seine Rede mit dem tröstlichen Spruch: „So viel Menschen du bei deiner Hinrichtung erblicken wirst, so viel Engel stehen schon bereit, deine Seele in Empfang zu nehmen und sie einzuführen in das schöne Paradies.“ Aber wie erschrak er, als er inne ward, daß der ungelehrige Sünder seine Gebete über Nacht völlig verschwitzt hatte. Der fromme Mönch war der Meinung, Satan selber sei hier im Spiel gewesen und wolle dem Himmel die gewonnene Seele entreißen, aber die Zeit war verlaufen, und die Obrigkeit hielt dafür, daß es nun an der Stunde sei, den Leib zu töten, ohne sich weiter um den Seelenzustand des Opfers zu bekümmern. Der Stab wurde gebrochen und Rübezahl zwar als verstockter, aber im übrigen williger Sünder abgeführt. Wie er von der Leiter gestoßen wurde, zappelte er am Strange nach Herzenslust und trieb das Spiel so arg, daß dem Henker dabei übel zumute ward, denn das Volk schrie auf, man solle den Scharfrichter selber an den Galgen hängen, weil er den armen Sünder über Gebühr marterte. Um also Unglück zu verhüten, streckte sich Rübezahl lang aus und stellte sich an, als sei er tot. Als aber das Volk sich verlaufen hatte und noch einige Leute aus Vorwitz in der Gegend des Hochgerichts hin und her wandelten, um den Leichnam zu beschauen, sing der Schabernack am Galgen sein Spiel

Digitized by Google

von neuem an und erschreckte die Beschauer durch fürchterliche Fratzen. Daher lief gegen Abend in der Stadt ein Gerücht um, der Gefangene könne nicht sterben und tanze noch immer am Hochgericht. Aber als in der Frühe des andern Morgens das Gericht durch einige Abgesandte diesem Spuk auf den Leib rücken wollte, fanden sie nichts am Galgen als ein Wischlein Stroh mit alten Lumpen bedeckt. Die Herren von Hirschberg verwunderten sich sehr, ließen in aller Stille den Strohmann abnehmen und breiteten das Gerücht aus, der Sturm habe zur Nachtzeit den leichten Schneider über die Grenze geweht.

Bei Reichenberg wohnte einmal ein Bauer, dem hatte sein böser Nachbar mit List und Trug sein Hab und Gut abgenommen. Schließlich holte er ihm noch die letzte Kuh aus dem Stall, und dem Armen blieb nichts übrig als ein verhärmtes Weib und ein halb Dutzend Kinder. Zwar besaß er noch ein paar rüstige, gesunde Arme, aber das reichte nicht hin, sich und die Seinigen damit zu ernähren. Der Hunger seiner Kinder schnitt ihm ins Herz, und eines Tages sagte er zu seiner Frau: „Mit hundert Talern wäre uns geholfen, unsern Haushalt wieder einzurichten und fern von dem streitsüchtigen Nachbarn ein neues Eigentum zu gewinnen. Du hast reiche Vettern jenseits des Gebirges, da will ich hin und ihnen unsere Not klagen, vielleicht erbarmt sich einer und leiht uns mit gutem Herzen aus seinem Überfluß.“ Das arme Weib willigte in diesen Vorschlag ein, weil sie keinen besseren wußte, aber Hoffnung setzte sie nicht darauf. Der Mann aber machte sich in der Frühe auf und tröstete Weib und Kind beim Abschied: „Weinet nicht, mir sagt das Herz, ich werde einen Wohltäter finden, der uns aus der Not hilft.“ Hierauf steckte er eine harte Brotrinde zur Zehrung in die Tasche und ging davon. Abgemattet von des Tages Hitze und vom weiten Wege kam er zur Abendzeit in dem Dorfe an, wo die reichen Vettern wohnten, aber keiner wollte ihn kennen, keiner ihn beherbergen. Mit heißen Tränen klagte er ihnen sein Elend, aber die hartherzigen Filze achteten nicht darauf, kränkten den armen Mann mit Vorwürfen und sagten ihm allerlei beleidigende Sprichwörter: „Junges Blut, spar dein Gut. / Hoffart kommt vor dem Fall. / Wie dus treibst, so gehts. / Jeder ist seines Glückes Schmied.“ So höhnten und spotteten sie seiner, nannten ihn einen Prasser und Faulenzer und stießen ihn endlich zur Tür hinaus. An eine solche Aufnahme bei der reichen Sippschaft seines Weibes hatte der arme Vetter nicht gedacht. Er schlich stumm und traurig von dannen, und weil er nichts hatte, um das Schlafgeld in der Herberge zu bezahlen, mußte er auf einem Heuschober im Felde übernachten. Er tat die ganze Nacht kein Auge zu und machte sich schon beim ersten Sonnenstrahl auf den Heimweg. Als er ins Gebirge kam, wuchs seine Bekümmernis so sehr, daß er der Verzweiflung nahe war. „Ich habe nun zwei Tage Arbeitslohn verloren,“ sagte er zu sich selber. „Wenn ich nun heimkehre, und die sechs armen Würmer schmachten mir entgegen, heben ihre Händchen

Digitized by Google

und begehren Labsal von mir, so kann ich ihnen statt Brot nur einen Stein bieten. Wie soll ich das ertragen, ohne daß mir das Herz bricht." Er warf sich unter einen Schlehenbusch und hing seinen schwermütigen Gedanken nach. Er machte tausend Pläne und verwarf sie wieder allzumal, und schließlich kam er in seiner Trostlosigkeit auf den Einfall, sich mit seinem Anliegen an den Geist des Gebirges zu wenden. Von dem hatte er viel abenteuerliche Geschichten gehört, wie er zuweilen die Wanderer gedrillt und gebudelt und manchen Spott mit ihnen gehabt, doch auch mitunter Gutes erwiesen habe. Er wußte, daß Rübezahl seinen Spottnamen nicht ungestraft anhöre, aber da er keinen andern wußte, wagte er es und rief so laut er konnte: „Rübezahl! Rübezahl!" Alsbald stand ein ungeheurer, rußiger Köhler vor ihm mit einem langen fuchsroten Bart, feurigen Augen und mit einer Schürstange bewaffnet, die er mit Grimm erhob, den frechen Spötter zu erschlagen. „Mit Verlaub, Herr Rübezahl," sprach unser Bäuerlein ohne Grausen, „verzeiht, wenn ich Euch nicht recht benamse, hört mich erst an, und dann tut mit mir nach Gefallen." Die schlichte Rede und das kummervolle Gesicht des Mannes besänftigten unsern Rübezahl ein wenig, und er sagte: „Erdenwurm, was treibt dich, mich zu beunruhigen, du mußt mir mit Hals und Haut für deinen Frevel büßen." Da sagte der Arme: „Herr, die Not treibt mich zu Euch, ich habe eine Bitte, die Ihr mir leicht gewähren könnt. Leiht mir hundert Taler. Ich zahle sie Euch mit landesüblichen Zinsen in drei Jahren wieder, so wahr ich ehrlich bin." „Du Narr," sagte Rübezahl, „bin ich ein Wucherer oder Jude, der auf Zinsen leiht? Geh hin zu deinen Menschenbrüdern und borge da, so viel dir nottut, mich aber laß in Ruhe." „Ach, mit der Menschenbrüderschaft ists aus," sagte das Bäuerlein und erzählte ihm seine Geschichte der Länge nach und schilderte sein drückendes Elend so rührend, daß den Berggeist der arme Tropf dauerte, und außerdem erschien es ihm so sonderbar, daß man von ihm Geld leihen wollte, daß er geneigt war, die Bitte zu gewähren. „Folge mir," sagte er und führte ihn darauf waldeinwärts in ein abgelegenes Tal zu einem schroffen Felsen. Als das Bäuerlein sich mit Rübezahl unter Not und Mühe durchs Gesträuche gearbeitet hatte, gelangten sie vor eine finstere Höhle. Dem Armen war nicht wohl dabei zumute, so im Dunkeln zu tappen, ein kalter Schauer nach dem andern lief ihm über den Rücken, und seine Haare sträubten sich. „Rübezahl hat schon manchen betrogen," dachte er, „wer weiß, in welchen Abgrund ich gleich stürze." Dabei hörte er ein furchtbares Brausen wie ein Wasser, das sich in einen tiefen Schacht ergoß. Je weiter es ging, um so mehr überfiel das Grausen seine Brust, aber bald sah er zu seinem Trost in der Ferne ein blaues Flämmchen hüpfen, das als Hängeleuchter in der Mitte einer großen Felsenhalle schwebte. Auf dem Boden stand eine kupferne Braupfanne, die war mit eitel harten Talern bis an den Rand gefüllt. Da das Bäuerlein den Schatz erblickte, hüpfte ihm das Herz vor Freuden, und seine Furcht war dahin. „Nimm, was du nötig hast," sagte Rübezahl, „viel oder wenig, nur stelle mir darüber einen Schuldbrief aus." Der Arme zählte gewissenhaft die hundert Taler zu, nicht einen mehr

Digitized by Google

und keinen weniger. Rübezahl schien nicht darauf zu achten, drehte sich weg und kramte Schreibzeug hervor. Unser Bäuerlein schrieb den Schuldbrief, den der Berggeist in einen eisernen Kasten schloß, und dann sagte Rübezahl zu ihm: „Zieh aus, mein Freund, und nütze dein Geld mit Fleiß. Vergiß nicht, daß du mein Schuldner bist, und merke dir den Eingang in das Tal und diese Felsenkluft genau. Sobald das dritte Jahr verflossen ist, zahlst du mir die hundert Taler mit Zinsen zurück. Ich bin ein strenger Gläubiger, und wenn du es nicht einhältst, so fordere ich es mit Ungestüm." Der ehrliche Mann versprach ihm das in die Hand und schied mit dankbarem Herzen von seinem Schuldherrn. Die hundert Taler wirkten bei ihm so mächtig auf Seele und Leib, daß ihm zumute war, als schiene die Sonne heller und sängen die Vögel schöner als sonst. Freudig und gestärkt an allen Gliedern eilte er seiner Heimat zu und trat in die elende Hütte, indes der Tag sich zu neigen begann. Seine Kinder schrien schon nach Brot, und das abgehärmte Weiblein saß in einem Winkel und weinte, weil es das Schlimmste befürchtete und glaubte, ihr Mann habe nichts als Trauer zu erzählen. Unser Bäuerlein aber ließ das Feuer auf dem Herde schüren und packte sein Felleisen aus und ließ die Hausmutter von seinen mitgebrachten Vorräten einen steifen Brei kochen, daß der Löffel darin stand. Dann sagte er zu ihr: „Deine Bettern sind gar rechtliche Leute. Sie haben mir nicht meine Armut vorgerückt und haben mich nicht schimpflich vor die Tür gewiesen, sondern mich freundlich beherbergt, Herz und Hand mit geöffnet und hundert Taler vorschußweise auf den Tisch gezählt." Da fiel dem guten Weiblein ein schwerer Stein vom Herzen, und es sagte: „Wären wir nur eher vor die rechte Schmiede gegangen, das hätte uns manchen Kummer erspart." Hierauf rühmte sie ihre Freundschaft, an die sie vorher so wenig geglaubt hatte, und tat recht stolz mit ihren reichen Bettern. Nach so viel trüben Tagen ließ das Bäuerlein seinem Weibe diese Freude, aber als sie das alle Tage so forttrieb, wurde ihm das Lob auf die Geizhälse leid, und er machte sich daran, so fleißig zu arbeiten wie nur je. Er kaufte einen Acker und einen Heuschlag, dann wieder einen und noch einen und dann eine ganze Hufe, und es war ein Segen auf dem Gelde Rübezahls, als wenn ein Hecktaler darunter wäre. Er säte und erntete und wurde schon für einen wohlhabenden Mann im Dorfe gehalten, und im dritten Sommer hatte er schon zu seiner Hufe ein Herrengut gepachtet, das ihn reich machte, kurz, er war ein Mann, dem alles, was er tat, zum guten Glück gedieh. Der Zahlungstag kam heran, und er hatte so viel erübrigt, daß er seine Schuld ohne Beschwerde abtragen konnte. Er legte das Geld zurecht, und auf den bestimmten Tag war er früh auf, weckte sein Weib und alle seine Kinder, und sie mußten ihre Sonntagskleider anziehen und die neuen Schuhe und die scharlachenen Mieder und Brusttücher, und er selbst holte seinen Bratenrock herbei und rief zum Fenster hinaus: „Hans, spann an!" „Mann, was hast du vor?" fragte die Frau. „Es ist heute weder Feiertag noch Kirchweih. Was macht dich so guten Mutes, daß du uns ein Wohlleben bereitet hast, und wo gedenkst du uns hinzuführen?" Er

Digitized by Google

sagte: „Ich will mit euch die reiche Vetternschaft jenseits des Gebirges heimsuchen und unserm Gläubiger Schuld und Zins bezahlen, denn heute ist der Tag.“ Das gefiel der Frau wohl. Sie putzte sich und ihre Kinder tüchtig heraus, und damit die reichen Vettern auch etwas von ihrem Wohlstande sähen und sich ihrer nicht zu schämen brauchten, band sie eine Schnur gekrümmter Dukaten um den Hals. Das Bäuerlein rüttelte den schweren Geldsack zusammen, nahm ihn zu sich, und da alles in Vereitschaft war, saß er auf mit Frau und Kindern. Hans peitschte die vier Hengste an, und sie trabten mutig über das Feld hin nach dem Riesengebirge zu. Vor einem steilen Hohlweg ließ er den Rollwagen halten, stieg ab und ließ die Seinen auch absteigen. Dann gebot er dem Knechte, er möge gemachsam den Berg hinanfahren und oben bei den drei Linden ihrer warten. Sie wollten indessen einen Fußweg nehmen, da es ein Wetter sei, um luftig zu wandeln. Darauf führte er die Seinen querwaldein durch dichtverwachsenes Gebüsch, und seine Frau meinte schon, er habe sich verirrt und ermahnte ihn, zurückzukehren und der Landstraße zu folgen, aber er hielt plötzlich still, versammelte seine sechs Kinder um sich und sprach: „Du meinst, liebes Weib, daß wir zu deiner Freundschaft ziehen. Dahin steht jetzt nicht mein Sinn. Deine reichen Vettern sind Knauser und Schurken. Sie haben mich, als ich in meiner Armut Trost und Zuflucht bei ihnen suchte, gefoppt und gehöhnt und mit Übermut von sich gestoßen. Hier wohnt der reiche Vetter, dem wir unsern Wohlstand verdanken, und der mir aufs Wort das Geld geliehen hat. Auf heute hat er mich herbeschieden, es ihm wiederzuerstatten. Wißt ihr nun, wer unser Schuldherr ist? Der Herr vom Berge, Rübezahl.“ Vor dieser Rede entsetzte sich das Weib heftig und schlug ein Kreuz nach dem andern. Die Kinder bebten vor Furcht und Schrecken, daß der Vater sie vor Rübezahl führen wollte, denn sie hatten in den Spinnstuben viel von ihm gehört, er sei ein scheußlicher Riese und Menschenfresser. Der Vater erzählte ihnen sein Abenteuer, wie ihm der Geist in Gestalt eines Köhlers auf sein Rufen erschienen sei, und er pries seine Mildtätigkeit mit dankbarem Herzen und so inniger Rührung, daß sein freundliches Gesicht vor Tränen naß ward. „Wartet hier,“ fuhr er fort, „ich geh jetzt in die Höhle; und fürchtet nichts, ich werde nicht lange fortbleiben, und wenn ich es vom Gebirgsherrn erlangen kann, so bringe ich ihn zu euch. Scheut euch nicht, eurem Wohltäter treuherzig die Hand zu schütteln, ob sie gleich schwarz und rußig ist. Er tut euch nichts zuleide und freut sich seiner guten Tat und unseres Dankes gewiß. Seid nur beherzt. Er wird euch goldne Äpfel und Pfeffernüsse austeilen.“ Aber das bängliche Weib hatte immer noch allerlei Einwendungen, und die Kinder jammerten und weinten und hingen sich an seine Rockschöße, jedoch er riß sich mit Gewalt von ihnen los, mühte sich durch den dichtverwachsenen Busch und kam an den Felsen. Er fand alle Merkzeichen wieder, die er sich ins Gedächtnis geprägt hatte; die alte, halberstorbene Eiche, an deren Wurzel die Kluft sich öffnete, stand noch wie ehedem da, doch von einer Höhle war keine Spur mehr vorhanden. Er versuchte es auf jede Weise, sich den Eingang in den Berg

Digitized by Google

zu öffnen, klopfte an den Felsen und klingelte mit seinen harten Talern und rief so laut er nur konnte: „Geist des Gebirges, nimm hin, was dein ist," aber der Geist ließ sich weder sehen noch hören. Also mußte sich der ehrliche Schuldner entschließen, mit seinem Säckel wieder umzukehren, und sobald ihn das Weib und die Kinder von weitem erblickten, eilten sie ihm freudevoll entgegen. Er war mißmutig und sehr bekümmert, daß er seine Zahlung nicht abliefern konnte, setzte sich zu den Seinen auf den Rasen und überlegte, was nun zu tun sei. Da fiel ihm sein altes Wagestück wieder ein, und er sagte: „Ich will den Geist bei seinem Spottnamen rufen, wenns ihn auch verdrießt, er mag mich prügeln, wie er Lust hat, wenigstens hört er auf diesen Ruf." Darauf schrie er aus Herzenskraft: „Rübezahl! Rübezahl!" Das angstvolle Weib bat ihn, er möge schweigen, und wollte ihm den Mund zuhalten, aber er ließ sich nicht wehren und triebs immer ärger. Plötzlich drängte sich der jüngste Bub an die Mutter und schrie furchtsam: „Ach, der schwarze Mann!" „Wo?" fragte das Bäuerlein. „Dort hinter jenem Baum lauscht er hervor," und alle Kinder krochen in einem Haufen zusammen und schrieen vor Angst. Der Vater blickte hin und sah nichts. Ein Schatten hatte die Kinder getäuscht, kurz, Rübezahl kam nicht zum Vorschein, und alles Rufen war umsonst. So mußten sie denn den Rückweg antreten, und unser Bäuerlein ging ganz betrübt und schwermütig auf der breiten Landstraße vor sich hin. Da erhob sich vom Walde her ein sanftes Rauschen in den Bäumen, die schlanken Birken neigten ihre Wipfel, das bewegliche Laub der Espen zitterte, das Brausen kam näher, und der Wind trieb dürres Laub und Grashalme vor sich her, mit denen die Kinder, die nicht mehr an Rübezahl dachten, sich belustigten und spielten. Unter dem dürren Laub wurde auch ein Blatt Papier über den Weg geweht, auf welches der Kleinste Jagd machte; doch wenn er danach griff, hob es der Wind auf und führte es weiter, daß ers nicht erlangen konnte. Endlich warf er seinen Hut danach und erwischte es, und weil es ein schöner, weißer Bogen war und der sparsame Vater jede Kleinigkeit im Hause nutzte, so brachte ihm der Knabe seinen Fund, um sich ein Löblein zu verdienen. Aber wie staunte der Bauer, als er seinen Schuldbrief wiedererkannte, von oben herein zerrissen, und unten stand geschrieben: „Zu Dank bezahlt." Da klang das Lob Rübezahls aus acht freudigen Kehlen, und unser Bäuerlein wußte sich vor Dank und inniger Rührung nicht zu lassen. Sie eilten an ihr Gefährt, und weil die Frau nun doch Verlangen trug, ihre Sippschaft heimzusuchen, um sie durch ihren Wohlstand zu beschämen, so rollten sie frisch den Berg hinab und gelangten in der Abendstunde in die Dorfschaft und hielten bei dem nämlichen Bauernhofe an, aus welchem der Vater vor drei Jahren hinausgestoßen worden war. Diesmal pochte er ganz herzhaft an und fragte nach dem Wirte. Es kam ein ganz unbekannter Mann an die Tür, und von dem erfuhren sie, daß die reichen Vettern längst ausgewirtschaftet hatten. Der eine war gestorben, der andere verdorben, der dritte davongegangen. Unser Bäuerlein aber nahm immer noch an Reichtum und Gütern zu und blieb zeitlebens ein rechtlicher, biederer Mann.

Digitized by Google

Das bedrückte Bäuerlein erzählte zwar nichts von dem Ursprung seines Glücks, aber die Sache kam doch endlich an den Tag, denn die Frau mußte das Geheimnis selbstverständlich ihren Nachbarn und Freundinnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitteilen. Also geschah es, daß die verdorbenen Hauswirte, die Lungerer und Müßiggänger scharenweise ins Gebirge zogen, Rübezahl beleidigten und beschworen, ihnen Schätze zu verschaffen, und der Meinung waren, der Berggeist habe die Pflicht, alle Besucher reich und glücklich zu machen. Rübezahl ließ sie eine Zeitlang ihr Wesen treiben, wie sie Lust hatten, und es war ihm nicht der Mühe wert, sich über die Faulpelze zu erzürnen. Hie und da trieb er seinen Schabernack mit ihnen, ließ zur Nachtzeit blaue Flämmchen auflodern, und wenn die Laurer kamen und ihre Mützen und Hüte daraufwarfen, ließ er sie schwere Geldtöpfe ausgraben, die sie mit Freuden heimtrugen und neun Tage lang stillschweigend verwahrten. Kamen sie aber dann, ihren Schatz anzuschauen, so war nichts als Stank und Unrat im Topf oder Scherben und Steine, jedoch sie ermüdeten nicht, das alte Spiel wieder anzuheben und neuen Unfug zu treiben. Darüber wurde der Geist endlich unwillig, stäubte das lose Gesindel durch einen kräftigen Steinhagel aus seinem Gebiet und wurde gegen alle Wanderer so barsch und grämlich, daß keiner ohne Furcht das Gebirge betrat, und der Name Rübezahl wurde kaum mehr gehört. Eines Tages sonnte sich der Geist an der Hecke seines Gartens. Da kam ein Weiblein unbefangen in so sonderbarem Aufzug des Weges, daß er aufmerkte. Sie hatte ein Kind auf der Brust liegen und eines auf dem Rücken, ein drittes führte sie an der Hand, und ein etwas größerer Knabe trug einen ledigen Korb nebst einem Rechen, denn sie wollte eine Last Laub fürs Vieh laden. Rübezahl dachte, eine Mutter sei doch ein wahrhaft gutes Geschöpf, schleppe sich mit vier Kindern und warte dabei ihres Berufs ohne Murren, das heiße die Freuden der Liebe teuer bezahlen. Solche Gedanken versetzten ihn in eine gutmütige Stimmung, daß ihn verlangte, sich mit der Frau zu unterhalten. Indessen setzte sie ihre Kinder auf den Rasen und streifte Laub von den Büschen. Den Kleinen wurde die Zeit zu lang, und sie fingen an, heftig zu schreien. Alsbald hörte die Mutter auf zu arbeiten, spielte und tändelte mit den Kindern, nahm sie auf den Arm, hüpfte mit ihnen singend und scherzend umher, wiegte sie in Schlaf und ging wieder an ihre Beschäftigung. Bald danach stachen die Mücken die kleinen Schläfer. Sie erhoben ein neues Geschrei, und die Mutter lief geduldig ins Holz, pflückte Erdbeeren und Himbeeren und legte das kleinste Kind an die Brust. Diese mütterliche Behandlung gefiel dem Berggeist ungemein wohl. Allein der Schreier, der vorher auf der Mutter Rücken ritt, war durch nichts zu befriedigen und blieb störrisch und eigensinnig, warf die Erdbeeren, die ihm die liebreiche Mutter reichte, von sich und schrie, als ob er am Spieße stecke. Darüber riß ihr doch endlich die Geduld, und sie rief: „Rübezahl, komm und friß mir den Schreier!“ Augenblicklich trat der Geist in Köhlergestalt zu dem Weibe und

Digitized by Google

Digitized by Google

ſagte: „Hier bin ich. Was iſt dein Begehr?“ Die Frau geriet über dieſe Erſcheinung in großen Schrecken. Da ſie aber ein friſches, herzhaftes Weib war, ſammelte ſie ſich bald und faßte Mut. „Ich rief dich nur,“ ſagte ſie, „um meine Kinder zur Ruhe zu bringen. Nun bedarf ich deiner nicht mehr; ſei bedankt für deinen guten Willen.“ „Man ruft mich nicht ungeſtraft,“ antwortete Rübezahl, „ich halte dich beim Wort, gib mir deinen Schreier, daß ich ihn freſſe, ſo ein lederer Biſſen iſt mir lange nicht vorgekommen.“ Und ſchon ſtreckte er die rußige Hand nach dem Knaben aus, aber das Weib fiel dem ſchwarzen Köhler wie unſinnig in den Bart, ballte die kräftige Fauſt und rief: „Ungetüm, das Mutterherz mußt du mir erſt aus dem Leibe reißen, eh du mir mein Kind raubſt.“ Auf einen ſo mutvollen Angriff war Rübezahl nicht vorbereitet. Er wich ſchüchtern zurück und merkte ſich dieſe handfeſte Erfahrung in der Menſchenkunde. „Entrüſte dich nicht,“ ſagte er und lächelte das Weib freundlich an, „ich bin kein Menſchenfreſſer, wie du glaubſt, und will dir und deinen Kindern auch kein Leids tun. Aber laß mir den Knaben, der Schreier gefällt mir. Ich will ihn halten wie einen Junker, ich will ihn in Samt und Seide kleiden und einen wackeren Kerl aus ihm ziehen, der Vater und Brüder einſt nähren ſoll. Fordere hundert Dukaten, ich zahle ſie dir.“ Da lachte das raſche Weib: „Gefällt Euch der Junge? Ja, das iſt ein Junge wie ein Daus. Der wär mir nicht für alle Schätze der Welt feil.“ „Törin, haſt du nicht noch drei Kinder, die dir Plage und Überdruß machen? Mußt du ſie nicht kümmerlich nähren und dich mit ihnen Tag und Nacht plagen?“ Das Weib ſagte: „Wohl wahr, aber dafür bin ich Mutter und muß tun, was meines Berufs iſt. Kinder machen Laſt, aber auch Freude.“ „Schöne Freude,“ ſagte Rübezahl ſpöttiſch, „ſich mit den Bälgen tagtäglich zu ſchleppen, ſie zu gängeln, zu ſäubern, ihre Unart und ihr Geſchrei zu ertragen.“ Sie aber entgegnete: „Wahrlich, Herr, Ihr kennt die Mutterfreuden wenig. Alle Arbeit und Mühe verſüßt ein einziger freundlicher Blick, das holde Lächeln und Lallen der kleinen unſchuldigen Würmer. Seht mir nur den Goldjungen an, wie er an mir hängt, der Schäker. Nun iſt es nicht geweſen, der geſchrien hat. Ach, hätt ich doch hundert Hände, ihr lieben Kleinen, euch zu heben und zu tragen und für euch zu arbeiten!“ „So hat denn dein Mann keine Hände, die arbeiten können?“ „O ja, die hat er, er rührt ſie auch, und ich fühls zuweilen.“ „Wie?“ ſchrie Rübezahl aufgebracht, „dein Mann erkühnt ſich, die Hand gegen dich aufzuheben. Gegen ſolch ein Weib? Das Genick will ich ihm brechen, dem Mörder.“ Da ſagte die Frau lachend: „Jetzt hättet Ihr traun viel Hälſe zu brechen, wenn alle Männer mit dem Halſe büßen ſollten, die ſich an ihrer Frau vergreifen. Die Männer ſind ein ſchlimmes Volk, darum heißts: Ehſtand, Wehſtand. Nun muß ich mich drein ergeben; warum hab ich gefreit.“ „Was treibt dein Mann für ein Gewerbe?“ fragte Rübezahl. „Er iſt ein Glashändler und muß ſein Geld ſauer verdienen. Aus Böhmen ſchleppt der arme Tropf die Bürde jahrein, jahraus herüber, und wenn ihm unterwegs ein Glas zerbricht, ſo muß ichs mit den Kleinen freilich entgelten; aber Liebesſchläge tun nicht weh.“ „Du kannſt den Mann noch lieben, der dir

Digitized by Google

so übel mitspielt?" fragte Rübezahl entrüstet, aber die Frau antwortete freudig: „Warum nicht lieben? Ist er nicht der Vater meiner Kinder? Die werden alles gutmachen und uns wohl lohnen, wenn sie groß sind." „Das ist ein schlechter Trost," sagte Rübezahl, „erst werden dir die Jungen den letzten Heller aus dem Beutel pressen, und dann schickt sie der Kaiser zum Heer und läßt sie von den Türken erschlagen." „Ei nun," lachte die Frau, „das kümmert mich auch nicht. Werden sie erschlagen, so sterben sie für den Kaiser und für das Vaterland, können aber auch Beute machen und die alten Eltern pflegen." Hierauf erneuerte der Geist sein Angebot noch einmal, doch das Weib würdigte ihn keiner Antwort, raffte das Laub in den Korb, band den kleinen Schreier mit ihrem Gürtel obendrauf und wollte aufbucken. Weil aber die Bürde zu schwer war, sagte sie zu Rübezahl: „Ich hab Euch einmal gerufen, helft mir nun auf, und wenn Ihr ein Übriges tun wollt, so schenkt dem Knaben einen Dreier für ein paar Semmeln." „Aufhelfen will ich," sagte Rübezahl, „aber gibst du mir den Knaben nicht, so soll er auch keinen Dreier haben." Je weiter sie ging, desto schwerer wurde der Korb. Sie erlag schier unter der Last und mußte alle zehn Schritte verschnaufen. Das schien ihr nicht mit rechten Dingen zuzugehen, und sie glaubte, Rübezahl habe ihr einen Possen gespielt und eine Last Steine unter das Laub getan. Sie setzte den Korb am nächsten Hügel ab und stürzte ihn um, doch es fiel kein Stein heraus, sondern eitel Laubblätter, also füllte sie ihn wieder zur Hälfte und raffte so viel Laub in ihre Schürze, als sie darein fassen konnte, aber bald ward ihr die Last von neuem zu schwer, und sie mußte nochmals ausleeren, was sie groß wundernahm, denn sie hatte oft hochgetürmte Graslasten heimgetragen und solche Mattigkeit noch nie gefühlt. Als sie zu Hause war, warf sie den Ziegen das Laub vor, gab den Kindern das Abendbrot, betete ihren Abendsegen und schlief flugs und fröhlich ein. Am andern Morgen ging sie zuerst mit dem Melkfasse ihrer Gewohnheit nach in den Ziegenstall. Da wollte ihr schier das Herz brechen, als sie das gute, nahrhafte Haustier, die alte Ziege, steif und alle viere von sich gestreckt, daliegen sah, indes die Hipplein die Augen gräßlich im Kopf verdrehten, die Zunge herausstreckten und gleichfalls dem Tode nahe waren. So ein Unglück war der guten Frau während der ganzen Ehe noch nicht begegnet, und betäubt vor Schrecken sank sie auf ein Bündlein Stroh, hielt die Schürze vor die Augen, denn sie konnte den Jammer der Sterblinge nicht ansehen, und seufzte tief: „Was fang ich unglückseliges Weib nur an, wenn mein Mann nach Hause kommt." Aber endlich tröstete sie sich in ihren Gedanken mit der vielen neuen Arbeit, die sie jetzt erwartete, und sie dachte schon daran, sich in den Stunden, da die Kinder sie frei ließen, bei den Nachbarn zu verdingen und eine neue Ziege zu verdienen. In solchen Gedanken ward sie wieder frohen Muts, trocknete ihre Tränen, und wie sie die Augen aufschlug, sah sie vor ihren Füßen ein Blättlein, das flimmerte und blinkte so hell wie gelbes Gold. Sie hob es auf, und siehe da, es war schwer wie Gold. Rasch sprang sie auf, lief damit zu ihrer Nachbarin, die einen Handel trieb, und die kluge Frau erkannte es für reines Gold,

Digitized by Google

schacherte es ihr ab und zählte ihr dafür zwei Dicktaler bar auf den Tisch. Nun war alles Herzeleid vergessen. Solchen Schatz in barem Gelde hatte das arme Weiblein noch nie besessen. Sie lief zum Bäcker, kaufte Strithel und Butterkringel und beim Schlächter eine Hammelkeule für ihren Mann, die sie zurichten wollte, wenn er abends müde und hungrig von der Reise käme. Wie zappelten die Kleinen der Mutter entgegen, als sie hereinkam und ihnen ein so ungewohntes Frühstück austeilte! Nun war ihre Sorge, das tote Vieh beiseite zu schaffen und dies häusliche Unglück vor ihrem Mann so lange wie möglich zu verheimlichen. Aber ihr Erstaunen ging über alles, als sie von ungefähr in den Futtertrog sah und einen ganzen Haufen goldener Blätter darin erblickte. Ihr ahnte, woran die Ziegen gestorben waren, und geschwind schärfte sie das Küchenmesser, brach die Leichname auf und fand in den Mägen Klumpen reinen Goldes. Jetzt wußte sie ihres Reichtums kein Ende, aber ihrer Sorgen auch nicht. Sie wurde scheu und unruhig, fühlte Herzklopfen und wußte nicht, ob sie den Schatz in die Lade verschließen oder in den Keller vergraben sollte, fürchtete Diebe und Schatzgräber und wollte auch ihren Mann, den Knauser, nicht gleich alles wissen lassen, weil sie Angst hatte, daß er das Geld an sich nehmen und sie dennoch nebst den Kindern darben lassen möchte. Als sie sich nun gar keinen Rat wußte, ging sie zum Pfarrer, der stets auf seiten der Weiber gestanden hatte, erzählte ihm alles und brachte ihm den Schatz, damit er sie beriete. Der Pfarrer konnte zunächst vor Erstaunen keinen klaren Gedanken fassen, dann freute er sich mächtig über das Glück des armen Weibleins, rückte sein Käpplein hin und her, und als er lang genug nachgedacht hatte, redete er also: „Wäge mir das Gold zu, daß ich es dir getreulich aufbewahre. Dann will ich dir einen Brief schreiben, darin soll stehen, dein Bruder, der vor langen Jahren in fremden Diensten ins Ausland gefahren ist und daselbst verstarb, habe dir all sein Gut vermacht und sich ausbedungen, daß der Pfarrer deines Dorfes dich bevormunde, damit es dir allein und keinem andern zu nutz komme. Ich will weder Lohn noch Dank, aber vergiß nicht, daß du dem Himmel etwas von seinem Segen schuldig bist und gelobe wenigstens ein reiches Meßgewand." Dieser Rat dünkte dem Weiblein wunderbar, sie gelobte das Meßgewand, wog den Schatz gewissenhaft aus und schied mit frohem und erleichtertem Herzen. ~ Rübezahl war indessen nicht minder für die tapfere Mutter tätig und lauerte auf allen Straßen, die von Böhmen über das Gebirge führten, ob er keinen Glashändler erblicken könnte. Zum Glück für alle Unschuldigen, die mit einer Bürde Glases zufällig im Gebirge waren, kam der Mann unseres Weibleins um die Abendzeit rüstig und frisch geschritten, und unter seinem festen Tritt ertönte jedesmal die Glaslast, die er in der Kiepe trug. Rübezahl freute sich schon von ferne und rüstete sich zu seinem Meisterstreich. Der keuchende Händler hatte beinahe das Gebirge erstiegen, nur die letzte Anhöhe mußte er noch gewinnen, und dann ging es bergab nach der Heimat. Er mußte mehr als einmal ausruhen und stützte dann seinen Korb mit dem Knotenstock. Mit Anstrengung erreichte er endlich den Bergesgipfel, und ein schöner, ge-

Digitized by Google

rader Pfad sollte ihn nun ins Tal führen. Mitten am Weg lag ein abgesägter Fichtenbaum, daneben stand der Stumpf kerzengerade und aufrecht und eben wie eine Tischplatte. Rings umher grünte und blühte das schwellende Kraut und lud zum Ruhen ein, daß er alsbald den schweren Korb auf den Fichtenstumpf setzte und sich gegenüber in das weiche Gras streckte. Hier überdachte er den Gewinn, den ihm die Ware diesmal einbringen würde, und fand, wenn er keinen Groschen für den Haushalt verwendete und die fleißige Hand seines Weibes für Nahrung und Kleider sorgen ließ, könne er einen Esel kaufen und dem in Zukunft die Last aufbürden. Ist einmal der Esel da, dachte er weiter, so wird auch bald ein Pferd kommen, und habe ich einmal das Pferd, so wird wohl auch ein Acker dazu zu finden sein, und aus einem Acker werden zwei, und mit der Zeit wird ehe Hufe und endlich ein Bauerngut daraus, und dann will ich meiner Frau einen neuen Rock schenken. So weit war er gekommen, da tummelte Rübezahl seinen Wirbelwind um den Holzstock und stürzte mit einmal den Glaskorb herunter, daß der zerbrechliche Kram in tausend Stücke fiel. Zugleich donnerte aus der Ferne ein lautes Gelächter schadenfroh und übernatürlich, und als der unglückliche Händler recht zusah, waren Klotz und Baum verschwunden. „Oh," wehklagte er ahnungsvoll, „Rübezahl, du Schadenfroh, was habe ich dir getan, daß du mir mein Brot nimmst, meinen sauren Schweiß und mein Blut; ach, nun bin ich auf Lebenszeit geschlagen. Halunke, komm und erwürge mich, nachdem du mein Alles auf der Welt genommen hast." Wirklich war ihm das Leben in diesem Augenblick nicht mehr wert als ein zerbrochen Glas, aber Rübezahl kehrte sich nicht weiter daran und ließ nichts von sich sehen und hören. Der verarmte Mann mußte sich entschließen, die Bruchstücke zusammenzulesen, um auf der Glashütte wenigstens ein paar Spitzgläser zum Anfang eines neuen Gewerbes dafür einzutauschen. Mit tausend schwermütigen Gedanken machte er sich auf den Weg. Da fielen ihm die Ziegen ein, die seine Frau im Stalle hatte, aber er wußte, sie liebte sie fast wie ihre Kinder, und im Guten waren sie ihr nicht abzugewinnen. Darum gedachte er, erst um Mitternacht sich in sein Haus zu stehlen, die Ziegen nach Schmiedeberg auf den Markt zu treiben, das daraus gelöste Geld zum Ankauf neuer Ware zu verwenden und bei seiner Zurückkunft mit dem Weibe zu hadern, als wäre durch ihre Unachtsamkeit das Vieh in seiner Abwesenheit gestohlen worden. Schlag zwölf machte er sich auf den Diebesweg, kletterte über die niedrige Hoftür und schlich mit Herzpochen zum Ziegenstall. Er fand den Stall zu seinem Erstaunen unverschlossen, aber es freute ihn, denn diese Unvorsichtigkeit gab ihm einen Schein von Recht, seine Spitzbüberei zu beschönigen, aber im Stall war weder Ziege noch Böcklein, und im ersten Schrecken glaubte er, es habe bereits ein anderer Diebsgeselle, dem das Stehlen geläufiger war als ihm, dem Stall einen Besuch gemacht. Bestürzt sank er auf die Streu und überließ sich seiner Trauer. Schließlich aber war er so niedergedrückt und kleinlaut, daß er zaghaft an seines Weibes Tür pochte und um Einlaß bat. Er erzählte ihr unter Stöhnen und Seufzen, was ihm begegnet sei, und da sie vernahm,

Digitized by Google

daß Rübezahl ihm diesen Schabernack gespielt hatte, konnte sie sich des Lachens kaum erwehren, denn sie erriet die Absicht des Berggeistes gar wohl. Indessen wuchs sein Unglück noch viel größer an, als er erfuhr, daß alle Ziegen zu Tode gekommen waren, und er schrie seine Frau an, sie möge die vier Kinder nur gleich ins Wasser tragen, denn ernähren könne er sie nicht mehr. „Nun, so kann ichs," sprach das Weiblein, und bei diesen Worten trat der Pfarrer in die Stube, hielt dem Glashändler, dessen Reden er alle vernommen hatte, eine lange Predigt darüber, daß der Geiz die Wurzel alles Übels sei, und als er ihm das genugsam eingeschärft hatte, zog er seinen Brief heraus und erzählte dem Verblüfften, welche Erbschaft seine Frau gemacht habe. Lange Zeit konnte er kein Wort herausbringen, aber als er wieder bei Besinnung war, fiel er seinem Weibe um den Hals und tat ihr die zweite Liebeserklärung in seinem Leben so warm als die erste, und wurde von der Zeit an der geschmeidigste Ehemann und der liebevollste Vater, den man nur denken kann. Nun waren alle seine Pläne, die er auf dem Gipfel des Gebirges gehegt hatte, viel schöner und glücklicher in Erfüllung gegangen, als er es gedacht hatte. Der redliche Pfarrer verwandelte nach und nach das Gold in klingende Münze und kaufte ein großes Bauerngut, darauf die beiden fleißig und ordentlich, wie es sich gehörte, wirtschafteten. Die zärtliche treue Mutter aber erlebte in ihrem Alter große Freude an ihren Kindern, und zumal Rübezahls Günstling wurde ein gar wackerer Mann, der im Heere des Kaisers diente und sogar den Generalsrock bekam.

Es hatte Rübezahl ausgezeichnet gefallen, als unserm Glashändler die Kraze voll Glas von dem eingebildeten Baumstumpf gefallen war. Er freute sich zu sehr an allerlei Schabernack und an den bestürzten Gesichtern der Menschenkinder, denen er also übel mitspielte. Nun aber saß der Glaswarenhändler auf seinem Bauernhofe und dachte nicht mehr daran, nach Böhmen zu wandern und mit Mühe und Not seine Waren über das Riesengebirge zu tragen, und es dauerte längere Zeit, ehe sich ein anderer fand, der um bescheidenen Gewinn den Glashandel fortführte. Der fiel eines Tages dem Berggeist in die Hände. Es ging ihm nämlich genau wie seinem Vorgänger. Er kam mit einer schweren Tracht an und rechnete sich aus, was er an seinen Waren verdienen könne, und was er mit dem Gewinn anfange. Unsichtbar schritt Rübezahl neben ihm her und hörte auf das Selbstgespräch, und da nun der Mann auf mehr Gewinn sann, als ihm eigentlich gebührte, so war der Berggeist gleich darauf bedacht, ihm einen Possen zu spielen und einen Schrecken in die Glieder zu jagen. Er verwandelte sich eine Strecke voraus in einen alten, glatt abgesägten Baumstrunk unterhalb einer recht steilen Wegstelle, die man mit Recht eine Kniebrecke nennen konnte. Der Glasmann wandelte vorsichtig an der steilen Stelle nieder, und es wurde ihm ungleich beschwerlicher, als wenn er bergan hätte steigen müssen; daher tat ihm not, ein wenig auszuruhen, und da erblickte er den alten Baumstrunk und setzte sich samt seiner Glaskraze darauf. In diesem Augenblick verschwand der in den

Digitized by Google

Strunk verwandelte Berggeist, und der Glashändler stürzte hart zu Boden samt seiner Last, und die Glasware zerklirrte in tausend Scherben. Nicht ein Stück blieb ganz. „Ach Gott! Ach Gott!“ schrie der Glashändler und geriet ganz außer sich. Welch ein Schreden, welch ein Verlust! Der Mann gebärdete sich, als ob er sich das Leben nehmen wollte. Anderes Glas holen konnte er nicht, denn er hatte kein Geld mehr, und auf Borg gaben sie ihm nichts in der Glashütte. Sein sauer verdientes bißchen Geld, das er in neuen Glaswaren angelegt hatte, hier lag es in Scherben. Da ritt ein junger Gesell auf einem Esel pfeifend und singend vom Gebirge nieder, der stieß auf den jammernden Mann und fragte ihn, warum er so weine und klage? Dem erzählte nun jener das ihm widerfahrene Unheil, und der Wanderer fragte ihn, wie hoch er seinen Verlust und Schaden anschlage. „Ach, acht bis neun Taler zuversichtlich samt dem, was ich an der zerbrochenen Ware hätte verdienen können!“ rechnete jener seufzend aus. „Ich möchte dir gern helfen, armer Tropf,“ sprach der Eselreiter, „aber ich habe selbst kein Geld. Doch weißt du was, da drunten im Tale wohnt ein Müller, der ist ein Schalk und zugleich ein Gastwirt; er mißt, daß den Kunden die Augen übergehen, und ebenso unchristlich mißt und schnürt er auch, wenn jemand bei ihm einkehrt. Er ist die Habsucht und Gewinnsucht selbst, und zur Strafe soll der dir dein Glas ersetzen.“ „Wie wäre das möglich, daß ein geiziger und habsüchtiger Mann dies aus freien Stücken täte?“ fragte der Glashändler, indes er neben dem Reisenden weiterschritt und gefällig da, wo es steil hinabging, dessen Esel am Zaume führte. „Aus freien Stücken?“ fragte mit höhnischem Lächeln der Reisende. „Nein, mein guter Geselle! Aus freien Stücken tut es der Müller nicht, des bin ich sicher. Aber er muß es dennoch tun. Wir wollen ihm meinen Esel verkaufen, der ist unter Brüdern seine zehn bis zwölf Taler wert; wenn er nun für neun Taler den Esel bekommt, so schlägt er freudig auf den Handel ein und gibt uns obendrein noch freie Zeche.“ „Ja ~ aber ~ lieber Herr,“ fragte der Glasmann kleinlaut, „Ihr wollt doch nicht ~ Euren Esel ~ mir zu Liebe ~?“ „~ dem Müller verkaufen?“ ergänzte der Reiter; „ei warum denn nicht, mein guter Geselle? Darauf kommt es mir nicht an; ich weiß noch mehr Esel.“ Der Glasmann gab sich nicht sogleich dem Glauben an das in Aussicht gestellte Glück hin. Es schien ihm ganz unmöglich, daß ein Mensch, der, wie er selbst gesagt, kein Geld hatte, zu seinen Gunsten sich eines schätzbaren Esels berauben werde. Er wußte freilich nicht, daß der Eselbesitzer kein anderer war, als der neidische Berggeist, der ihn erst zu Fall gebracht und seinen Schaden verursacht hatte. Bald war die Mühle erreicht; der Müller stand schon in der Tür und freute sich, die Fremden kommen zu sehen; auch blickte er mit Wohlgefallen auf den stattlichen, äußerst gut genährten Esel hin. So glatt und kräftig wie dieser sahen die Esel in seiner Mühle keineswegs aus. Die Gäste ließen sich Brot und Wurst und Bier geben, ein Wort gab das andere, der Glaser erzählte sein Unglück, und der Müller wollte sich vor Schadenfreude tot darüber lachen; er lachte, daß er sich seinen kugelrunden Bauch halten mußte und förmlich stäubte. Das verdroß und ärgerte

Digitized by Google

den Glasmann über alle Maßen, doch bedeutete ihn ein Blick des Reisenden, sich ganz ruhig zu verhalten. Als der Müller genug gelacht hatte, iahte der draußen vor der Tür angebundene Esel des Fremden, worauf der Müller das Gespräch alsbald auf ihn brachte. „Ein hübscher Kerl, fürwahr, Euer Esel! Wie alt?“ „Vier Jahre!“ „Wie teuer?“ „Nicht feil!“ „Schade! Ich hätt ihn brauchen können; vorige Woche ist mir einer zugrunde gegangen.“ „Werdet ihn zu gut gefüttert haben, Müller,“ stichelte der Fremde. „Oho ~ gerade das Gegenteil!“ verschnappte sich der Müller. „So? Da sollte mich mein Esel dauern, wenn er in Eure Hände käme. Mein Esel ist gewohnt, gut zu essen.“ „Ja doch!“ verbesserte sich der Müller, „bei mir soll es ihm auch nicht fehlen. Ich wollte nur sagen, daß der meine nicht mehr fressen wollte und deshalb draufging. Ich geb Euch sieben Taler.“ „Oho! Weiter fehlte mir nichts!“ spottete der Eselbesitzer. „Wo denkt Ihr hin, Müller? Solch ein prachtvoller Esel und sieben Taler? Pfui! Nicht um zwölf ist er mir feil.“ Im Müller erwachte eine wahre Eselhabsucht. „Acht Taler geb ich!“ rief er, fuhr in die Tasche und klingelte mit hartem Gelde. „Gebt else, und der Handel ist gemacht!“ „Nein! Neun!“ schrie der Müller. „Das ist mein letztes Wort.“ „Und mein letztes ist zehn, dabei bleibt es, und freie Zeche,“ sprach der Eselbesitzer. Der Müller kraute sich hinter den Ohren, wollte noch abdingen, aber der Fremde blieb unerschütterlich. „Freie Zeche und zehn Taler, nicht einen Groschen, nicht einen Pfennig, nicht einen Heller weniger!“ „Ihr seid ein Mann von Stein,“ klagte der Müller. „O ja, sagt doch lieber von einem ganzen Gebirge!“ höhnte der Fremde. Der Müller mußte den Esel haben und zählte ächzend und krächzend zehn Taler auf den Tisch, aber keineswegs in harten Talern, sondern in eitel Groschen und verschimmelten dünnen Zweigroschenstücken, sogenannten Blechkappen, an denen Mehl und Grünspan hingen. Vergnügt zählte der Fremde das Geld und strich es ein, tat es in ein ledernes Beutelchen und legte es in die Hand seines Begleiters, als der Müller voller Freuden bereits hinausgerannt war, seinen Esel in den Stall zu führen. Der Glasmann war ganz überrascht über die Gabe, wollte danken, aber der Fremde sprach: „Spar allen Dank! Neun Taler war ich dir schuldig, den zehnten nimm für deinen Schreck. Jetzt geh in den Stall und schaue, was der Müller treibt, und fahre wohl! Wenn der Müller fragt, wo ich bin, so sage ihm nur, ich sei über die Höhe.“ Der hocherfreute Glasmann nahm seine Scherbenkraxe auf den Rücken und verfügte sich über den Hof nach dem Stalle, wo der neugekaufte Esel bereits abgezäumt an der Krippe stand; mit eigner Hand hatte der Müller diesem frische Heide untergestreut und trug jetzt ein großes Bündel duftiges, zartes Gebirgsheu im Arm, das er dem Esel in der Krippe ausbreitete. Wie wunderte sich aber der Glasmann, und wie heftig erschrak der Müller, als der Esel ihn mit einem unaussprechlichen Blick ansah, mit dem Kopfe schüttelte und mit den langen Ohren bedenklich wackelte, heißen Odem ausstieß und endlich das breite Maul auftat und mit tiefer Stimme sprach: „Du guter Mensch, guter Müller ~ es tut mir leid, aber ich esse kein Hahaheu! Ich esse nur

Digitized by Google

Jebibobackenes und Jebribrobratenes!" Voll Entſetzen ſtürzte der Müller aus dem Stalle, rannte den Glasmann an der Tür faſt über den Haufen und ſchrie: „Der Teufel iſt im Stalle! Wo iſt der nichtsnutze Kerl, der mir einen Spuk verkaufte?" „Der iſt über die Höhe!" rief der Glasmann und lachte jetzt ſo ſehr, als vorhin der Müller über ihn gelacht hatte. Der Müller rief alle ſeine Leute zuſammen und ſchrie immerfort vom redenden Eſel; denn da er nicht weit in der Welt herumgekommen war, ſo war es ihm etwas ganz Unerhörtes, einen Eſel reden zu hören; ſeine Leute aber glaubten, er ſei übergeſchnappt. Jetzt führte er ſie alle nach dem Stalle, den Eſel zu zeigen; aber ſiehe, an deſſen Stelle hing eine Schütte Stroh an der Halfter vor der Eſelskrippe, und der Müller verſicherte hoch und teuer, daß er ſelbſt ein geſchlagener Eſel ſei. Das haben ihm denn auch alle aufs Wort geglaubt. Der Glasmann aber ging ſeiner Wege und ſegnete den biederen Rübezahl.

Vom Fiſcher un ſyner Fru / Dar wöör maal eens en Fiſcher un ſyne Fru, de waanden tofamen in'n Pißputt, dicht an der See, un de Fiſcher güng alle Dage hen un angeld: un he angeld un angeld. So ſeet he ook eens by de Angel und ſeeg ſümmer in dat blanke Water henin: un he ſeet un ſeet. Do güng de Angel to Grund, deep ünner, un as he ſe wedder heruphaald, ſo haald he enen grooten Butt heruut. Do ſäd de Butt to em: „Hör mal, Fiſcher, ik bidd dy, lat my lewen, ik bün keen rechten Butt, ik bün' nverwünſchten Prins. Wat helpt dy dat, dat du my doot maakſt? Ik würr dy doch nich recht ſmecken: ſett my wedder in dat Water un laat my ſwemmen." „Nu," ſäd de Mann, „du bruukſt nich ſo veel Wöörd to maken, eenen Butt, de ſpreken kann, hadd ik doch wol ſwemmen laten." Mit des ſett't he em wedder in dat blanke Water, do güng de Butt to Grund und leet enen langen Stryyen Bloot achter ſik. Do ſtünn de Fiſcher up un güng nach ſyne Fru in'n Pißputt. „Mann," ſäd de Fru, „heſt du hüüt niks fungen?" „Ne," ſäd de Mann, „ik füng enen Butt, de ſäd, he wöör en verwünſchten Prins, da hebb ik em wedder ſwemmen laten." „Heſt du dy denn niks wünſchd?" ſäd de Fru. „Ne," ſäd de Mann, „wat ſchull ik my wünſchen?" „Ach," ſäd de Fru, „dat is doch awel, hyr man ſümmer in'n Pißputt to waanen, dat ſtinkt un is ſo eklig: du haddſt uns doch ene lüttje Hütt wünſchen kunnt. Ga noch hen un roop em: ſegg em, wy wähſt 'ne lüttje Hütt hebben, he dait dat gewiß." „Ach," ſäd de Mann, „wat ſchull ik door noch hengaan?" „J," ſäd de Fru, „du haddſt em doch fungen, un heſt em wedder ſwemmen laten, he dait dat gewiß. Ga glyk hen." De Mann wull noch nicht recht, wull awerſt ſyn Fru ook nich to weddern ſyn und güng hen na der See. As he door köhm, wöör de See ganß grön un geel un goor nich mee ſo blank. So güng he ſtaan un ſäd: „Manntje, Manntje, Timpe Te / Buttje, Buttje in der See / myne Fru de Iſebill / will nich ſo as ik wol will." Do köhm de Butt anſwemmen un ſäd: „Na, wat will ſe denn?" „Ach," ſäd de Mann, „ik hebb

Digitized by Google

Digitized by Google

dy doch ſungen hatt, nu ſäd myn Fru, ik hadd my doch wat wünſchen ſchullt. Se mag nich meer in'n Pißputt wanen, ſo wull geern 'ne Hütt." „Ga man hen," ſäd de Butt, „ſe hett ſe all." Do güng de Mann hen, un ſyne Fru ſeet nich meer in'n Pißputt, dar ſtünn averſt ene lüttje Hütt, un ſyne Fru ſeet vor de Döhr up ene Bänk. Do nöhm ſyne Fru em by de Hand und ſäd to em: „Kumm man herein, ſüh, nu is dat doch veel beter." Do güngen ſie henin, un in de Hütt was een lüttjen Vörplatz un ene lüttje herrliche Stuwm Kamer, wo jem eer Bedd ſtünn, un Kääk un Spyſekamer, allens up dat beſte mit Geräthſchoppen, un up dat ſchönſte upgeſetzt, Tinntüg und Miſchen (Meſſing), wat ſik darin höört. Un achter was ook en lüttjen Hof mit Hönern un Aanten, un en lüttjen Goorn mit Grönigkeiten un Aaſt (Obſt). „Süh," ſäd de Fru, „is dat nich nett?" „Ja," ſäd de Mann, „ſo ſchall't blywen, nu wähl wy recht vergnögt lewen." „Dat wähl wy uns bedenken," ſäd de Fru. Mit des eeten ſe wat un güngen to Bedd. So güng dat wol 'n acht oder veertein Dag, do ſäd de Fru: „Hör, Mann, de Hütt is ook goor to eng, un de Hof un de Goorn is ſo kleen: de Butt hadd uns ook wol een grötter Huus ſchenken kunnt. Ich much woll in enem grooten ſtenern Slott wanen: ga hen tom Butt, he ſchall uns en Slott ſchenken." „Ach, Fru," ſäd de Mann, „de Hütt is jo god noog, wat wähl wy in'n Slott wanen." „I wat," ſäd de Fru, „ga du man hen, de Butt kann dat ſümmer doon." „Ne, Fru," ſäd de Mann, „de Butt hett uns eerſt de Hütt gewen, ik mag nu nich all wedder kamen, den Butt muchd et vördreten." „Ga doch," ſäd de Fru, „he kann dat recht good un dait dat geern; ga du man hen." Dem Mann wöör ſyn Hart ſo ſwoor, un wull nich; he ſäd by ſik ſülwen: „Dat is nich recht;" he güng averſt doch hen. As he an de See köhm, wöör dat Water ganz vigelett un dunkelblau un grau un dick, un goor nich meer ſo grödn un geel, doch wödr't noch ſtill. Do güng he ſtaan un ſäd: „Manntje, Manntje, Timpe Te / Buttje, Buttje in der See / myne Fru de Ilſebill / will nich ſo as ik wol will." „Na, wat will ſe denn?" ſäd de Butt. „Ach," ſäd de Mann half bedröfst, „ſe will in'n groot ſtenern Slott wanen." „Ga man hen, ſe ſtait vör der Döhr," ſäd de Butt. Da güng de Mann hen un dachd, he wull nach Huus gaan, as he averſt daar köhm, ſo ſtün door 'n grooten ſtenern Pallaſt, un ſyn Fru ſtünn ewen up de Trepp un wull henin gaan: da nöhm ſe em by de Hand und ſäd: „Kumm man herein." Mit des güng he mit ehr henin, un in dem Slott wöör ene grote Dehl mit marmelſtenern Aſters (Eſtrich), un dar wören ſo veel Bedeenters, de reten de grooten Dören up, un de Wende wören all blank un mit ſchöne Tapeten, un in de Zimmers luter gollne Stöhl un Diſchen, un kryſtallen Kroonlüchters hüngen an dem Dähn, un ſo wöör dat all de Stuwen und Kamers mit Footdecken: un dat Eeten un de allerbeſte Wyn ſtünn up den Diſchen, as wenn ſe breken wullen. Un achter dem Huſe wöör ook'n grooten Hof mit Peerd- und Kohſtall, un Kutſchwagens up dat allerbeſte, ook was door en grooten herrlichen Goorn mit de ſchömſten Blomen und ſyne Aaſtbömer, un en Luſtholt wol 'ne halwe Myl lang, door wören Hirſchen und Reh un Haſen drin un allens wat man ſik jümmer

Digitized by Google

wünſchen mag. „Na," ſäd de Fru, „is dat nun nich ſchön?" „Ach, ja," ſäd de Mann, „ſo ſchall't ook blywen, nu wähl wy ook in dat ſchöne Slott wanen und wähl toſteden ſyn." „Dat wähl wy uns bedenken," ſäd de Fru, „un wählen't beſlapen." Mit des güngen ſe to Bedd. Den annern Morgen waakd de Fru toerſt up, dat was ſülſt Dag, un ſeeg unt jem ehr Bedd dat herrliche Land vör ſik liggen. De Mann redd ſik noch, do ſtödd ſe em mit dem Ellbagen in de Syd und ſäd: „Mann, ſta up un kyk mal unt dem Fenſter. Süh, kunnen wy nich König warden äwer all düt Land? Ga hen tom Butt, wy wählt König ſyn." „Ach, Fru," ſäd de Mann, „wat wähl wy König ſyn! Jk mag nich König ſyn." „Na," ſäd de Fru, „wult du nich König ſyn, ſo will ik König ſyn. Ga hen tom Butt, ik will König ſyn." „Ach, Fru," ſäd de Mann, „wat wullſt du König ſyn? Dat mag ik em nich ſeggen." „Worüm nich?" ſäd de Fru, „ga ſtrads hen, ik mutt König ſyn." Do güng de Mann hen un wödr ganß betröbſt, dat ſyne Fru König warden wull. „Dat is nicht recht un is nich recht," dachd de Mann. He wull nicht hengaan, güng awerſt doch hen. Un as he an de See köhm, do wödr de See ganß ſwartgrau, un dat Water geerd ſo von ünnen up un ſtünk ook ganß ſuul. Do güng he ſtaan un ſäd: „Mamntje, Mamntje, Timpe Te / Buttje, Buttje in der See / myne Fru de Ilſebill / will nich ſo as ik wol will." „Nat, wat will ſe denn?" ſäd de Butt. „Ach," ſäd de Mann, „ſe will König warden." „Ga man hen, ſe is't all," ſäd de Butt. Do güng de Mann hen, un as he na dem Pallaſt köhm, ſo wödr dat Slott veel grötter worren, mit einem grooten Toorn un herrlyken Zyraat doran: un de Schildwacht ſtünn vor de Döhr, un dar wören ſo väle Soldaten un Pauken un Trumpeten. Un as he in dat Huus köhm, ſo wödr allens von purem Marmelſteen mit Gold, un ſammtne Deken un groote gollne Quaſten. Do güngen de Dören von dem Saal up, door de ganße Hofſtaat wödr, un ſyne Fru ſeet up enem hogen Troon von Gold und Demant, un hadd ene groote gollne Kroon up un den Zepter in der Hand von purem Gold un Edelſteen, un up beyden Syden by ehr ſtünnen ſes Jumpfern in ene Reeg, jümmer ene enen Kops lüttjer as de annere. Do güng he ſtaan un ſäd: „Ach, Fru, büſt du nu König?" „Ja," ſäd de Fru, „nu bün ik König." Do ſtümm he un ſeeg ſe an, un as he ſe do een Flach (eine Zeitlang) ſo anſehn hadd, ſäd he: „Ach, Fru, wat lett dat ſchöön, wenn du König büſt! Nu wähl wy ook niks meer wünſchen." „Ne, Mann," ſäd de Fru, un wödr ganß unruhig, „my waart de Tyd un Wyl al lang, ik kann dat nich meer utholten. Ga hen tom Butt, König bün ik, nu mutt ik ook Kaiſer warden." „Ach, Fru," ſäd de Mann, „wat wullſt du Kaiſer warden." „Mann," ſäd ſe, „ga tom Butt, ik will Kaiſer ſyn." „Ach, Fru," ſäd de Mann, „Kaiſer kann he nich maken, ik mag dem Butt dat nich ſeggen; Kaiſer is man eenmal im Reich; Kaiſer kann de Butt jo nich maken, dat kann un kann he nich." „Wat," ſäd de Fru, „ik bünn König, un du büſt man myn Mann, wullt du glyk hengaan! Glyk ga hen, kann he König maken, kann he ook Kaiſer maken, ik will un will Kaiſer ſyn; glyk ga hen." Do muſſd he hengaan. Do de Mann awer hengüng, wödr em ganß bang, un as he ſo güng,

Digitized by Google

dachd he by ſik: „Dät gait un gait nich good: Kaiſer is to uutvörſchaamt, de Butt wart am Ende mödd.“ Mit des köhm he an de See, do wöör de See noch ganß ſwart und dick und ſüng al ſo von ünnen up to geeren, dat et ſo Blaſen ſmee, un et güng ſo em Keekwind äwer hen, dat et ſik ſo köhrd; un de Mann wurr groen (grauen). Do güng he ſtaan un ſäd: „Manntje, Mannije, Timpe Te / Buttje, Buttje in der See / myne Fru de Ilſebill / will nich ſo as ik wol will.“ „Na, wat will ſe denn?“ ſäd de Butt. „Ach, Butt,“ ſäd he, „myn Fru will Kaiſer warden.“ „Ga man hen,“ ſäd de Butt, „ſe is't all.“ Do güng de Mann hen, un as he door köhm, ſo wöör dat ganße Slott von poleertem Marmelſteen mit albaſternen Figuren un gollnen Ipraten. Vör de Döhr marſcheerden de Soldaten, un ſe blöſen Trumpeten un ſlögen Pauken un Trummeln; averſt in dem Huſe da güngen de Baronen un Grawen un Herzogen man ſo as Bedeenters herüm; do makten ſe em de Dören up, de von luter Gold wören. Un as he herinköhm, door ſeet ſyne Fru up enen Troon, de wöör von een Stück Gold, un wöör wol twe Myl hoog; un hadd ene groote gollne Kroon up, de wöör dre Elen hoch un mit Brilljanten un Karfunkelſteen beſett't; in de ene Hand hadde ſe den Zepter un in de annere Hand den Reichsappel, un up beyden Syden by ehr door ſtünnen de Trabanten ſo in twe Regen, jümmer en lüttger as de annere, von dem allergröttеſten Ryſen, de wöör twe Myl hoog, bet to dem allerlüttjeſten Dwaark, de wöör man ſo groot as min lüttje Finger. Un vör ehr ſtünnen ſo vele Fürſten un Herzogen. Door güng de Mann tüſchen ſtaan un ſäd: „Fru, büſt du nu Kaiſer?“ „Ja,“ ſäd ſe, „ik bün Kaiſer.“ Do güng he ſtaan un beſeeg ſe ſik ſo recht, un as he ſe ſon Flach anſehen hadd, ſo ſäd he: „Ach, Fru, watt lett dat ſchöön, wenn du Kaiſer büſt!“ „Mann,“ ſäd ſe, „wat ſtaiſt du door? Ik bün nu Kaiſer, nu will ik averſt ook Paabſt warden, ga hen tom Butt.“ „Ach, Fru,“ ſäd de Mann, „watt wullſt du man nich? Paabſt kannſt du nich warden, Paabſt is man eenmal in der Kriſtenhait, dat kann he doch nich maken.“ „Mann,“ ſäd ſe, „ik will Paabſt warden; ga glyk hen, if mutt hüüt noch Paabſt warden.“ „Ne, Fru,“ ſäd de Mann, „dat mag ik em nich ſeggen, dat gait nich good, dat is to groſſ, tom Paabſt kann de Butt nich maken.“ „Mann, wat Snack!“ ſäd de Fru, „kann he Kaiſer maken, kann he ook Paabſt maaken. Ga ſoorts hen, if bünn Kaiſer, un du büſt man myn Mann, wult du wol hengaan!“ Do wurr he bang un güng hen; em wöör averſt ganß ſlau, un zitterd un beevd, un de Knee un de Waden ſlafferden em. Un dar ſtreek ſon Wind äwer dat Land, un de Wolken ſlögen, as dat düſter wurr gegen Awend; de Blädder waiden von den Bömern, und dat Water güng und bruuſd, as laakd dat, un platſchd an dat Aver, un von feern ſeeg he de Schepen, de ſchöten in der Not, un danßden un ſprüngen up den Bülgen. Doch wöör de Himmel noch ſon bitten blau in de Midd, averſt an den Syden door toog dat ſo recht rood up as en ſwohr Gewitter. Do güng he recht vörzufft (verzagt) ſtaan in de Angſt un ſäd: „Manntje, Mannije Timpe Te / Buttje, Buttje in der See / myne Fru de Ilſebill / will nich ſo as ik wol will.“ „Na, wat will ſe denn?“ ſäd de Butt. „Ach,“ ſäd de Mann, „ſe will Paabſt warden.“

Digitized by Google

„Ga man hen, se is't all," säd de Butt. Do güng he hen, un as he door köhm, so wör dar as en groote Kirch mit luter Pallastens ümgewen. Door drängd he sik dorch dat Volk; inwendig was awer allens mit dausend un dausend Lichtern erleuchtet, un syne Fru wör in luter Gold gekledet, un seet noch up enem veel högeren Troon, un hadde dre groote gollne Kronen up, un üm ehr was so veel von geistlykem Staat, un up beyden Syden by ehr door stünnen twe Regen Lichter, dat grötteste so dick un groot as de allergrötteste Toorn, bet to dem allerkleensten Käkenlicht; un alle de Kaisers un de Königen de legen vör ehr up de Knee un küssden ehr den Tüffel. „Fru," säd de Mann un seeg se so recht an, „büst du nu Paabst?" „Ja," säd se, „ik bün Paabst." Do güng he staan un seeg se recht an, un dat wör, as wenn he in de hell Sunn seeg. As he se do en Flach ansehn had, so segt he: „Ach, Fru, wat lett dat schön, wenn du Paabst büst!" Se seet awerst ganß styf as en Boom, un rüppeld un röhrd sik nich. Do säd he: „Fru, nu sy tofreden; nu du Paabst büst, nu kannst du doch niks meer warden." „Dat will ik my bedenken," säd de Fru. Mit des güngen se beyde to Bedd; awerst se wör nich tofreden, un de Girigkait leet se nich slapen, se dachd jümmer, wat se noch warden wull. De Mann sleep recht good un fast, he hadd den Dag veel lopen; de Fru awerst kunn goor nicht inslapen un smeet sik von een Syd to der annern de ganße Nacht un dacht man jümmer, wat se noch wol warden kunn, un kunn sik doch up niks meer besinnen. Mit des wull de Sünn upgaan, un as se dat Morgenrood seeg, richtd se sik äwer End im Bedd un seeg door henin, un as se wat dem Fenster de Sünn so heruptamen seeg, „ha," dachd se, „kunn ik nich ook de Sünn un de Maan upgaan laten?" „Mann," säd se un stöd em mit dem Ellbagen in de Ribben, „waak up, ga hen tom Butt, ik will warden as de lewe Gott." De Mann was noch meist inn Slaap, awerst he vörschrock sik so, dat he uut dem Bedd füll. He meend, he hadd sik vörhöörd, un reef sik de Ogen wut un säd: „Ach, Fru, wat sädst du?" „Mann," säd se, „wenn ik nich de Sünn un de Maan kan upgaan laten, un mutt dat so ansehn, dat de Sünn un de Maan upgaan, ik kann dat nich uthollen un hebb kene geruhige Stünd meer, dat ik se nich sülwst kann upgaan laten." Do seeg se em so recht gräslig an, dat em son Schudder äwerleep. „Glyk ga hen, ik will warden as de lewe Gott." „Ach, Fru," säd de Mann un füll vör eer up de Knee, „dat kann de Butt nich. Kaiser un Paabst kann he maken; ik bidd dy, sla in dy um blyf Paabst." Do köhm se in de Booshait, de Hoor flögen ehr so wild üm den Kopp, do reet se sik dat Lyflen up un geef em eens mit dem Foot un schreed: „Ik holl dat nich ut, un holl dat nich länger ut, wult du hengaan!!" Do flödyd he sik de Bükren an un leep wech as unsinnig. ~ Buten awer güng de Storm un bruusde, dat he kunn up de Föten staan kunn; de Huser un de Bömer waiden um, un de Baarge beewden, un de Felsenstücken rullden in de See, un de Himmel wör ganß pickswart, un dat dunnerd un blitzd, un de See güng in so hoge swarte Bülgen as Kirchentöörn un as Baarge, un de hadden bawen alle ene witte Kroon von Schuum up. Do schre he, un kun syn egen Woord nich hören: „Manntje, Manntje, Timpe Te / Buttje, Buttje in der

Digitized by Google

See / myne Fru de Isebill / will nich so as ik wol will." „Na, wat will se denn?" säd de Butt. „Ach," säd he, „se will warden as de lewe Gott." „Ga man hen, se sitt all weder inn Pißputt." ~ ~ Door sitten se noch bet up hüllt un düssen Dag.

Der Weg ins Himmelreich / Ein König hatte ein großes Schloß, darin wohnte er mit seiner Frau. Sie waren aber gar nicht glücklich darin, denn sie hatten wohl Reichtümer genug, Dienerschaft die Menge und große Ställe voll Pferde, aber das Beste und Schönste fehlte ihnen, sie hatten keine Kinder. Das machte ihnen ihr Leben recht bitter und das Herz oft schwer, daß sie weinen mußten. Aber es schien ihnen noch viel mehr Trübsal und Leid bestimmt, denn eines Tages brach ein großes Feuer aus, das das ganze Schloß verzehrte. Der König und die Königin kamen zwar mit dem Leben davon, aber von all ihren Schätzen und all ihrer Habe retteten sie nur eine eiserne Kiste voll Gold. Damit bauten sie das schöne Schloß wieder auf, aber die Freude währte nicht lange. Ein zweiter Brand verschlang das neue Schloß, und es wurde nichts gerettet als die eiserne Kiste, die aber war leer. So war der König plötzlich so arm geworden wie der ärmste Mann in seinem Lande, und noch ärmer, denn ein armer Mann kann wenigstens arbeiten und sich sein Brot verdienen; das aber konnte der König nicht. Seine Diener und Hofherren waren im Nu wie fortgeblasen, denn in des Königs Haus geht nicht viel Treue ein und aus, und ein König kann noch viel eher sagen als unsereins: Der Freunde in der Not / gehen hundert auf ein Lot. Da nahm er seine Frau an der Hand, und die beiden gingen tiefbetrübt in den Wald. Da stand ein verlassenes Hirtenhäuschen, das bezogen sie und wirtschafteten darin wie geringe Leute. Der König trug selbst sein Brennholz nach Hause, und die Königin machte selber Feuer an und kochte Suppe und Kartoffeln. Das war sehr ungewohnte Arbeit für sie, darum wurde es ihnen anfangs recht sauer; aber nach und nach gings immer besser, und sie hatten sich mit jedem Tage lieber, viel lieber als da, wo sie noch auf dem Throne saßen und alles vollauf hatten. Eines Tages, als der König im Walde Holz fällte, trat ein fremder, unbekannter Mann zu ihm und fragte, wie es ihm gehe. „Nicht allzu gut," sprach der König. „Es will immer noch nicht so recht vorwärts mit der Arbeit." Sprach der Fremde: „Ihr habt nicht nötig zu arbeiten, Ihr könnt es besser haben, das liegt nur an Euch." „Wie meint Ihr das?" „Wenn Ihr mir schriftlich versprecht, was Ihr nicht wißt, dann fülle ich Euch Eure eiserne Kiste mit Gold." Der König dachte: Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß, und gab dem Fremden das Versprechen auf ein Stück Papier. Der aber lachte boshaft und sprach: „Dann lasset Beil und Holz nur hier liegen und geht nach Hause." Als der König nach Hause kam, sprang seine Frau ihm schon von weitem entgegen und rief: „Ein Glück kommt selten allein; denke dir, die eiserne Kiste ist voll Gold, und was wir uns seit Jahren schon gewünscht haben, unser größtes Glück, das sollen wir auch bekommen." Wie war der König da so froh! Er ließ alsbald alle möglichen Handwerker kommen, Maurer und Zimmermann, Schlosser

Digitized by Google

und Schreiner, und es dauerte nicht lange, da stand an der Stelle des Hüttchens das schönste Schloß von der Welt im Walde. Noch wohnte er keine drei Wochen darin, da erfüllte sich auch das andere Glück, denn die Königin genas eines schönen Söhnchens, so daß dem König nichts zu wünschen übrigblieb. Am folgenden Tage ließ sich ein fremder Mann bei dem König melden. Als derselbe hereintrat, begrüßte ihn der König mit vieler Freude und wollte ihm von seinem Glück erzählen, aber der Fremde sprach: „Ich weiß schon alles, dein Sohn ist ja das, was du mir versprochen hast, ohne es zu wissen. Sobald er fünfzehn Jahre alt ist, muß er in den Wald kommen, da wo ich dich gefunden habe, da will ich ihn holen und mit mir nehmen." Mit den Worten war der Fremde verschwunden, der König aber stand da wie vom Donner gerührt. Da lagen nun alle seine Hoffnungen, und viel lieber wäre er wieder im Waldhäuschen gewesen als in seinem großen und prächtigen Schlosse, denn um den Preis hatte er ja seinen Sohn verkauft. In der ersten Zeit sagte er der Königin nichts davon; als sie es aber später erfuhr, da weinte sie Tag und Nacht und wollte sich nicht trösten lassen. Der König suchte sie zu beruhigen und sagte: „Wer weiß, ob es nicht besser geht, als wir glauben. Es wird sich wohl ein Mittel finden, unser Kind zu retten. Warum sollen wir uns jetzt schon darüber quälen und alle Freude verbittern; Gott wird schon helfen, wenn wir das unsrige tun." Eine Zeitlang schlugen diese Reden wenig an, später aber wurde die Königin immer ruhiger und endlich ganz heiter, denn sie hatte Gott alles anheimgestellt. Als das Kind größer wurde, gaben es die Eltern einem frommen Priester zur Erziehung, daß er es in allem unterrichte, was ein Prinz wissen muß. Sie verschwiegen ihm zwar, was es mit dem Knaben für eine gefährliche Bewandtnis hatte, denn der König schämte sich, zu sagen, daß er sich mit dem Teufel eingelassen habe und sich von ihm betrügen lassen; doch der Priester merkte es dem Kinde alsbald an, daß es dem Bösen verschrieben und verkauft war. Darum erzog er den Knaben vor allem in der Gottesfurcht, ließ es aber dabei an anderen Künsten und gelehrten Dingen nicht fehlen. Als der Knabe das vierzehnte Jahr erreicht hatte, sprach er zu ihm: „Gehe zu deinen Eltern und frage sie, an welchem Tage du in dem Walde sein mußt, da wo dein Vater stand, als ihm der fremde Mann zuerst erschienen ist, und bringe mir Antwort um jeden Preis." Der Knabe ging in das Schloß und fragte zuerst seine Mutter, dann seinen Vater, doch beide wollten es ihm nicht sagen, bis er sie bedrohte; da gestand der König alles, wie es war, und daß er an seinem fünfzehnten Geburtstage auf der Waldwiese sein müsse. Getrost kehrte der Prinz zurück, denn er fürchtete sich vor nichts; er blieb nun bei seinem Lehrer, dem er alles wiedererzählte, und während des ganzen Jahres war nicht einmal die Rede von dem Abenteuer, welches ihm bevorstand. Am Morgen des fünfzehnten Geburtstages trat der Prinz zu dem Priester und sprach: „Ich komme, um Abschied von Euch zu nehmen und Euch für alles zu danken, was ich hier gelernt habe. Mit Gottes Hilfe werde ich wohl des Teufels Meister werden." „Das geht nicht so leicht," sprach der Priester; „wenn du mir aber folgen willst, kann es dir nicht fehlen." Er gab

Digitized by Google

ihm einen Stab und unterrichtete ihn in allem, was er zu tun hatte, begleitete ihn noch bis zum Rande des Waldes und schied von ihm mit seinem Segen und vielen guten Wünschen. Der Prinz schritt wacker zu und kam bald an den Weg, wo er des Bösen warten sollte. Er schaute sich nach allen Seiten um, aber da war nichts zu hören noch zu sehen. Der Wald lag totenstill da, kein Vogel sang darin, nur manchmal raschelte ein Eichhörnchen durch die Zweige oder ein Reh lief scheu vorüber. Da fing ihm wohl das Herz an zu pochen, doch faßte er all seinen Mut zusammen und sang ein frisches, frommes Lied. Da schollen plötzlich helle Töne, wie von vieler Musik, aus der Luft, Trommeln und Pfeifen, Hörner und Geigen. Er schaute empor, da fuhr ein Schiff durch die Luft daher und auf ihn zu, darin saß eine Menge von Teufeln, die musizierten und sangen und schrien dazwischen: „Die Zeit und Stunde die ist aus / Ferdinand, Ferdinand, komm herauf!" Dabei streckten sie die Klauen nach ihm aus, um ihn zu greifen; aber er, nicht faul, schlug ihnen mit dem Stabe darauf, da heulten sie ganz erbärmlich und fuhren weiter, als ob ein Gewitter hinter ihnen drein gewesen wäre. Der Prinz atmete frisch auf, doch nicht lange, denn da kam ein zweites Schiff gefahren, darin saßen noch viel ärgere und größere Teufel als in dem ersten; sie machten eine so durchdringende Musik, daß er sich fast die Ohren zuhalten mußte, und schrien: „Die Zeit und Stunde die ist aus / Ferdinand, Ferdinand, komm herauf!" Sie griffen auch mit ihren Klauen und Krallen nach ihm. Er teilte ihnen aber so gründliche Schläge aus, daß sie heulend zurückfuhren, und das Schiff schoß weiter, wie ein Pfeil vom Bogen. Jetzt war des Prinzen Mut gewachsen, denn da er die zwei Schiffe voll Teufel bestanden hatte, meinte er auch das dritte noch bestehen zu können, wenn ja ein solches noch kommen sollte. Nun kam zwar kein Schiff weiter, doch sein Mut litt eine noch härtere Probe. Es fuhr nämlich ein goldener Wagen heran, der mit feurigen Pferden bespannt war; daraus scholl eine so sinnverwirrende Musik, daß Ferdinand seiner Besinnung nur schwer Meister blieb. Wie in den Schiffen, so saßen auch in dem Wagen Teufel die Menge, zu oberst aber der Altteufel, der lehnte sich weit aus dem Wagen heraus und rief mit greulicher Stimme: „Die Zeit und Stunde die ist aus / Ferdinand, Ferdinand, komm herauf!" Dabei hielt er dem Prinzen das Papier vor, welches der König unterschrieben hatte. Ferdinand nahm aber all seine Kraft zusammen und schlug den Altteufel, als der nach ihm greifen wollte, mit dem Stabe tüchtig auf die Pfote. Da ließ der Altteufel die Handschrift fallen und schrie, daß der ganze Wald widerhallte; die Pferde schnaubten Feuer, und der Wagen zischte durch die Luft dahin, schneller als der Blitz. Nun stand Ferdinand allein im Walde da, aber sein Herz war leicht und fröhlich, und auch der Wald wurde jetzt lebendig; wie nach einem schweren Gewitter, so kamen die Vöglein allerorten hervor und sangen und jubilierten, die Hirsche und Rehe sprangen munter daher, als hätten sie gar keine Scheu vor ihm, und das Bächlein hüpfte frisch über die weißen Kiesel. Der Prinz eilte zu seinem Lehrer zurück, der ihn bang erwartete und sich gar sehr freute, ihn wiederzusehen. „Du bist zu großen und schönen Dingen berufen,"

Digitized by Google

ſprach der Prieſter da, „darum kannſt du nicht länger bei mir bleiben und mußt nun fort in die Welt.“ Der Prinz erwiderte: „Nun ich mit dem Teufel fertig geworden bin, habe ich wahre Sehnſucht in mir nach dem Himmelreich, darum bitte ich Euch, daß Ihr mir ferner helfet und ſaget, wie ich dahingelangen kann.“ „Davon kann ich dir wenig ſagen,“ ſprach der Prieſter. „Gehe aber im Walde fort, bis du an das große Waſſer kommſt, das jenſeits liegt; da wohnt ein Einſiedel, der kann dir mehr davon ſagen als ich.“ Da nahm Ferdinand Abſchied von dem Prieſter und wanderte in den Wald hinein. Er hatte ſchon manchen Schritt und Tritt getan, da wurde es eines Tages lichter und immer lichter, der Wald öffnete ſich vor ihm, und er kam an ein großes Waſſer, deſſen Ende er gar nicht abſehen konnte. Am Ufer lag ein Häuschen von Holz und Moos mit einem Kreuzchen darauf, da klopfte er an. Die Tür ging auf, und der Einſiedel mit ſeinem langen grauen Bart und der braunen Kutte trat heraus. Der Prinz grüßte ihn beſcheidentlich und fragte ihn: „Könnt Ihr mir ſagen, wie ich den Weg zum Himmelreich finde?“ Der Einſiedel antwortete: „Ich kann dir das nicht ſagen, ich wohne ſchon dreihundert Jahre hier und ſah in all der Zeit keinen Menſchen; aber mein Bruder weiß es wohl, der wohnt dreihundert Meilen von hier, jenſeit des Waſſers; wenn du ihn fragen willſt, wird er es dir ſagen.“ „Wie ſoll ich aber über das Waſſer kommen?“ fragte der Prinz weiter, und der Einſiedel ging mit ihm zum Ufer, wo ein Kahn lag, und ſprach: „Setze dich hinein, und du wirſt den Weg bald gemacht haben.“ Ferdinand dankte dem frommen Manne, ſetzte ſich in den Kahn, und ſogleich begann die Reiſe. Der Kahn ſchoß leicht und ſchnell über die Wellen daher, als ob ſechs Ruderer gerudert hätten und der Wind in volle Segel geblaſen hätte. Ehe er ſichs verſah, war der Prinz am anderen Ufer und ſprang aus dem Kahn ans Land. Er ſchritt heiteren Gemüts weiter, bis er abermals an ein großes Waſſer kam. Da ſtand am Ufer wiederum ein Häuschen von Holz und Moos mit einem Kreuzchen darauf, und drinnen ſaß der Einſiedel mit weißem Bart und brauner Kutte und las in einem großen Buche; vor ihm ſtand ein Totenkopf und ſein Waſſerkrüglein. Ferdinand grüßte ihn und fragte: „Könnt Ihr mir nicht ſagen, wie ich den Weg ins Himmelreich finde?“ Der Einſiedel antwortete: „Ich kann es dir nicht ſagen, ich wohne ſchon dreihundert Jahre hier und habe in der Zeit keinen Menſchen geſehen; aber mein Bruder, der jenſeit des Waſſers wohnt, iſt älter und klüger als ich, der kann es dir wohl ſagen, wenn du ihn fragen willſt.“ „Wie ſoll ich aber über das Waſſer kommen?“ fragte der Prinz. „Dazu will ich dir verhelfen,“ ſprach der Einſiedel und ging mit ihm zum Ufer, wo ein Kahn lag. „Setze dich nur in dieſen Kahn, und du wirſt bald dort ſein.“ Ferdinand dankte ihm, ſtieg in den Kahn, und fort gings wie der Wind. Bald landete der Kahn, und er ſprang ans Land. In der Ferne ſah er ſchon das Haus des dritten Einſiedels, es war aber viel höher und größer als das der beiden andern. Der Prinz trat zu der Tür und klopfte, da kam der Einſiedel heraus. Ferdinand grüßte ihn beſcheidentlich und fragte: „Könnt Ihr mir nicht ſagen, wie ich den Weg zum Himmelreich finde?“ Der

Digitized by Google

Einſiedel ſprach: „Ich wohne bereits ſeit dreihundert Jahren hier, aber noch hat mich keiner nach dem Himmelreich gefragt; ich kann es dir nicht ſagen, aber droben im anderen Stock des Hauſes wohnen allerlei Vögel, die können es dir jedenfalls ſagen.“ Der Prinz dankte dem Einſiedel für ſeinen Rat, ſtieg in den oberen Stock, wo die Vögel waren, und fragte ſie: „Wiſſet ihr nicht, wie ich den Weg ins Himmelreich finde?“ Da ſchrien alle die Vögel durcheinander: „Wir wiſſen es nicht, wir wiſſen es nicht, aber wir ſind nicht alle beiſammen. Der Vogel Greif iſt ausgeflogen, wenn der wiederkommt, kann er es dir ſagen, er iſt eben im himmliſchen Paradies.“ Es dauerte dem Prinzen gar lange, bis der Vogel Greif kam; auch war da ein Lärm und Geſchrei von den Vögeln, daß er ſich die Ohren zuhalten mußte. Endlich ſchrien ſie: „Da kommt er! Da kommt er!“ Der Prinz trat ans Fenſter und ſah, wie von ferner eine große Wolke heranflog; als die näher kam, wurde ſie immer größer, und dabei rauſchte es wie ein ſtarker Wind. Das war der Vogel Greif; er flog auf das Haus zu und ließ ſich vor demſelben nieder. Ferdinand trat zu ihm und fragte: „Kannſt du mir ſagen, wie ich in das Himmelreich komme?“ „Sagen kann ich es dir wohl,“ ſprach der Greif, „aber das Sagen allein hilft dir nichts, denn du kannſt weder zu Waſſer noch zu Lande hinein. Ich will dir aber helfen und dich hineintragen.“ Ferdinand wollte ihm danken, aber ehe er noch ſprechen konnte, faßte der Greif ihn ſchon mit ſeinen ungeheuren Klauen und flog mit ihm auf, immer höher und höher, bis er ihn im Himmelreich niederſetzte. Der Prinz ſchaute ſich erſtreut um. Er ſtand in einem herrlichen Garten voll der prächtigſten Blumen und Bäume; in der Mitte erhob ſich ein hohes, ſtolzes Schloß, das leuchtete in der Sonne wie von purem Golde. Vor dem Schloſſe lag ein großer, großer Teich und in dem Teiche eine große, furchtbare Schlange. Die hätte manchen anderen in Furcht und Schrecken verſetzt, der Prinz aber hatte längſt verlernt, was es heiße, Furcht haben. Er ging keck auf den Teich los und betrachtete ſie; da hob ſie ihr Haupt aus dem Waſſer empor, ſah ihn mit klugen Augen an und ſprach: „Ferdinand, ich habe ſchon lange auf dich gehofft und geharrt, denn du ſollſt mich erlöſen, und kein anderer kann es als du allein.“ Der Prinz fragte: „Wie ſoll ich es denn anfangen?“ Die Schlange antwortete: „Du mußt drei Nächte im Schloſſe ſchlafen. Da wird dir allerhand begegnen, aber du darfſt dich nicht anfechten laſſen, was auch komme. Beſtehſt du dieſe Zeit, dann bin ich erlöſt, und wir ſind beide glücklich, du und ich.“ Der Prinz verſprach ihr gern das Beſte, denn er dachte, wenn er ſo viel ausgehalten habe, dann könne er auch noch die drei Nächte aushalten. Da gab ihm die Schlange noch allerlei Ratſchläge, wie er ſich zu verhalten habe; dann tauchte ſie ihr Haupt wieder unter das Waſſer und war verſchwunden. Ferdinand ging in dem Garten umher, die wunderbaren Bäume und Blumen zu beſchauen, und betrat zuletzt auch das Schloß. Da ſtand ein reichgedeckter Tiſch im ſchönſten Saale, den man mit Augen ſehen kann. Er ſetzte ſich hinzu und ließ es ſich wohlſchmecken, und je mehr er aß und trank, um ſo mehr neue und köſtlichere Speiſen wurden von unſichtbaren Händen herbeigetragen.

Digitized by Google

Gegen Abend legte er sich zu Bette, aber er konnte nicht schlafen, denn er war allzu neugierig, was wohl in der Nacht vorgehen werde. Gegen zwölf Uhr fuhr die Tür auf, und eine große Gesellschaft von prächtig gekleideten Herren und Frauen kam herein. Viele Diener mit Kerzen gingen ihnen zur Seite, und hinterher kam eine zahlreiche Bande von Musikanten, welche lustige Tänze spielten. Hei, war das ein Leben! Ferdinand sah ihnen verwundert zu, wie sie tanzten und sprangen, hütete sich aber wohl, mit ihnen herumzuspringen. Da kamen sie alle nach der Reihe an sein Bett und luden ihn ein, mitzutanzen und sich mit ihnen zu freuen; aber er tat, als höre und sehe er nichts, und blieb unbeweglich daliegen wie ein Stock. Das dauerte so fort, bis die Glocke eins schlug, da verschwand der ganze Spuk. Zugleich ringelte sich die große Schlange herein und sprach: „Ferdinand, mein Erlöser, eine Nacht hast du ausgehalten, und zwei stehen dir noch bevor; fürchte dich aber nicht, es geschieht dir nichts, und niemand kann dir am Leben schaden.“ In der zweiten Nacht hatte es wiederum kaum zwölf geschlagen, als dieselbe Gesellschaft mit Dienern und Musikanten in das Zimmer trat und ihre Tänze begann. Sie kamen an sein Bett und riefen, er solle herauskommen und mit ihnen tanzen, doch er blieb liegen und hörte nicht auf sie. Da drohten sie ihm, und als er auch da noch liegenblieb, zerrten sie ihn heraus, schlugen ihn und traten ihn mit Füßen; doch er ließ es sich ruhig gefallen, und das wurde ihm nicht schwer, denn er fühlte nichts davon. Also ging es fort, bis es eins schlug, da verschwand die ganze Sippschaft. Die Schlange kam wieder herein und sprach: „Ferdinand, mein Erlöser, zwei Nächte hast du glücklich ausgehalten, und eine steht dir noch bevor, das ist die härteste von allen. Fürchte dich aber nicht, es geschieht dir nichts, und niemand kann dir am Leben schaden.“ Der Prinz erwartete mutig in der dritten Nacht die zwölfte Stunde. Als es schlug, erschien auch das gespenstische Volk wieder und begann seine alten Streiche. Zuerst tanzte es allein, dann wollte es ihn verlocken, mitzutanzen. Als er standhaft blieb und sich nicht rührte, da rissen sie ihn aus dem Bette heraus und schlugen ihn, und als auch das nicht helfen wollte, da schnitten sie ihn in Stücke und tanzten darauf im Zimmer herum, bis es eins schlug. Da verstoben sie wie Rauch. Zugleich öffnete sich aber die Tür, und herein kam nicht die Schlange, sondern die allerschönste Königstochter. Die ging im Zimmer umher, las die Stücke zusammen und fügte sie aneinander. Als das letzte Stückchen dabei war, da sprang der Prinz auf und war so frisch und gesund wie vorher und schaute die Königstochter mit erstaunten Augen an. Da sprach sie: „Ferdinand, mein Erlöser, jetzt hast du dein Werk vollbracht, und ich bin dein; wir bleiben nun immer beisammen, und du hast alles, was dein Herz begehrt.“ Da umarmte sie der Prinz und küßte sie, und beide waren froh und glückselig. Sie führte ihn in dem ganzen Schlosse herum, und da wimmelte es von Bedienten und Hofherren, überall war ein neues Leben eingekehrt. Als sie ihm das Schloß gezeigt hatte, führte sie ihn auch in den wunderherrlichen Garten, wo jetzt alles noch viel schöner als vorher stand; nur an einem kleinen Gartenhäuschen ging sie vorüber und schloß

Digitized by Google

es nicht auf. Da fragte der Prinz, was in dem Häuschen sei, aber sie sprach: „Da frage nicht und schließe es auch nie auf, wenn du mich liebhast; denn wenn du dies tust, ist es dein Unglück.“ Da drang er nicht weiter in sie und versprach ihr, er wolle nie hineinschauen. Eine Zeitlang lebte der Prinz mit der schönen Königstochter in Glück und Freude; nach und nach aber mußte er stets, wenn er in dem Garten war, auf das Gartenhäuschen schauen, und er wurde mit jedem Tage neugieriger, zu wissen, was wohl darin sein möge. Er sagte der Königstochter nichts davon, denn er schämte sich, ihr wieder davon anzufangen, nachdem er ihr doch das Versprechen gegeben hatte, nicht hineinschauen zu wollen. Wenn er allein im Garten war, ging er um das Häuschen herum, ob er eine Ritze fände, durch die er hineingucken könnte, aber die Fenster und Türen waren ganz dicht. Zuletzt aber konnte er seine Neugier nicht mehr bändigen, trat hinzu und schloß kurz und gut die Tür auf. Da sah er tief, tief hinab und unter sich die Welt, auf der Welt aber seines Vaters Schloß. Alsbald überfiel ihn ein schmerzliches Heimweh, und er mußte immer denken: „Ach, wäre ich doch nur einmal wieder zu Hause, sähe ich meine Eltern doch nur einmal wieder!“ Anfangs ließ er sich nichts davon merken, denn er schämte sich, sein Versprechen gebrochen zu haben, aber er wurde von Tag zu Tag stiller und betrübter. Da bat ihn seine Frau eines Morgens, er solle ihr doch sagen, was ihm fehle, und sofort wolle sie es ihm gewähren. „Ich möchte meine lieben Eltern einmal wiedersehen, ich habe sie so lange nicht gesehen,“ sprach er. Da seufzte sie tief und sagte: „So hast du dein Versprechen nicht gehalten. Da es nun aber nicht anders sein kann, so fahre hin und besuche sie; nur merke dir das eine: Wenn du in Not geraten solltest, dann rufe mich bei meinem Namen, so bin ich alsbald bei dir. Hüte dich jedoch, es ohne Not zu tun, denn dann würdest du mein und dein Unglück vollenden und uns beide in bitteres Leiden bringen.“ Der Prinz versprach ihr in seiner Freude alles, was sie wollte, und wie bald er wieder zurückkehren werde. Dann nahm er Abschied von ihr, setzte sich in einen prächtigen Wagen mit sechs Schimmeln bespannt und fuhr hinab zur Erde und geradeswegs nach seines Vaters Schloß. Ach, da fand er unterdessen gar vieles verändert. Seine liebe Mutter war gestorben, und sein Vater hatte eine andere Frau genommen, welche noch sehr jung und dabei überaus schön war. Der alte König war über alle Maßen glücklich, als er seinen Sohn nach so langer Zeit wiedersah, und veranstaltete ein Fest über das andere zur Feier seiner Rückkehr. Als nun alle Gäste bei Tische saßen und die junge Königin gar so schön in ihrem Schmucke glänzte, sprach der König: „Du bist nun viel in der Welt herumgekommen und hast manche schöne Frau gesehen, gib aber einmal der Wahrheit die Ehre und sage mir, ob du je ein so schönes Weib gesehen hast, wie meine Gemahlin ist.“ Der Prinz sprach: „Deren gibt es wohl wenige, aber ich weiß doch eine, welche noch tausendmal schöner ist.“ „Das ist nicht möglich!“ rief der König, „und das glaubt dir kein Mensch, bevor er sie sieht. Ich möchte aber wissen, wo sie denn zu finden wäre.“ „Das will ich dir sagen,“ sprach der Prinz, „es ist meine Frau, und die hat ihresgleichen nicht,

Digitized by Google

und neben ihr kann keine andere aufkommen." Das ärgerte den König, und er bestand darauf, es sei unmöglich, und wenn es wahr wäre, dann hätte Ferdinand sie wohl mitgebracht. Also stritten sie und erhitzten sich immer mehr, bis der Prinz rief: „Nun, so muß sie herbei, und mag es gehen, wie es will!" Und rief laut ihren Namen. Da trat die wunderschöne Frau herein, und alle verstummten, weil sie so überschön war, daß ihr nichts verglichen werden konnte; aber sie sah gar blaß und traurig aus. Sie kam schweigend an den Tisch und schrieb mit ihrem feinen, schneeweißen Finger darauf; das gab goldene Buchstaben und lautete also: „Es ist dir unmöglich, ein Paar eiserne Stiefel zu zerreißen / und ebenso unmöglich, wieder ins himmlische Paradies zu reisen." Und als sie das geschrieben hatte, seufzte sie tief auf und verschwand. Der Prinz war schon erschrocken, als sie so blaß und traurig hereintrat, und seine Schuld lag ihm schon in dem Augenblick schwer auf dem Herzen. Jetzt aber, wo er sah, daß er durch seinen Leichtsinn sein ganzes Glück verscherzt und seine liebe Frau verloren hatte, war er ganz trostlos. Er faßte sich aber bald einen Mut und sprach zu sich selber: Was ich verbrochen habe, dafür will ich Buße tun, und ging aus dem Saal, ohne einem der Gäste Lebewohl zu sagen. Diese waren alle so sehr von der Erscheinung getroffen, daß ihnen die Lust zum Essen und Trinken ganz vergangen war und einer nach dem andern sich leise fortschlich. Ferdinand aber nahm die eiserne Kiste, in der der Vater sein Geld hatte, und ging zu einem Schmied, der mußte ihm daraus ein Paar eiserne Stiefel an die Füße schmieden, damit wanderte er in die weite Welt hinaus. Jahraus, jahrein zog er also herum, von Land zu Land, von Stadt zu Stadt und gönnte sich kaum die allernötigste Ruhe. Da war ihm kein Sommer zu heiß und kein Winter zu kalt, kein Berg zu steil und kein Weg zu schlecht, er wanderte immer und immer zu, und da war kein Halten an ihm. Als nun einmal nach einem gar harten und kalten Winter, worin er viel Mühsal ausgestanden hatte, der liebe Gott die große warme Stube wieder aufschloß, schaute er eines Morgens nach seiner Gewohnheit nach den Stiefeln, ob er sie nicht bald zuschanden gelaufen habe. Da sah er, daß die Sohlen so dünn waren, daß sie keine acht Tage mehr halten konnten. Das war die erste frohe Stunde, welche er seit vielen Jahren wieder hatte, und er dankte Gott auf seinen Knien dafür. Sein erster Weg war nach dem Walde zu, an dessen Ende der Einsiedel am großen Wasser wohnte. Er bat ihn, daß er ihm nur einmal noch den Kahn gebe, der ihn über das große Wasser trüge, und der gute Einsiedel führte ihn zum Ufer und hieß ihn einsteigen. Ebenso schnell wie das erstemal war er am andern Ufer. Der zweite Einsiedel half ihm dort in den andern Kahn, also kam er zu dem dritten Einsiedel, welcher ihn zu den Vögeln schickte. Es dauerte nicht lange, da flog der Vogel Greif wieder heran, und Ferdinand bat ihn flehentlich, er möge ihn noch einmal in das Himmelreich tragen. Da faßte der Greif ihn mit seinen starken Klauen und erhob sich in die Luft und flog immer höher und höher, bis er den Prinzen in dem wunderschönen Paradiesgarten niedersetzte. Unterwegs fragte Ferdinand, wie es der schönen Prinzessin ergehe. Da

Digitized by Google

ſprach der Greif: „Seitdem du fort warſt, iſt ſie ſehr traurig geweſen, nun aber feiert ſie ihre Hochzeit mit ihrem neuen Gemahl.“ Das ſchnitt dem armen Prinzen durch das Herz, und er bat den Greif, doch nur ſchnell zu fliegen, bevor die Prinzeſſin mit ihrem neuen Gemahl in ihre Kammer gehe. Als der Prinz an das Schloß kam, da erſcholl ihm herrliche Muſik entgegen, und alles war Freude und Luſt. Leiſe ſchlich er durch das Tor und die Treppen hinan zu der Kammertür ſeiner lieben Frau. Da zog er ſeine jetzt ganz zerriſſenen Stiefel aus und ſtellte ſie hin; an die Tür ſchrieb er: „Es iſt möglich, ein Paar eiſerne Stiefel zu zerreißen / und es iſt auch möglich, ins himmliſche Paradies zu reiſen.“ Er ſelber aber ſtellte ſich nebenan in eine dunkle Ecke. Abends, als die Königstochter mit ihrem neuen Gemahl in ihre Kammer eingehen wollte, ſtieß ſie an die eiſernen Stiefel. Da erſchrak ſie freudig, aber noch mehr, als ſie ihr Haupt erhob und auf der Tür las, was der Prinz geſchrieben hatte. Sie erkannte daraus, daß ihr geliebter Ferdinand wieder zurückgekehrt ſei, hieß ihren neuen Gemahl auf den andern Abend warten und ging allein in ihre Kammer. Wie war der Prinz ſo glücklich, als er ſie in ihrer ganzen Schönheit wiederſah und nun wußte, daß ſie ihn doch lieber habe als ihren neuen Gemahl. Er regte ſich aber nicht in ſeiner Ecke, bis ſie in ihrem Zimmer war, dann ging er und offenbarte ſich den Bedienten, befahl ihnen jedoch, keinem Menſchen etwas von ſeiner Rückkehr zu ſagen. Er wurde nun in ſeine prächtige Kammer geführt, wo er die Nacht blieb, er ſchlief aber nicht vor lauter Freude. Am folgenden Tage wurde auf Befehl der Prinzeſſin ein herrliches Mahl bereitet und alle Hochzeitsgäſte dazu geladen. Als nun die Speiſen aufgetragen waren, erhob ſich die Prinzeſſin und ſprach: „Ich habe eine eiſerne Kiſte, worin ich meine Perlen und Edelſteine verſchloſſen halte. Durch Unvorſichtigkeit verlor ich den Schlüſſel dazu. Ich ſuchte lange vergebens danach, und als ich ihn nicht finden konnte, ließ ich den Schloſſer kommen und beſtellte einen neuen Schlüſſel. Nun habe ich glücklicherweiſe den alten Schlüſſel wiedergefunden und möchte euern Rat hören, welchen der beiden ich nehmen ſoll, den alten oder den neuen?“ „Natürlich den alten!“ riefen alle Gäſte einſtimmig. Da öffnete ſich die Tür, und der Prinz trat in den Saal, und alle Gäſte eilten ihm entgegen, ihn willkommen zu heißen, nur der neue Bräutigam nicht. Der ſchlich ſich leiſe fort, und niemand hörte und ſah jemals wieder etwas von ihm. Zuerſt vor allen aber flog die Prinzeſſin ihrem geliebten Gemahl an die Bruſt, und ein glücklicheres Paar mag wohl nie geweſen ſein, als die beiden waren.

Der Mann ohne Herz / Es waren einmal ſieben Brüder, die hatten weder Vater noch Mutter mehr. Sie lebten in einem Hauſe beiſammen; alles aber mußten ſie ſelber beſorgen, waſchen, kochen, Stuben kehren und was da noch weiter zu tun war, denn ſie hatten auch keine Schweſtern. Eine ſolche Wirtſchaft verdroß ſie bald. Da ſprach einer von ihnen: „Wir ſollten ausziehen und uns jeder eine Braut holen.“ Der Rat gefiel allen Brüdern, und ſie machten ſich reiſefertig; der jüngſte aber

Digitized by Google

wollte zurückbleiben und das Haus hüten; seine sechs Brüder versprachen, ihm auch eine Braut mitzubringen. Die Brüder nahmen Abschied und zogen ihrer sechs nun lustig und fröhlich in die Welt hinaus. Bald kamen sie in einen großen wilden Wald, da trafen sie, nachdem sie lange darin herumgewandert waren, ein kleines Häuschen, vor dessen Tür stand ein alter Mann. Als er die Brüder nun so lustig vorüberziehen sah, rief er ihnen zu: „Wo wollt ihr denn hin, daß ihr so an meinem Hause vorbeigeht?“ „Wir wollen uns jeder eine junge hübsche Braut holen,“ erwiderten sie, „darum sind wir so lustig. Wir sind allzusammen Brüder, einen aber haben wir noch zu Hause gelassen, und dem sollen wir auch eine Braut mitbringen.“ „So wünsche ich euch viel Glück auf der Reise,“ antwortete der alte Mann, „aber ihr sehet wohl ein, da ich immer so allein bin, daß ich auch eine Braut nötig habe, ich rate euch, bringt mir auch eine mit.“ Die Brüder antworteten nichts darauf, sondern reisten weiter und dachten, der alte Mann hätte das wohl im Scherz geredet, er könnte ja keine Braut gebrauchen. Bald kamen sie in eine Stadt. Da fanden sie sieben junge und schöne Schwestern. Jeder von den Brüdern nahm sich eine von ihnen zur Braut, aber die siebente jüngste Schwester nahmen sie mit für ihren jüngsten Bruder. Als sie nun wieder in den Wald kamen, stand der Alte vor seiner Tür und schien auf sie gewartet zu haben. Er rief ihnen schon von weitem zu: „Nun, habt ihr mir denn auch eine Braut mitgebracht, wie ich euch gesagt habe?“ „Nein,“ antworteten die Brüder, „für dich, alter Mann, konnten wir keine finden; wir haben nur für uns Bräute mitgebracht, und die siebente ist für unseren Bruder.“ „Die könnt ihr mir lassen,“ sagte der alte Mann, „denn euer Versprechen müßt ihr halten.“ Aber die Brüder wollten nicht. Da nahm der alte Mann ein kleines weißes Stäbchen von einem Borte über der Haustür, und als er damit die sechs Brüder und ihre Bräute berührte, waren sie alle in graue Steine verwandelt. Die legte er mit dem Stabe auf das Bort über der Tür, die siebente jüngste Braut aber behielt der alte Mann bei sich. Das Mädchen mußte nun alles in seinem Hause besorgen, was zu tun war und was eine Hausfrau für Geschäfte hat. Sie tat das alles mit willigem Herzen; was hätte ihr auch Widerstand geholfen? Sie hatte es auch ganz gut bei dem Alten, nur der einzige Gedanke plagte sie, daß er bald sterben könnte. Was sollte sie dann so ganz allein anfangen in dem großen, wilden Walde, und wie sollte sie dann ihre armen verzauberten Schwestern und ihre Liebsten befreien? Je länger sie bei ihm war, je schrecklicher wurde ihr diese Gedanke; sie weinte und klagte den ganzen Tag und schrie dem Alten immer die Ohren: „Du bist alt und kannst leicht sterben, was soll ich dann anfangen, wenn du tot bist? Ich werde hier ja ganz allein in dem großen Walde sein.“ Da ward der alte Mann verdrießlich und sagte: „Du brauchst gar nicht in Angst zu sein, ich kann nicht sterben, denn ich habe kein Herz, aber wenn ich sterben sollte, dann liegen über der Haustür die zwölf grauen Steine und dabei ein kleiner weißer Stock; schlägst du mit diesem Stock an die Steine, so wirst du deine Schwestern und ihre Verlobten wieder lebendig haben.“ Das Mädchen gab sich nun erst zufrie-

Digitized by Google

den, dann aber fragte sie ihn, wenn sein Herz nicht in der Brust wäre, wo er es denn hätte. „Kind," sagte der Alte, „sei nicht so neugierig, du kannst nicht alles wissen." Aber sie ließ nicht nach mit Bitten und Fragen, bis er etwas unwillig sagte: „Nun, damit du nur Ruhe hast, so sage ich dir, mein Herz sitzt in der Bettdecke." Nun pflegte der alte Mann des Morgens in den Wald zu gehen und erst abends wiederzukommen; dann mußte seine junge Haushälterin das Essen für ihn bereithalten. Als er nun am Abend danach nach Hause kam, da fand er seine Bettdecke mit allerlei schönen Federn und kleinen Blumen über und über bedeckt und geziert; da fragte er das Mädchen, was denn das bedeuten solle. „Ach, Vater," antwortete sie, „ich muß ja den ganzen Tag allein sein und kann dir nichts zuliebe tun; so wollte ich doch deinem Herzen eine Freude machen, du hast ja gesagt, es steckt in der Bettdecke." „Kind," sagte der Alte und lachte, „es war ja nur ein Scherz von mir, mein Herz ist lange nicht in der Bettdecke, das ist ganz anderswo." Da fing sie wieder an zu weinen und zu klagen: „Also hast du doch ein Herz in der Brust und kannst sterben, was soll ich dann anfangen, und wie bekomme ich die Meinigen wieder, wenn du tot bist." „Was ich dir sage, liebes Kind," antwortete der alte Mann, „sterben kann ich nicht und habe gewiß kein Herz in der Brust, aber wenn ich sterben sollte, was doch nicht möglich ist, so liegen ja die Steine über der Haustür und dabei ein kleiner weißer Stock; damit kannst du ja nur, wie ich dir schon einmal sagte, an die Steine schlagen, so hast du alle die Deinen wieder!" Aber da bat und flehete sie ihn abermals so lange, wo er denn sein Herz hätte, bis er denn sagte, es sitze in der Stubentür. Nun schmückte sie am andern Tage die Stubentür von oben bis unten mit bunten Federn und Blumen, und als abends der alte Mann nach Hause kam und darnach fragte, antwortete sie ihm: „Ach, Vater, ich kann dir ja den ganzen Tag nichts zuliebe tun, so wollte ich doch deinem Herzen eine Freude machen!" Aber der alte Mann antwortete wieder: „Mein Herz sitzt lange nicht in der Stubentür, das sitzt ganz anderswo." Da ging es nun ebenso wie am vorigen Tage; sie weinte, jammerte und sprach: „Vater, du hast doch ein Herz und kannst doch sterben, du willst mich nur täuschen!" Da antwortete der alte Mann: „Sterben kann ich nicht, aber weil du es durchaus wissen willst, wo mein Herz ist, will ich es dir sagen, damit du dich endlich beruhigst. Weit, weit von hier, in einer ganz unbekannten, einsamen Gegend, liegt eine große Kirche, die Kirche ist mit dicken eisernen Türen wohlverwahrt, um die Kirche fließt ein großer, tiefer Burggraben, in der Kirche fliegt ein Vogel, in dem Vogel ist mein Herz, und so lange dieser Vogel lebt, lebe ich auch. Von selbst stirbt er nicht, und niemand kann ihn fangen; daher kann ich nicht sterben, und du kannst ohne Sorge sein." ~ Unterdes hatte der jüngste Bruder zu Hause gewartet und gewartet; aber da seine Brüder gar nicht wiederkamen, glaubte er, ein Unfall möchte ihnen begegnet sein. Daher machte er sich endlich selbst auf den Weg, um sie aufzusuchen. Nun war er schon einige Tage gegangen, da kam er auch in den Wald, in den auch seine Brüder gekommen waren, und kam an das Haus des alten Mannes. Er

Digitized by Google

traf ihn nicht zu Hause, aber das junge Mädchen, seine Braut, machte ihm auf. Er erzählte ihr, daß er sechs Brüder gehabt, die seien ausgezogen, sich Bräute zu holen, aber ihnen müßte ein Unglück zugestoßen sein, weil sie noch immer nicht zurückgekommen wären. Darum sei er selber ausgereist, um sie aufzusuchen. Da erkannte das Mädchen in ihm ihren Bräutigam und sagte ihm, wer sie sei und was aus seinen Brüdern und ihren Bräuten geworden sei. Beide wurden sehr froh, daß sie sich gefunden hatten; sie setzte ihm Essen auf, und als er sich erquickt hatte, sprach er: „Nun sage mir, Liebste, wie errette ich meine Brüder?“ Da erzählte sie ihm vom alten Manne, der sein Herz nicht in der Brust, sondern in einer weit entfernten Kirche habe. „Die Kirche“, sprach sie, „liegt in einer einsamen, wüsten Gegend, sie ist wohl verwahrt mit dicken eisernen Türen, um die Kirche fließt ein großer tiefer Burggraben, in der Kirche aber fliegt ein Vogel, der hat das Herz des alten Mannes.“ „Ich will doch versuchen,“ sagte der Bräutigam, „ob ich des Vogels nicht habhaft werden kann; freilich ist der Weg mir unbekannt und weit, und die Kirche ist wohl verwahrt, aber mit Gottes Hilfe wird es mir gelingen.“ „Ja, das tu nur,“ sagte das Mädchen, „suche den Vogel; denn so lange der Vogel lebt, können deine Brüder nicht wieder frei werden; für diese Nacht aber mußt du dich unter dem Bettgestell verstecken, damit der Alte dich nicht merkt; morgen kannst du weiterreisen.“ Das tat er denn auch und kroch unter das Bett, sobald der alte Mann nach Hause kam; aber am anderen Morgen, als er wieder ausgegangen, holte die Braut den Bräutigam aus dem Versteck hervor, gab ihm einen ganzen Korb voll Essen, und er machte sich auf den Weg. Als er nun eine ganze Weile gegangen war und ihn hungerte, setzte er sich nieder, stellte seinen Korb vor sich und machte ihn auf. Indem er aber Fleisch und Brot hervorlangte, sprach er: „Wer nun Lust hat, mitzuessen, der komme!“ Alsobald kam da ein großer roter Ochse an und sprach: „Hast du gesagt, wer mit dir essen wolle, der solle nur kommen, so wollte ich nun gerne miteſſen!“ „Jawohl, Kamerad,“ antwortete der junge Bursche, „das habe ich gesagt, und du sollst dein Teil erhalten.“ Nun fingen sie an zu essen, und als sie satt waren, sprach der rote Ochse, indem er wieder gehen wollte: „Wenn du in Not bist und meiner Hilfe bedarfst, so kannst du deinen Wunsch nur aussprechen, dann komme ich und helfe dir.“ Gleich darauf war er unter den Bäumen verschwunden, und der Bursche setzte seine Reise fort. Als er nun wieder eine weite Strecke gegangen war und ihn abermals hungerte, so setzte er sich nieder, öffnete den Korb und sprach wie früher: „Wer nun Lust hat, mitzuessen, der komme!“ Gleich kam aus dem Gebüsch ein großes wildes Schwein und sprach: „Du hast gesagt, wer mit dir essen wolle, der solle nur kommen; nun wollte ich gerne miteſſen.“ Der Bräutigam antwortete: „Das ist mir ganz recht, Kamerad, lange nur zu.“ Nachdem sie aber gegessen hatten, so sprach auch das wilde Schwein: „Wenn du in Not bist und meiner Hilfe bedarfst, so sprich nur den Wunsch aus, und ich will dir helfen.“ Darauf verschwand es im Walde, und der Bursche setzte seine Reise wieder fort. Als er nun am dritten Tage essen wollte und wieder sprach: „Wer nun Lust

Digitized by Google

hat, mit mir zu eſſen, der komme," da rauſchte es in den Gipfeln der Bäume, und der Vogel Greif ließ ſich nieder und ſetzte ſich neben den Reiſenden, indem er ſprach: „Haſt du das geſagt, wer mit dir eſſen wolle, der ſolle nur kommen, ſo wollte ich gerne mit dir eſſen." „Recht gerne," antwortete der Bräutigam, „in Geſellſchaft ſpeiſen iſt angenehmer als ohne Geſellſchaft, lange nur zu!" Nun fingen ſie beide an zu eſſen. Als ſie aber ſatt waren, ſprach der Vogel Greif: „Wenn du in Not biſt, kannſt du mich nur rufen, und ich will dir beiſtehen." Darauf verſchwand er in der Luft, und der Bräutigam ſetzte ſeinen Weg fort. Es dauerte aber nun nicht lange mehr, ſo konnte er die Kirche ſchon in der Ferne ſehen; er verdoppelte ſeine Schritte, und bald war er in ihrer Nähe. Aber da war ihm der Burggraben im Wege, der war ihm zu tief, um hindurchzuwaten, und ſchwimmen konnte er auch nicht. Da fiel ihm zum Glück der rote Ochſe ein. „Der könnte dir jetzt helfen," dachte er, „wenn er einen grünen Steg durch das Waſſer tränke, wenn er doch hier wäre!" Kaum hatte er das gedacht, ſo war der rote Ochſe da, legte ſich in die Knie und trank ſo lange, bis ein grüner trockener Steg durchs Waſſer ging. Der junge Burſche ging nun durch den Graben und ſtand vor der Kirche; doch die hatte ſo ſtarke eiſerne Türen, daß er keine öffnen konnte, und die Wände waren viele Fuß dick, nirgends war eine Öffnung. Da er nun kein anderes Mittel wußte, verſuchte er einzelne Steine aus der Mauer herauszubrechen; mit vieler Mühe gelang es ihm, einen herauszubringen. Da fiel ihm ein, daß das wilde Schwein ihm helfen könne, und er rief: „Oh, wäre das wilde Schwein doch hier!" Sogleich ſtürmte es daher und rannte mit ſolchem Ungeſtüm gegen die Mauer, daß augenblicklich ein großes Loch entſtand. Der junge Burſch ging jetzt in die Kirche hinein, da ſah er den Vogel darin herumfliegen. „Den kannſt du ſelber nicht greifen," dachte er, „aber wenn der Vogel Greif nur hier wäre!" Kaum hatte er das gedacht, war der Vogel Greif da, aber ſelbſt dem koſtete es viele Mühe, den kleinen Vogel zu fangen; endlich aber griff er ihn, gab ihn dem jungen Mann in die Hand und flog davon. Freudig ſteckte der ſeine Beute in den Korb und trat nun den Rückweg an nach dem Häuschen, darin ſeine Braut war. Als er wieder bei ihr angekommen war und ihr erzählte, daß er den Vogel gefangen im Korbe habe, da freute ſie ſich ſehr und ſprach: „Nun ſollſt du erſt ſchnell ein bißchen eſſen, und dann krieche nur wieder unter die Bettſtelle mit dem Vogel, daß der alte Mann dich nicht gewahr wird!" Das geſchah, und eben als er unter dem Bette lag, ſo kam auch ſchon der alte Mann nach Hauſe, er fühlte ſich aber krank und klagte. Da fing das Mädchen wieder an zu weinen und ſprach: „Ach, mun ſtirbt Vater doch, das kann man ja ſehen, und Vater hat doch ein Herz in der Bruſt!" „Ach, Kind," erwiderte der Alte, „ſchweig doch ſtill, ich kann nicht ſterben, es geht gewiß bald vorüber!" Nun aber kniff der Bräutigam unter der Bettſtelle den Vogel ein wenig. Da ward dem Alten ganz ſchlecht, daß er ſich niederſetzte, und als der Burſche den Vogel noch feſter anfaßte, fiel er ohnmächtig vom Stuhl. „Da rief die Braut: „Kneif ihn jetzt nur ganz tot," und als der Burſche das getan, lag auch der Alte tot auf

Digitized by Google

dem Boden. Da holte das Mädchen ihren Bräutigam erst unter der Bettstelle hervor, aber dann ging sie hin, nahm die Steine und das weiße Stöckchen vom Borte über der Tür, klopfte damit an jeden Stein, und da standen mit einemmal alle ihre Schwestern und die Brüder wieder vor ihr. „So," sagte sie, „nun wollen wir nach Hause reisen und Hochzeit geben und glücklich sein; denn der alte Mann ist tot, und wir haben nichts mehr von ihm zu fürchten." Und das taten sie denn auch. Sie reisten fröhlich miteinander fort, feierten ihre Hochzeit alle an einem Tage und lebten danach noch viele Jahre einträchtig und glücklich miteinander.

Der Eisenhans / Es war einmal ein König, der hatte einen großen

Wald bei seinem Schloß, darin lief Wild aller Art herum. Zu einer Zeit schickte er einen Jäger hinaus, der sollte ein Reh schießen, aber er kam nicht wieder. „Vielleicht ist ihm ein Unglück zugestoßen," sagte der König und schickte den folgenden Tag zwei andere Jäger hinaus, die sollten ihn aufsuchen, aber die blieben auch weg. Da ließ er am dritten Tag alle seine Jäger kommen und sprach: „Streift durch den ganzen Wald und laßt nicht ab, bis ihr sie alle drei gefunden habt." Aber auch von diesen kam keiner wieder heim, und von der Meute Hunde, die sie mitgenommen hatten, ließ sich keiner wieder sehen. Von der Zeit an wollte sich niemand mehr in den Wald wagen, und er lag da in tiefer Stille und Einsamkeit, und man sah nur zuweilen einen Adler oder Habicht darüber hinfliegen. Das dauerte viele Jahre, da meldete sich ein fremder Jäger bei dem König, suchte eine Versorgung und erbot sich, in den gefährlichen Wald zu gehen. Der König aber wollte seine Einwilligung nicht geben und sprach: „Es ist nicht geheuer darin, ich fürchte, es geht dir nicht besser als den andern, und du kommst nicht wieder heraus." Der Jäger antwortete: „Herr, ich wills auf meine Gefahr wagen: von Furcht weiß ich nichts." Der Jäger begab sich also mit seinem Hund in den Wald. Es dauerte nicht lange, so geriet der Hund einem Wild auf die Fährte und wollte hinter ihm her: kaum aber war er ein paar Schritte gelaufen, so stand er vor einem tiefen Pfuhl, konnte nicht weiter, und ein nackter Arm streckte sich aus dem Wasser, packte ihn und zog ihn hinab. Als der Jäger das sah, ging er zurück und holte drei Männer, die mußten mit Eimern kommen und das Wasser ausschöpfen. Als sie auf den Grund sehen konnten, so lag da ein wilder Mann, der braun am Leib war wie rostiges Eisen, und dem die Haare über das Gesicht bis zu den Knien herabhingen. Sie banden ihn mit Stricken und führten ihn fort in das Schloß. Da war große Verwunderung über den wilden Mann, der König aber ließ ihn in einen eisernen Käfig auf seinen Hof setzen und verbot bei Lebensstrafe, die Tür des Käfigs zu öffnen, und die Königin mußte den Schlüssel selbst in Verwahrung nehmen. Von nun an konnte ein jeder wieder ungefährdet in den Wald gehen. ~ Der König hatte einen Sohn von acht Jahren, der spielte einmal auf dem Hof, und bei dem Spiel fiel ihm sein goldener Ball in den Käfig. Der Knabe lief hin und sprach: „Gib mir meinen Ball

Digitized by Google

heraus." „Nicht eher," antwortete der Mann, „als bis du mir die Tür aufgemacht haſt." „Nein," ſagte der Knabe, „das tue ich nicht, das hat der König verboten," und lief fort. Am andern Tag kam er wieder und forderte ſeinen Ball; der wilde Mann ſagte: „Öffne meine Tür," aber der Knabe wollte nicht. Am dritten Tag war der König auf die Jagd geritten, da kam der Knabe nochmals und ſagte: „Wenn ich auch wollte, ich kann die Tür nicht öffnen, ich habe den Schlüſſel nicht." Da ſprach der wilde Mann: „Er liegt unter dem Kopfkiſſen deiner Mutter, da kannſt du ihn holen." Der Knabe, der ſeinen Ball haben wollte, ſchlug alles Bedenken in den Wind und brachte den Schlüſſel herbei. Die Tür ging ſchwer auf, und der Knabe klemmte ſich den Finger. Als ſie offen war, trat der wilde Mann heraus, gab ihm den goldenen Ball und eilte hinweg. Dem Knaben war angſt geworden, er ſchrie und rief ihm nach: „Ach, wilder Mann, geh nicht fort, ſonſt bekomme ich Schläge." Der wilde Mann kehrte um, hob ihn auf, ſetzte ihn auf ſeinen Nacken und ging mit ſchnellen Schritten in den Wald hinein. Als der König heimkam, bemerkte er den leeren Käfig und fragte die Königin, wie das zugegangen wäre. Sie wußte nichts davon, ſuchte den Schlüſſel, aber er war weg. Sie rief den Knaben, aber niemand antwortete. Der König ſchickte Leute aus, die ihn auf dem Felde ſuchen ſollten, aber ſie fanden ihn nicht. Da konnte er leicht erraten, was geſchehen war, und es herrſchte große Trauer an dem königlichen Hof. ~ Als der wilde Mann wieder in dem finſtern Wald angelangt war, ſo ſetzte er den Knaben von den Schultern herab und ſprach zu ihm: „Vater und Mutter ſiehſt du nicht wieder, aber ich will dich bei mir behalten, denn du haſt mich befreit, und ich habe Mitleid mit dir. Wenn du alles tuſt, was ich dir ſage, ſo ſollſt dus gut haben. Schätze und Gold habe ich genug und mehr als jemand in der Welt." Er machte dem Knaben ein Lager von Moos, auf dem er einſchlief, und am andern Morgen führte ihn der Mann zu einem Brunnen und ſprach: „Siehſt du, der Goldbrunnen iſt hell und klar wie Kriſtall: du ſollſt dabeiſitzen und acht haben, daß nichts hineinfällt, ſonſt iſt er verunehrt. Jeden Abend komme ich und ſehe, ob du mein Gebot befolgt haſt." Der Knabe ſetzte ſich an den Rand des Brunnens, ſah, wie manchmal ein goldener Fiſch, manchmal eine goldene Schlange ſich darin zeigte, und hatte acht, daß nichts hineinfiel. Als er ſo ſaß, ſchmerzte ihn einmal der Finger ſo heftig, daß er ihn unwillkürlich in das Waſſer ſteckte. Er zog ihn ſchnell wieder heraus, ſah aber, daß er ganz vergoldet war, und wie große Mühe er ſich gab, das Gold wieder abzuwiſchen, es war alles vergeblich. Abends kam der Eiſenhans zurück, ſah den Knaben an und ſprach: „Was iſt mit dem Brunnen geſchehen?" „Nichts, nichts," antwortete er und hielt den Finger auf den Rücken, daß er ihn nicht ſehen ſollte. Aber der Mann ſagte: „Du haſt den Finger in das Waſſer getaucht; diesmal mags hingehen, aber hüte dich, daß du nicht wieder etwas hineinfallen läßt." ~ Am frühſten Morgen ſaß der Knabe ſchon bei dem Brunnen und bewachte ihn. Der Finger tat ihm wieder weh, und er fuhr damit über ſeinen Kopf, da fiel unglücklicherweiſe ein Haar herab in den Brunnen. Er nahm es ſchnell heraus, aber es war ſchon

Digitized by Google

ganz vergoldet. Der Eisenhans kam und wußte schon, was geschehen war. „Du hast ein Haar in den Brunnen fallen lassen," sagte er, „ich will dirs noch einmal nachsehen, aber wenns zum drittenmal geschieht, so ist der Brunnen entehrt, und du kannst nicht länger bei mir bleiben." Am dritten Tag saß der Knabe am Brunnen und bewegte den Finger nicht, wenn er ihm noch so weh tat. Aber die Zeit ward ihm lang, und er betrachtete sein Angesicht, das auf dem Wasserspiegel stand. Und als er sich dabei immer mehr beugte und sich recht in die Augen sehen wollte, so fielen ihm seine langen Haare von den Schultern herab in das Wasser. Er richtete sich schnell in die Höhe, aber das ganze Haupthaar war schon vergoldet und glänzte wie eine Sonne. Ihr könnt denken, wie der arme Knabe erschrak. Er nahm sein Taschentuch und band es um den Kopf, damit es der Mann nicht sehen sollte. Als er kam, wußte er schon alles und sprach: „Binde das Tuch auf." Da quollen die goldenen Haare hervor, und der Knabe mochte sich entschuldigen, wie er wollte, es half ihm nichts. „Du hast die Probe nicht bestanden und kannst nicht länger hier bleiben. Geh hinaus in die Welt, da wirst du erfahren, wie die Armut tut. Aber weil du kein böses Herz hast und ichs gut mit dir meine, so will ich dir eins erlauben: wenn du in Not gerätst, so geh zu dem Wald und rufe »Eisenhans«, dann will ich kommen und dir helfen. Meine Macht ist groß, größer als du denkst, und Gold und Silber habe ich im Überfluß." Da verließ der Königssohn den Wald und ging über gebahnte und ungebahnte Wege immer zu, bis er zuletzt in eine große Stadt kam. Er suchte da Arbeit, aber er konnte keine finden und hatte auch nichts erlernt, womit er sich hätte forthelfen können. Endlich ging er in das Schloß und fragte, ob sie ihn behalten wollten. Die Hofleute wußten nicht, wozu sie ihn brauchen sollten, aber sie hatten Wohlgefallen an ihm und hießen ihn bleiben. Zuletzt nahm ihn der Koch in Dienst und sagte, er könnte Holz und Wasser tragen und die Asche zusammenkehren. Einmal, als gerade kein anderer zur Hand war, hieß ihn der Koch die Speisen zur königlichen Tafel tragen, da er aber seine goldenen Haare nicht wollte sehen lassen, so behielt er sein Hütchen auf. Dem König war so etwas noch nicht vorgekommen, und er sprach: „Wenn du zur königlichen Tafel kommst, mußt du deinen Hut abziehen." „Ach, Herr," antwortete er, „ich kann nicht, ich habe einen bösen Grind auf dem Kopf." Da ließ der König den Koch herbeirufen, schalt ihn und fragte, wie er einen solchen Jungen hätte in seinen Dienst nehmen können; er sollte ihn gleich fortjagen. Der Koch aber hatte Mitleiden mit ihm und vertauschte ihn mit dem Gärtnerjungen. Nun mußte der Junge im Garten pflanzen und begießen, hacken und graben, und Wind und böses Wetter über sich ergehen lassen. Einmal im Sommer, als er allein im Garten arbeitete, war der Tag so heiß, daß er sein Hütchen abnahm und die Luft ihn kühlen sollte. Wie die Sonne auf das Haar schien, glitzte und blitzte es, daß die Strahlen in das Schlafzimmer der Königstochter fielen und sie aufsprang, um zu sehen, was das wäre. Da erblickte sie den Jungen und rief ihn an: „Junge, bring mir einen Blumenstrauß." Er setzte in aller Eile sein Hütchen auf, brach wilde Feldblumen

Digitized by Google

ab und band sie zusammen. Als er damit die Treppe hinaufstieg, begegnete ihm der Gärtner und sprach: „Wie kannst du der Königstochter einen Strauß von schlechten Blumen bringen! Geschwind hole andere und suche die schönsten und seltensten aus.“ „Ach nein,“ antwortete der Junge, „die wilden riechen kräftiger und werden ihr besser gefallen.“ Als er in ihr Zimmer kam, sprach die Königstochter: „Nimm dein Hütchen ab, es ziemt sich nicht, daß du ihn vor mir aufbehältst.“ Er antwortete wieder: „Ich darf nicht, ich habe einen grindigen Kopf.“ Sie griff aber nach dem Hütchen und zog es ab, da rollten seine goldenen Haare auf die Schultern herab, daß es prächtig anzusehen war. Er wollte fortspringen, aber sie hielt ihn am Arm und gab ihm eine Handvoll Dukaten. Er ging damit fort, achtete aber des Goldes nicht, sondern brachte es dem Gärtner und sprach: „Ich schenke es deinen Kindern, die können damit spielen.“ Den andern Tag rief ihm die Königstochter abermals zu, er solle ihr einen Strauß Feldblumen bringen, und als er damit eintrat, grapste sie gleich nach seinem Hütchen und wollte es ihm wegnehmen, aber er hielt es mit beiden Händen fest. Sie gab ihm wieder eine Handvoll Dukaten, aber er wollte sie nicht behalten und gab sie dem Gärtner zum Spielwerk für die Kinder. Den dritten Tag gings nicht anders, sie konnte ihm sein Hütchen nicht wegnehmen, und er wollte ihr Gold nicht. Nicht lange danach ward das Land mit Krieg überzogen. Der König sammelte sein Volk und wußte nicht, ob er dem Feind, der übermächtig war und ein großes Heer hatte, Widerstand leisten könnte. Da sagte der Gärtnerjunge: „Ich bin herangewachsen und will mit in den Krieg ziehen, gebt mir nur ein Pferd.“ Die andern lachten und sprachen: „Wenn wir fort sind, so suche dir eins: wir wollen dir eins im Stall zurücklassen.“ Als sie ausgezogen waren, ging er in den Stall und zog das Pferd heraus; es war an einem Fuß lahm und hickelte hunkepuus, hunkepuus. Dennoch setzte er sich auf und ritt fort nach dem dunkeln Wald. Als er an den Rand gekommen war, rief er dreimal Eisenhans so laut, daß es durch die Bäume schallte. Gleich darauf erschien der wilde Mann und sprach: „Was verlangst du?“ „Ich verlange ein starkes Roß, denn ich will in den Krieg ziehen.“ „Das sollst du haben und noch mehr dazu.“ Dann ging der wilde Mann in den Wald zurück, und es dauerte nicht lange, so kam ein Stallknecht aus dem Wald und führte ein Roß herbei, das schnaubte aus den Nüstern und war kaum zu bändigen. Und hinterher folgte eine große Schar Kriegsvolk, ganz in Eisen gerüstet, und ihre Schwerter blitzten in der Sonne. Der Jüngling übergab dem Stallknecht sein dreibeiniges Pferd, bestieg das andere und ritt vor der Schar her. Als er sich dem Schlachtfeld näherte, war schon ein großer Teil von des Königs Leuten gefallen, und es fehlte nicht viel, so mußten die übrigen weichen. Da jagte der Jüngling mit seiner eisernen Schar heran, fuhr wie ein Wetter über die Feinde und schlug alles nieder, was sich ihm widersetzte. Sie wollten fliehen, aber der Jüngling saß ihnen auf dem Nacken und ließ nicht ab, bis kein Mann mehr übrig war. Statt aber zu dem König zurückzukehren, führte er seine Schar auf Umwegen wieder zu dem Wald und rief den

Digitized by Google

Eisenhans heraus. „Was verlangst du?“ fragte der wilde Mann. „Nimm dein Roß und deine Schar zurück und gib mir mein dreibeiniges Pferd wieder.“ Es geschah alles, was er verlangte, und er ritt auf seinem dreibeinigen Pferd heim. Als der König wieder in sein Schloß kam, ging ihm seine Tochter entgegen und wünschte ihm Glück zu seinem Sieg. „Ich bin es nicht, der den Sieg davongetragen hat,“ sprach er, „sondern ein fremder Ritter, der mir mit seiner Schar zu Hilfe kam.“ Die Tochter wollte wissen, wer der fremde Ritter wäre, aber der König wußte es nicht und sagte: „Er hat die Feinde verfolgt, und ich habe ihn nicht wieder gesehen.“ Sie erkundigte sich bei dem Gärtner nach seinem Jungen: der lachte aber und sprach: „Eben ist er auf seinem dreibeinigen Pferd heimgekommen, und die andern haben gespottet und gerufen: »Da kommt unser Hunkepuus wieder an.« Sie fragten auch: »Hinter welcher Hecke hast du derweil gelegen und geschlafen?« Er sprach aber: »Ich habe das beste getan, und ohne mich wäre es schlecht gegangen.« Da ward er noch mehr ausgelacht.“ Der König sprach zu seiner Tochter: „Ich will ein großes Fest anfagen lassen, das drei Tage währen soll, und du sollst einen goldenen Apfel werfen: vielleicht kommt der Unbekannte herbei.“ Als das Fest verkündet war, ging der Jüngling hinaus zu dem Wald und rief den Eisenhans. „Was verlangst du?“ fragte er. „Daß ich den goldnen Apfel der Königstochter fange.“ „Es ist so gut, als hättest du ihn schon,“ sagte Eisenhans, „du sollst auch eine rote Rüstung dazu haben und auf einem stolzen Fuchs reiten.“ Als der Tag kam, sprengte der Jüngling heran, stellte sich unter die Ritter und ward von niemand erkannt. Die Königstochter trat hervor und warf den Rittern einen goldenen Apfel zu, aber keiner fing ihn als er allein, aber sobald er ihn hatte, jagte er davon. Am zweiten Tag hatte ihn Eisenhans als weißen Ritter ausgerüstet und ihm einen Schimmel gegeben. Abermals fing er allein den Apfel, verweilte aber keinen Augenblick, sondern jagte damit fort. Der König ward bös und sprach: „Das ist nicht erlaubt, er muß vor mir erscheinen und seinen Namen nennen.“ Er gab den Befehl, wenn der Ritter, der den Apfel gefangen habe, sich wieder davon machte, so sollte man ihm nachsetzen, und wenn er nicht gutwillig zurückkehrte, auf ihn hauen und stechen. Am dritten Tag erhielt er vom Eisenhans eine schwarze Rüstung und einen Rappen und fing auch wieder den Apfel. Als er aber damit fortjagte, verfolgten ihn die Leute des Königs, und einer kam ihm so nahe, daß er mit der Spitze des Schwertes ihm das Bein verwundete. Er entkam ihnen jedoch, aber sein Pferd sprang so gewaltig, daß der Helm ihm vom Kopf fiel, und sie konnten sehen, daß er goldene Haare hatte. Sie ritten zurück und meldeten dem König alles. Am andern Tag fragte die Königstochter den Gärtner nach seinem Jungen. „Er arbeitet im Garten; der wunderliche Kauz ist auch bei dem Fest gewesen und erst gestern abend wiedergekommen; er hat auch meinen Kindern drei goldene Äpfel gezeigt, die er gewonnen hat.“ Der König ließ ihn vor sich fordern, und er erschien und hatte wieder sein Hütchen auf dem Kopf. Aber die Königstochter ging auf ihn zu und nahm es ihm ab, und da fielen seine goldenen Haare über

Digitized by Google

die Schultern, und es war so schön, daß alle erstaunten. „Bist du der Ritter gewesen, der jeden Tag zu dem Fest gekommen ist, immer in einer andern Farbe, und der die drei goldenen Äpfel gefangen hat?“ fragte der König. „Ja,“ antwortete er, „und da sind die Äpfel,“ holte sie aus seiner Tasche und reichte sie dem König. „Wenn Ihr noch mehr Beweise verlangt, so könnt Ihr die Wunde sehen, die mir Eure Leute geschlagen haben, als sie mich verfolgten. Aber ich bin auch der Ritter, der Euch zum Sieg über die Feinde geholfen hat.“ „Wenn du solche Taten verrichten kannst, so bist du kein Gärtnerjunge: sage mir, wer ist dein Vater?“ „Mein Vater ist ein mächtiger König, und Goldes habe ich die Fülle und so viel ich nur verlange.“ „Ich sehe wohl,“ sprach der König, „ich bin dir Dank schuldig, kann ich dir etwas zu Gefallen tun?“ „Ja,“ antwortete er, „das könnt Ihr wohl, gebt mir Eure Tochter zur Frau.“ Da lachte die Jungfrau und sprach: „Der macht keine Umstände, aber ich habe schon an seinen goldenen Haaren gesehen, daß er kein Gärtnerjunge ist;“ ging dann hin und küßte ihn. Zu der Vermählung kamen sein Vater und seine Mutter und waren in großer Freude, denn sie hatten schon alle Hoffnung aufgegeben, ihren lieben Sohn wiederzusehen. Und als sie an der Hochzeitstafel saßen, da schwieg auf einmal die Musik, die Türen gingen auf, und ein stolzer König trat herein mit großem Gefolge. Er ging auf den Jüngling zu, umarmte ihn und sprach: „Ich bin der Eisenhans und war in einen wilden Mann verwünscht, aber du hast mich erlöst. Alle Schätze, die ich besitze, die sollen dein eigen sein.“

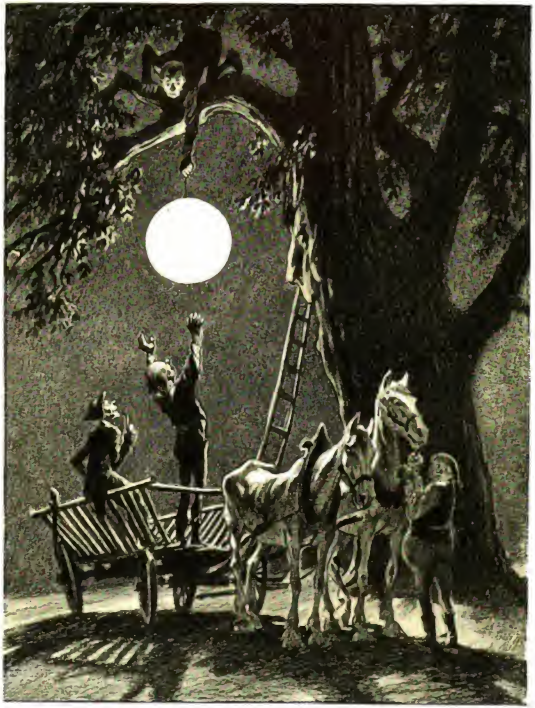
Vater Strohwisch / Es war einmal eine alte Frau, die hatte keinen

Mann, hätte aber gerne einen gehabt. Da sagte sie: „Das erste Bund Stroh, das vom Boden fällt, soll mein Mann sein!“ Bald fiel ein Bund Stroh vom Boden, da hatte sie einen Mann. Die Frau hatte viele Wolle. Da sagte sie zu ihrem Mann: „Mann, du sollst mit Wolle zu Markt.“ Sprach der Mann: „Was soll ich denn dafür nehmen?“ „Was der Markt gibt,“ sagte die Frau. Vater Strohwisch ging auf den Markt mit der Wolle in seinem Sack. Kamen da drei Brüder zu ihm und fragten: „Vater, was hat er da in seinem Sack?“ „Wolle hab ich drin.“ „Was will er dafür haben?“ „Was der Markt gibt.“ „Der Markt gibt drei Tracht Prügel.“ Vater Strohwisch sagte: „Wenn ich denn nicht mehr für meine Wolle bekommen kann, so muß ich ja zufrieden sein.“ Da gab ihm jeder der drei Brüder eine Tracht Prügel. Vater Strohwisch kam nach Hause; sprach seine Frau: „Was hast du für die Wolle bekommen?“ „Drei Tracht Prügel habe ich dafür bekommen.“ „Mann, da haben sie dich angeführt!“ „Tut nichts, kann sie wieder anführen.“ Vater Strohwisch ging zu Holze, griff sich einen Wolf und ging mit dem Wolf zu Markt. Kamen die drei Brüder wieder und fragten: „Vater, was hat er da?“ „Hab da einen schönen großen Bock, er hat sich nur die Hörner abgestoßen.“ „Was will er dafür haben?“ „Für meinen Bock muß ich zehn Taler haben.“ Gaben ihm die Brüder zehn Taler, denn sie fanden es gar nicht unbillig, nur stritten sie sich, wer ihn

Digitized by Google

zuerſt zu ſeinen Schafen ſetzten ſollte. Vater Strohwiſch ſagte: „Der Älteſte muß ihn zuerſt haben.“ Alſo nahm ihn zuerſt der Älteſte und ließ ihn abends zu ſeinen Schafen, aber am Morgen waren all ſeine Schafe tot. Da ſetzte ihn der zweite abends zu den ſeinen, aber dem gings ebenſo, und dem dritten Bruder gings auch nicht anders. Da wurden die Brüder ſchrecklich böſe und beſchloſſen, Vater Strohwiſch totzuſchlagen, weil er ſie ſo betrogen hatte. Vater Strohwiſch bekam aber früh genug Wind davon, was ſie im Sinne hätten. Da zog er ſein beſtes Pferd aus dem Stall, band es auf der Diele an, ſteckte ein Zwölfſchillingsſtück hinten ein und breitete ſchöne Bettücher darunter aus. Morgens kamen die drei Brüder und ſahen das Pferd auf den Bettüchern ſtehen und Vater Strohwiſch im Miſt ſcharren. Da fragten ſie: „Vater, was ſuchſt du da?“ „Ich ſammle mir mein Zwölfſchillingsſtück heraus, jeden Morgen hat mein Pferd eins hinter ſich.“ Sprachen die Brüder: „Das Pferd ſteht uns an; wieviel ſolls koſten?“ „Unter hundert Talern kann ichs nicht laſſen,“ ſagte Vater Strohwiſch. Da kauften die Brüder ihm das Pferd ſogleich ab. Und der älteſte nahm es zuerſt mit nach Hauſe und deckte ihm ſchöne Bettücher unter, und morgens lief er voller Freude hin, um das Geld zu holen, aber da fand er nichts als ſein Bettzeug, und das war verdorben. Er ſprach zu ſeinen Brüdern: „Vater Strohwiſch hat uns wieder betrogen,“ aber die Brüder antworteten: „Du haſt kein Glück, laß es uns nur verſuchen,“ nahmen alſo das Pferd, erſt der zweite, dann auch der dritte, und jeder breitete das Bettzeug unter und dachte, das Pferd ſollte ihm Geld bringen, aber das Pferd brachte kein Geld, ſondern beſchmutzte nur das Bettzeug. Da wurden die Brüder noch grimmiger und ſagten: „Nun wollen wir ihn aber ganz gewiß totſchlagen!“, nahmen Dreſchflegel und Heugabeln in die Hand und gingen nach dem Hauſe, wo Vater Strohwiſch wohnte. Der hatte aber ſein Schwein geſchlachtet und war beim Wurſtſtopfen. Als er nun die Brüder kommen ſah, hing er ſeiner Frau eine friſche Blutwurſt um den Hals und verabredete alles ſchnell mit ihr; und als die Brüder eintraten, rief er ihr zu: „Flink, ſetze Stühle her und bringe Pfeifen herein, meine Kaufleute ſind da.“ Das wollte die Frau nicht. Aber Vater Strohwiſch ſprang mit ſeinem Meſſer hinzu und ſagte: „Ich ſchneide dir den Hals ab, wenn du nicht gehorſam biſt,“ und ſchnitt ihr die Wurſt entzwei, daß das Blut herausſtrömte. Da fiel die Frau um, als wenn ſie tot wäre, aber Vater Strohwiſch nahm eine kleine Pfeife aus der Taſche und pfiff darauf dreimal ganz ſtark, da ſtand die Frau wieder auf, ſetzte Stühle hin und holte Pfeifen. Fragten die Brüder: „Vater, wie machſt du das?“ Vater Strohwiſch antwortete: „Ich habe da eine kleine Pfeife, wenn meine Frau nicht hören will, reiße ich ihr die Kehle aus; pfeife ich aber auf meiner Flöte, ſo wird ſie wieder lebendig und tut alles, was ich will.“ „Die Pfeife mußt du uns verkaufen,“ ſagten die Brüder, „unſere Frauen tun ſelten, was wir ihnen ſagen; was ſoll die Pfeife koſten?“ „Hundert Taler müßt ihr mir ſchon geben,“ und die gaben ihm die Brüder gern. Als der älteſte nun nach Hauſe kam, wollte er es gleich mit der Pfeife verſuchen.

Digitized by Google



Digitized by Google

„Hole mir den Stiefelknecht," sagte er zu seiner Frau. „Du hast ihn dir all deine Tage selbst geholt, warum soll ich es jetzt tun?" sagte die Frau. Da sprang er sogleich auf und riß ihr die Kehle aus, und darauf fing er an zu pfeifen und pfiff die ganze Nacht hindurch, aber da war kein Leben wieder in die Frau hineinzubringen. Darauf versuchte es auch der zweite, und dann auch der dritte und schnitten ihren Frauen die Kehlen durch, aber ins Leben pfeifen konnten sie sie beide nicht. Da gingen die Brüder zum drittenmal zu Vater Strohwisch und wollten ihn nun ganz gewiß totschlagen. Als sie ins Haus kamen, sagten sie zu der Frau: „Wo hast du deinen Mann?" „Der hat sich aufgehängt!" „Wo denn?" „Draußen im Garten." Da liefen die Brüder in den Garten hinaus und dachten, Vater Strohwisch wollte sie wieder anführen, aber da sahen sie da ein Bund Stroh in einem Baum hangen, mit Zeug angetan und schrecklich zappeln. Da erschraken sie sich und liefen, daß sie fortkamen, und sollen seit der Zeit noch wiederkommen.

Der Mond / Vorzeiten gab es ein Land, wo die Nacht immer dunkel und der Himmel wie ein schwarzes Tuch darübergebreitet war, denn es ging dort niemals der Mond auf, und kein Stern blinkte in der Finsternis. Aus diesem Land gingen einmal vier Burſche auf die Wanderſchaft und gelangten in ein anderes Reich, wo abends, wenn die Sonne hinter den Bergen verſchwunden war, auf einem Eichbaum eine leuchtende Kugel ſtand, die weit und breit ein ſanftes Licht ausgoß. Man konnte dabei alles wohl ſehen und unterſcheiden, wenn es auch nicht ſo glänzend wie die Sonne war. Die Wanderer ſtanden ſtill und fragten einen Bauer, der da mit ſeinem Wagen vorbeifuhr, was das für ein Licht ſei. „Das iſt der Mond," antwortete dieſer, „unſer Schultheiß hat ihn für drei Taler gekauft und an den Eichbaum befeſtigt. Er muß täglich Öl aufgießen und ihn rein erhalten, damit er immer hell brennt. Dafür erhält er von uns wöchentlich einen Taler." Als der Bauer weggefahren war, ſagte der eine von ihnen: „Dieſe Lampe könnten wir brauchen, wir haben daheim einen Eichbaum, der ebenſo groß iſt, daran können wir ſie hängen. Was für eine Freude, wenn wir nachts nicht in der Finſternis herumtappen! „Wißt ihr was?" ſprach der zweite, „wir wollen Wagen und Pferde holen und den Mond wegführen. Sie können ſich hier einen andern kaufen." „Ich kann gut klettern," ſprach der dritte, „ich will ihn ſchon herunterholen." Der vierte brachte einen Wagen mit Pferden herbei, und der dritte ſtieg den Baum hinauf, bohrte ein Loch in den Mond, zog ein Seil hindurch und ließ ihn herab. Als die glänzende Kugel auf dem Wagen lag, deckten ſie ein Tuch darüber, damit niemand den Raub bemerken ſollte. Sie brachten ihn glücklich in ihr Land und ſtellten ihn auf eine hohe Eiche. Alte und Junge freuten ſich, als die neue Lampe ihr Licht über alle Felder leuchten ließ und Stuben und Kammern damit erfüllte. Die Zwerge kamen aus den Felſenhöhlen hervor, und die kleinen Wichtelmänner tanzten in ihren roten Röckchen auf den Wieſen den Ringeltanz. Die vier verſorgten den Mond mit Öl, putzten den Docht und erhielten

Digitized by Google

wöchentlich ihren Taler. Aber sie wurden Greise, und als der eine erkrankte und seinen Tod voraussah, verordnete er, daß der vierte Teil des Mondes als sein Eigentum ihm mit in das Gab sollte gegeben werden. Als er gestorben war, stieg der Schultheiß auf den Baum und schnitt mit der Heckenschere ein Viertel ab, das in den Sarg gelegt ward. Das Licht des Mondes nahm ab, aber noch nicht merklich. Als der zweite starb, ward ihm das zweite Viertel mitgegeben, und das Licht minderte sich. Noch schwächer ward es nach dem Tod des dritten, der gleichfalls seinen Teil mitnahm, und als der vierte ins Grab kam, trat die alte Finsternis wieder ein. Wenn die Leute abends ohne Laterne ausgingen, stießen sie mit den Köpfen zusammen. Als aber die Teile des Mondes in der Unterwelt sich wieder vereinigten, so wurden dort, wo immer Dunkelheit geherrscht hatte, die Toten unruhig und erwachten aus ihrem Schlaf. Sie erstaunten, als sie wieder sehen konnten; das Mondlicht war ihnen genug, denn ihre Augen waren so schwach geworden, daß sie den Glanz der Sonne nicht ertragen hätten. Sie erhoben sich, wurden lustig und nahmen ihre alte Lebensweise wieder an. Ein Teil ging zum Spiel und Tanz, andere liefen in die Wirtshäuser, wo sie Wein forderten, sich betranken, tobten und zankten und endlich ihre Knüttel aufhoben und sich prügelten. Der Lärm ward immer ärger und drang endlich bis in den Himmel hinauf. Der heilige Petrus, der das Himmelstor bewacht, glaubte, die Unterwelt wäre in Aufruhr geraten, und rief die himmlischen Heerscharen zusammen, die den bösen Feind, wenn er mit seinen Gesellen den Aufenthalt der Seligen stürmen wollte, zurückjagen sollten. Da sie aber nicht kamen, so setzte er sich auf sein Pferd und ritt durch das Himmelstor hinab in die Unterwelt. Da brachte er die Toten zur Ruhe, hieß sie sich wieder in ihre Gräber legen und nahm den Mond mit fort, den er oben am Himmel aufhing.

Der Zaunkönig

In den alten Zeiten, da hatte jeder Klang noch Sinn und Bedeutung. Wenn der Hammer des Schmiedes ertönte, so rief er: „Smiet mi to! Smiet mi to!“ Wenn der Hobel des Tischlers schnarrte, so sprach er: „Dor häst! Dor, dor häst!“ Fing das Räderwerk der Mühle an zu klappern, so sprach es: „Help, Herr Gott! Help, Herr Gott!“ Und war der Müller ein Betrüger und ließ die Mühle an, so sprach sie hochdeutsch und fragte erst langsam: „Wer ist da? Wer ist da?“ Dann antwortete sie schnell: „Der Müller! Der Müller!“ Und endlich ganz geschwind: „Stiehlt tapfer, stiehlt tapfer, vom Achtel drei Sechter.“ Zu dieser Zeit hatten auch die Vögel ihre eigene Sprache, die jedermann verstand; jetzt lautet es nur wie ein Zwitschern, Kreischen und Pfeifen, und bei einigen wie Musik ohne Worte. Es kam aber den Vögeln in den Sinn, sie wollten nicht länger ohne Herrn sein und einen unter sich zu ihrem König wählen. Nur einer von ihnen, der Kiebitz, war dagegen; frei hatte er gelebt, und frei wollte er sterben, und angstvoll hin und her fliegend rief er: „Wo bliew ick? Wo bliew ick?“ Er zog sich zurück in einsame und unbesuchte Sümpfe und zeigte sich nicht wieder

Digitized by Google

unter seinesgleichen. Die Vögel wollten sich nun über die Sache besprechen, und an einem schönen Maimorgen kamen sie alle aus Wäldern und Feldern zusammen, Adler und Buchfink, Eule und Krähe, Lerche und Sperling, was soll ich sie alle nennen? Selbst der Kuckuck kam und der Wiedehopf, sein Küster, der so heißt, weil er sich immer ein paar Tage früher hören läßt; auch ein ganz kleiner Vogel, der noch keinen Namen hatte, mischte sich unter die Schar. Das Huhn, das zufällig von der ganzen Sache nichts gehört hatte, verwunderte sich über die große Versammlung. „Wat, wat, wat is denn dar to don?" gackerte es, aber der Hahn beruhigte seine liebe Henne und sagte: „Luter riek Lüd," und erzählte ihr auch, was sie vorhätten. Es ward aber beschlossen, daß der König sein sollte, der am höchsten fliegen könnte. Ein Laubfrosch, der im Gebüsch saß, rief, als er das hörte, warnend: „Natt, natt, natt! Natt, natt, natt!" weil er meinte, es würden deshalb viel Tränen vergossen werden. Die Krähe aber sagte: „Quark ok!", es sollte alles friedlich abgehen. Es ward nun beschlossen, sie wollten gleich an diesem schönen Morgen aufsteigen, damit niemand hinterher sagen könnte: „Ich wäre wohl noch höher geflogen, aber der Abend kam, da konnte ich nicht mehr." Auf ein gegebenes Zeichen erhob sich also die ganze Schar in die Lüfte. Der Staub stieg da von dem Felde auf, es war ein gewaltiges Sausen und Brausen und Fittichschlagen, und es sah aus, als wenn eine schwarze Wolke dahinzöge. Die kleineren Vögel aber blieben bald zurück, konnten nicht weiter und fielen wieder auf die Erde. Die größeren hielten's länger aus, aber keiner konnte es dem Adler gleichtun, der stieg so hoch, daß er der Sonne hätte die Augen aushacken können. Und als er sah, daß die anderen nicht zu ihm heraufkonnten, so dachte er: „Was willst du noch höherfliegen, du bist doch der König," und fing an sich wieder herabzulassen. Die Vögel unter ihm riefen ihm alle gleich zu: „Du mußt unser König sein, keiner ist höher geflogen als du." „Ausgenommen ich," schrie der kleine Kerl ohne Namen, der sich in die Brustfedern des Adlers verkrochen hatte. Und da er nicht müde war, so stieg er auf und stieg so hoch, daß er Gott auf seinem Stuhle konnte sitzen sehen. Als er aber so weit gekommen war, legte er seine Flügel zusammen, sank herab und rief unten mit feiner, durchdringender Stimme: „König bün ick! König bün ick!" „Du unser König?" schrien die Vögel zornig. „Durch Ränke und Listen hast du es dahin gebracht!" Sie machten eine andere Bedingung: der sollte ihr König sein, der am tiefsten in die Erde fallen könnte. Wie klatschte da die Gans mit ihrer breiten Brust wieder auf das Land! Wie scharrte der Hahn schnell ein Loch! Die Ente kam am schlimmsten weg, sie sprang in einen Graben, verrenkte sich aber die Beine und watschelte fort zum nahen Teiche mit dem Ausruf: „Pracherwerk! Pracherwerk!" Der Kleine ohne Namen aber suchte ein Mäuseloch, schlüpfte hinab und rief mit seiner feinen Stimme heraus: „König bün ick! König bün ick!" „Du unser König?" riefen die Vögel noch zorniger. „Meinst du, deine Listen sollten gelten?" Sie beschlossen, ihn in seinem Loche gefangenzuhalten und auszuhungern. Die Eule ward als Wache davorgestellt; sie sollte den Schelm nicht herauslassen, so lieb ihr das Leben wäre.

Digitized by Google

Als es aber Abend geworden war und die Vögel von der Anstrengung beim Fliegen große Müdigkeit empfanden, so gingen sie mit Weib und Kind zu Bette. Die Eule allein blieb bei dem Mäuseloch stehen und blickte mit ihren großen Augen unverwandt hinein. Indessen war sie auch müde geworden und dachte: „Ein Auge kannst du wohl zutun, du wachst ja noch mit dem anderen, und der kleine Bösewicht soll nicht aus seinem Loche heraus.“ Also tat sie das eine Auge zu und schaute mit dem anderen steif auf das Mäuseloch. Der kleine Kerl guckte mit dem Kopf heraus und wollte wegwitschen, aber die Eule trat gleich davor, und er zog den Kopf wieder zurück. Dann tat die Eule das eine Auge wieder auf und das andere zu, und wollte so die ganze Nacht abwechseln. Aber als sie das eine Auge wieder zumachte, vergaß sie das andere aufzutun, und sobald die beiden Augen zu waren, schlief sie ein. Der Kleine merkte das bald und schlüpfte weg. ~ Von der Zeit an darf sich die Eule nicht mehr am Tage sehen lassen, sonst sind die anderen Vögel hinter ihr her und zerzausen ihr das Fell. Sie fliegt nur zur Nachtzeit aus, haßt aber und verfolgt die Mäuse, weil sie solche bösen Löcher machen. Auch der kleine Vogel läßt sich nicht gerne sehen, weil er fürchtet, es ginge ihm an den Kragen, wenn er erwischt würde. Er schlüpft in den Zäunen herum, und wenn er ganz sicher ist, ruft er wohl zuweilen: „König bün ick!“ Und deshalb nennen ihn die anderen Vögel aus Spott Zaunkönig. Niemand aber war froher als die Lerche, daß sie dem Zaunkönig nicht zu gehorchen brauchte. Wie sich die Sonne bliden läßt, steigt sie in die Lüfte und ruft: „Ach, wo is dat schön! Schön is dat! Schön! Schön! Ach, wo is dat schön!“

Die drei Glückskinder / Ein Vater ließ einmal seine drei Söhne

vor sich kommen und schenkte dem ersten einen Hahn, dem zweiten eine Sense, dem dritten eine Katze. „Ich bin schon alt,“ sagte er, „und mein Tod ist nah, da wollte ich euch vor meinem Ende noch versorgen. Geld hab ich nicht, und was ich euch jetzt gebe, scheint wenig wert; es kommt aber bloß darauf an, daß ihr es verständig anwendet; sucht euch nur ein Land, wo dergleichen Dinge noch unbekannt sind, so ist euer Glück gemacht.“ Nach dem Tode des Vaters ging der Älteste mit seinem Hahn aus; wo er aber hinkam, war der Hahn schon bekannt: in den Städten sah er ihn schon von weitem auf den Türmen sitzen und sich mit dem Winde umdrehen, in den Dörfern hörte er mehr als einen krähen, und niemand wollte sich über das Tier wundern, so daß es nicht das Ansehen hatte, als würde er sein Glück damit machen. Endlich aber geriets ihm doch, daß er auf eine Insel kam, wo die Leute nichts von einem Hahn wußten, sogar ihre Zeit nicht einzuteilen verstanden. Sie wußten wohl, wenns Morgen oder Abend war; aber nachts, wenn sies nicht verschliefen, wußte sich keiner aus der Zeit herauszufinden. „Seht,“ sprach er, „was für ein stolzes Tier! Es hat eine rubinrote Krone auf dem Kopf und trägt Sporen wie ein Ritter; es ruft euch des Nachts dreimal zu bestimmter Zeit an, und wenns das letztemal ruft, so geht die Sonne bald auf. Wenns aber bei hellem Tage ruft, so richtet euch darauf

Digitized by Google

ein, dann gibts gewiß anderes Wetter." Den Leuten gefiel das wohl, sie schliefen eine ganze Nacht nicht und hörten mit großer Freude, wie der Hahn um zwei, vier und sechs Uhr laut und vernehmlich die Zeit abrief. Sie fragten ihn, ob das Tier nicht feil wäre, und wieviel er dafür verlange. „Etwa so viel, als ein Esel Gold trägt," antwortete er. „Ein Spottgeld für ein so kostbares Tier!" riefen sie insgesamt und gaben ihm gern, was er gefordert hatte. Als er mit dem Reichtum heimkam, verwunderten sich seine Brüder, und der zweite sprach: „So will ich mich doch aufmachen und sehen, ob ich meine Sense auch so gut losschlagen kann." Es hatte aber nicht das Ansehen danach, denn überall begegneten ihm Bauern und hatten so gut eine Sense auf der Schulter wie er. Doch zuletzt glückte es ihm auch auf einer Insel, wo die Leute nichts von einer Sense wußten. Wenn dort das Korn reif war, so fuhren sie Kanonen vor den Feldern auf und schossens herunter. Das war nun ein ungewisses Ding, mancher schoß darüber hinaus, ein anderer traf statt des Halmes die Ähren und schoß sie fort; dabei ging viel zugrunde, und obendrein gabs einen lästerlichen Lärm. Da stellte sich der Mann hin und mähte es so still und so geschickt nieder, daß die Leute Maul und Nase vor Verwunderung aufsperrten. Sie waren willig, ihm dafür zu geben, was er verlangte, und er bekam ein Pferd, dem war Gold aufgeladen, so viel es tragen konnte. Nun wollte der dritte Bruder seine Katze auch an den rechten Mann bringen. Es ging ihm wie den anderen, solange er auf dem festen Lande blieb, war nichts auszurichten, es gab allerorten Katzen, und ihrer waren so viel, daß die neugeborenen Jungen meist im Wasser ersäuft wurden. Endlich ließ er sich auf eine Insel überschiffen, und es traf sich glücklicherweise, daß dort noch niemals eine gesehen war und die Mäuse so überhand genommen hatten, daß sie auf den Tischen und Bänken tanzten, der Hausherr mochte daheim sein oder nicht. Die Leute jammerten gewaltig über die Plage, der König selbst wußte sich in seinem Schlosse nicht dagegen zu retten; in allen Eden pfiffen Mäuse und zernagten, was sie mit den Zähnen nur packen konnten. Da fing nun die Katze ihre Jagd an und hatte bald ein paar Säle gereinigt, und die Leute baten den König, das Wundertier für das Reich zu kaufen. Der König gab gern, was gefordert wurde, das war ein mit Gold beladener Maulesel, und der dritte Bruder kam mit den allergrößten Schätzen heim. Die Katze machte sich in dem königlichen Schlosse mit den Mäusen eine rechte Lust und biß so viele tot, daß sie nicht mehr zu zählen waren. Endlich ward ihr von der Arbeit heiß und sie bekam Durst; da blieb sie stehen, drehte den Kopf in die Höhe und schrie: „Miau, miau!" Der König samt allen seinen Leuten, als sie das seltsame Geschrei vernahmen, erschraken und liefen in ihrer Angst sämtlich zum Schlosse hinaus. Unten hielt der König Rat, was zu tun das beste wäre; zuletzt ward beschlossen, einen Herold an die Katze abzuschicken und sie aufzufordern, das Schloß zu verlassen, oder zu gewärtigen, daß Gewalt gegen sie gebraucht würde. Die Räte sagten: „Lieber wollen wir uns von den Mäusen plagen lassen, an das Übel sind wir gewöhnt, als unser Leben einem solchen Untier preisgeben." Ein Edelknabe mußte

Digitized by Google

hinaufgehen und die Katze fragen, ob sie das Schloß gutwillig räumen wolle. Die Katze aber, deren Durst nur noch größer geworden war, antwortete bloß: „Miau, miau!“ Der Edelknabe verstand: „Durchaus, durchaus nicht,“ und überbrachte dem König die Antwort. „Nun“, sprachen die Räte, „soll sie der Gewalt weichen.“ Es wurden Kanonen aufgeführt und das Haus in Brand geschossen. Als das Feuer in den Saal kam, wo die Katze saß, sprang sie glücklich zum Fenster hinaus; die Belagerer hörten aber nicht eher auf, als bis das ganze Schloß in Grund und Boden geschossen war. Da stand die Katze hinter ihnen, hatte von all dem Qualm noch mehr Durst und schrie: „Miau, miau, miau!“

Das blaue Licht / Ein König hatte einen Soldaten, der konnte mehr

als Brot essen und war der pünktlichste Soldat beim ganzen Regiment. Wenn nun der König Ursache hatte, einem Soldaten wegen Unordentlichkeit einen Verweis zu geben, so stellte er immer diesen Soldaten als Beispiel auf und sagte: „Der bekommt nicht mehr Sold als ihr und hält sich doch viel besser in seiner Kleidung und in Lederzeug.“ „Ja,“ sagten die Soldaten, „der kann auch herzen; wenn wir das könnten, könnten wir uns auch viel besser und sauberer halten.“ Da entschloß sich der König einstmals, zu sehen, ob die anderen Soldaten wahr gesprochen hätten. Er machte sich auf und zog so schlechte Kleider an wie ein Bettler. So sprach er den Soldaten an, ob er nicht bei ihm übernachten könne. Da sagte der, das könne er wohl, er müsse sich aber auf Stroh legen. Da legte sich der König auf Stroh. In der Nacht aber kam der Soldat zu ihm und sagte: „Wir wollen einmal die Kramerladen flöhen.“ So gingen die beiden nachts los, und als sie vor den ersten Laden kamen, sprangen die Türen von selbst auf. Das lag aber daran, daß der Soldat eine Springwurzel gehabt hat, die hatte er in der Johannisnacht im Walde zwischen Farnkraut weggeholt. Der Soldat nahm das Geld aus dem Kasten, und der König sagte: „Nun mach nur, daß wir fortkommen, sonst fassen sie uns noch.“ „Pah,“ sagte der Soldat, „laß nur, ich wills auch erst zählen und nachrechnen.“ Da zählte der Soldat das Geld ganz ruhig und rechnete aus, wie viel davon durch Betrug erworben war, und das nahm er und gab dem König die Hälfte davon, das übrige aber legte er wieder hin, und dann gingen sie fort. So machten sie es noch in zwei Kaufmannsläden. Beim letzten wollte der König alles nehmen, da gab ihm aber der Soldat eine Ohrfeige. Nachher sagte der Soldat: „Bruder, wir wollen erst einmal in des Königs Schatzkammer gehen.“ Wie nun die beiden bei dem Schlosse ankamen, da schnarchten die Soldaten auf ihren Posten alle wie die Bären; die Türen aber sprangen wieder von selbst auf, und sie gingen hinein. Da wies der Soldat dem König alle die Vorratsgelder; der König aber war begehrlich und wollte gleich zufassen. Holte der Soldat mit der Hand aus, gab dem König wieder eine Ohrfeige und sagte: „Das ist das Geld, davon der König die Soldaten erhalten muß! Von jenem Haufen dort aber wollen wir etwas nehmen, das ist der Haufen, davon er seinen Hofstaat erhält.“ Von der Ohrfeige hatte dem König ordentlich

Digitized by Google

der Kopf gebrummt, deshalb ward er verdrießlich und marſchierte ab. Am anderen Tage aber ließ er den Soldaten auf ſein Schloß kommen und ſagte in ſeiner Königskleidung: „Höre einmal, Bruder, ich habe gehört, du könnteſt mehr als Brot eſſen; was haſt du erſt dieſe Nacht wieder für Streiche gemacht?“ „Ja,“ ſagte der Soldat, „ich kann freilich mehr als Brot eſſen; wenn ich was dazu habe, kann ich auch Butterfutter eſſen. Aber dieſe Nacht habe ich ruhig auf meinem Strohſack gelegen und geſchlafen.“ Da ging der König hin und zog die Bettlerkleidung an und kam darin zurück. Da ſah der Soldat, daß es ſein König geweſen iſt, dem er die Ohrfeigen gegeben hatte, fiel dem Bettler zu Füßen und bat vielmals um Verzeihung, und die erhielt er auch. Nun wollte er ſeinen Dienſt aufſagen; aber der König nahm ihm nur die Springwurzel und das Geld ab, das er damit gewonnen hatte, wollte ihn anfangs nicht ziehen laſſen und bot ihm jeden Tag einen Taler Sold, wenn er bliebe. Allein der Soldat nahm es nicht an, ſondern verließ ſogleich die Stadt. Nun hatte er nichts und wußte nicht, womit er ſein Leben friſten ſollte; er ging voll Sorgen und ging den ganzen Tag, bis er abends in einen Wald kam. Als die Finſternis einbrach, ſah er ein Licht, dem näherte er ſich und kam zu einem Hauſe, darin wohnte eine Hexe. „Gib mir doch ein Nachtlager und ein wenig Eſſen und Trinken,“ ſprach er zu ihr, „ich verſchmachte ſonſt.“ „Oho!“ antwortete ſie, „wer gibt einem verlaufenen Soldaten etwas? Doch ich will barmherzig ſein und dich aufnehmen, wenn du tuſt, was ich verlange.“ „Was verlangſt du?“ fragte der Soldat. „Daß du mir morgen meinen Garten umgräbſt.“ Der Soldat willigte ein und arbeitete den ganzen Tag aus allen Kräften, konnte aber vor Abend nicht fertig werden. „Ich ſehe wohl,“ ſprach die Hexe, „daß du heute nicht weiterkannſt; ich will dich noch eine Nacht behalten, dafür ſollſt du mir morgen ein Fuder Holz ſpalten und kleinmachen.“ Der Soldat brauchte dazu den ganzen Tag, und abends machte ihm die Hexe den Vorſchlag, noch eine Nacht zu bleiben. „Du ſollſt mir morgen nur eine geringe Arbeit tun: hinter meinem Hauſe iſt ein alter waſſerleerer Brunnen, in den iſt mir mein Licht gefallen, es brennt blau und verliſcht nicht, das ſollſt du mir wieder heraufholen.“ Den anderen Tag führte ihn die Alte zu dem Brunnen und ließ ihn in einem Korbe hinab. Er fand das blaue Licht und machte ein Zeichen, daß ſie ihn wieder hinaufziehen ſolle. Sie zog ihn auch in die Höhe, als er aber dem Rande nahe war, reichte ſie die Hand hinab und wollte ihm das blaue Licht abnehmen. „Nein,“ ſagte er und merkte ihre böſen Gedanken, „das Licht gebe ich dir nicht eher, als bis ich mit beiden Füßen auf dem Erdboden ſtehe.“ Da geriet die Hexe in Wut, ließ ihn wieder hinab in den Brunnen fallen und ging fort. Der Soldat fiel, ohne Schaden zu nehmen, auf den feuchten Boden, und das blaue Licht brannte fort. Aber was konnte ihm das helfen? Er ſah wohl, daß er dem Tode nicht entgehen würde. Er ſaß eine Weile ganz traurig, da griff er zufällig in ſeine Taſche und fand ſeine Tabakspfeife, die noch halb geſtopft war. „Das ſoll mein letztes Vergnügen ſein,“ dachte er, zog ſie heraus, zündete ſie an dem blauen Licht an und fing an zu rauchen. Als der Dampf in der

Digitized by Google

Höhle umhergezogen war, stand auf einmal ein kleines schwarzes Männchen vor ihm und fragte: „Herr, was befiehlst du?“ „Was habe ich dir zu befehlen?“ erwiderte der Soldat ganz verwundert. „Ich muß alles tun,“ sagte das Männchen, „was du verlangst.“ „Gut,“ sprach der Soldat, „so hilf mir zuerst aus dem Brunnen.“ Das Männchen nahm ihn bei der Hand und führte ihn durch einen unterirdischen Gang, vergaß aber nicht das blaue Licht mitzunehmen. Es zeigte ihm unterwegs die Schätze, welche die Hexe zusammengebracht und da versteckt hatte, und der Soldat nahm so viel Gold, als er tragen konnte. Als er oben war, sprach er zu dem Männchen: „Nun geh hin, binde die alte Hexe und führe sie vor das Gericht.“ Nicht lange, so kam sie auf einem wilden Kater mit furchtbarem Geschrei schnell wie der Wind vorbeigeritten, und es dauerte abermals nicht lange, so war das Männchen zurück. „Es ist alles ausgerichtet,“ sprach es, „und die Hexe hängt schon am Galgen. Herr, was befiehlst du weiter?“ „In dem Augenblick nichts,“ antwortete der Soldat, „du kannst nach Hause gehen; sei nur gleich bei der Hand, wenn ich dich rufe.“ „Es ist nichts nötig,“ sprach das Männchen, „als daß du deine Pfeife an dem blauen Licht anzündest, dann stehe ich gleich vor dir.“ Darauf verschwand es vor seinen Augen. ~ Der Soldat kehrte in die Stadt zurück, aus der er gekommen war. Er ging in den besten Gasthof und ließ sich schöne Kleider machen, dann befahl er dem Wirt, ihm ein Zimmer so prächtig als möglich einzurichten. Als es fertig war und der Soldat es bezogen hatte, rief er das schwarze Männchen und sprach: „Ich habe dem König treu gedient, er aber hat mir das Meinige genommen, mich fortgeschickt und mich hungern lassen, dafür will ich jetzt Rache nehmen.“ „Was soll ich tun?“ fragte der Kleine. „Spät abends, wenn die Königstochter im Bette liegt, so bring sie schlafend hierher, sie soll Mägdedienste bei mir tun.“ Das Männchen sprach: „Für mich ist das ein leichtes, für dich aber ein gefährliches Ding, wenn das herauskommt, wird es dir schlimm ergehen.“ Als es zwölf geschlagen hatte, sprang die Tür auf, und das Männchen trug die Königstochter herein. „Aha, bist du da?“ rief der Soldat. „Frisch an die Arbeit! Geh, hol den Besen und kehr die Stube.“ Als sie fertig war, hieß er sie zu seinem Sessel kommen, streckte ihr die Füße entgegen und sprach: „Zieh mir die Stiefel aus!“, warf sie ihr dann ins Gesicht, und sie mußte sie aufheben, reinigen und glänzend machen. Sie tat aber alles, was er ihr befahl, ohne Widerstreben, stumm und mit halbgeschlossenen Augen. Bei dem ersten Hahnschrei trug das Männchen sie wieder in das königliche Schloß und in ihr Bett zurück. Am anderen Morgen, als die Königstochter aufgestanden war, ging sie zu ihrem Vater und erzählte ihm, sie hätte einen wunderlichen Traum gehabt: „Ich ward durch die Straßen mit Blitzesschnelle fortgetragen und in das Zimmer eines Soldaten gebracht; dem mußte ich als Magd dienen und aufwarten und alle gemeine Arbeit tun, die Stube kehren und die Stiefel putzen. Es war nur ein Traum, und doch bin ich so müde, als wenn ich wirklich alles getan hätte.“ „Der Traum könnte wahr gewesen sein,“ sprach der König; „ich will dir einen Rat geben, stecke deine Tasche voll Erbsen und mache ein kleines Loch in die

Digitized by Google

Tasche, wirst du wieder abgeholt, so fallen sie heraus und lassen die Spur auf der Straße." Als der König so sprach, stand das Männchen unsichtbar dabei und hörte alles mit an. Nachts, als es die schlafende Königstochter wieder durch die Straßen trug, fielen zwar einzelne Erbsen aus der Tasche, aber sie konnten keine Spur machen, denn das listige Männchen hatte vorher in allen Straßen Erbsen verstreut. Die Königstochter aber mußte wieder bis zum Hahnenschrei Mägdedienste tun. Der König schickte am folgenden Morgen seine Leute aus, welche die Spur suchen sollten; aber es war vergeblich, denn in allen Straßen saßen die armen Kinder und lasen Erbsen auf und sagten: „Es hat heut nacht Erbsen geregnet." „Wir müssen etwas anderes aussinnen," sprach der König; „behalt deine Schuhe an, wenn du dich zu Bette legst, und ehe du von dort zurückkehrst, verstecke einen davon; ich will ihn schon finden." Das schwarze Männchen vernahm den Anschlag, und als der Soldat abends verlangte, er solle die Königstochter wieder herbeitragen, riet es ihm ab und sagte, gegen diese List wüßte es kein Mittel, und wenn der Schuh bei ihm gefunden würde, so könne es ihm schlimm ergehen. „Tue, was ich dir sage," erwiderte der Soldat, und die Königstochter mußte auch in der dritten Nacht wie eine Magd arbeiten; sie versteckte aber, ehe sie zurückgetragen wurde, einen Schuh unter das Bett. Am anderen Morgen ließ der König in der ganzen Stadt den Schuh seiner Tochter suchen; er ward bei dem Soldaten gefunden, und der Soldat selbst, der sich auf Bitten des Kleinen zum Tor hinausgemacht hatte, ward bald eingeholt und ins Gefängnis geworfen. Er hatte sein Bestes bei der Flucht vergessen, das blaue Licht und das Gold, und hatte nur noch einen Dukaten in der Tasche. Als er nun mit Ketten belastet an dem Fenster seines Gefängnisses stand, sah er einen seiner Kameraden vorbeigehen. Er klopfte an die Scheibe, und als er herbeikam, sagte er: „Sei so gut und hol mir das kleine Bündelchen, das ich in dem Gasthause habe liegenlassen, ich gebe dir dafür einen Dukaten." Der Kamerad lief hin und brachte ihm das Verlangte. Sobald der Soldat wieder allein war, steckte er seine Pfeife an und ließ das schwarze Männchen kommen. „Sei ohne Furcht," sprach es zu seinem Herrn, „geh hin, wo sie dich hinführen, und laß alles geschehen, nimm nur das blaue Licht mit." Am anderen Tage ward Gericht über den Soldaten gehalten, und obgleich er nichts Böses getan hatte, verurteilte ihn der Richter doch zum Tode, denn der König, der ihn wiedererkannte, war allzu böse auf ihn. Als er nun hinausgeführt wurde, bat er den König um eine letzte Gnade. „Was für eine?" fragte der König. „Daß ich auf dem Wege noch eine Pfeife rauchen darf." „Du kannst drei rauchen," antwortete der König, „aber glaube nicht, daß ich dir das Leben schenke." Da zog der Soldat seine Pfeife heraus und zündete sie an dem blauen Licht an, und wie ein paar Ringel vom Rauch aufgestiegen waren, so stand schon das Männchen da, hatte einen kleinen Knüppel in der Hand und sprach: „Was befiehlst mein Herr?" „Schlag mir da die falschen Richter und ihre Häscher zu Boden, und verschone auch den König nicht, der mich so schlecht behandelt hat." Da fuhr das Männchen wie der Blitz, zickzack, hin und her, und wen es mit seinem

Digitized by Google

Knüppel nur anrührte, der fiel schon zu Boden und getraute sich nicht mehr zu regen. Dem König ward angst, er legte sich auf das Bitten, und um nur das Leben zu behalten, gab er dem Soldaten das Reich und seine Tochter zur Frau.

Von einem, der auszog das Fürchten zu lernen / Ein Vater hatte zwei Söhne, davon war der älteste klug und gescheit und wußte sich in alles wohl zu schicken; der jüngste aber war dumm, konnte nichts begreifen und lernen, und wenn ihn die Leute sahen, sprachen sie: „Mit dem wird der Vater noch seine Last haben!“ Wenn nun etwas zu tun war, so mußte es der älteste allzeit ausrichten; hieß ihn aber der Vater noch spät oder gar in der Nacht etwas holen, und der Weg ging dabei über den Kirchhof oder sonst einen schaurigen Ort, so antwortete er wohl: „Ach nein, Vater, ich gehe nicht dahin, es gruselt mir!“ Denn er fürchtete sich. Oder, wenn abends beim Feuer Geschichten erzählt wurden, wobei einem die Haut schaudert, so sprachen die Zuhörer manchmal: „Ach, es gruselt mir!“ Der jüngste saß in einer Ecke und hörte das mit an und konnte nicht begreifen, was es heißen sollte. „Immer sagen sie, es gruselt mir! es gruselt mir! Mir grufelts nicht; das wird wohl eine Kunst sein, von der ich auch nichts verstehe.“ Nun geschah es, daß der Vater einmal zu ihm sprach: „Hör, du in der Ecke dort, du wirst groß und stark, du mußt auch etwas lernen, womit du dein Brot verdienst. Siehst du, wie dein Bruder sich Mühe gibt, aber an dir ist Hopfen und Malz verloren.“ „Ei, Vater,“ antwortete er, „ich will gern was lernen; ja, wenns anginge, so möchte ich lernen, daß mirs gruselte; davon verstehe ich noch gar nichts.“ Der älteste lachte, als er das hörte, und dachte bei sich: „Du lieber Gott, was ist mein Bruder ein Dummbart, aus dem wird sein Lebtag nichts; was ein Häkchen werden will, muß sich beizeiten krümmen.“ Der Vater seufzte und antwortete ihm: „Das Gruseln, das sollst du schon lernen, aber dein Brot wirst du damit nicht verdienen.“ Bald danach kam der Küster zu Besuch in das Haus; da klagte ihm der Vater seine Not und erzählte, wie sein jüngster Sohn in allen Dingen so schlecht beschlagen wäre, er wüßte nichts und lernte nichts. „Denkt Euch, als ich ihn fragte, womit er sein Brot verdienen wolle, hat er gar verlangt, das Gruseln zu lernen.“ „Wenns weiter nichts ist,“ antwortete der Küster, „das kann er bei mir lernen; tut ihn nur zu mir, ich werde ihn schon abhobeln.“ Der Vater war es zufrieden, weil er dachte: „Der Junge wird doch ein wenig zugestutzt.“ Der Küster nahm ihn also ins Haus, und er mußte die Glocke läuten. Nach ein paar Tagen weckte er ihn um Mitternacht, hieß ihn aufstehen, in den Kirchturm steigen und läuten. „Du sollst schon lernen, was Gruseln ist,“ dachte er, ging heimlich voraus, und als der Junge oben war und sich umdrehte und das Glockenseil fassen wollte, so sah er auf der Treppe, dem Schallloch gegenüber, eine weiße Gestalt stehen. „Wer da?“ rief er, aber die Gestalt gab keine Antwort, regte und bewegte sich nicht. „Gib Antwort,“ rief der Junge, „oder mache, daß

Digitized by Google

du fortkommſt, du haſt hier in der Nacht nichts zu ſchaffen." Der Küſter aber blieb unbeweglich ſtehen, damit der Junge glauben ſollte, es wäre ein Geſpenſt. Der Junge rief zum zweitenmal: „Was willſt du hier? Sprich, wenn du ein ehrlicher Kerl biſt, oder ich werfe dich die Treppe hinab." Der Küſter dachte: „Das wird ſo ſchlimm nicht gemeint ſein," gab keinen Laut von ſich und ſtand, als wenn er von Stein wäre. Da rief ihn der Junge zum drittenmal an, und als auch das vergeblich war, nahm er einen Anlauf und ſtieß das Geſpenſt die Treppe hinab, daß es zehn Stufen hinabfiel und in einer Ecke liegenblieb. Darauf läutete er die Glocke, ging heim, legte ſich, ohne ein Wort zu ſagen, ins Bett und ſchlief fort. Die Küſtersfrau wartete lange Zeit auf ihren Mann, aber er wollte nicht wiederkommen. Da ward ihr endlich angſt, ſie weckte den Jungen und fragte: „Weißt du nicht, wo mein Mann geblieben iſt? Er iſt vor dir auf den Turm geſtiegen." „Nein," antwortete der Junge, „aber da hat einer dem Schalloch gegenüber auf der Treppe geſtanden, und weil er keine Antwort geben und auch nicht weggehen wollte, ſo habe ich ihn für einen Spitzbuben gehalten und hinuntergeſtoßen. Geht nur hin, ſo werdet Ihr ſehen, ob ers geweſen iſt, es ſollte mir leid tun." Die Frau ſprang fort und fand ihren Mann, der in einer Ecke lag und jammerte und ein Bein gebrochen hatte. Sie trug ihn herab und eilte dann mit lautem Geſchrei zu dem Vater des Jungen. „Euer Junge", rief ſie, „hat ein großes Unglück angerichtet, meinen Mann hat er die Treppe hinabgeworfen, daß er ein Bein gebrochen hat; ſchafft den Taugenichts aus unſerem Hauſe." Der Vater erſchrak, kam herbeigelaufen und ſchalt den Jungen aus. „Was ſind das für gottloſe Streiche? Die muß dir der Böſe eingegeben haben!" „Vater," antwortete er, „hört nur an, ich bin ganz unſchuldig; er ſtand da in der Nacht wie einer, der Böſes im Sinne hat. Ich wußte nicht, wers war, und habe ihn dreimal ermahnt, zu reden oder wegzugehen." „Ach," ſprach der Vater, „mit dir erleb ich nur Unglück, geh mir aus den Augen, ich will dich nicht mehr anſehen." „Ja, Vater, recht gern, wartet nur, bis Tag iſt, da will ich ausgehen und das Gruſeln lernen, ſo verſteh ich doch eine Kunſt, die mich ernähren kann." „Lerne, was du willſt," ſprach der Vater, „mir iſt alles einerlei. Da haſt du fünfzig Taler, damit geh in die weite Welt und ſage keinem Menſchen, wo du her biſt und wer dein Vater iſt, denn ich muß mich deiner ſchämen." „Ja, Vater, wie Ihrs haben wollt; wenn Ihr nicht mehr verlangt, das kann ich leicht in acht behalten." Als nun der Tag anbrach, ſteckte der Junge ſeine fünfzig Taler in die Taſche, ging hinaus auf die große Landſtraße und ſprach immer vor ſich hin: „Wenn mirs nur gruſelte! Wenn mirs nur gruſelte!" Da kam ein Mann heran, der hörte das Geſpräch, das der Junge mit ſich ſelber führte, und als ſie ein Stück weiter waren, daß man den Galgen ſehen konnte, ſagte der Mann zu ihm: „Siehſt du, dort iſt der Baum, wo ſieben mit des Seilers Tochter Hochzeit gehalten haben und jetzt das Fliegen lernen; ſetz dich darunter und warte, bis die Nacht kommt, ſo wirſt du ſchon das Gruſeln lernen." „Wenn weiter nichts dazu gehört," antwortete der Junge, „das iſt leicht getan; lerne ich aber ſo geſchwind das Gruſeln, ſo ſollſt du meine fünfzig Taler

Digitized by Google

haben; komm nur morgen früh wieder zu mir." Da ging der Junge zu dem Galgen, setzte sich darunter und wartete, bis der Abend kam. Und weil ihn fror, machte er sich ein Feuer an; aber um Mitternacht ging der Wind so kalt, daß er trotz des Feuers nicht warm werden wollte. Und als der Wind die Gehenkten gegeneinander stieß, daß sie sich hin und her bewegten, so dachte er: „Du frierst unten bei dem Feuer, was mögen die da oben erst frieren und zappeln!" Und weil er mitleidig war, legte er die Leiter an, stieg hinauf, knüpfte einen nach dem anderen los und holte sie alle sieben herab. Darauf schürte er das Feuer, blies es an und setzte sie ringsherum, daß sie sich wärmen sollten. Aber sie saßen da und regten sich nicht, und das Feuer ergriff ihre Kleider. Da sprach er: „Nehmt euch in acht, sonst häng ich euch wieder hinauf." Die Toten aber hörten nicht, schwiegen und ließen ihre Lumpen fortbrennen. Da ward er bös und sprach: „Wenn ihr nicht achtgeben wollt, so kann ich euch nicht helfen, ich will nicht mit euch verbrennen," und hing sie nach der Reihe wieder hinauf. Nun setzte er sich zu seinem Feuer und schlief ein, und am anderen Morgen kam der Mann zu ihm, wollte die fünfzig Taler haben und sprach: „Nun, weißt du, was Gruseln ist?" „Nein," antwortete er, „woher soll ichs wissen? Die da droben haben das Maul nicht aufgetan und waren so dumm, daß sie die paar alten Lappen, die sie am Leibe haben, brennen ließen." Da sah der Mann, daß er die fünfzig Taler heute nicht davontragen würde, ging fort und sprach: „So einer ist mir noch nicht vorgekommen." Der Junge ging auch seines Weges und fing wieder an, vor sich hin zu reden: „Ach, wenn mirs nur gruselte! Ach, wenn mirs nur gruselte!" Das hörte ein Fuhrmann, der hinter ihm herschritt, und fragte: „Wer bist du?" „Ich weiß nicht," antwortete der Junge. Der Fuhrmann fragte weiter: „Wo bist du her?" „Ich weiß nicht." „Wer ist dein Vater?" „Das darf ich nicht sagen." „Was brummst du beständig in den Bart hinein?" „Ei," antwortete der Junge, „ich wollte, daß mirs gruselte, aber niemand kann michs lehren." „Laß dein dummes Geschwätz," sprach der Fuhrmann, „komm, geh mit mir, ich will sehen, daß ich dich unterbringe." Der Junge ging mit dem Fuhrmann, und abends gelangten sie zu einem Wirtshaus, wo sie übernachten wollten. Da sprach er beim Eintritt in die Stube wieder ganz laut: „Wenn mirs nur gruselte! Wenn mirs nur gruselte!" Der Wirt, der das hörte, lachte und sprach: „Wenn dich danach lüstet, dazu sollte hier wohl Gelegenheit sein." „Ach, schweig still," sprach die Wirtsfrau, „so mancher Vorwitzige hat schon sein Leben eingebüßt, es wäre Jammer und Schade um die schönen Augen, wenn die das Tageslicht nicht wiedersehen sollten." Der Junge aber sagte: „Wenns noch so schwer wäre, ich wills einmal lernen, deshalb bin ich ja ausgezogen." Er ließ dem Wirt auch keine Ruhe, bis dieser erzählte, nicht weit davon stünde ein verwünschtes Schloß, wo einer wohl lernen könne, was Gruseln wäre, wenn er nur drei Nächte darin wachen wolle. Der König hätte dem, ders wagen wolle, seine Tochter zur Frau versprochen, und die wäre die schönste Jungfrau, welche die Sonne beschien; in dem Schlosse steckten auch große Schätze, von bösen Geistern bewacht, die würden dann frei und

Digitized by Google

könnten einen Armen reich genug machen. Schon viele wären wohl hinein-, aber noch keiner wieder herausgekommen. Da ging der Junge am anderen Morgen vor den König und sprach: „Wenns erlaubt wäre, so wollte ich wohl drei Nächte in dem verwünschten Schlosse wachen.“ Der König sah ihn an, und weil er ihm gefiel, sprach er: „Du darfst dir noch dreierlei ausbitten, aber es müssen lebloſe Dinge sein, und das darfst du mit ins Schloß nehmen.“ Da antwortete er: „So bitt ich um ein Feuer, eine Drehbank und eine Schnitzbank mit dem Messer.“ Der König ließ ihm das alles bei Tage in das Schloß tragen. Als es Nacht werden wollte, ging der Junge hinauf, machte sich in einer Kammer ein helles Feuer an, stellte die Schnitzbank mit dem Messer daneben und setzte sich auf die Drehbank. „Ach, wenn mirs nur gruselte!“ sprach er. „Aber hier werde ichs auch nicht lernen.“ Gegen Mitternacht wollte er sich sein Feuer einmal aufschüren; wie er so hineinblies, da schries plötzlich aus einer Ecke: „Au, miau! Was uns friert!“ „Ihr Narren,“ rief er, „was schreit ihr? Wenn euch friert, kommt, setzt euch ans Feuer und wärmt euch.“ Und wie er das gesagt hatte, kamen zwei große schwarze Katzen in einem gewaltigen Sprunge herbei, setzten sich ihm zu beiden Seiten und sahen ihn mit ihren feurigen Augen ganz wild an. Aber ein Weilchen, als sie sich gewärmt hatten, sprachen sie: „Kamerad, wollen wir eins in der Karte spielen?“ „Warum nicht?“ antwortete er. „Aber zeigt einmal eure Pfoten her.“ Da streckten sie die Krallen aus. „Ei,“ sagte er, „was habt ihr lange Nägel! Wartet, die muß ich euch erst abschneiden.“ Damit packte er sie beim Kragen, hob sie auf die Schnitzbank und schraubte ihnen die Pfoten fest. „Euch habe ich auf die Finger gesehen,“ sprach er, „da vergeht mir die Lust zum Kartenspiel,“ schlug sie tot und warf sie hinaus ins Wasser. Als er aber die zwei zur Ruhe gebracht hatte und sich wieder zu seinem Feuer setzen wollte, da kamen aus allen Ecken und Enden schwarze Katzen und schwarze Hunde an glühenden Ketten, immer mehr und mehr, daß er sich nicht mehr bergen konnte; die schrien greulich, traten ihm auf sein Feuer, zerrten es auseinander und wollten es ausmachen. Das sah er ein Weilchen ruhig mit an, als es ihm aber zu arg ward, faßte er sein Schnitzmesser und rief: „Fort mit dir, du Gesindel!“ und haute auf sie los. Ein Teil sprang weg, die anderen schlug er tot und warf sie hinaus in den Teich. Als er wiedergekommen war, blies er aus den Funken sein Feuer frisch an und wärmte sich. Und als er so saß, wollten ihm die Augen nicht länger offenbleiben, und er bekam Lust zu schlafen. Da blickte er um sich und sah in der Ecke ein großes Bett. „Das ist mir eben recht,“ sprach er und legte sich hinein. Als er aber die Augen zutun wollte, so fing das Bett von selbst an zu fahren und fuhr im ganzen Schlosse herum. „Recht so,“ sprach er, „nur besser zu.“ Da rollte das Bett fort, als wären sechs Pferde vorgespannt, über Schwellen und Treppen auf und ab: auf einmal hopp hopp! warf es um, das unterste zu oberst, daß es wie ein Berg auf ihm lag. Aber er schleuderte Decken und Kissen in die Höhe, stieg heraus und sagte: „Nun mag fahren, wer Lust hat,“ legte sich an sein Feuer und schlief, bis es Tag war. Am Morgen kam der König, und als er ihn da auf der Erde liegen

Digitized by Google

ſah, meinte er, die Geſpenſter hätten ihn umgebracht, und er wäre tot. Da ſprach er: „Es iſt doch ſchade um den ſchönen Menſchen.“ Das hörte der Junge, richtete ſich auf und ſprach: „So weit iſts noch nicht!“ Da verwunderte ſich der König, freute ſich aber und fragte, wie es ihm gegangen wäre. „Recht gut,“ antwortete er, „eine Nacht wäre herum, die zwei andern werden auch herumgehen.“ Als er zum Wirt kam, da machte der große Augen. „Ich dachte nicht,“ ſprach er, „daß ich dich wieder lebendig ſehen würde; haſt du nun gelernt, was Gruſeln iſt?“ „Nein,“ ſagte er, „es iſt alles vergeblich: wenn mirs nur einer ſagen könnte!“ Die zweite Nacht ging er abermals hinauf ins alte Schloß, ſetzte ſich zum Feuer und fing ſein altes Lied wieder an: „Wenn mirs nur gruſelte!“ Wie Mitternacht herankam, ließ ſich ein Lärm und Gepolter hören, erſt ſachte, dann immer ſtärker, dann wars ein bißchen ſtill, endlich kam mit lautem Geſchrei ein halber Menſch den Schornſtein herab und fiel vor ihm hin. „Heda!“ rief er, „noch ein halber gehört dazu, das iſt zu wenig.“ Da ging der Lärm von friſchem an, es tobte und heulte, und fiel die andere Hälfte auch herab. „Wart,“ ſprach er, „ich will dir erſt das Feuer ein wenig anblaſen.“ Wie er das getan hatte und ſich wieder umſah, da waren die beiden Stücke zuſammengefahren, und ſaß da ein greulicher Mann auf ſeinem Platz. „So haben wir nicht gewettet, ſprach der Junge, „die Bank iſt mein.“ Der Mann wollte ihn wegdrängen, aber der Junge ließ ſich's nicht gefallen, ſchob ihn mit Gewalt weg und ſetzte ſich wieder auf ſeinen Platz. Da fielen noch mehr Männer herab, einer nach dem andern, die holten neun Totenbeine und zwei Totenköpfe, ſetzten auf und ſpielten Kegel. Der Junge bekam auch Luſt und fragte: „Hört ihr, kann ich mit ſein?“ „Ja, wenn du Geld haſt.“ „Geld genug,“ antwortete er, „aber eure Kugeln ſind nicht recht rund.“ Da nahm er die Totenköpfe, ſetzte ſie in die Drehbank und drehte ſie rund. „So, jetzt werden ſie beſſer ſchöppeln,“ ſprach er, „heida! nun gehts luſtig!“ Er ſpielte mit und verlor etwas von ſeinem Geld, als es aber zwölf ſchlug, war alles vor ſeinen Augen verſchwunden. Er legte ſich nieder und ſchlief ruhig ein. Am andern Morgen kam der König und wollte ſich erkundigen. „Wie iſt dirs diesmal gegangen?“ fragte er. „Ich habe gekegelt,“ antwortete er, „und ein paar Heller verloren.“ „Hat dir denn nicht gegruſelt?“ „Ei was,“ ſprach er, „luſtig hab ich mich gemacht. Wenn ich nur wüßte, was Gruſeln wäre!“ In der dritten Nacht ſetzte er ſich wieder auf ſeine Bank und ſprach ganz verdrießlich: „Wenn es mir nur gruſelte!“ Als es ſpät ward, kamen ſechs große Männer und brachten eine Totenlade hereingetragen. Da ſprach er: „Ha, ha, das iſt gewiß mein Vetterchen, das erſt vor ein paar Tagen geſtorben iſt,“ winkte mit dem Finger und rief: „Komm, Vetterchen, komm!“ Sie ſtellten den Sarg auf die Erde, er aber ging hinzu und nahm den Deckel ab: da lag ein toter Mann darin. Er fühlte ihm ans Geſicht, aber es war kalt wie Eis. „Wart,“ ſprach er, „ich will dich ein bißchen wärmen,“ ging ans Feuer, wärmte ſeine Hand und legte ſie ihm aufs Geſicht, aber der Tote blieb kalt. Nun nahm er ihn heraus, ſetzte ſich ans Feuer und legte ihn auf ſeinen Schoß und rieb ihm die Arme, damit

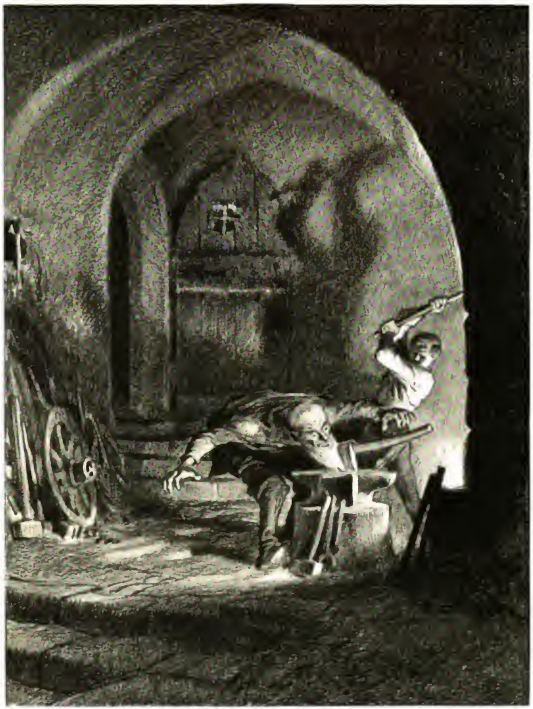
Digitized by Google

das Blut wieder in Bewegung kommen ſollte. Als auch das nichts helfen wollte, fiel ihm ein: „wenn zwei zuſammen im Bett liegen, ſo wärmen ſie ſich,“ brachte ihn ins Bett, deckte ihn zu und legte ſich neben ihn. Aber ein Weilchen ward auch der Tote warm und fing an ſich zu regen. Da ſprach der Junge: „Siehſt du, Vetterchen, hätt ich dich nicht gewärmt!“ Der Tote aber hub an und rief: „Jetzt will ich dich erwürgen.“ „Was,“ ſagte er, „iſt das dein Dank? Gleich ſollſt du wieder in deinen Sarg,“ hub ihn auf, warf ihn hinein und machte den Deckel zu; da kamen die ſechs Männer und trugen ihn wieder fort. „Es will mir nicht gruſeln,“ ſagte er, „hier lerne ichs mein Lebtag nicht.“ Da trat ein Mann herein, der war größer als alle andern und ſah fürchterlich aus; er war aber alt und hatte einen langen weißen Bart. „O du Wicht,“ rief er, „nun ſollſt du bald lernen, was Gruſeln iſt, denn du ſollſt ſterben.“ „Nicht ſo ſchnell,“ antwortete der Junge, „ſoll ich ſterben, ſo muß ich auch dabei ſein.“ „Dich will ich ſchon packen,“ ſprach der Unhold. „Sachte, ſachte, mach dich nicht ſo breit; ſo ſtark wie du bin ich auch, und wohl noch ſtärker.“ „Das wollen wir ſehn,“ ſprach der Alte, „biſt du ſtärker als ich, ſo will ich dich gehn laſſen; komm, wir wollens verſuchen.“ Da führte er ihn durch dunkle Gänge zu einem Schmiedefeuer, nahm eine Axt und ſchlug den Amboß mit einem Schlag in die Erde. „Das kann ich noch beſſer,“ ſprach der Junge und ging zu dem andern Amboß: der Alte ſtellte ſich neben ihn und wollte zuſehen, und ſein weißer Bart hing herab. Da faßte der Junge die Axt, ſpaltete den Amboß auf einen Hieb und klemmte den Bart des Alten mit hinein. „Nun hab ich dich,“ ſprach der Junge, „jetzt iſt das Sterben an dir.“ Dann faßte er eine Eiſenſtange und ſchlug auf den Alten los, bis er wimmerte und bat, er möchte aufhören, er wollte ihm große Reichtümer geben. Der Junge zog die Axt raus und ließ ihn los. Der Alte führte ihn wieder ins Schloß zurück und zeigte ihm einen Keller, darin ſtanden ringsum Fäſſer mit Gold. „Die erſten Fäſſer ſind für dich,“ ſprach der Alte, „die dort für den König und die andern für die Soldaten, und jetzt danken wir dir alle ſchönſtens, denn du haſt uns erlöſt.“ „Das iſt gern geſchehen,“ ſagte der Junge und ging in ſeine Kammer zurück, denn die Geiſter waren verſchwunden. Da legte er ſich auf ein Ohr und ſchlief wie ein Prinz. Am folgenden Tage lief er in aller Frühe zum König, der noch in ſeinem Bette lag, und rief: „Du, gib mir meine Frau, ich habe eine ganze Reihe Fäſſer voll Gold für dich. Aber was Gruſeln iſt, weiß ich immer noch nicht!“ Der König ſeufzte, ſtand auf und ging mit dem Jungen, aber da war er doch froh, als er das viele Geld ſah und auch merkte, daß der Junge nun einen ebenſo großen Reichtum beſaß wie er ſelbſt. Er ſprach: „Gehe mit, ich führe dich zu der Prinzeſſin, und morgen ſoll die Hochzeit ſein.“ So weit war alles gut, als ſie aber zu der Prinzeſſin kamen und ſie hörte, was im Spiele ſei, da wurde ſie blitzböſe und ſprach, ſie möge keinen Bauernſtümmel zum Manne. „Das iſt mir eins und dasſelbe,“ ſprach der Junge, „ich will dich aber zur Frau, und morgen wirſt du mich nehmen, da ſind weiter keine Sprünge mehr zu machen.“ Und er ließ ſie allein und ging wieder in das erlöſte Schloß. Der

Digitized by Google

König war wie zerschlagen, als er seine einzige Tochter so trostlos sah. Da traten seine Räte zu ihm und sprachen: „Eine Stunde von hier liegt die Mühle, wo der Teufel mit der siebenundsiebzig Ellen langen Nase umgeht. Dahin schickt den Tölpel und sagt ihm, er solle auch die Mühle noch erlösen. Seid versichert, er kommt nicht zurück.“ Der König ließ den Jungen sogleich rufen und sprach: „Vor deiner Hochzeit könntest du mir noch den Gefallen tun, die Mühle draußen vor der Stadt zu erlösen.“ „Ei, herzlich gern,“ sagte der und ging gegen Abend hin. Da war in der Mühle nichts zu sehen als ein alter Schraubstock, ein paar Stühle und ein alter Ofen. Der Junge legte Feuer an, entzündete seine Pfeife und setzte sich gemütlich hin. Plötzlich fuhr die Tür auf, und da huschte ein langes, spitzes Ding herein, das wollte kein Ende nehmen und legte sich wie ein Seil im Zimmer an den Wänden herum. Endlich sprang ein Teufel herein, dem war das lange Ding übern Maul festgewachsen, und da merkte der Junge, daß es seine Nase war. „Bruderherz, dich möcht ich niesen hören,“ sagte er, aber der Teufel brummte: „Du sollst nicht mehr niesen, denn ich breche dir das Genick.“ „Den Freundschaftsdienst kannst du dir ersparen,“ sagte der Junge, „wenn dir dein eigen Genick lieb ist. Aber höre einmal, du bist so flink mit deiner Nase, kannst sie schlingen und drehen, ob du sie aber so schnell durch den Schraubstock ziehst, daß ich sie nicht festklemmen kann, das steht doch dahin.“ „Das ist auch eine Kunst,“ lachte der Teufel und machte so ein paarmal mit dem Kopf, da fuhr die Nase wie ein Blitz in der Stube herum, bald oben und bald unten. „Ja, du hast recht, aber es käme doch auf den Versuch an,“ meinte der Junge. „Gelingt mirs, so bin ich frei, wo nicht, so bin ich ohne Widerrede dein.“ „Wie du willst,“ sprach der Teufel und schlingerte die Nase durch den Schraubstock. Der Junge drehte wohl, ließ ihn aber diesmal durchschlupfen. „Siehst du nun?“ lachte der Teufel und Hans machte ein recht betrübtes Gesicht. „Paß auf, jetzt gehts zum zweitenmal los!“ sprach der Teufel, und der Junge ließ ihn noch einmal durch und schnitt ein noch viel grämlicheres Gesicht. „Und jetzt zum drittenmal!“ rief der Teufel; aber diesmal gelang es ihm nicht mehr, der Junge war flinker als er, und der Teufel kreischte, daß man es in der Stadt hörte. „Nun bleib du ruhig hier,“ sprach der Junge, aber da gab ihm der Teufel so lange gute Worte und versprach ihm alles mögliche, bis er ihn losließ. Jetzt half der Prinzessin nichts in der Welt mehr, sie mußte den Jungen nehmen. Nach und nach gewöhnte sie sich an ihn und gewann ihn seines guten Herzens wegen noch sehr lieb. Eines Tages ging der Junge mit der Prinzessin im Walde spazieren, da saß der Teufel mit der langen Nase auf einem Baume und griff mit seinen Klauen nach dem Haarputz der Prinzessin. „Ei, willst du wieder in den Schraubstock?“ rief der Junge. Da kreischte er: „Nein, nein!“ und ließ sich nie wieder sehen. Aber der junge König, so lieb er seine Gemahlin hatte und so vergnügt er war, sagte doch immer: „Wenn mir nur gruselte, wenn mir nur gruselte!“ Das verdroß sie endlich. Ihr Kammermädchen aber sprach: „Ich will Hilfe schaffen, das Gruseln soll er schon lernen.“ Sie ging hinaus zum Bach, der durch den

Digitized by Google



Digitized by Google

Garten floß, und ließ sich einen ganzen Eimer voll Gründlinge holen. Nachts, als der junge König schlief, mußte seine Gemahlin ihm die Decke wegziehen und den Eimer voll kaltes Wasser mit den Gründlingen über ihn herschütten, daß die kleinen Fische um ihn herumzappelten. Da wachte er auf und rief: „Ach, was gruselt mir, was gruselt mir, liebe Frau! Ja, nun weiß ich, was Gruseln ist."

Der Waldbrand / In einem heißen Sommer zündeten zwei Hirtenknaben ein Feuerchen im Walde an, um sich Kartoffeln zu braten. Aber das Feuer erfaßte das dürre Laub, dann das dürre und endlich auch das grüne Holz, und da der Wind heftig wehte, so stand bald der ganze Wald in Flammen. Am Rande des Waldes arbeitete ein Bauer auf seinem Felde. Als er dem Feuer so zusah, wie es an den Bäumen emporleckte, das grüne Laub fraß und endlich Zweig um Zweig ergriff, hörte er plötzlich, wie eine Stimme aus dem Feuer ihn beim Namen rief. Er eilte darauf zu, da sah er ein Schlänglein, welches sich auf einen Baum gerettet hatte, das schaute ihn mit flehenden Augen an und rief: „Ach, hilf mir doch aus dem Feuer!" Der Bauer nahm eine lange Stange und hielt sie ihm dar, da verließ es den Baum und ringelte sich um die Stange. Der Bauer aber legte es ins Gras, machte eine Grube in die Erde und sprach: „Komm, daß ich dich in das Kühle lege, das ist gut für Brandwunden." Da wand das Schlänglein sich von der Stange los und kroch in die Grube, und der Bauer deckte es mit Erde zu, so daß ihm nur der Kopf herausschaute. Als es eine Weile so dagelegen hatte, sprach es: „Ein Dienst ist des andern wert, plagt dich nicht ewiger Magenschmerz?" „Das weiß der Himmel," sprach der Bauer, „ich habe Tag und Nacht keine Ruhe davor." „Dann lege dich hier neben mich auf die Erde, drück die Augen zu und sperre den Mund auf," sprach das Schlänglein. Der Bauer tat es, husch schlüpfte das Schlänglein aus der Grube heraus, dem Bauern durch Mund und Schlund und holte aus seinem Magen sieben junge Eidechsen heraus, welche ihn schon Jahr und Tag geplagt hatten. Als der Mann die Tiere sah und seinen Magen so frei fühlte, wußte er vor lauter Dankbarkeit nicht, was machen. Da sprach das Schlänglein: „Du kannst mir einen großen Dienst erweisen, und es kostet dich gar nichts." Ach, so sag es doch schnell," rief der glückliche Bauer, „alles, was du willst, sag es nur." „Nun, so nimm dein Beil und haue mir den Kopf ab," sprach das Schlänglein. „Gott behüte mich," sprach der Bauer, „das tue ich nun und nimmermehr." Da bat das Schlänglein aber so flehentlich darum und hielt ihm vor, er solle doch nicht sein Glück verscherzen, bis er endlich sein Beil nahm, den Kopf herumdrehte und einen kräftigen Schlag tat. Da fuhr das Schlangenhaupt weit weg, aber aus dem Leib stieg die schönste Prinzessin heraus, die sprach: „Hast du mich aus meiner Verwünschung erlöst, so will ich dich aus deiner Armut erlösen." Der Bauer mußte sie ins Schloß fahren, da war große Freude, als der König und die Königin sie wieder-

Digitized by Google

ſahen. Zum Lohne wurde der Wagen, womit der Bauer ſie heimgebracht hatte, mit Gold beladen, ſo ſchwer als die Pferde ziehen konnten, da war der gute Bauer der reichſte Mann im ganzen Königreich.

Die Geſchenke des kleinen Volkes / Ein

Schneider und ein Goldſchmied wanderten zuſammen und vernahmen eines Abends, als die Sonne hinter die Berge geſunken war, den Klang einer fernen Muſik, die immer deutlicher ward; ſie tönte ungewöhnlich, aber ſo anmutig, daß ſie aller Müdigkeit vergaßen und raſch weiter ſchritten. Der Mond war ſchon aufgeſtiegen, als ſie zu einem Hügel gelangten, auf dem ſie eine Menge kleiner Männer und Frauen erblickten, die ſich bei den Händen gefaßt hatten und mit größter Luſt und Freudigkeit im Tanze herumwirbelten: ſie ſangen dazu auf das lieblichſte; und das war die Muſik, die die Wanderer gehört hatten. In der Mitte ſaß ein Alter, der etwas größer war als die übrigen, einen buntfarbigen Rock trug und einen eisgrauen Bart über die Bruſt herabhängen hatte. Die beiden blieben voll Verwunderung ſtehen und ſahen dem Tanz zu. Der Alte winkte, ſie ſollten eintreten, und das kleine Volk öffnete bereitwillig ſeinen Kreis. Der Goldſchmied, der einen Höcker hatte und wie alle Bucligen keck genug war, trat herzu: der Schneider empfand zuerſt einige Scheu und hielt ſich zurück, doch als er ſah, wie es ſo luſtig herging, faßte er ſich ein Herz und kam nach. Alsbald ſchloß ſich der Kreis wieder, und die Kleinen ſangen und tanzten in den wildeſten Sprüngen weiter, der Alte aber nahm ein breites Meſſer, das an ſeinem Gürtel hing, wetzte es, und als es hinlänglich geſchärft war, blickte er ſich nach den Fremdlingen um. Es ward ihnen angſt, aber ſie hatten nicht lange Zeit ſich zu beſinnen, der Alte packte den Goldſchmied und ſchor in der größten Geſchwindigkeit ihm Haupthaar und Bart glatt hinweg; ein gleiches geſchah hierauf dem Schneider. Doch ihre Angſt verſchwand, als der Alte nach vollbrachter Arbeit beiden freundlich auf die Schulter klopfte, als wollte er ſagen, ſie hätten es gut gemacht, daß ſie ohne Sträuben alles willig hätten geſchehen laſſen. Er zeigte mit dem Finger auf einen Haufen Kohlen, der zur Seite lag, und deutete ihnen durch Gebärden an, daß ſie ihre Taſchen damit füllen ſollten. Beide gehorchten, obgleich ſie nicht wußten, wozu ihnen die Kohlen dienen ſollten, und gingen dann weiter, um ein Nachtlager zu ſuchen. Als ſie ins Tal gekommen waren, ſchlug die Glocke des benachbarten Kloſters zwölf Uhr: augenblicklich verſtummte der Geſang, alles war verſchwunden, und der Hügel lag in einſamem Mondſchein. Die beiden Wanderer fanden eine Herberge und deckten ſich auf dem Strohlager mit ihren Röcken zu, vergaßen aber wegen ihrer Müdigkeit die Kohlen zuvor herauszunehmen. Ein ſchwerer Druck auf ihren Gliedern weckte ſie früher als gewöhnlich. Sie griffen in die Taſchen und wollten ihren Augen nicht trauen, als ſie ſahen, daß ſie nicht mit Kohlen, ſondern mit reinem Gold angefüllt waren; auch Haupthaar und Bart war glücklich wieder in aller Fülle vorhanden. Sie waren nun reiche Leute geworden, doch beſaß der Goldſchmied,

Digitized by Google

der ſeiner habgierigen Natur gemäß die Taſchen beſſer gefüllt hatte, noch einmal ſo viel als der Schneider. Ein Habgieriger, wenn er viel hat, verlangt noch mehr, der Goldſchmied machte dem Schneider den Vorſchlag, noch einen Tag zu verweilen, am Abend wieder hinauszugehen, um ſich bei dem Alten auf dem Berge noch größere Schätze zu holen. Der Schneider wollte nicht und ſagte: „Ich habe genug und bin zufrieden: jetzt werde ich Meiſter, heirate meinen angenehmſten Gegenſtand (wie er ſeine Liebſte nannte) und bin ein glücklicher Mann.“ Doch wollte er ihm zu Gefallen den Tag noch bleiben. Abends hing der Goldſchmied noch ein paar Taſchen über die Schulter, um recht einſacken zu können, und machte ſich auf den Weg zu dem Hügel. Er fand, wie in der vorigen Nacht, das kleine Volk bei Geſang und Tanz, der Alte ſchor ihn abermals glatt und deutete ihm an, Kohlen mitzunehmen. Er zögerte nicht, einzuſtecken, was nur in ſeine Taſchen gehen wollte, kehrte ganz glückſelig heim und deckte ſich mit dem Rock zu. „Wenn das Gold auch drückt,“ ſprach er, „ich will das ſchon ertragen,“ und ſchlief endlich mit dem ſüßen Vorgefühl ein, morgen als ſteinreicher Mann zu erwachen. Als er die Augen öffnete, erhob er ſich ſchnell, um die Taſchen zu unterſuchen, aber wie erſtaunte er, als er nichts herauszog als ſchwarze Kohlen, er mochte ſo oft hineingreifen als er wollte. „Noch bleibt mir das Gold, das ich die Nacht zuvor gewonnen habe,“ dachte er und holte es herbei, aber wie erſchrak er, als er ſah, daß es ebenfalls wieder zu Kohle geworden war. Er ſchlug ſich mit der ſchwarzbeſtäubten Hand an die Stirne, da fühlte er, daß der ganze Kopf kahl und glatt war wie der Bart. Aber ſein Mißgeſchick war noch nicht zu Ende, er merkte erſt jetzt, daß ihm zu dem Höcker auf dem Rücken noch ein zweiter ebenſo großer auf der Bruſt gewachſen war. Da erkannte er die Strafe ſeiner Habgier und begann laut zu weinen. Der gute Schneider, der davon aufgeweckt ward, tröſtete den Unglücklichen ſo gut es gehen wollte und ſprach: „Du biſt mein Geſelle auf der Wanderſchaft geweſen, du ſollſt bei mir bleiben und mit von meinem Schatz zehren.“ Er hielt Wort, aber der arme Goldſchmied mußte ſein Lebtag die beiden Höcker tragen und ſeinen kahlen Kopf mit einer Mütze bedecken.

Die drei Spinnerinnen / Es war ein Mädchen faul und wollte nicht ſpinnen, und die Mutter mochte ſagen, was ſie wollte, ſie konnte es nicht dazu bringen. Endlich übernahm die Mutter einmal Zorn und Ungeduld, daß ſie ihm Schläge gab, worüber es laut zu weinen anfing. Nun fuhr gerade die Königin vorbei, und als ſie das Weinen hörte, ließ ſie anhalten, trat in das Haus und fragte die Mutter, warum ſie ihre Tochter ſchlüge, daß man draußen auf der Straße das Schreien hörte. Da ſchämte ſich die Frau, daß ſie die Faulheit ihrer Tochter offenbaren ſollte, und ſprach: „Ich kann ſie nicht vom Spinnen abbringen, ſie will immer und ewig ſpinnen, und ich bin arm und kann den Flachs nicht herbeiſchaffen.“ Da antwortete die Königin: „Ich höre nichts lieber als ſpinnen und bin nicht vergnügter, als wenn die Räder ſchnurren: gebt mir

Digitized by Google

Eure Tochter mit ins Schloß, ich habe Flachs genug, da soll sie spinnen, so viel sie Lust hat." Die Mutter wars von Herzen gern zufrieden, und die Königin nahm das Mädchen mit. Als sie ins Schloß gekommen waren, führte sie es hinauf zu drei Kammern, die lagen von unten bis oben voll vom schönsten Flachs. „Nun spinn mir diesen Flachs," sprach sie, „und wenn du es fertig bringst, so sollst du meinen ältesten Sohn zum Gemahl haben; bist du gleich arm, so acht ich nicht darauf, dein unverdroßner Fleiß ist Ausstattung genug." Das Mädchen erschrak innerlich, denn es konnte den Flachs nicht spinnen, und wärs dreihundert Jahr alt geworden, und hätte jeden Tag vom Morgen bis zum Abend dabeigesessen. Als es nun allein war, fing es an zu weinen und saß so drei Tage, ohne die Hand zu rühren. Am dritten Tage kam die Königin, und als sie sah, daß noch nichts gesponnen war, verwunderte sie sich, aber das Mädchen entschuldigte sich damit, daß es vor großer Betrübnis über die Entfernung aus seiner Mutter Hause noch nicht hätte anfangen können. Das ließ sich die Königin gefallen, sagte aber beim Weggehen: „Morgen mußt du mir anfangen zu arbeiten." Als das Mädchen wieder allein war, wußte es sich nicht mehr zu raten und zu helfen, und trat in seiner Betrübnis vor das Fenster. Da sah es drei Weiber herkommen, davon hatte die erste einen breiten Plattfuß, die zweite hatte eine so große Unterlippe, daß sie über das Kinn herunterhing, und die dritte hatte einen breiten Daumen. Die blieben vor dem Fenster stehen, schauten hinauf und fragten das Mädchen, was ihm fehlte. Es klagte ihnen seine Not, da trugen sie ihm ihre Hilfe an und sprachen: „Willst du uns zur Hochzeit einladen, dich unser nicht schämen und uns deine Basen heißen, auch an deinen Tisch setzen, so wollen wir dir den Flachs wegspinnen, und das in kurzer Zeit." „Von Herzen gern," antwortete es, kommt nur herein und fangt gleich die Arbeit an." Da ließ es die drei seltsamen Weiber herein und machte in der ersten Kammer eine Lücke, wo sie sich hinsetzten und ihr Spinnen anhuben. Die eine zog den Faden und trat das Rad, die andere netzte den Faden, die dritte drehte ihn und schlug mit dem Finger auf den Tisch, und so oft sie schlug, fiel eine Zahl Garn zur Erde, und das war aufs feinste gesponnen. Vor der Königin verbarg sie die drei Spinnerinnen und zeigte ihr, so oft sie kam, die Menge des gesponnenen Garns, daß diese des Lobes kein Ende fand. Als die erste Kammer leer war, gings an die zweite, endlich an die dritte, und die war auch bald aufgeräumt. Nun nahmen die drei Weiber Abschied und sagten zum Mädchen: „Vergiß nicht, was du uns versprochen hast, es wird dein Glück sein." ~ Als das Mädchen der Königin die leeren Kammern und den großen Haufen Garn zeigte, richtete sie die Hochzeit aus, und der Bräutigam freute sich, daß er eine so geschickte und fleißige Frau bekäme und lobte sie gewaltig. „Ich habe drei Basen," sprach das Mädchen, „und da sie mir viel Gutes getan haben, so wollte ich sie nicht gern in meinem Glück vergessen: erlaubt doch, daß ich sie zu der Hochzeit einlade, und daß sie mit an dem Tisch sitzen." Die Königin und der Bräutigam sprachen: „Warum sollen wir das nicht erlauben?" Als nun das Fest anhub, traten die drei Jungfern in wun-

Digitized by Google

derlicher Tracht herein, und die Braut sprach: „Seid willkommen, liebe Basen.“ „Ach,“ sagte der Bräutigam, „wie kommst du zu der garstigen Freundschaft?“ Darauf ging er zu der einen mit dem breiten Plattfuß und fragte: „Wovon habt Ihr einen solchen breiten Fuß?“ „Vom Treten,“ antwortete sie, „vom Treten.“ Da ging der Bräutigam zur zweiten und sprach: „Wovon habt Ihr nur die herunterhängende Lippe?“ „Vom Lecken,“ antwortete sie, „vom Lecken.“ Da fragte er die dritte: „Wovon habt Ihr den breiten Daumen?“ „Vom Faden drehen,“ antwortete sie, „vom Faden drehen.“ Da erschrak der Königssohn und sprach: „So soll mir nun und nimmermehr meine schöne Braut ein Spinnrad anrühren!“ Damit war sie das böse Flachsspinnen los.

Die zertanzten Schuhe / Es war einmal ein König, der hatte zwölf Töchter, eine immer schöner als die andere. Sie schliefen zusammen in einem Saal, wo ihre Betten nebeneinander standen, und abends, wenn sie darin lagen, schloß der König die Tür zu und verriegelte sie. Wenn er aber am Morgen die Tür aufschloß, so sah er, daß ihre Schuhe zerlanzt waren, und niemand konnte herausbringen, wie das zugegangen war. Da ließ der König ausrufen, wers könne ausfindig machen, wo sie in der Nacht tanzten, der sollte sich eine davon zur Frau wählen und nach seinem Tod König sein; wer sich aber meldete und es nach drei Tagen und Nächten nicht herausbrächte, der hätte sein Leben verwirkt. Nicht lange, so meldete sich ein Königssohn und erbot sich, das Wagnis zu unternehmen. Er ward wohl aufgenommen und abends in ein Zimmer geführt, das an den Schlafsaal stieß. Sein Bett war da aufgeschlagen, und er sollte acht haben, wo sie hingingen und tanzten; und damit sie nichts heimlich treiben konnten oder zu einem andern Ort hinausgingen, war auch die Saaltür offen gelassen. Dem Königssohn fiels aber wie Blei auf die Augen, und er schlief ein, und als er am Morgen aufwachte, waren alle zwölfe zum Tanz gewesen, denn ihre Schuhe standen da und hatten Löcher in den Sohlen. Den zweiten und dritten Abend gings nicht anders, und da ward ihm sein Haupt ohne Barmherzigkeit abgeschlagen. Es kamen hernach noch viele und meldeten sich zu dem Wagestück, sie mußten aber alle ihr Leben lassen. Nun trug sichs zu, daß ein armer Soldat, der eine Wunde hatte und nicht mehr dienen konnte, sich auf dem Weg nach der Stadt befand, wo der König wohnte. Da begegnete ihm eine alte Frau, die fragte ihn, wo er hin wollte. „Ich weiß selber nicht recht,“ sprach er und setzte im Scherz hinzu: „Ich hätte wohl Lust, ausfindig zu machen, wo die Königstöchter ihre Schuhe vertanzen, und danach König zu werden.“ „Das ist so schwer nicht,“ sagte die Alte, „du mußt den Wein nicht trinken, der dir abends gebracht wird, und mußt tun, als wärst du fest eingeschlafen.“ Darauf gab sie ihm ein Mäntelchen und sprach: „Wenn du das umhängst, so bist du unsichtbar und kannst den zwölfen dann nachschleichen.“ Wie der Soldat den guten Rat bekommen hatte, wards Ernst bei ihm, so daß er ein Herz faßte, vor den König ging und sich als Freier meldete. Er ward so gut aufgenommen wie die

Digitized by Google

andern auch, und es wurden ihm königliche Kleider angetan. Abends zur Schlafenszeit ward er in das Vorzimmer geführt, und als er zu Bette gehen wollte, kam die älteste und brachte ihm einen Becher Wein; aber er hatte sich einen Schwamm unter das Kinn gebunden, ließ den Wein da hineinlaufen und trank keinen Tropfen. Dann legte er sich nieder, und als er ein Weilchen gelegen hatte, fing er an zu schnarchen wie im tiefsten Schlaf. Das hörten die zwölf Königstöchter, lachten, und die älteste sprach: „Der hätte auch sein Leben sparen können.“ Danach standen sie auf, öffneten Schränke, Kisten und Kasten und holten prächtige Kleider heraus: putzten sich vor den Spiegeln, sprangen herum und freuten sich auf den Tanz. Nur die jüngste sagte: „Ich weiß nicht, ihr freut euch, aber mir ist so wunderlich zumute: gewiß widerfährt uns ein Unglück.“ „Du bist eine Schneegans,“ sprach die älteste, „die sich immer fürchtet. Hast du vergessen, wie viel Königssöhne schon umsonst dagewesen sind? Dem Soldaten hätt ich nicht einmal brauchen einen Schlaftrunk zu geben, der Lümmel wäre doch nicht aufgewacht.“ Wie sie alle fertig waren, sahen sie erst nach dem Soldaten, aber der hatte die Augen zugetan, rührte und regte sich nicht, und sie glaubten nun ganz sicher zu sein. Da ging die älteste an ihr Bett und klopfte daran: alsbald sank es in die Erde, und sie stiegen durch die Öffnung hinab, eine nach der andern, die älteste voran. Der Soldat, der alles mit angesehen hatte, zauderte nicht lange, hing sein Mäntelchen um und stieg hinter der jüngsten mit hinab. Mitten auf der Treppe trat er ihr ein wenig aufs Kleid, da erschrak sie und rief: „Was ist das? Wer hält mich am Kleid?“ „Sei nicht so einfältig,“ sagte die älteste, „du bist an einem Haken hängen geblieben.“ Da gingen sie vollends hinab, und wie sie unten waren, standen sie in einem wunderprächtigen Baumgang, da waren alle Blätter von Silber und schimmerten und glänzten. Der Soldat dachte: „Du willst dir ein Wahrzeichen mitnehmen,“ und brach einen Zweig davon ab: da fuhr ein gewaltiger Krach aus dem Baume. Die jüngste rief wieder: „Es ist nicht richtig, habt ihr den Knall gehört?“ Die älteste aber sprach: „Das sind Freudenschüsse, weil wir unsere Prinzen bald erlöst haben.“ Sie kamen darauf in einen Baumgang, wo alle Blätter von Gold, und endlich in einen dritten, wo sie klarer Demant waren: von beiden brach er einen Zweig ab, wobei es jedesmal krachte, daß die jüngste vor Schrecken zusammenfuhr; aber die älteste blieb dabei, es wären Freudenschüsse. Sie gingen weiter und kamen an ein großes Wasser, darauf standen zwölf Schifflein, und in jedem Schifflein saß ein schöner Prinz, die hatten auf die zwölfe gewartet, und jeder nahm eine zu sich, der Soldat aber setzte sich mit der jüngsten ein. Da sprach der Prinz: „Ich weiß nicht, das Schiff ist heute viel schwerer, und ich muß aus allen Kräften rudern, wenn ich es fortbringen soll.“ „Wovon sollte das kommen,“ sprach die jüngste, „als vom warmen Wetter, es ist mir auch so heiß zumute.“ Jenseits des Wassers aber stand ein schönes hellerleuchtetes Schloß, woraus eine lustige Musik erschallte von Pauken und Trompeten. Sie ruderten hinüber, traten ein, und jeder Prinz tanzte mit seiner Liebsten; der Soldat aber tanzte unsichtbar mit, und wenn eine einen

Digitized by Google

Becher mit Wein hielt, so trank er ihn aus, daß er leer war, wenn sie ihn an den Mund brachte; und der jüngsten ward auch angst darüber, aber die älteste brachte sie immer zum Schweigen. Sie tanzten da bis drei Uhr am andern Morgen, wo alle Schuhe durchgetanzt waren und sie aufhören mußten. Die Prinzen fuhren sie über das Wasser wieder zurück, und der Soldat setzte sich diesmal vorne hin zur ältesten. Am Ufer nahmen sie von ihren Prinzen Abschied und versprachen, in der folgenden Nacht wiederzukommen. Als sie an der Treppe waren, lief der Soldat voraus und legte sich in sein Bett, und als die zwölf langsam und müde heraufgetrippelt kamen, schnarchte er schon wieder so laut, daß sies alle hören konnten, und sie sprachen: „Vor dem sind wir sicher. Da taten sie ihre schönen Kleider aus, brachten sie weg, stellten die zertanzten Schuhe unter das Bett und legten sich nieder. Am andern Morgen wollte der Soldat nichts sagen, sondern das wunderliche Wesen noch mit ansehen, und ging die zweite und die dritte Nacht wieder mit. Da war alles wie das erstemal, und sie tanzten jedesmal, bis die Schuhe entzwei waren. Das drittemal aber nahm er zum Wahrzeichen einen Becher mit. Als die Stunde gekommen war, wo er antworten sollte, steckte er die drei Zweige und den Becher zu sich und ging vor den König, die zwölfe aber standen hinter der Tür und horchten, was er sagen würde. Als der König die Frage tat: „Wo haben meine zwölf Töchter ihre Schuhe in der Nacht vertanzt?“, so antwortete er: „Mit zwölf Prinzen in einem unterirdischen Schloß,“ berichtete, wie es zugegangen war und holte die Wahrzeichen hervor. Da ließ der König seine Töchter kommen und fragte sie, ob der Soldat die Wahrheit gesagt hätte, und da sie sahen, daß sie verraten waren und Leugnen nichts half, so mußten sie alles eingestehen. Darauf fragte ihn der König, welche er zur Frau haben wollte.“ Er antwortete: „Ich bin nicht mehr jung, so gebt mir die älteste.“ Da ward noch an selbigem Tage die Hochzeit gehalten und ihm das Reich nach des Königs Tode versprochen. Aber die Prinzen wurden auf so viel Tage wieder verwünscht, als sie Nächte mit den zwölfen getanzt hatten.

Die Spießgesellen / Ein Schuster und ein Schneiderlein gingen miteinander auf die Wanderschaft; sie gelobten, einander treu beizustehn, zusammenzuhalten in Freud und Leid, und was der eine hätte, müßte auch der andere haben. Sie fanden aber nirgendwo Arbeit, und da ihnen das Fechten nicht länger behagte, so nahmen sie Dienst unter den Soldaten. Es war nämlich schon seit langer Zeit Frieden und kein Krieg zu fürchten, so daß ihr Mut keinen Schiffbruch leiden konnte. Das Schneiderlein hatte flinkere Beine als der Schuster und kam viel schneller vorwärts; auch verstand es den Mund recht voll zu nehmen und machte viel Wesens von seiner Tapferkeit, wie es immer mutig zugestochen habe und wie es sein Eisen geführt, daß die Lappen gefallen seien, und wie es stets kalten Blutes vorm Feuer gestanden. So wurde es bald Gefreiter, dann Unteroffizier und brachte es endlich selbst zum Feldwebel. Je höher es aber

Digitized by Google

rückte, um so hochmütiger wurde es, und zuletzt kannte sein Stolz keine Grenzen mehr. Am meisten litt der arme Schuster darunter. Der Dienst wurde ihm endlich so verleidet, daß er eines Abends sein Bündel schnürte und wegließ, als ob es hinter ihm brenne. Gegen Mittag kam er in einen Wald, und da er des Weges nicht kundig war, verirrte er sich. Als er so dastand und nicht wußte, wo aus noch wo ein, kam ein Jäger daher, der hatte sich gleichfalls verirrt und fragte ihn um den rechten Weg. „Den sage du mir," sprach der Schuster. „Zwei können mehr als einer ausrichten," erwiderte der Jäger, „drum laß uns zusammenhalten, dann kommen wir schon heraus." Das taten sie, aber es wurde Abend und finstere Nacht, und der Wald wollte immer noch kein Ende nehmen. Da stieg der Schuster auf einen hohen Eichbaum, schaute sich um und sah weit, weit ein Lichtchen. Frischen Mutes gingen sie in der Richtung fort und kamen an ein kleines Haus, darin saß eine alte Frau, die schälte Kartoffeln und kochte Suppe. „Können wir hier die Nacht über bleiben?" fragte der Schuster. „Nein," sprach die Frau, „geht vielmehr so schnell ihr könnt weiter, denn ihr seid in eine Räuberhöhle geraten, und wenn die Räuber euch finden, seid ihr euren Kopf los. Nachts um zwölf Uhr kommen ihrer zwölf mit ihrem Hauptmann und mittags um zwölf kommen zwölf andere mit ihrem Hauptmann zum Essen. Die ersten müssen schon in der Nähe sein; sie setzen dem König nach, der sich im Walde verirrt hat, darum eilt und macht, daß ihr fortkommt, ehe sie euch treffen." „Das macht nichts," sprach der Schuster, „ich will uns schon heraushelfen; sage uns nur, wie die Hauptleute heißen und was ihre Erkennungszeichen sind, und du Kamerad tu mir alles nach, wie ich es dir vormache." Da sagte die Frau ihnen alles, denn sie war den Räubern von Herzen feind und diente ihnen nur gezwungen. Bald darauf gab es Lärm draußen, und der erste Hauptmann kam mit seinen zwölf Leuten. Der Schuster trat aber keck auf ihn zu und sprach: „Einen schönen Gruß von unserm Hauptmann, Ihr solltet uns sagen, ob Ihr den König gefangen hättet oder nicht; wir haben seine Spur ganz verloren." „Uns gehts nicht besser," antwortete der Hauptmann und sah den Schuster scharf an, „wir sind ihm wohl auf der Spur, aber vom Fangen war noch keine Rede. Setzt euch nun zu Tische und eßt mit, hernach sprechen wir weiter, und ihr könnt dann um so besser marschieren." Das taten die beiden, und der Jäger gab genau auf alles acht, was der Schuster machte, und tat ebenso. Der legte aber Löffel und Gabel verkehrt, denn das war das Erkennungszeichen der anderen Bande. „Jetzt sehe ich, daß ihr zu der Bande gehört," sagte der Hauptmann „bisher konnte ich es noch nicht glauben, denn du Jäger siehst gar nicht wie ein echter Räuber aus." Dann ging das Leben erst recht los, sie erzählten sich von ihren Taten, und der Schuster log ihnen den Buckel voll, mehr als ein Karrengaul ziehen kann; dazu wurde gegessen und getrunken, als sollte in acht Tagen kein Mittag mehr gehalten werden. Nach dem Essen mußte jeder ein Kunststück machen. Als die Reihe an den Schuster kam, sprach er, jetzt wolle er ein Stückchen machen, daß alle ihre Freude daran haben sollten, und einen Kessel mit siedendem Öl austrinken. „Das ist un-

Digitized by Google

möglich!" riefen die Räuber. „Nun, ihr werdet schon sehen," sprach der Schuster, und die Frau setzte den größten Kessel aufs Feuer und goß ihn voll Öl. Als es nun recht wallte und Blasen warf, sprach er: „Setzt euch nun im Halbzirkel um mich, damit ihr es gut sehet, und du Kamerad tritt hinter mich und mach den andern Platz." Jetzt holte er den Kessel vom Feuer, hob ihn zum Munde empor und rief: „Nun paßt auf!" Aber er hütete sich wohl, das Öl zu trinken, sondern schwenkte den Kessel im Kreise umher, daß das glühende Öl den Räubern in die Gesichter fischte, griff dann rasch nach seinem Schwert und schlug sie nieder, einen nach dem andern, ehe sie sich besinnen konnten. Als der Schuster mit den Räubern fertig war, schaute er sich nach seinem Kameraden um, doch konnte er ihn lange nicht finden. Endlich zog er ihn unter einer Bank hervor, wohin er sich verkrochen hatte. „Du bist mir ein tapferer Held," sprach der Schuster, „der die Couroge malterweise verschlungen hat. Heraus jetzt, du siehst ja, daß die Arbeit getan ist, und hilf mir die Kerle fortschaffen, ehe die andern kommen, wenn dir dein Leben lieb ist." Da half der Jäger, aber er stellte sich so schlecht an, man sah wohl, daß ihm die Arbeit nie sauer geworden war. Sie machten vor dem Räubernest ein großes Loch, warfen die ganze Bande hinein und stopften ihnen das Maul mit Erde. Die alte Frau aber reinigte derweil das Zimmer vom Öl und Blut und machte alles wieder in Ordnung; dann kochte sie das Essen für die zweite Bande. Mittags um zwölf Uhr kam der Hauptmann mit seinen zwölf Spießgesellen an. Keck ging der Schuster auf sie zu und sprach: „Einen schönen Gruß von unserm Hauptmann, und er hätte den König erwischt und käme um zwei Uhr mit ihm und unsern Leuten hierher; ihr solltet auf ihn warten." „Hat er ihn?" rief der Hauptmann. „Ärgert mich, daß ich ihn nicht fangen konnte, aber wir wollen doch lustig drauf essen und trinken. Setzt euch zu uns." Da setzten sich die beiden zu den Räubern und legten die Messer und Gabeln so, wie die erste Bande sie gelegt hatte. Sprach der Hauptmann: „Nun sehe ich erst, daß ihr zur Bande gehört, bisher traute ich euch nicht, besonders dir nicht, Jäger, denn du siehst aus, als könntest du keinen Floh knicken!" Der Schuster fiel ihm in die Rede und erzählte viel von Mordtaten und Räubereien, welche die andere Bande seit gestern begangen habe, so daß die Räuber den Jäger ganz vergaßen. Nach dem Essen machte jeder sein Stückchen, und der Schuster machte wieder seins mit dem siedenden Öl und so vortrefflich, daß keiner von den Räubern sich beklagen konnte, er habe zu wenig bekommen. „Was könnt ihr mit euren verbrannten Köpfen noch machen," rief er dann und hieb sie ihnen ab. Von dem Jäger war wieder keine Spur zu sehen. Als er die alte Frau fragte, sprach sie, er sei auf den Boden gestiegen. Der Schuster stieg ihm nach und fand ihn in einem Bund Stroh versteckt. „Sind sie alle tot?" fragte der Jäger in großer Herzensangst. „Geh hinunter und frage sie selbst," sprach der Schuster. „Aber du bist ein rechter Zwiebelkopf, mich so im Stich zu lassen." Da kroch der Jäger hervor und freute sich mit dem Schuster und der alten Frau, daß alles so gut abgelaufen sei. Als sie das Raubnest durchsuchten, fanden sie ungeheure Schätze

Digitized by Google

von Gold, Silber und Edelgestein, Kleidern, Waffen und anderen Dingen. Die schenkten sie dem Kloster, welches in der Nähe am Saume des Waldes lag, und die alte Frau folgte den Schätzen in das Kloster, denn sie wollte nichts mehr von der Welt wissen. Der Schuster nahm nur so viel Gold für sich, als in seine Taschen ging, der Jäger wollte aber nichts anrühren. Jetzt gingen die beiden Gesellen weiter und kamen gegen Abend vor der Hauptstadt an. Da die Tore schon geschlossen waren, kehrten sie im nächsten Dorfe in einer kleinen Herberge ein. Als der Schuster am andern Morgen aufwachte und seinen Reisegefährten wecken wollte, war der durchgegangen und hatte nicht einmal seine Zeche bezahlt. „Es ist gut, daß ich den Kerl los bin," dachte der Schuster, zahlte dem Wirt und ging rüstig weiter der Stadt zu. Am Tor trat die Wache vor ihm ins Gewehr, und der Offizier schrie: „Präsentiertes Gewehr!" „Der hat wohl frühe schon zu tief ins Glas geguckt," sprach der Schuster für sich und ging weiter auf das Schloß des Königs zu. Da sprang die Wache heraus, stellte sich in Reih und Glied, und der Offizier kommandierte: „Präsentiertes Gewehr!" Er ging auf den Offizier zu und sprach verwundert: „Was macht Ihr denn für dummes Zeug, ich bin ja ein Schuster meines Handwerks und möchte wissen, ob ich beim König in Dienst treten kann." „Ich will Eure Exzellenz zu seiner Majestät führen," sprach der Offizier, und der Schuster schüttelte den Kopf, zuckte die Achseln und dachte: „Sind die Soldaten denn alle verrückt geworden?" Der König war überaus gnädig gegen den Schuster, fragte ihn, wie er heiße, woher er komme und was er verstehe? Der Schuster erzählte alles aufs Haar. „Würdest du denn deinen Kameraden den Jäger wohl wiedererkennen, wenn du ihn sähest?" „Ei, den Burschen sände ich aus Hunderten heraus!" Da ging der König fort in ein anderes Zimmer, und über eine Weile kam der Jäger herein. „Ach, da bist du ja, du Hasenfuß!" rief der Schuster; du bist mir der rechte Vogel, aber ich habe dem König alles gesagt, und der wird dir einen tüchtigen Ausputzer geben." „Gemach, gemach, mein guter Freund," sagte der Jäger und knöpfte den Rock auf und zog die Mütze aus dem Gesicht; da sah der arme Schuster, daß es der König selber war. Er wäre vor Schrecken fast auf den Rücken gefallen, aber der König beruhigte ihn, verbot ihm, etwas von der Sache zu erzählen und schickte ihn sogleich als Oberst zu dem Regiment, wobei das Schneiderlein Feldwebel war. „Warte, Bürschlein, jetzt sollst du mir herhalten," dachte der Oberst, als er zuerst in seiner prächtigen Uniform mit dem Federhut vor die Front ritt und seinen alten Kameraden den Schneider erblickte. So oft jetzt exerziert wurde, hatte der Oberst etwas an dem Feldwebel auszusetzen. Bald war das Zeug nicht gut genug geputzt oder der Säbel nicht blank oder der Rock nicht rein, und dann regnete es Ehrentitel wie Fetthammel, Schmutzlappen, Faulpelz und andere auf den Feldwebel von morgens bis abends. Wagte er zu antworten oder sich zu entschuldigen, dann gab es Arrest wegen Widersetzlichkeit oder undienstlichen Benehmens; schwieg er aber zu den Vorwürfen, dann wurde er verstockt und Gott weiß wie genannt; kurz das arme Schneiderlein konnte nichts mehr recht machen,

Digitized by Google

er mochte ſich anlegen, wie er wollte, und war mehr als einmal in heller Verzweiflung. Nach einiger Zeit wurde er plötzlich vor den Oberſten gerufen. Der fragte ihn: „Kennſt du mich?“ Der Feldwebel wußte nicht, was antworten, denn ſagte er ja, dann log er, und es taugte nicht für ihn, ſagte er nein, was die Wahrheit war, dann taugte es ebenſowenig. Endlich entſchloß er ſich, friſch heraus die Wahrheit zu ſagen, weil dies doch das Beſte ſei, und ſprach: „Nein.“ „Dann will ich dir ſagen, wer ich bin,“ ſprach der Oberſt, „ich bin dein alter Kamerad, der Schuſter. Ich denke, du wirſt jetzt klüger geworden ſein und deinen Hochmut und Prahlerei laſſen. Zum Lohn für deine Nöte erneune ich dich aber zum Oberfeldwebel.“ ~ Seitdem ſprach das Schneiderlein nie wieder von ſeinem Mut, brachte es auch nicht weiter. Der Schuſter aber ſtarb als Generalfeldmarſchall.

Wie Treue lohnt / Ein Kaufmann hatte drei Söhne; als dieſe groß waren, ſprach der Vater: „Jetzt will ich ſehen, wie ihr euch zum Geſchäfte anſtellt; hier hat jeder hundert Gulden, ziehet in die große Stadt und kaufet ein!“ Die beiden älteren Brüder zogen miteinander voraus, den jüngſten ließen ſie allein und wollten nichts mit ihm zu tun haben; denn ſie meinten, er ſei ein Dummling, und ſie müßten ſich ſeiner nur ſchämen. In der Stadt kaufte jeder der beiden ſo viele Waren, als man für hundert Gulden nur immer kaufen konnte, und wie ſie heimkamen, lobte ſie der Vater und war mit ihnen zufrieden. Als aber der jüngſte zur Stadt zog, ſah er am Wege einen toten Menſchen liegen, von dem fraßen die Vögel. Da jammerte es ihn, und er lief gleich zum nächſten Städtchen und fragte, warum man den Menſchen am Wege liegen laſſe. Es ſei niemand, ſprachen die Leute, der für die Beerdigung zahlen wolle. „Ich will zahlen!“ ſagte der Dummling und ließ den Toten gleich ehrlich begraben, und das koſtete fünfzig Gulden. Froh eilte er jetzt weiter, kam in die große Stadt und kaufte für die andern fünfzig Gulden auch Waren. Als er daheim ankam, erzählte er ſeinem Vater, was er getan habe; allein dieſer war zornig und rief: „Du biſt ein ſchlechter Kaufmann, wenn du mirs noch einmal ſo machſt, ſo jage ich dich fort!“ Nach einiger Zeit ſchickte der Vater die drei Söhne wieder aus und gab jedem zweihundert Gulden und ſprach: „Ich will ſehen, wer am beſten kauft!“ Die beiden älteren Brüder waren wieder ſchnell in der Stadt und eifrig am Geſchäft und kauften ſo billig, daß der Vater mit ihnen ganz zufrieden war. Als der jüngſte in die Stadt kam und durch die Straßen ging, ſah er an dem Gitter eines Kerkerfenſters ein wunderſchönes Mädchen; er blieb ſtehen und fragte das Mädchen, wie es dahin gekommen ſei. Da erzählte es weinend, man habe in der Stadt hundert Gulden geſtohlen; man halte es nun für die Diebin; es ſei aber nicht wahr; nur dürfe es nicht ſagen, warum und wie. Der Junge erbarmte ſich ihrer, ging hin vors Gericht und ſprach: „Das Mädchen iſt unſchuldig, gebt es frei; hier ſind aber hundert Gulden, bis man den rechten Dieb findet.“ Da ließ man das Mädchen frei, und es war

Digitized by Google

gerade die Königstochter. Sie ging nämlich jeden Tag verkleidet in die Häuser der Armen, tat im stillen Gutes und war jetzt eben auf der Straße, als man die Spur des Diebes verfolgte. Sie fiel den Häschern, die sie nicht kannten, in die Hände, und diese schleppten sie sofort ins Gefängnis. Als sie nun frei war, gab sie dem Jungen einen goldenen Ring und sprach: „Daran will ich dich erkennen!“, eilte in die Königsburg und freute sich, daß man sie hier noch nicht vermißt hatte. Der Junge kaufte für die andern hundert Gulden Ware und zog fröhlich, wie es nach einem guten Werke zu geschehen pflegt, nach Hause und erzählte seinem Vater, wie er das arme Mädchen aus dem Gefängnis befreit habe. „Aus dir wird nichts!“ rief sein Vater zornig, „pade dich fort aus meinen Augen, daß ich dich nie mehr sehe!“ Der arme Junge mußte fort; sein Vater gab ihm noch einige Gulden, damit solle er sich durch die Welt helfen und niemandem sagen, wessen Sohn er sei. Lange wanderte er herum, aber kein Haus wollte ihn aufnehmen. Wie er nun einmal in trüben Gedanken an der Straße saß, kam ein alter Mann in einem grauen Mantel zu ihm fragte: „Warum bist du so traurig?“ Da erzählte ihm der Junge sein Schicksal. Der Alte tröstete ihn und sprach: „Wenn du mir versprichst, nach sieben Jahren die Hälfte zu geben von allem, was du hast, so will ich dir ein großes Glück verschaffen.“ „Das verspreche ich von Herzen gern,“ erwiderte der Junge. „So eile in die Hauptstadt, denn die Königstochter wartet auf dich.“ Damit entfernte sich der Alte, und der Junge zog schnell nach der Stadt. Der König hatte gewünscht, daß seine Tochter heirate; er liebte sie aber so sehr, daß er sagte: „Ich will ihr nicht zuwider sein, ihr Herz soll frei wählen, und träfe es den Ärmsten im Reich, so wird es mich freuen.“ Schon viele Ritter und Grafen, ja auch Fürsten und Könige hatten um ihre Gunst geworben, allein vergebens. Da erschien auch der Junge, und kaum hatte die Königstochter den Ring an seinem Finger erblickt, so rief sie freudig: „Das ist der rechte!“, faßte seine Hand, führte ihn zum König und sprach: „Vater, segne uns!“ Wer war froher als dieser, wie er sein Kind so überaus selig und seinen Wunsch erfüllt sah! Da wurde die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert, und der Junge ward nach dem Tode seines Schwiegervaters König und lebte in Friede und Freude. ~ Nach sieben Jahren erschien aber der alte Mann und verlangte nach dem Versprechen die Hälfte von allem, was er habe. Der Junge war gleich bereit und teilte alles rechtschaffen genau auf zwei Hälften und gab ihm die eine. Zuletzt blieb noch ein Goldpfennig, den zerschlug er in zwei Teile. Nun wollte der Alte auch von den Kindern den gebührenden Teil. Mit schwerem Herzen gab der Junge ihm eins, denn er hatte zwei; zuletzt blieb aber noch die Frau, und der alte Mann verlangte auch von der die Hälfte. „Wie ist das möglich!“ rief der Junge bestürzt. „Machs wie mit dem Pfennig!“ sagte der Alte. Da entsetzte sich der Junge und sprach nach kurzem Bedenken: „Die habe ich viel zu lieb, als daß ich ihr ein Leid zufügen oder auch nur ein Haar krümmen könnte; aber was ich versprochen habe, will ich getreu halten; so nimm sie ganz.“ „Behalte alles!“ rief der Alte. „Ich habe dich treu erfunden. Kennst

Digitized by Google

du mich nicht?" „Nein," sprach der König verwundert. „Ich bin der Tote, den du begraben ließest," sagte der Alte und verschwand vor seinen Augen.

Der faule Hans / Es war einmal ein Junge, der hieß Hans; der war so faul, daß, wenn ihm eine Fliege auf der Nase saß, er die Hand nicht rühren mochte, um sie wegzujagen, und hätte er auch zehn Taler damit verdienen können. Einmal sollte er seiner Mutter Wasser holen; da aber war ihm der Weg zu weit, und der Eimer war ihm allzu schwer, um ihn so weit zu tragen. Da sagte die Mutter: „So nimm die Schiebkarre und fahre ihn hin." Hans nahm eine Schiebkarre und fuhr mit dem Eimer zum Brunnen. Als er nun bei des Königs Schloß vorüberkam, stand da die Prinzessin am offenen Fenster und schaute auf die Straße, und sie sah auch den faulen Hans mit dem Eimer auf der Schiebkarre und lachte so laut, daß Hans und alle Leute unten es hörten. Hans ward ärgerlich und dachte: „Könnte ich dir doch einmal was wünschen!" Als er nun zum Brunnen kam, so lief da ein kleines, allerliebstes Goldfischchen heraus. Hans wollte es mit nach Hause nehmen, aber das Goldfischchen hub an zu sprechen und bat so viel, er möchte es doch wieder laufen lassen, er könnte sich auch dafür wünschen, was er wollte. „So wünsche ich, daß die Prinzessin noch vor Abend einen kleinen Jungen kriegt," sagte Hans und ließ den Goldfisch wieder laufen. Als nun der Abend kam, so hatte die Prinzessin auf dem Schlosse einen kleinen Jungen, und niemand wußte, wer der Vater wäre. Da wollte aber der König doch, daß seine Tochter den Mann bekäme, der der rechte Vater sei. Darum ließ er überall in seinem Reiche ein Gebot ausgehen, daß alle Männer aus dem ganzen Lande sich an seinem Hofe versammelten. Und als nun der bestimmte Tag kam, gab die Prinzessin ihrem kleinen Jungen einen goldenen Apfel in die Hand und stellte ihn mitten in den großen Saal, und der sollte sein Vater und ihr Gemahl sein, wem von den Männern er den goldenen Apfel geben würde. Nun kamen zuerst all die Fürsten und Herzöge und die Grafen herein, darauf auch alle Edelleute und anderen Herren des Landes; aber das Büblein blieb unbeweglich und reichte keinem den Apfel. Darauf kamen nun die Minister und alle Diener und Beamte des Königs von den höchsten bis auf die Nachtwächter; aber das Büblein rührte sich nicht. Darauf mußten auch die geistlichen Herren und die Kaufleute und die Bauern und die Handwerker und die Tagelöhner, die Dienstknechte und alle bis auf den Schinder herein in den Saal und gingen an dem Jungen vorüber; aber der rührte sich nicht. Als sie aber alle vorübergegangen waren und der König nicht anders glaubte, als daß alle Männer aus seinem Lande dagewesen wären, da kam noch Hans in den Saal gestolpert, den hatte seine Mutter mit Gewalt hinaustreiben müssen; aber kaum sah ihn das Büblein, so lief es auf ihn zu und reichte ihm den goldenen Apfel. Da ließ der König eine große Hochzeit anrichten, und Hans mußte die Prinzessin heiraten, und sie hatte zum letztenmal über ihren eigenen Mann gelacht.

Digitized by Google

Das Hirsekorn / Es

war einmal ein armer, armer Junge, der hatte von seiner Mutter, als sie starb, ein kleinwinziges Hirsekorn geerbt, und das war all sein Reichtum. Da er nun weder Vater noch Mutter zu verlassen hatte, so meinte er, die Welt sei groß und schön, er wolle sich ein wenig darin umschauen. Also nahm er sein Hirsekorn und wanderte fort. Nicht lange, so begegnete er einem alten Manne mit breitem Hut und einem grauen Mantel, der sah so freundlich aus. „Gott grüß Euch, alter Großvater!“ sprach der Junge. „Schönen Dank!“ erwiderte der Mann. „Wo gehst du denn hin?“ „Auf Reisen,“ sprach der Junge, „und ich trage all mein Gut bei mir, das ist ein Hirsekorn. Wird es mir nicht gestohlen werden?“ Da jammerte den Mann des armen Knaben, und er sprach: „Besorge nichts, mein Kind; du wirst es zwar verlieren, aber dadurch gewinnen.“ Abends kehrte der Junge in einem Dorfe ein, klopfte bei einem Bauer an und bat um Herberge. Als er schlafen ging, legte er sein Hirsekorn aufs Fenster und sprach zum Wirt: „Das ist all mein Reichtum. Wird er mir nicht gestohlen werden?“ „Schlafe ruhig, mein Sohn, es soll dir in meinem Hause kein Schaden geschehen.“ Am Morgen, als die Sonne ins Fenster schien, glänzte das Hirsekorn, und der Haushahn, der im Hofe herumstieg und Körner suchte, sah es, flog hin und pickte es auf. Eben war der Knabe erwacht und erblickte den Hahn auf dem Fenster, wie er sein Hirsekorn verschluckte. Da fing er an zu weinen und zu klagen. Der Bauer tröstete ihn sogleich und sprach: „Der Hahn ist dein / hat er gefressen das Hirselein.“ Nun war der Knabe froh, nahm den Hahn und wanderte weiter. Abends kam er wieder in einem anderen Dorfe zu einem Bauer und bat um Herberge; er sprach: „Der Hahn ist all mein Reichtum. Wird er mir nicht gestohlen werden?“ „Schlafe ruhig, mein Sohn,“ sprach der Wirt, „auf meinem Hofe darf dir kein Schaden geschehen.“ Früh morgens aber ging der Hahn im Hofe herum und suchte sich Körner, und wie er einige gefunden hatte, sah dieses das Schwein des Bauern, packte den Hahn und biß ihn tot, die Körner aber fraß es selbst. Als der Knabe am Morgen nach seinem Hahn sah, so lag er tot, und er fing an zu jammern und zu klagen: „O weh mir, das Schwein hat meinen Hahn zerbissen!“ Da tröstete ihn der Bauer sogleich und sprach: „Nimm hin das Schwein / es ist nun dein / dir hats den Hahn zerbissen.“ Da band der Wirt dem Schwein ein Seil an den Fuß, und der Junge zog weiter. Abends gelangte er wieder in ein Dorf und sprach abermals bei einem Bauern an, und da nahm man ihn freundlich auf. Er sagte aber zum Wirt: „Mein ganzer Reichtum ist dies Schwein. Wird es mir nicht gestohlen werden?“ „Schlafe ruhig, mein Sohn, auf meinem Hof darf dir kein Schaden geschehen.“ Als aber am Morgen eine mutige Kuh des Bauern das fremde Schwein im Hof sah, lief sie darauflos und stieß es mit ihren Hörnern tot. Der Knabe erwachte bald, ging hinaus und sah sein Unglück; da fing er an zu jammern; doch der Bauer tröstete ihn sogleich und sprach: „Die Kuh ist dein / hat sie das Schwein / dir zerstoßen!“ Er band ihr ein Seil um den Hals und übergab sie dem Knaben.

Digitized by Google

Der wanderte jetzt fröhlich weiter und gelangte abends auf einen Edelhof und bat um Herberge; die wurde ihm auch gern gewährt. Der Knabe aber sprach ganz untertänig zum Herrn des Hofes, als er schlafen ging: „All mein Reichtum ist diese Kuh. Wird sie mir nicht gestohlen werden?“ „Schlafe ruhig, armer Junge, auf meinem Hofe soll dir kein Schaden geschehen.“ Als am Morgen die Pferde zur Tränke geführt wurden, sprang ein mutwilliger Hengst im Hof herum. Sowie er die fremde Kuh erblickte, lief er auf sie zu und schlug sie tot. Da fing der Junge an zu klagen und zu jammern, als er seine Kuh tot sah; der Edelmann aber tröstete ihn sogleich und sprach: „Nimm den Hengst / für die Kuh / und den Zaum dazu.“ Da setzte sich der Junge auf das stattliche Roß und ritt fort in die weite, weite Welt und verrichtete viele Heldentaten; zuletzt ist er noch auf den Glasberg geritten, hat die Königstochter erlöst und ist König geworden. Seht ihrs, was aus einem armen Jungen werden kann, wenn er Glück hat! ~ Ja, wenn er Glück hat!

Die Kröte / Vor langer Zeit lebte einmal ein armes Bäuerlein, das hatte drei Söhne, zwei gescheite und einen närrischen, und der närrische hieß Hansl. Der Vater war schon alt und schwach und konnte nimmer recht arbeiten. Da sagte er einmal zum ältesten Sohne: „Wenn du willst, so will ich dir jetzt das Häuslein lassen und dir noch dreihundert Gulden geben, daß du die Wirtschaft anfangen kannst. Wenn du damit einverstanden bist, so geh nur und schau dich um ein arbeitsames Weib um, die dir hausen hilft.“ Der Sohn hatte nichts einzuwenden und war bald handeleins mit dem Vater. Der zweite Bruder hörte auch von der Sache, ging alsbald zu dem Vater und sagte: „Vater, Ihr wollt meinem Bruder das Haus geben und dreihundert Gulden, damit er heiraten könne. Gebt mir nur auch dreihundert; ich will schon ein Weib finden, daß nicht viele ihresgleichen sind.“ Der Vater ließ sich nicht lange bitten, versprach ihm die dreihundert Gulden und ließ ihn auf die Freite gehen. Da hörte auch der Hansl, daß seine zwei Brüder vom Vater so viel Geld bekommen haben und heiraten wollen. Er ging alsbald zum Vater und sagte: „Vater, heiraten kann der Hansl schon auch. Gebt mir nur dreihundert Gulden, und ich will mir schon ein Weib finden.“ Der Alte sagte: „Dreihundert Gulden will ich dir wohl geben, aber du mußt sie fleißig aufheben und achtgeben, daß du nichts verlierst.“ Der Hansl sagte: „Achtgeben will ich schon,“ und bekam die dreihundert Gulden. Die drei Brüder gingen nun auf die Freite, aber dem Hansl ging es am schlechtesten. Die anderen zwei hatten schon Weibsbilder und wußten gleich, wohin gehen. Aber der Hansl hatte noch nie ans Heiraten gedacht und mußte jetzt nur aufs Geratewohl seinen Weg gehen. Er ging hinaus in den Wald und dachte so darüber nach, daß er jetzt heiraten solle. Es kam ihm doch etwas sonderbar vor, heiraten wollen, ohne eine Braut zu haben; aber er ließ sich darob nicht bange werden und dachte sich: „Jetzt ists gerad gleich. Was mir begegnet, das heirate ich, sei es Mensch oder Vieh.“ Er ging noch eine Weile fort, da hüpfte eine Kröte zuweg und kam fast dem Hans zwischen die

Digitized by Google

Füße. „Möchtest du nicht heiraten?“ sagte sogleich der Hansl. „Heiraten möchte ich wohl,“ erwiderte die Kröte. „Möchtest du mich, wenn du mich kriegen könntest?“ „Ja, freilich möcht ich dich.“ „Wenn du mich magst, so ist der Handel abgetan; ich geh jetzt heim zu meinen Brüdern und will es ihnen sagen.“ Die Kröte hatte nichts dagegen, und der Hansl ging heim zu seinen Brüdern. Die Brüder lachten ihn tüchtig aus und sagten: „Ach, Hansl, bist du auch da? Du wirst schon etwas Sauberes haben von einer Braut! Wo bist du denn hingegangen auf die Freite?“ Der Hansl ließ fragen und spotten und kehrte sich nicht daran. Nun gingen alle drei Brüder zum Vater und erzählten ihm, daß sie jetzt ihr Erbe haben und bald heiraten wollten. Da sagte der Vater: „Ja, wenn ihr aber alle drei heiratet, wem soll ich denn das Häuschen geben? Wir werden es halt müssen auf eine Probe ankommen lassen. Wißt ihr was? Ich gebe jedem von euch Flachs, und den Flachs tragt ihr zu euren Bräuten. Die sollen ihn dann spinnen, und wer von euch seinen Flachs am schönsten gesponnen zurückbringt, dem soll das Haus gehören.“ Die Brüder waren mit diesem Antrag zufrieden und bekamen ihren Flachs. Die anderen trugen ihn alsbald zu ihren Mädchen und sprachen ihnen lange Zeit zu, sie sollten das Garn recht klug und fein machen. Der Hansl machte sich auch auf den Weg und ging mit seinem Flachs tief hinein in den Wald. Endlich kam die Kröte zuweg gepatscht und fragte den Hansl, warum er denn den Flachs mit sich bringe. „Den Flachs mußt du mir spinnen,“ sagte der Hansl, „und wenn du schöner spinnen kannst als die Bräute meiner zwei Brüder, so bekommen wir zu den dreihundert Gulden auch noch das Häuslein, und das ist schon der Mühe wert, daß du dich zusammennimmst.“ „Zusammennehmen will ich mich schon,“ antwortete die Kröte. „Gib mir jetzt den Flachs, und morgen kannst du das Garn abholen.“ Der Hansl gab ihr den Flachs und ging wieder heim. Am dritten Tage brachten die zwei älteren Brüder das Garn zu dem Vater und sagten, er solle jetzt entscheiden, welcher von ihnen eine bravere Braut habe und welcher das Häuschen bekomme. Da war der Vater über die Maßen erstaunt wegen des feinen Fadens, den die beiden Bräute gesponnen hatten. Er wußte nicht, welchem Sohne er das Haus geben sollte, und kratzte sich gerade einmal hinter den Ohren. Der Hansl war aber auch inzwischen zu seiner Kröte gegangen und hatte das Garn geholt. Er brachte es seinem Vater und sagte: „Da schaut einmal, wie schön meine Braut spinnen kann. Das Häuslein wird wohl mir gehören.“ Der Vater traute kaum seinen Augen, als er das feine Gespinst betrachtete, und wenn er das Garn der Brüder damit verglich, so kam es ihm gerade vor, als wenn er früher nur Rupfen in der Hand gehabt hätte, und das Flachsene hätte erst der Hansl gebracht. „Freilich gehört dir das Häuschen,“ sagte er zum Hansl, „und morgen müßt ihr alle drei eure Bräute bringen, dann wollen wir ein Mahl anstellen und lustig sein in Ehren.“ Am anderen Tage gingen die zwei älteren Brüder um ihre Mädchen, und auch der Hansl schickte sich an, in den Wald hineinzugehen. Er dachte sich aber: „Die Kröte erhüpft es doch nicht bis hierher, der Weg ist einmal zu weit.“ Er nahm daher einen

Digitized by Google

Milchkübel mit und wollte die Kröte darin heimtragen. Als er nun in den Wald kam und die Kröte fand, ſagte er: „Komm, Krötl, du ſollſt heut mit mir heimgehen und beim Mahle mithalten. Der Weg iſt dir aber gewiß zu weit. Hüpfe in den Milchkübel, und ich will dich heimtragen.“ Die Kröte ſagte: „Ich laß mich nicht tragen, ich geh ſchon ſelbſt.“ „Wenn du gehen willſt, ſo iſts auch recht,“ ſagte der Hanſl und ging voraus. Die Kröte hüpfte fleißig hintendrein, und bald hatten ſie ein gutes Stück Weges zurückgelegt. Da fing der Wald an ſtockfinſter zu werden, und dem Hanſl kam alles ganz unbekannt vor. Er fing an vergagt zu werden und dachte bei ſich ſelbſt: „Der rechte Weg kann das nimmermehr ſein, aber daß ich mich verfehlt habe, kann ich auch nicht glauben. Bin ich ja oft durch dieſen Wald gegangen, und habe den Weg noch immer angetroffen.“ Weil er ſich gar nimmer auskannte, ſo klagte er der Kröte ſeine Not und wollte mit ihr beratſchlagen, was da zu tun ſei. Die Kröte aber ſagte: „Geh du nur vorwärts, du wirſt ſchon heimkommen.“ Der Hanſl folgte ihr und ging vorwärts. Sie waren nicht lange Zeit gegangen, da öffnete ſich der Wald, und es lag vor ihnen ein großer ebener Platz, der vom friſcheſten Grün überwachſen war. In der Mitte des Platzes lag ein ungeheurer Steinhaufen, und neben dem Steinhaufen ſtand eine großmächtige Haſelhecke. Als ſie da im Freien ſtanden, fing die Kröte wieder an zu reden und ſagte: „Hanſl, jetzt ſchneide von der Haſelhecke das längſte Reis ab und ſchlage damit ſo lange auf den Steinhaufen, bis dir nichts mehr in der Hand bleibt.“ Der Hanſl nahm ſein Meſſer aus der Taſche, ging zur Haſelſtaude, ſchnitt den längſten Zweig ab und fing an, luſtig auf den Steinhaufen hineinzuwichſen. Er ſchlug, daß die Splitter nach allen Seiten flogen, und ſchlug ſo lange, bis ihm nichts mehr in der Hand blieb. Und ſchau da! Auf einmal war der Steinhaufen in das allervornehmſte Schloß verwandelt, daneben ſtand anſtatt der Haſelhecke ein Pferdeſtall mit den allervornehmſten Roſſen, und aus der Kröte war eine wunderſchöne Frau geworden, die ſich der Hanſl nicht genug anſchauen konnte. Aber der Hanſl war auch nicht der närriſche Hanſl geblieben, ſondern in einen geſcheiten verwandelt worden, und in einen ſo geſcheiten, daß es auf der ganzen Welt nicht ſeinesgleichen gab. Jetzt tat die ſchöne Frau den Mund auf und ſagte: „Siehſt du, Hanſl, das alles gehört jetzt uns. Als meine Eltern ſtarben, hätte ich einen vornehmen Herrn heiraten ſollen, den habe ich aber nicht gemocht. Dafür bin ich verwünſcht worden, daß ich als Kröte herumziehen ſollte, bis ich etwas anderes zu heiraten kriegte. Weil du mich gemocht haſt, bin ich erlöſt, und jetzt ſollen unſere luſtigen Tage anfangen. Geh nur gleich in das Schloß, lege dir die ſchönſten Herrenkleider an und nimm das ſchönſte Sattelzeug, das du findeſt. Geh dann in den Stall und ſattle die zwei ſchönſten Pferde, daß wir zu deinem Vater heimreiten können. Ich will auch indes in das Schloß gehen und mich mit den ſchönſten Kleidern herauspuzen.“ Der Hanſl tat, wie ihm befohlen war, ging in das Schloß, kleidete ſich um, nahm dann das ſchönſte Sattelzeug und ſattelte die zwei ſchönſten Pferde. Dann ſetzten ſie ſich auf und ritten der Heimat des Hanſl zu. Die Brüder und der Vater hatten indes immer-

Digitized by Google

fort auf den Hansl gewartet und fingen an ungeduldig zu werden über sein langes Wegbleiben. Sie schauten in einemfort zum Fenster hinaus und meinten, jetzt und aber müsse er kommen; aber wer nicht kam, das war der Hansl. Als es schon anfing Nacht zu werden, da kamen ein vornehmer Herr und eine vornehme Frau des Weges dahergeritten. Die kostbaren Steine, die sie an den Gewändern trugen, sah man schon von weitem glitzern, und die Pferde hatten einen so stolzen Gang, als ob sie einen König zu tragen hätten. Da sagten die Brüder des Hansl zueinander: „Was sind etwa das für Herrschaften, die so spät daherreiten?“ Sie schauten unausgesetzt auf die zwei Reiter hinaus und machten große Augen, als die beiden gerade auf das Haus losritten und dort abstiegen. Der Herr führte die Frau in das Zimmer hinein zu den Brüdern und gab sich zu erkennen, daß er der Hansl sei, zeigte ihnen seine Frau und erzählte lange Zeit von seinem Glück und Reichtum, und wie er das alles erlangt habe. Das vornehme Brautpaar gab dann den zwei Brüdern ein schönes Geschenk, hielt eine lustige Hochzeit und ritt wieder heim in das Schloß. Und die mir das Geschichtlein erzählt hat, ist auch bei der Hochzeit gewesen und hat gegessen und getrunken und ein wenig abgespült.

Das goldene Schloß / Es

war einmal ein König und eine Königin, die wohnten in einem Schlosse von purem Golde. Die Königin war eine Zauberin; sie hatte unter viel anderen Sachen auch ein Spiegelchen; wenn der König herausging, dann schaute sie da hinein, und dann konnte sie alles sehen, wohin er ging und was er tat, gerade als hätte er vor ihr gestanden; zugleich hatte sie alsdann die Macht, ihn überall hingehen zu lassen, wohin sie wollte. Es geschah nun einmal, daß sie den König auf die Art hin und wieder spazierengehen ließ, bis er endlich an das Gestade der See kam. Das erste, was er da fand, war ein toter Körper, den die Wellen ans Land geworfen hatten. Als er den näher besah, erkannte er, daß es ein ertrunkener Matrose war. Die Kleider aber schienen ihm so seltsam, daß er sie für sein Leben gern mitgenommen hätte; er zog sie denn auch dem Matrosen aus und sich an und ging also seines Weges weiter. Während er dieses getan hatte, war die Königin in einem anderen Zimmer gewesen; als sie nun zurücklam und in ihr Spiegelchen schaute, sah sie statt ihres Mannes einen Matrosen am Gestade; man kann sich leicht denken, wie sehr sie darüber muß erschrocken sein. Der König inzwischen war nicht minder in Unruhe, denn er fürchtete, es möchte einer von den Gesellen des Matrosen kommen und ihn als einen Mörder und Dieb ergreifen. Bekümmert und ängstlich ging er hierhin und dorthin und wußte nicht, was er machen sollte. Endlich kam ihm eine alte Frau entgegen, und er frug diese recht freundlich: „Sagt einmal, Frauchen, wo ist eigentlich der Weg nach dem goldenen Schloß?“ „Nach dem goldenen Schloß?“ fragte die Frau. „Davon habe ich noch nie gehört, und es kann unmöglich hier in der Gegend liegen. Man siehts auch wohl an euren Kleidern, daß ihr hier nicht zu Hause seid. Kommt aber mit mir zur Königin der kriechenden Tiere, die kann Euch viel-

Digitized by Google

leicht Bescheid darum geben." Da ging der König mit der Frau, und sie kamen an das Schloß der Königin der kriechenden Tiere. Sie klopften an, und ein Krötchen kam und machte die Tür auf, und als der König ihr sein Verlangen zu erkennen gegeben hatte, führte es ihn vor die Königin. Diese saß auf einem prächtigen Thron und war umringt von kriechenden Tieren aller Art, als Schnecken, Schlangen, Fröschen, Eidechsen usw. Der König grüßte sie freundlich und bat sie, ihm den Weg nach dem goldenen Schlosse zu weisen. „Das goldene Schloß?" fragte die Königin verwundert. „Das ist mir ganz und gar unbekannt, und es muß weit von hier liegen. Vielleicht weiß es einer meiner Untertanen." Nun pfiff sie dreimal, und eine zahllose Menge von Schlangen, Schnecken und anderem Gewürm kroch von allen Seiten herzu; aber keins von all den Tieren kannte das goldene Schloß. „Es tut mir sehr leid," sprach die Königin, „daß ich Euch nicht besseren Bescheid geben kann, aber das macht nichts; ich werde Euch eine Führerin geben, die Euch zu der Königin der laufenden Tiere bringen soll. Die steht einen Grad höher als ich und kann es Euch eher sagen, wo das goldene Schloß liegt." Mit den Worten winkte sie einem Schlänglein, und das ward des Königs Geleiterin. Er bedankte sich herzlich bei der Königin und folgte dem Schlänglein. Sie waren schon sehr, sehr weit gegangen, da hielt das Schlänglein an einem Schlosse still, und der König klopfte. Ein Hund machte die Tür auf, der König dankte dem Schlänglein und wurde in das Schloß geführt und vor einen kostbaren Thron, der mit den schönsten Pelzen bekleidet war. Darauf saß die Königin der laufenden Tiere, und rings um sie herum stand ihr Hof, Löwen, Bären, Tiger, Wölfe, Hirsche und allerhand anderes vierfüßig Getier. Er grüßte sie höflich und fragte sie, ob sie ihm nicht zu sagen wisse, wo das goldene Schloß gelegen sei. „Davon habe ich nie sprechen hören," antwortete die Königin, „vielleicht kennt es einer meiner Untertanen." Darauf pfiff sie dreimal, und da kamen Hunde, Katzen, Hasen, Füchse, Ratten und Mäuslein und Gott weiß was all für Getier gelaufen, auch Bären, Löwen, Kamele und andere, und die Königin fragte sie, ob sie nicht wüßten, wo das goldene Schloß liege. Alle besannen sich lange, aber sie erklärten endlich doch, sie wüßten es nicht. Darob war der König sehr betrübt; aber die Königin tröstete ihn und sagte: „Alle Hoffnung ist noch nicht verloren; ich will Euch eine Geleitsfrau geben, die führt Euch zur Königin der fliegenden Tiere, welche einen Grad höher steht als ich. Wenn die es auch nicht weiß, dann kann Euch niemand auf der ganzen Welt helfen." Damit winkte sie einem Kätzlein und gab dies dem König mit als Geleitsfrau. Er bedankte sich herzlich bei der Königin und folgte dem Kätzlein. Nachdem sie schon manchen Schritt und Tritt getan hatten, kamen sie endlich zum Schlosse der Königin der fliegenden Tiere. Das Kätzlein miauzte, und ein schöner weißer Schwan kam, öffnete das Tor und führte den König in das Schloß und vor die Königin. Die saß auf einem prächtigen Thron, der mit schönen Federn von allen Farben verziert war, und eine Krone von noch schöneren Federn prangte auf ihrem Haupte. Rund um den Thron herum stand ihr Hof, den Vögel aus allen Gegenden der Welt bildeten: Adler, Pfauen,

Digitized by Google

Paradiesvögel, Schwäne, Tauben und Nachtigallen, die sangen liebliche Weisen. Der König neigte sich höflich vor ihr und sprach: „Ach, Königin, ich habe mich verirrt und weiß nicht mehr, wie ich zu dem goldenen Schlosse kommen soll.“ „Das goldene Schloß?“ fragte sie verwundert. „Davon haben meine Tiere mir nie gesprochen, und die fliegen doch durch die ganze Welt. Aber wartet, ich will sie noch einmal fragen.“ Mit den Worten pfiff sie, und eine Wolke von Vögeln aller Art erfüllte den Saal. Dann fragte die Königin: „Wer von euch kennt das goldene Schloß?“ Aber keiner von all den Vögeln antwortete. Nun pfiff sie zum zweitenmal, und eine noch viel größere Zahl von Vögeln kam herbeigeflogen, aber auch von diesen kannte keiner das goldene Schloß. Da pfiff sie zum drittenmal, und die fremdartigsten Vögel der Welt versammelten sich um sie. Dreimal fragte sie dieselben: „Wer von euch kennt das goldene Schloß?“ Aber alle schwiegen still und sahen einander verwundert an, denn davon hatten sie nie etwas gehört. Der arme König meinte zu verzweifeln. Da sah einer von den Vögeln ganz, ganz weit in der Luft ein Pünktchen, welches immer näher kam und immer größer wurde, und als es endlich ganz nahe war, sah man, daß es ein Storch war. Die Königin wurde böse, daß er nicht gleich auf ihren Ruf gekommen war, und fragte ihn: „Wo bist du denn so lange geblieben?“ Der Storch antwortete: „Das müßt Ihr mir nicht übelnehmen, ich komme von so ferne. Ich saß auf dem goldenen Schlosse, als Ihr das erstemal pfiffet.“ Da hüpfte dem König das Herz im Leibe vor lauter Freuden, und er bedankte sich mit viel schönen Worten bei der Königin. Die gab ihm den Storch als Geleitsmann mit, er setzte sich rittlings auf ihn und flog also durch die Luft dahin, so hoch, daß ihm die allergrößten Städte der Welt nur wie Ameisennester erschienen. Nicht weit vom goldenen Schlosse endlich senkte der Storch sich immer mehr und mehr und ließ sich endlich nieder. Man kann sich leicht denken, was die Königin für Freude hatte, als sie den König wieder sah, nachdem sie ihn seit so langer Zeit für tot gehalten hatte, und der König war nicht weniger froh, endlich wieder zu Hause und bei seiner lieben Frau zu sein. Als sie sich nun recht satt geküßt und geweint hatten, sprach der König zu dem Storch: „Wir danken dir hunderttausendmal, liebster Storch, daß du mich hierhingebracht hast. Sage uns nun, wie wir dir das vergelten können. Alles, was du verlangst, will ich dir geben.“ Der Storch antwortete: „Ich verlange nichts anderes als deinen erstgeborenen Sohn; den hole ich mir nach Verlauf von sieben Jahren.“ Und als er das gesagt hatte, verschwand er. Da stand nun der König und sah die Königin stumm und steif an; denn obgleich sie noch kein Kind hatten, konnten sie doch binnen sieben Jahren noch eins kriegen. Und also geschah es auch; es war noch kein Jahr verlaufen, als die Königin schon einen Sohn gebar, ein über die Maßen schönes Kind. Je älter es wurde, um so mehr nahm es an Schönheit und Klugheit zu, doch hatte der König und die Königin wenig Freude daroh, denn sie dachten immer nur an das siebente Jahr und an den Storch. Endlich kam das siebente Jahr, und im ganzen Schloß war Trauer; doch ließ der König alles wohl und schön zurichten, um

Digitized by Google

den Storch auf eine geziemende Weise zu empfangen. Kaum hatten sie alles bereit, als der Storch angeflogen kam. Mit Tränen in den Augen führten der König und die Königin ihr Söhnlein zu ihm und baten ihn nur, daß er es doch nicht tot machen möchte. Als der Storch das sah, schlug er freudig mit den Flügeln und klapperte ihnen zu: „Behaltet euer Söhnlein nur, die Königin der fliegenden Tiere ist zufriedengestellt dadurch, daß ihr euer Wort so treu habt wollen halten.“ Was das für ein Gejubel in dem Schlosse war, das kann man mit keiner Feder beschreiben. Der König ließ ein großes Gastmahl anrichten, wo der Storch mit am Tische saß und vor sich eine große Schüssel mit den schönsten und fettesten Fröschen stehen hatte, die man nur finden konnte. Nach dem Gastmahl tanzte alles, und der Storch tanzte zuerst mit der Königin, blieb auch noch verschiedene Tage in dem Schlosse; dann aber nahm er eines Morgens vom Könige Abschied und flog weg. Der König und die Königin und ihr Söhnlein aber lebten von da ab in Glück und Freude, und wenn das goldene Schloß nicht zusammengefallen ist, dann steht es noch. Wo denn? Das mußt du den Storch fragen.

Die Prinzessin von Portugal

Es war einmal ein Prinz von Engeland, das war der jüngste von vielen Brüdern, der hielt um die Prinzessin von Portugal an. Die aber sagte: nein, er wäre ihr noch um ein Pfund zu leicht und um ein Pfund zu jung. Da ging er wieder fort und erzählte die Antwort seinem Vater, dem Könige von Engeland, und sprach zu dem, wenn auch gleich ihr ganzes Königreich draufginge, er müßte die Prinzessin von Portugal haben; er, der König, solle ihm doch drei Glocken gießen lassen, eine von Glockenspeise, eine von Silber und eine von Gold, dann wolle er sehen, was mit den Glocken bei der Prinzessin anzufangen wäre. Also richtig ließ der König von Engeland ihm die drei kostbaren Glocken gießen, und damit zog der Sohn hin nach Portugal, die Prinzessin aber erkannte ihn nicht wieder. Den ersten Tag läutete er in Portugal mit der Glocke von gewöhnlichem Metall. Daran fand die Prinzessin schon ihr sehr starkes Vergnügen (es müssen wohl damals die Glocken noch selten gewesen sein und zumal in Portugal), und sie fragte ihren Vater, ob er ihr nicht die Glocke kaufen könne. Er antwortete, sie möge hingehen und den Mann fragen, ob er sie verkaufe, und gab ihr große Schätze mit. Als sie nun hinkam, sagte der Königssohn, für einen Kuß könne sie die Glocke von Glockengut bekommen, anders aber nicht. Anfangs wollte die Prinzessin nicht. Aber so sind die Frauen ~ kurz und gut, die Prinzessin sagte endlich ja. Sie besann sich freilich doch bis auf den Abend in der Dämmerung noch eines andern, weil sie die Glocke nun einmal hatte, und schickte dem Prinzen von Engeland ihre Kammerzofe. Wiewohl es in der Dämmerung war, erkannte der Prinz von Engeland doch, daß das nicht die Prinzessin von Portugal war, ließ die Kammerzofe stehen und küßte sie nicht. Den andern Tag aber läutete er mit der silbernen Glocke. Sagte die Königstochter zu ihrem Vater, er möchte ihr doch die silberne Glocke

Digitized by Google

auch noch kaufen, das klinge gar zu schön. Allein der Vater wollte nichts von dem Kaufe wissen. Sie ließ aber nicht nach, ging wieder zu dem Prinzen, den sie nicht erkannte, und sagte, ob er denn die silberne Glocke nicht verkaufe. Ei, sagte der, für einen Kuß der Prinzessin von Portugal wäre sie ihm schon feil, anders aber nicht. Also erhielt die Prinzessin die Glocke, nahm die Schätze, die ihr der König endlich doch noch gegeben hatte, um die Glocke zu kaufen, wieder mit sich und versprach, den Abend in der Dämmerung wiederzukommen, um ihn zu küssen. Schickte aber wieder eine Kammerzofe, und die ließ der Prinz wieder stehen und kümmerte sich nicht um sie. Nun hatte der Prinz von Engeland nur noch die goldene Glocke und mußte jetzt darauf allein vertrauen. Nahm sich also vor, sich den Kuß von der Prinzessin vorher geben zu lassen, ehe sie die goldene Glocke erhielte, damit sie ihn nicht wieder um das Mäulchen betrügen könne. Wie er begann, die goldene Glocke zu läuten, ward der Prinzessin von Portugal so ums Herz, sie wußte nicht wie. Sie hatte von ihren Kammerzofen gehört, daß der Prinz sie habe stehen lassen, und konnte sichs wohl denken, daß er sich diesmal besser vorsehen würde. Darum kam sie nur zögernd zu dem Glockenspieler, der die goldene Glocke spielte, und fragte schüchtern, was die goldene Glocke koste. Über diese Glocke, sagte der Prinz von Engeland, könne gar auf der Welt kein Handel geschlossen werden, die sei ihm viel zu kostbar, er könne sie nur verschenken zur Belohnung, wenn die Königstochter von Portugal ihm vorher einen Kuß gegeben hätte. Da ward die Prinzessin blutrot im Gesicht und versprach, auf den Abend in der Dämmerung zu ihm zu kommen und ihm den Kuß zu geben. Diesmal kam die Prinzessin selbst zu dem Glockenspieler, küßte ihn wirklich und erhielt die goldene Glocke dafür zum Geschenk. Als sie aber gehen wollte, küßte sie den Glockenspieler noch einmal, kehrte auch täglich um dieselbe Stunde zu ihm zurück, wiewohl er keine Glocke mehr zu verkaufen hatte, denn sie liebte ihn nun von Herzen. Das hatte aber der Prinz von Engeland sich wohl gedacht, daß die stolze Prinzessin von Portugal sich noch einmal in ihn verlieben würde, wenn er ohne Purpur und Hermelin zu ihr käme; denn die Prinzessin hatte ihm die höhnische Antwort gegeben, daß er noch um ein Pfund zu leicht und um ein Pfund zu jung wäre, weil dazumal Portugal und Engeland einander feind waren; und der Prinz wußte auch selbst, daß er freilich noch etwas flatterhaft und ziemlich jung an Jahren, aber durchaus nicht unansehnlich von Gestalt war. Nun paßt aber das alte Lied, daß kein Feuer auf der Welt so heiß brennt als heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß, auch auf die Leute in Portugal, und darum fand der Prinz von Engeland bei der Prinzessin von Portugal Gehör, als sie einmal wieder beisammen waren und er ihr sagte, hier in Portugal könnten sie einander doch niemals angehören, sie möge mit ihm nach Engeland entfliehen, dort wolle er sie heiraten und von der Maurerei ernähren, die er eigentlich gelernt habe. Die Prinzessin aber steckte vor der Reise ihr Taschengeld zu sich und meinte, daß sie davon in England mit dem Maurer wohl würde leben können. Allein wie sie auf die hohe See kamen, ließ der Königssohn sich das Geld

Digitized by Google

geben und warf damit zum Spaß nach den Seejungfrauen, damit die Prinzessin von Portugal ihr Geld loswürde. Da war sie ganz arm, und wie sie in Engeland ans Land stiegen, sagte er ihr, sie müßten sich einschränken, weil ihr Geld alle sei. Sie hatte nun nichts mehr als ihre kostbaren Kleider. Die nahm ihr der Prinz im Wirtshause über Nacht ab und sagte, sie seien gestohlen, und sie mußte sich noch bedanken, als ihr der Wirt einen alten Weiberrock gab, den sie anziehen konnte. Im nächsten Dorf mußten sie schon betteln gehen. Der Prinz, den seine Bedienung erwartete, sowie sie ans Land gestiegen waren, und jedes heimlichen Winkes von ihm gewärtig gewesen war, ohne daß die Prinzessin es merkte, hatte vorher den Leuten immer Bescheid sagen lassen, daß ihr niemand etwas geben solle. Kam sie dann wieder aus einem Hause heraus, ohne etwas zu haben, so behandelte er sie stets barsch. Kaum erhielt sie so viel, daß sie mit dem Prinzen nach London gelangen konnte; da mietete er ihr eine Stube, er aber ging auf das Schloß und sagte, das Schloß würde jetzt gar schön ausgebaut, da wolle er Schloßmaurer werden. Ihr kaufte er ein Spinnrad, und sie mußte Hede spinnen, das wollte aber auch nicht gehen, weil ihre Hände zu zart waren, und deshalb sollte sie Marktfrau werden. Also stand sie auf dem Markte mit Speisen und Getränken aus. Den Soldaten aber war Bescheid gesagt; nachdem sie bei ihr gegessen und getrunken hatten, gaben sie ihren Pferden die Sporen, jagten davon und bezahlten nichts. Da ritt ihr Schatz im Generalsrock auf sie zu und ließ sich einen Trunk geben; sie erkannte ihn nicht, und weil sie so traurig aussah, fragte er sie, was ihr fehle. Sie antwortete, sie habe einen Bräutigam, der sie gar zu schlecht behandle, und so und so sei es ihr mit den Soldaten ergangen. Sie glaubte schon, der General werde ihr das Geld ersetzen, da jagte der auch davon und ließ sie stehen. Den Abend aber kam er als Maurer zu ihr und fragte, ob sie viel verdient habe. Sie antwortete: „Nein, die Soldaten haben alles umsonst hingenommen.“ Da ward der Bräutigam zornig und beruhigte sich kaum so weit, daß er sie nicht bei den Haaren ergriff und prügelte. Endlich sagte er, da sie als Marktfrau nicht zu gebrauchen sei, so wolle er etwas anderes mit ihr versuchen; sie solle auf dem Markte mit Geschirr ausstehen. Da stand die Prinzessin von Portugal am andern Tage mit Geschirr aus und hatte Teller und Töpfe um sich herumgelegt auf den Boden. Nun mußten aber alle Soldaten durch das Geschirr reiten, daß es in tausend Stücke zersprang. Da kam ihr Schatz wieder als General und fragte sie, was ihr geschehen wäre, daß sie so traurig aussähe. Da erzählte sie ihm wieder, wie die Soldaten an ihr gehandelt hatten, und bat ihn, daß er ihr bezahlen solle, was er selbst am Tage zuvor ihr schuldig geblieben; er aber lachte nur, wendete sein Pferd um und jagte davon. Es graute ihr ordentlich, abends nach Hause zu gehen. Der Maurer kam auch richtig, tat gewaltig böse und sagte endlich, jetzt wolle er die letzte Probe mit ihr machen, wenn sie die nicht bestände, so könne er sie gar nicht heiraten. Auf dem Schlosse sei groß Fest, da solle sie als Aufwäscherin zugegen sein, sie solle dann drei silberne Löffel in ihre Tasche stecken, die sie unterbinden möge. Sie wollte sich dazu durch-

Digitized by Google

aus nicht verſtehen, band aber doch aus Furcht die Taſche um und ſteckte heimlich die drei ſilbernen Löffel hinein. Da kamen auf einmal der König und die Prinzen von Geblüt auf den Gedanken, ſie wollten einmal mit der Aufwäſcherin tanzen. Die ward hereingeführt und hatte große Angſt, daß die drei ſilbernen Löffel in ihrer Taſche auch würden zu tanzen und zu klingen anfangen. Zuerſt tanzte der alte König von Engeland mit ihr einen langſamen Walzer, da klingelte es nicht. Dann kamen die älteren Prinzen, und das Tanzen mit ihnen ging zur eigenen Verwunderung der Prinzeſſin noch ſo gnädig ab. Da kam der jüngſte Prinz, der ſich mit ihr verſprochen hatte, und beſtellte einen geſchwinden Hopſer. Sie aber wollte durchaus keinen Hopſer tanzen, mußte aber doch, und da tanzte der Prinz gar zu gefährlich mit ihr. Da klingelte es, und die Löffel fielen aus ihrer Taſche; ſie aber ſank ohnmächtig zu Boden. Nun aber iſt es dem jüngſten Prinzen von Engeland genug geweſen, er ließ ſie ins Nebenzimmer tragen und ließ ihr einen koſtbaren Hofſtaat anlegen. Und als ſie wieder zu ſich ſelber kam, ſtand da ihr Bräutigam, gab ſich zu erkennen und neckte ſie, ob er jetzt noch ein Pfund zu leicht und ein Pfund zu jung wäre. „Nein," ſagte ſie und fiel ihm, aus Freude weinend, um den Hals, und da wurde auch ſogleich die Hochzeit angeſtellt, und war große Freude in Engeland.

Schlaraffenland / Hört zu, ich will euch von einem guten Lande ſagen, dahin würde mancher auswandern, wüßte er nur, wo es läge. Aber der Weg dahin iſt weit für die Jungen und für die Alten, denen es im Winter zu heiß iſt und zu kalt im Sommer. Dieſe ſchöne Gegend heißt Schlaraffenland, da ſind die Häuſer gedeckt mit Eierfladen, und Türen und Wände ſind von Lebzelten und die Balken von Schweinebraten. Was man bei uns für einen Dukaten kauft, koſtet dort nur einen Pfennig, um jedes Haus ſteht ein Zaun, der iſt von Bratwürſten geflochten und von bayriſchen Würſtlein, die ſind teils auf dem Roſt gebraten, teils friſch geſotten, je nachdem ſie einer ſo oder ſo gern ißt. Alle Brunnen ſind voll Malvaſier, und andre ſüße Weine, auch Champagner, die rinnen einem nur ſo in das Maul hinein, wenn er es an die Röhren hält. Wer alſo gern ſolche Weine trinkt, der eile ſich, daß er in das Schlaraffenland hineinkomme. Auf den Birken und Weiden da wachſen die Semmeln friſchgebacken, und unter den Bäumen fließen Milchbäche; in die fallen die Semmeln hinein und weichen ſich ſelbſt ein für die, ſo ſie gern eindrocken; das iſt etwas für Weiber und für Kinder, für Knechte und Mägde! Holla Gretel, holla Steffel! Wollt ihr nicht auswandern? Macht euch herbei zum Semmelbach und vergeßt nicht, einen großen Milchlöffel mitzubringen. ~ Die Fiſche ſchwimmen in dem Schlaraffenland oben auf dem Waſſer, ſind auch ſchon gebacken oder geſotten und ſchwimmen ganz nahe am Geſtade! Wenn aber einer gar zu faul iſt und ein echter Schlaraff, der darf nur rufen: Bſt, bſt! ~ ſo kommen die Fiſche auch heraus aufs Land ſpaziert und hüpfen dem guten Schlaraffen in die Hand, daß er ſich nicht zu bücken braucht. Das könnt ihr glauben, daß die Vögel dort gebraten

Digitized by Google

in der Luft herumfliegen, Gänse und Truthähne, Tauben und Kapaunen, Lerchen und Kramtsvögel, und wem es zuviel Mühe macht, die Hand danach auszustrecken, dem fliegen sie schnurstracks ins Maul hinein. Die Spanferkel geraten dort alle Jahre überaus trefflich; sie laufen gebraten umher, und jedes trägt ein Messer im Rücken, damit, wer da will, sich ein frisches, saftiges Stück abschneiden kann. Die Käse wachsen in dem Schlaraffenland wie Steine, groß und klein; die Steine selbst sind lauter Taubenköpfe mit Gefülltem, oder auch kleine Fleischpastetchen. Im Winter, wenn es regnet, so regnet es lauter Honig in süßen Tropfen, da kann einer lecken und schlecken, daß es eine Lust ist, und wenn es schneit, so schneit es klaren Zucker, und wenn es hagelt, so hagelt es Würfelzucker, untermischt mit Feigen, Rosinen und Mandeln. Im Schlaraffenland legen die Rosse keine Roßäpfel, sondern Eier, große, ganze Körbe voll und ganze Haufen, so daß man tausend um einen Pfennig kauft. Und das Geld kann man von den Bäumen schütteln wie Walnüsse. Jeder mag sich das Beste herunterschütteln und das Minderwerte liegen lassen. In dem Lande gibt es auch große Wälder, da wachsen im Buschwerk und auf Bäumen die schönsten Kleider: Röcke, Mäntel, Schauben, Hosen und Wämser in allen Farben, schwarz, grün, gelb (für die Postillions), blau oder rot, und wer ein neues Gewand braucht, der geht in den Wald und wirft es mit einem Stein herunter oder schießt mit dem Bolzen hinauf. Das Gras besteht aus Bändern von allen Farben, die Wacholderstöcke tragen Broschen und goldene Hemdnadeln, und ihre Beeren sind nicht schwarz, sondern echte Perlen. An den Tannen hängen Uhren und Kettchen sehr künstlich. Auf den Stauden wachsen Stiefel, Schuhe und Filzhüte, Reisstrohhüte und allerlei Kopfputz, mit Paradiesvögeln, Kolibris, Brillantkäfern, Perlen, Schmelz und Goldborden verziert. Dieses edle Land hat auch zwei große Messen und Märkte mit schönen Freiheiten. Wer eine alte Frau hat und mag sie nicht mehr, weil sie ihm nicht mehr jung und hübsch genug ist, der kann sie dort gegen eine junge und schöne vertauschen und bekommt noch ein Draufgeld. Die alten und garstigen (denn ein Sprichwort sagt: wenn man alt wird, wird man garstig) kommen in ein Jungbad, damit das Land begnadigt ist; das ist von großen Kräften; darin baden die alten Weiber etwa drei Tage oder höchstens vier, da werden schmucke Dirnen daraus von siebzehn oder achtzehn Jahren. Auch viel und mancherlei Kurzweil gibt es in dem Schlaraffenlande. Wer hierzulande gar kein Glück hat, der hat es dort im Spiel und Lustschießen wie im Gesellenstechen. Mancher schießt hier all sein Lebtag nebenaus und weit vom Ziel, dort aber trifft er, und wenn er der allerweiteste davon wäre, doch das Beste. Auch für die Schlafsäcke und Schlafpelze, die hier von ihrer Faulheit arm werden, daß sie betteln gehen müssen, ist jenes Land vortrefflich. Jede Stunde Schlafens bringt dort einen Gulden ein, und jedesmal Gähnen einen Doppeltaler. Wer im Spiel verliert, dem fällt sein Geld wieder in die Tasche. Die Trinker haben den besten Wein umsonst, und von jedem Trunk und Schluck drei Batzen Lohn, sowohl Frauen als Männer. Wer die Leute am besten necken

Digitized by Google

und aufziehen kann, bekommt jeweil einen Gulden. Keiner darf etwas umsonst tun, und wer die größte Lüge sagt, der hat allemal eine Krone dafür. Hierzulande lügt so manches drauf und drein, und hat nichts für seine Mühe; dort aber hält man Lügen für die beste Kunst. Wer dort ein gelehrter Mann sein will, muß auf einen Grobian studiert haben. Solcher Studenten gibts auch bei uns zulande, haben aber keinen Dank davon und keine Ehren. Auch muß er dabei faul und gefräßig sein, das sind drei schöne Künste. Ich kenne einen, der kann alle Tage Professor werden. Wer gern arbeitet, Gutes tut und Böses läßt, dem ist jedermann dort abhold, und er wird Schlaraffenlandes verwiesen. Aber wer tölpisch ist, gar nichts kann und doch voll dummen Dünkels, der ist dort als ein Edelmann angesehen. Wer nichts kann als schlafen, essen, trinken, tanzen und spielen, der wird zum Grafen ernannt. Dem aber, welchen das Volk als den Faulsten und zu allem Guten untauglichsten erkannt, der wird König über das ganze Land und hat ein großes Einkommen. Nun wißt ihr des Schlaraffenlandes Art und Eigenschaft. Wer sich also auftun und dorthin eine Reise machen will, aber den Weg nicht weiß, der frage einen Blinden; aber auch ein Stummer ist gut dazu, denn er sagt ihm gewiß keinen falschen Weg. Um das ganze Land herum ist aber eine berghohe Mauer von Reisbrei. Wer hinein will oder heraus, muß sich da erst überzwerg durchfressen.

Die getreue Frau / Ein König hatte eine Tochter, die war überaus

schön und klar und hatte eine gar feine und zarte Haut; wenn sie roten Wein trank, konnte man sehen, wie er ihr den Hals herunterlief. Die Welt war so erfüllt mit dem Ruf von ihrer Schönheit, daß selbst des Sultans Sohn aus der Türkei kam und um ihre Hand anhielt. Sie wollte jedoch nichts von ihm wissen und sprach, sie wolle keinen Heiden heiraten, der sei ihr zu schlecht, um ihre Schuhe zu putzen. Zu gleicher Zeit lebte in einem andern Königreich ein König, welcher drei Söhne hatte. Da er nicht wußte, welchem von ihnen er nach seinem Tode das Königreich übergeben sollte, so sprach er: „Gehet auf Reisen, und wer von euch mir das Schönste mitbringt, der wird König.“ Sie zogen sofort aus, doch gereute es sie am dritten Tage, und die beiden jüngsten sprachen zum ältesten: „Lieber Bruder, gehe du nach Hause zurück und tritt die Regierung an, wir wollen in die Welt hinausziehen und sehen, wo unser Glück blüht.“ Sprach der ältere: „Ich kann euch nicht ziehen lassen, wenn ihr mir nicht versprechet, treu zusammenzuhalten in Freud und Leid und euch nicht voneinander zu trennen, auch sobald ihr euer Glück gefunden habt, zurückzukommen, damit ich mich mit euch darüber freue.“ Darauf gaben sie sich die Hände und schieden voneinander. Nach langem Reisen kamen sie in das Königreich, wo die schöne Prinzessin wohnte. Da gefiel es ihnen so gut, daß sie beschlossen, dort zu bleiben, der eine wollte den Seedienst lernen, der andere unter die Landarmee treten. Da sie so schöne Leute waren, nahm der König sie alsbald an, und sie waren so gewandt und geschickt, daß sie in kurzer Zeit der eine Major und der jüngste Oberst wurden. Sie hatten so viel

Digitized by Google

Geld von Hause mitgenommen, daß sie nicht zu knausern brauchten und ein herrliches Leben führen konnten. Da war kein Mangel an Dienerschaft und Pferden und Wagen; jeden Tag fuhren sie um Mittag aus, und jeden Tag der Woche in einem anderen Wagen mit sechs anderen Pferden und anderen Bedienten. Sie kamen dabei stets an dem Schlosse des Königs vorüber, und da wurde die schöne Prinzessin aufmerksam auf sie und kam jedesmal an das Fenster. Das bemerkten die zwei Prinzen bald, aber sie merkten nicht, wie die Liebe nach und nach in dem Herzen der Prinzessin Platz nahm und sie endlich nicht mehr ruhen ließ bei Tag und Nacht. Der jüngste der beiden Prinzen, welcher auch der schönste war, gefiel ihr nämlich so gut, daß sie meinte, nicht ohne ihn leben zu können; sie mochte es aber niemand sagen, denn sie war gar stolz, und da sie alles so in sich verbergen mußte, fiel sie zuletzt in eine schwere Krankheit. Alle Ärzte des Landes mußten herbei, doch ihre Arzneien halfen nichts, und es wurde von Tag zu Tag schlimmer mit ihr. Da ließ sich endlich ein uralter Mann am Hofe melden, der hatte sein ganzes Leben hindurch die Welt bereist und kannte alle Kräuter; er hatte einen Trank ausgefunden, der jede Krankheit auf der Stelle heilte, wenn sie auch noch so gefährlich war. Der König führte ihn zu der Prinzessin, und kaum hatte der Alte sie gesehen, so sprach er: „Ich kann ihr helfen, aber ich muß mit ihr allein sein.“ Als der König fortgegangen war, gab ihr der Alte einen stärkenden Trank, dann sagte er: „Ihr habt kein körperliches Leiden, sondern eine Herzenskrankheit, und ich kann Euch nur helfen, wenn Ihr mir aufrichtig bekennt, was Euch drückt.“ Anfangs wollte die Prinzessin nicht mit der Sprache heraus, aber der Alte wußte ihr Vertrauen so zu gewinnen, daß sie ihm endlich alles bekannte; doch bat sie ihn, er solle sich nur nichts davon merken lassen. Da ging der Alte zum König und sprach: „Ich habe die Krankheit wohl überwunden, aber es bleibt noch eine Schwäche zurück. Wenn die Prinzessin jetzt viele Leute sieht und die rechten Leute, die ihr schön zu erzählen und sie zu unterhalten wissen, dann ist die Schwäche auch bald gehoben, denn dann denkt sie nicht darüber nach.“ „Wen will sie denn sehen?“ fragte der König. „Von all meinen Hofherren will sie nichts wissen.“ „Wen, das weiß ich nicht,“ sprach der Alte, „aber es sind zwei vornehme Herren in der Stadt, einer ist Major und der andere Oberst; die könntet Ihr einladen.“ Der König freute sich des guten Rates und sandte sogleich einen Bedienten zu den beiden Prinzen, um sie zum Mittagessen einzuladen. Als der Bediente seinen Auftrag ausrichtete, gaben die Prinzen ihm keine Antwort; sie sagten zu dem Wirt, er solle ihnen das Essen wie jeden Tag bereithalten. Sie aßen wie immer zu Mittag, dann fuhren sie nach Gewohnheit aus und an dem Schlosse des Königs vorbei. Als der König das sah, fuhr er den Bedienten an, er habe wohl die Einladung nicht gehörig ausgerichtet; doch der sagte, das sei geschehen, die Herren hätten ihm aber keine Antwort gegeben. Da setzte sich der König des anderen Morgens in seinen Wagen und fuhr selber zu den Prinzen, lud sie zu sich zu Tische und fragte auch, warum sie am vorigen Tage nicht gekommen seien. „Man kann auf anderer Leute Reden nicht gehen,“ sprachen sie.

Digitized by Google

„Wenn wir so etwas auszurichten haben, tun wir es selbst.“ Das freute den König, denn er dachte, da sie so stolz seien, müßten sie wohl von vornehmer Herkunft sein, und er fragte sie, wer sie denn eigentlich seien. Als er nun ihre Abstammung vernahm, da war er ganz außer sich vor Freude und sprach, sie dürften nicht mehr in dem Wirtshaus wohnen, sondern müßten in seinen Palast ziehen. Dies geschah noch am selben Tage, und niemand war glücklicher darüber als die schöne Prinzessin. Als der jüngste sie nun so jeden Tag in ihrer ganzen Holdseligkeit sah, da erwachte auch in seinem Herzen die Liebe zu ihr, und da war es nicht mehr weit bis zur Verlobung, und die Vermählung ließ auch nicht lange warten; also wurden die beiden das glücklichste Paar auf Gottes Erdboden. Ein paar Jahre hatten sie also beisammen gelebt, da sprach der ältere: „Lieber Bruder, ich habe den Seedienst nicht umsonst gelernt und kann es auf dem Lande nicht länger aushalten. Zudem finde ich hier mein Glück nicht, darum muß ich es anderswo suchen und will nächstens mit einem Schiffe gegen die Seeräuber ziehen.“ „Tue das nicht,“ sprach der jüngste, „du weißt doch wohl, daß wir unserem Bruder versprochen haben, nicht voneinander zu weichen in Freud und Leid, laß uns darum Wort halten und treu zusammenbleiben. Wenn du dein Glück finden sollst, dann kannst du es hier so gut finden wie in einem anderen Weltteil.“ Der ältere bestand aber darauf, er wolle fort; da sprach der jüngere: „Wenn du gehst, dann kann ich nicht bleiben, denn ich halte mein Versprechen, wie hart es mir auch ankommt.“ Und er ging zu seiner Frau und sprach: „Binnen acht Tagen verreise ich mit meinem Bruder, um ein wenig die Welt zu sehen; in Jahresfrist sind wir aber wieder zurück.“ Ach, wie da die arme Prinzessin weinte und jammerte; es brach ihm fast das Herz, doch ließ er sich in seinem Entschluß nicht irremachen, denn sein Wort war ihm allzu heilig. Als nun die Schiffe zur Abfahrt gerüstet dalagen, zog der Prinz sein Schwert und gab es seiner lieben Frau, indem er sprach: „Behalte dies Schwert als ein Zeichen von mir; solange es blank bleibt, geht es mir gut, und solange du keinen Rost oder Flecken darauf siehst, bin ich dir getreu, und das bleibe ich bis in den Tod.“ Da gab ihm die Prinzessin ihr schneeweißes Gewand und sprach: „Dafür schenke ich dir diesen Mantel als ein Zeichen von mir; solange er weiß bleibt, so lange bleibt meine Treue unverletzt.“ Da küßten und umarmten sie sich unter vielen Tränen, und die beiden Brüder gingen zu Schiffe. Die Prinzessin aber schaute ihnen noch lange nach, bis die weißen Segel fern auf dem Meere verschwanden. Als sie etwa acht Wochen auf dem Meere waren, da kamen eines Morgens drei Schiffe mit Seeräubern gefahren, welche für den Sultan Beute machten. Die umzingelten das Schiff, worauf die beiden Brüder sich befanden, und machten sie und alle anderen, welche mit ihnen fuhren, zu Gefangenen. Am folgenden Tage wurden sie vor den Sultan geführt. Als der ihre reichen und prächtigen Kleider sah, freute er sich über den Fang und fragte sie, woher sie kämen und wer sie seien. Da erzählten sie ihm ihre Geschichte und baten, er möge sie doch wieder freigeben, sie wollten ihm schweres Geld senden, so viel wie er verlange. Jetzt war aber seine Freude erst recht groß, als er

Digitized by Google

hörte, daß einer von ihnen der Gemahl der Prinzessin sei, welche ihn so schimpflich abgewiesen hatte, und er sprach: „Ich gäbe euch nicht um alles Gold auf der ganzen Welt, denn ich will mich an euch dafür rächen, daß die Prinzessin meinen Thron verschmäht hat; jetzt wird sie aber wohl zahm werden. Ihr seid Hunde und sollt bei den anderen Hunden sitzen und mit ihnen fressen und schlafen." Da ging ein trauriges Leben für die Brüder an, und hundertmal beklagte der ältere, daß er seinem Bruder nicht gefolgt und ihn auch ins Unglück gestürzt hatte. Jeden Tag mußten sie die schimpflichsten Arbeiten verrichten; dazu bekamen sie kein anderes Essen als die Brocken, welche vom Tische fielen, denn sobald die Glocke zum Mittagessen läutete, mußten sie mit den Hunden in das Speisezimmer laufen und sich unter den Tisch setzen. Die besten Brocken schnappten die Hunde ihnen dazu noch weg, so daß sie manchmal bitteren Hunger litten. Oft mußten sie sich auch vor den Sultan legen, der alsdann seine Füße auf sie setzte und sie trat und schimpfte, wenn sie sich nur rührten. Das Schlimmste war ihr Lager im Hundestall, der sehr unrein war und nie gefegt werden durfte. Darum mußte der ältere Bruder jeden Morgen seine Kleider sämtlich waschen; der jüngere hatte dies jedoch nicht nötig, denn an dem Gewand seiner Frau, welches er beständig trug, blieb kein Stäubchen hängen, und es war immer schloßenweiß wie der frischgefallene Schnee; das war sein einziger und größter Trost in diesen schweren Tagen. Die Prinzessin hatte unterdessen fleißig nach dem Schwerte geschaut und war von Herzen froh, daß es stets so hell und blank blieb. Eines Morgens aber, als sie es erfreut darüber in der Hand hielt und betrachtete, lief ein trüber Hauch darüber, und wie sie auch putzte und wischte, er wollte nicht weichen. Da ergriff ein schwerer Kummer ihr Herz, denn sie erkannte nun, daß ihrem lieben Gemahl ein Unglück begegnet sein müsse, und sie beschloß, ihm nachzureisen, um ihn zu retten, koste es, was es wolle. Als sie sich eben zur Abfahrt rüstete, kamen Boten in das Schloß, welche ihr meldeten, daß der Sultan aus der Türkei angekommen sei, der wolle zu ihr, da er viel mit ihr zu sprechen habe, und wolle gegen Abend kommen. Sie ließ ihm wiedersagen, er könne kommen, jedoch nicht zu einer anderen Zeit als zwei Stunden vor Mittag und sechs Stunden nach Mittag. Es dauerte nicht lange, da war er schon im Schlosse, trat mit heimtückischer Freude in ihr Zimmer und sprach: „Vorzeiten habt Ihr meine Hand verschmäht, um Euch mit einem armen Königssohn zu versprechen und den zum Gemahl zu nehmen. Der sitzt jetzt als Hund unter meinem Tische bei den anderen Hunden und frißt die Brocken, welche herunterfallen. Ich habe Euch aber immer noch lieb und frage Euch, ob Ihr jetzt meine Frau werden wollt und die mächtigste Fürstin auf der Welt. Bedenkt, daß Ihr ein solches Glück Euer Leben lang nicht wieder findet, denn Ihr bekommt die größten Schätze, die je Augen sahen, und es ist kein Wunsch, der Euch nicht sofort erfüllt würde." Die Prinzessin meinte vor Schmerz zu vergehen, als sie hörte, wie der Sultan von ihrem lieben Manne sprach, und welch ein schreckliches Los dem zuteil gefallen war. Sie faßte sich jedoch und sagte: „Eure Gemahlin kann ich nie werden, und wäret Ihr selbst

Digitized by Google

Kaiser der ganzen Welt." Und sie ging schnell in ihr Kämmerlein und ließ ihn stehen. Dort weinte sie sich recht aus, dann warf sie sich auf ihre Knie nieder und betete zu Gott, er möge ihr Kraft und Mut in ihren Leiden geben und ihr Vorhaben segnen, damit sie ihren lieben Gemahl aus seiner schmählichen Gefangenschaft befreie. Gott erhörte ihr Gebet und stärkte sie so wunderbar, daß sie sich stark fühlte, alles zu wagen und zu unternehmen. Vor der Stadt lag eine Kapelle und ein Häuschen, da kehrten die Pilger ein, welche nach Jerusalem gingen. Dahin schickte sie ihre treueste Dienerin und ließ einem der Pilger seine Kleider abkaufen. Diese zog sie an, nahm ihre Harfe, welche sie meisterlich spielte, und ging abends an den Strand, wo des Sultans Schiffe lagen. Da setzte sie sich hin, schlug ihre Harfe und sang. Der Sultan, welcher gerade auf seinem Schiffe stand, horchte auf, ließ den Harfner zu sich rufen und sprach: „Wie kommst du zu diesen Liedern?" „Das sind so meine Träume," antwortete der Harfner und sang weiter. Und sang in schönen Versen alles, was dem Sultan mit der Prinzessin begegnet war. Da fragte der Sultan abermals: „Wie kommst du zu diesen Liedern?" „Das sind so meine Träume," sprach der Harfner. Da rief der Sultan erstaunt: „Du mußt mit mir ziehen, magst du dafür fordern, was du willst." „Hierfür kann ich nichts fordern," sprach der Harfner; „ich will aber mit Euch ziehen und ein Jahr bei Euch bleiben. Wenn es mir dann bei Euch gefällt, bleibe ich; gefällt es mir nicht, so gehe ich; doch müßt Ihr mir zuvor schwören, daß Ihr mir drei Wünsche erfüllen und mich ziehen lassen wollt." Da sprach der Sultan: „Ich gebe dir alles, was dein Herz begehrt, das schwöre ich dir beim Feuer und meinem Bart," und das ist der höchste Schwur, den die Türken tun. So blieb der Harfner auf dem Schiffe und fuhr am folgenden Tage frühmorgens mit dem Sultan ab. Dieser gewann ihn immer lieber wegen seiner wunderschönen Lieder, so daß der Harfner ihn endlich, wie man zu sagen pflegt, um einen Finger wickeln konnte, und nichts begehrte, was nicht sogleich erfüllt worden wäre. Als sie in dem Schlosse des Sultans ankamen, mußte der Harfner gleich am folgenden Tage bei der Tafel spielen, und alle Gäste waren darüber außer sich vor Entzücken, nur nicht des Sultans Mutter, ein böses altes Heidenweib, welches stets nur Ränke und Böses sann und spann. Diese zankte fortwährend, wozu das Geleiere diene, und sie könne den Singsang nicht ausstehen; aber niemand hörte auf sie, und alle wurden von Stunde zu Stunde lustiger. Als die Tafel fast zu Ende war, öffneten sich die Türen, und da kamen die Hunde und mit ihnen die beiden Prinzen herein, der jüngere in seinem schneeweißen Gewand und sein armer Bruder. „Das sind alles meine Hunde," sprach der Sultan und warf den Prinzen ein paar Brocken zu; doch da sprangen die anderen Hunde herbei und schnappten sie ihnen weg. Der Harfner mußte sich sehr Gewalt antun, als er dies jammervolle Schauspiel ansah, aber er ließ sich nichts merken und sprach nur: „Mir scheint, Ihr füttert Eure Hunde schlecht, die beiden großen Menschenhunde sehen gar mager aus." Dann warf er ihnen große Brocken hin, welche die beiden Prinzen gierig verschlangen, denn ein so reiches Mahl hatten sie lange nicht bekommen. Das ärgerte die

Digitized by Google

Sultanin noch mehr; als sie aber darüber poltern wollte, fing der Harfner an zu singen, und da ging sie voller Wut weg. Aber auch der Sultan ärgerte sich darüber, darum stand er schnell von der Tafel auf, als das Lied zu Ende war. Zugleich kamen die Diener und schwangen ihre langen Peitschen, da wurde das Zimmer bald leer. Am folgenden Tage sonnte sich der Sultan in seinem Rosengarten, wo die Sklaven arbeiteten, und er ließ den Harfner kommen, daß er vor ihm spiele. Da schlug er die Harfe gar schön und sang dazu ein Lied von einer schönen Rose, die im Garten blühe und die er sich sehnsüchtig wünsche. „Das ist ein wunderliches Lied," sprach der Sultan; „aber sage mir nur, welche Rose du meinst, ich will sie dir sogleich schenken." „Ach, das sind meine Gesänge so, ich habe keine von Euren Rosen gemeint," sprach der Harfner und fuhr fort zu singen; aber nun waren es lauter Weisen von Unglück und Trauer. „Welches Unglück meinst du denn?" fragte der Sultan, und der Harfner antwortete: „Ach, das sind meine Lieder so." Da sprach der Sultan und wies dabei auf die beiden Prinzen hin, welche im Schweiße ihres Angesichts graben mußten: „Kennst du die Hunde dort? Die sind aus deinem Lande, gehe und sprich mit ihnen." „Ich kenne sie nicht," erwiderte der Harfner; „aber ich bin auch nicht aus dem Lande, wo du mich gefunden hast, ich bin viel weiter her, will aber doch mit ihnen sprechen, ob sie meine Muttersprache verstehen." Da ging er zu ihnen und machte allerlei Wischiwaschi durcheinander daher, als ob er eine ganz fremde Sprache rede; doch die Prinzen sprachen: „Wir verstehen dich nicht." Und das war ihnen nicht zu verdenken, denn das hätte kein Heidenkind verstanden. Der Harfner kam zum Sultan zurück und sprach: „Sie verstehen meine Sprache nicht; aber aus welchem Lande sind sie denn?" „Diese Hunde sind zwei Prinzen, welche ich gefangenhalte, weil die Frau des einen meine Liebe verschmäht hat." „Da geschieht ihnen recht," sprach der Harfner; „wenn sie aber mein wären, ließe ich sie seine Arbeiten machen, welche die anderen Sklaven nicht können. Sie müßten mir schöne Körbe flechten, Käfige schnitzen und solche Dinge, womit ich mein Haus und meinen Garten verzierte." Das sagte er aber, weil er wußte, daß die Prinzen solches in ihrer Jugend gelernt hatten, und damit sie nicht mehr so harte Arbeit tun müßten. „Das ist ein guter Gedanke," sprach der Sultan, „aber sie können es schwerlich." „Es kommt auf eine Probe an," erwiderte der Harfner. Da wurden ihnen Weiden und Messer und Holz gegeben, und sie flochten und schnitzten so schön, daß der Sultan außer sich vor Freude war. Mittags mußte der Harfner wieder bei Tische spielen, und man setzte ihm ein reiches, kostbares Mahl vor, doch aß er nur sehr wenig davon. Als die Hunde aber hereingelassen wurden, da lockte er die zwei Prinzen zu sich und warf ihnen große Bissen zu. Das ärgerte die alte Sultanin, und sie hetzte an dem Sultan und sprach: „Sieh doch, wie das gute Essen verschwendet wird. Es ist eine Schande, daß die Hunde es bekommen. Mach dem doch ein Ende." Anfangs sprach der Sultan wohl, man solle den Harfner gewähren lassen, aber sie hörte nicht auf zu hetzen, bis er ärgerlich rief: „Ich will nicht haben, daß du den Hunden dein Mahl gibst." „Verzeiht, Herr Sultan," sprach

Digitized by Google

der Harfner, „die Hunde können nichts fordern, darum muß man ihnen geben. Wenn Ihr aber nicht haben wollt, daß ich den armen Hunden eine gute Mahlzeit gebe, dann laßt mich in mein Vaterland zurückgehen.“ Da schwieg der Sultan und ließ ihn gewähren. Als aber jeden Mittag dieselbe Geschichte war, wurde der Sultan dessen endlich müde, denn die Alte sprach stets: „Laß ihn nur laufen, er verdirbt dir die Hunde durch Lederbissen, und wer weiß, was er noch im Schilde führt. Den Christen ist nicht zu trauen.“ So sprach er eines Tages zu dem Harfner: „Ich kann dem nicht länger zusehen; gehe, sobald es dir beliebt.“ „Dann will ich gleich morgen gehen,“ sprach der Harfner und freute sich und lobte Gott in seinem Herzen. „Vorher aber müßt Ihr mir Euer Versprechen lösen und mir meine drei Wünsche gewähren.“ „Tue das nur nicht,“ raunte die Alte dem Sultan ins Ohr; aber der sprach: „Ich muß es tun, denn ich habe es geschworen beim Feuer und meinem Barte. Sage mir, was du dir für drei Dinge wünschest, und ich will sie dir gewähren.“ Da tat der Harfner, als ob er sich besänne, und sprach alsdann: „Fürs erste wünsche ich mir den weißen Hund (das war nämlich der Prinz, welcher das weiße Gewand trug), fürs zweite den anderen Hund, welcher immer bei ihm ist, und fürs dritte ein Schiff mit Geld und Mannschaft, um in mein Vaterland zu fahren.“ Da machte der Sultan ein saures Gesicht; die Alte aber sprang und tanzte vor Wut und rief: „Das geht nicht, die Hunde bekommst du nicht, du hast Hundes genug an dir selbst.“ Der Harfner aber sprach: „Bedenkt Euren Schwur, Herr Sultan; ich verlange nur, was mir zukommt.“ Der Sultan erwiderte: „Du forderst das Größte, was ich habe, aber da du mein Versprechen hast, sollst du alles bekommen.“ Und er ließ den Prinzen die Ketten abnehmen und sie auf das Schiff des Harfners führen. Der Harfner fiel ihm zu Füßen und dankte ihm für das Geschenk; doch der Sultan wollte nichts von Dank wissen und ging zornig weg. Wer da glücklicher war, die Prinzessin, die den Harfner spielte, oder die beiden Prinzen, das ist schwer zu sagen. Gern hätten sie dem Harfner für ihre Rettung gedankt, aber er ging auf dem Schiffe nicht aus seiner Kammer, ließ auch niemanden zu sich herein, außer einem Mädchen, welches ihm das Essen brachte. Er lag Tag und Nacht auf den Knien und dankte Gott für alle Gnaden, die er ihm erwiesen hatte, bat ihn, ihm ferner auch beizustehen und ihn nicht zu verlassen in Leid und Freude. Das Schiff flog schnell über das Meer dahin und landete bald in einem Hafen ihres Königreiches. Da ging der Harfner aus seiner Kammer hervor und ließ die beiden Prinzen zu sich kommen. Sie wollten sich vor ihm auf die Knie werfen, aber er sprach: „Ihr braucht mir nicht zu danken, danket Gott dem Herrn. Ich schenke euch eure Freiheit und alles, was im Schiffe ist; aber bevor ihr ans Land tretet, sollt ihr hier niederknien und Gott die Ehre geben.“ Da knieten die Prinzen und beteten inbrünstig; die Prinzessin aber schlich sich unterdessen in ihren Harfnerkleidern leise fort und ging auf heimlichen Wegen der Hauptstadt zu. Unterwegs traf sie einen Pilger, der ging desselben Weges. Sie fragte ihn, was man sich alles in der Stadt erzähle und wie es der Prinzessin ergehe. Der Pilger antwortete: „Man weiß

Digitized by Google

Digitized by Google

nichts von ihr, sie ist weggegangen, seitdem der Sultan da war, und kein Mensch kann sagen, wohin. Die Minister haben ihrem Vater aber gesagt, sie gehe auf schlechten Wegen, und ihm so lange zugeredet, bis er an allen Straßeneden hat bekanntmachen lassen, wer sie überliefere, der erhalte eine große Belohnung. Man will nämlich Gericht über sie halten, und dann könnte es leicht ein schlechtes Ende mit ihr nehmen." Die Prinzessin sprach: „Du kannst dir diese Belohnung verdienen, wenn du alles tust, was ich dir sage, und du bekommst noch viel mehr dazu." „Wie sollte das möglich sein?" fragte der Pilger. „Ich bin die Prinzessin," sprach sie und verabredete mit ihm, was er zu tun habe. Dann ging sie mit ihm in das Haus vor der Stadt, wo die Pilger einzukehren pflegten, und wechselte dort die Kleider; darauf band er sie und führte sie in das Gefängnis. Am selben Abend langten die beiden Prinzen gleichfalls in der Hauptstadt an und wurden mit großen Freuden empfangen. Das erste, was der jüngste aber sprach, war: „Wo ist meine liebe getreue Frau?" Da traten die Minister zu ihm und antworteten: „Wir möchten lieber von ihr schweigen, aber da wir reden müssen, so müssen wir auch die Wahrheit sagen. Sie ist als eine feile Dirne im Lande herumgefahren und erst heute eingefangen und ins Gefängnis gebracht worden." „Das ist nicht wahr," sprach der Prinz, „denn ihr Gewand ist so weiß wie mein Schwert blank ist, darum kann ich es nicht glauben." Da brachten sie aber Zeugen, welche aussagten, daß die Prinzessin zur Zeit, wo der Sultan dagewesen, plötzlich verschwunden sei, und daß niemand sie seit dem Tage gesehen habe. Der Prinz sah sein Gewand an, und es dünkte ihm weißer als je zuvor; doch da sprachen die Minister: „Das Gewand kann Euch trügen, denn da sie so lange herumstreichen konnte, versteht sie sich gewiß auch auf Zauberkünste; darum darf man dem Gewande nicht trauen, und dem Recht muß sein Lauf gelassen werden." Der Prinz meinte, das Herz müsse ihm vor Leid zerspringen, als er das hörte. Ach, er hätte alles so gern nicht geglaubt, und er konnte doch am Ende nicht anders. Am folgenden Tage wurde Gericht gehalten, und da sich die Prinzessin gar nicht verteidigte und kein Wort sprach, so wurde sie zum Tode durchs Schwert verurteilt. Als der Tag herankam, wo das Urteil sollte vollstreckt werden und man die schöne Prinzessin in groben Kleidern auf den Richtplatz führte, da war Trauer in der ganzen Stadt und wurde mehr geweint als gelacht. Auf dem Richtplatz war ein schwarzer Thron aufgeschlagen, worauf der Prinz saß, denn es war Sitte im Lande, daß niemand hingerichtet werden durfte als in Gegenwart des Königs oder eines Prinzen. Als er seine Frau sah, da brach er in Tränen aus, denn er glaubte immer noch, sie müsse unschuldig sein, und hielt sich beide Hände vors Gesicht, damit das Volk nicht sähe, wie bitterlich er weinte. Sie bat aber, man möge ihr nur eine Gnade schenken, bevor sie sterbe. Das wurde ihr zugesagt, und sie sprach: „Dann laßt mich einen Augenblick mit dem frommen Pilger, der dort steht, in dem Kapellchen allein beten und mich zum Tode vorbereiten." Da schloß man ihr dies Kapellchen auf, und sie trat mit dem Pilger hinein. Der hatte aber ihre Harfe unter seinem Mantel verborgen und auch die Kleider, in welchen sie vor dem

Digitized by Google

Sultan gespielt und die beiden Prinzen erlöst hatte. Diese zog sie in der Sakristei rasch an, färbte ihr Gesicht und nahm die Harfe in die Hand. Also trat sie heraus und vor den Prinzen; der sah sie aber nicht, weil er so sehr weinte. Sie sang aber ein Lied, darin klang alles, was sie mit den Brüdern gemeinsam durchgelitten hatte, und als der Prinz die Stimme hörte und die Harfentöne dazu, hob er erstaunt sein Haupt; da erkannte er den Harfner und sprang von seinem Thron, um ihn zu umarmen und willkommen zu heißen. In demselben Augenblick aber warf der Harfner die falschen Kleider ab, da stand die Prinzessin da in ihrer ganzen Schönheit. Was das für Freude und Glückseligkeit war, das könnten tausend Schreiber in hundert Jahren nicht ausschreiben. Der Prinz erzählte vor allem Volke, daß er sein Leben einzig und allein seiner lieben Frau verdanke, und da ging erst der Jubel recht los. Beide wurden im Triumph durch die Straßen der Stadt geführt, und die Festlichkeiten wollten gar kein Ende nehmen.

Das Natterkrönlein / Bei einem geizigen Bauern diente eine fromme, mildherzige Magd, und in dessen Kuhstall wohnte auch eine Krönleinnatter, die man zuweilen des Nachts gar wunderschön singen hörte, denn diese Nattern haben die Gabe, schöner zu singen als das beste Vöglein. Wenn nun die treue Magd in den Stall kam und die Kühe molk oder sie fütterte und ihnen streute, was sie mit großer Sorgfalt tat, denn ihres Herrn Vieh ging ihr über alles, da kroch manchmal das Schlänglein, weiß wie ein Silbermäuschen, aus der Mauerspalte, darin es wohnte, und sah mit klugen Augen die geschäftige Dirne an, und der kam es immer vor, als wolle die Schlange etwas von ihr haben. Sie gewöhnte sich, in ein kleines Untertäßchen etwas kuhwarme Milch zu lassen, um dem Schlänglein das hinzustellen, und es trank die Milch mit gar großem Wohlbehagen und wendete dabei sein Köpfchen, da glitzerte das Krönlein wie ein Demant oder ein Karfunkelstein und leuchtete ordentlich in dem dunklen Stall. Die gute Dirne freute sich über das weiße Schlänglein gar sehr und nahm auch wahr, daß, seit sie es mit Milch tränkte, ihres Herrn Kühe sichtbarlich gediehen, viel mehr Milch gaben, stets gesund waren und sehr schöne Kälbchen brachten, worüber sie die größte Freude hatte. Da traf sichs einmal, daß der Bauer in den Stall trat, als just die Krönleinnatter ihr Tröpfchen Milch schleckte, das ihr die gute Dirne hingestellt, und weil er geizig und habsüchtig über alle Maßen war, so fuhr er gleich so zornig auf, als ob die arme Magd ihre Milch eimerweise weggeschenkt hätte. „Du nichtsnutze Dirne, die du bist!“ schrie der böse Bauer, „so gehst du also um mit Hab und Gut deines Herrn? Schämst du dich nicht der Sünde, einen solchen giftigen Wurm, der ohnedies den Kühen zur Nacht die Milch aus den Eutern zieht, auch noch zu füttern und in den Stall zu gewöhnen? Hat man je so etwas erlebt? Schier glaub ich, daß du eine böse Hexe bist und dein Satanswesen treibst mit dem Teufelswurm!“ Die arme Dirne konnte diesem Strom harter Vorwürfe nur mit reichlich geweinten Tränen begegnen; aber der Bauer kehrte sich nicht im mindesten daran, daß sie

Digitized by Google

weinte, sondern er schrie und zankte sich immer mehr in den vollen Zorn hinein, vergaß alle Treue und allen Fleiß der Magd und fuhr fort zu wettern und zu toben: „Aus dem Hause, sag ich, aus dem Hause! Und auf der Stelle! Ich brauche keine Schlangen als Kostgänger! Ich brauche keine Milchdiebinnen und Hexendirnen! Gleich schnürst du dein Bündel, aber gleich! Und machst, daß du aus dem Dorfe fortkommst, und läßt dich nimmer wieder hier blicken, sonst zeig ich dich an beim Amt, da wirst du eingesteckt und kriegst den Staupbesen, du Hexendirne!" Laut weinend entwich die so hart gescholtene Magd aus dem Stalle, ging hinauf in ihre Kammer, packte ihre Kleider zusammen und schnürte ihr Bündlein, und dann trat sie aus dem Hause und ging über den Hof. Da wurde ihr weh ums Herz, denn im Stalle blökte ihre Lieblingskuh. Der Bauer war weitergegangen; sie aber trat noch einmal in den Stall, um still und unter Tränen Abschied von ihrem lieben Vieh zu nehmen; denn einem frommen Hausgesind wird das Vieh seiner Herrschaft so lieb, als wäre es sein eigen. Daher pflegt man auch zu sagen, im ersten Dienstjahre spricht die Magd: Meines Herrn Kuh, im zweiten: Unsere Kuh, und im dritten und in allen folgenden: Meine Kuh. Und da stand nun die Dirne im Stall und weinte sich aus und streichelte noch einmal jede Kuh, und ihr Liebling leckte ihr noch einmal die Hand, und da kam die Schlange mit dem Krönlein auch gekrochen. „Leb wohl, du armer Wurm, dich wird nun auch niemand mehr füttern," sagte das Mägdlein. Da hob sich das Schlänglein empor, als wollte es ihr seinen Kopf in die Hand legen, und plötzlich fiel das Natterkrönlein in des Mädchens Hand, und die Schlange glitt aus dem Stall, was sie nie getan. Das war ein Zeichen, daß auch sie aus dem Hause scheide, wo man ihr fürder nicht mehr ein Tröpflein Milch gönnen wollte. Jetzt ging die arme Dirne ihres Weges und wußte nicht, wie reich sie war. Sie kannte des Natterkrönleins große Tugend nicht. Wer es besitzt und bei sich trägt, dem schlägt alles zum Glück aus, der ist allen Menschen angenehm, dem wird eitel Ehre und Freude zuteil. Draußen vor dem Dorfe begegnete der scheidenden Magd der reiche Schulzensohn, dessen Vater vor kurzem gestorben war, der schönste junge Bursche des Dorfes; der gewann gleich die Dirne lieb, und er grüßte sie und fragte sie, wohin sie gehe, und warum sie aus dem Dienst scheide. Da sie nun ihm ihr Leid klagte, hieß er sie zu seiner Mutter gehen, und sie solle dieser nur sagen, er sende sie. Wie nun die Dirne zu der alten Frau Schulzin kam und ausrichtete, was der Schulzensohn ihr aufgetragen, da faßte die Frau gleich zu ihr ein großes Vertrauen und behielt sie im Hause, und als am Abend die Knechte und die Mägde des reichen Bauern zum Essen kamen, da mußte die Neuaufgenommene das Tischgebet sprechen, und da deuchte allen, als flössen des Gebetes Worte von den Lippen eines Engels, und alle wurden von einer wundersamen Andacht bewegt und gewannen zu der Dirne eine große Liebe. Und als abgegessen war und die fromme Dirne wieder das Gebet und den Abendsegen gesprochen und das Gesinde die Stube verlassen hatte, da faßte der reiche Schulzensohn die Hand der ganz armen Dirne und trat mit ihr vor seine Mutter und sagte: „Frau Mutter,

Digitized by Google

segnet mich und die, denn die nehm ich zur Frau, oder keine. Sie hat mirs einmal angetan." „Sie hats uns allen angetan," antwortete die alte Frau Schulzin, „sie ist so fromm wie sie schön ist, und so demütig wie sie makellos ist. Im Namen Gottes segne ich dich und sie und nehme sie von Herzen gern zur Tochter." So wurde die arme Magd zu des Dorfes reichster Frau, und zu einer ganz glücklichen noch dazu. Mit jenem geizigen Bauern aber, der um die paar Tröpflein Milch sich so erzürnt und die treueste Magd aus dem Hause getrieben, ging es baldigst den Krebsgang. Mit der Krönleinnatter war all sein Glück hinweg, er mußte erst sein Vieh verkaufen, dann seine Äcker, und alles kaufte der reiche Schulzensohn, und seine Frau führete die lieben Kühe, die nun ihre eigenen waren, mit grünen Kränzen geschmückt in ihren Stall und streichelte sie und ließ sich wieder die Hände von ihnen lecken und molk und fütterte sie mit eigener Hand. Auf einmal sah sie bei diesem Geschäft die weiße Schlange wieder. Da zog sie schnell das Krönlein hervor und sagte: „Das ist schön von dir, daß du zu mir kommst. Nun sollst du auch alle Tage frische Milch haben, so viel du willst, und da hast du auch dein Krönlein wieder, mit tausend Dank, daß du mir damit so wohl geholfen hast. Ich brauch es nun nicht mehr, denn ich bin reich und glücklich durch Liebe, durch Treue und durch Fleiß." Da nahm die weiße Schlange ihr Krönlein wieder und wohnte in dem Stalle der jungen Frau, und auf deren ganzem Gute blieb Friede, Glück und Gottes Segen ruhen.

Die scharfe Schere / Es war einmal ein frommes Schneiderlein,

das wartete gar fleißig seiner Arbeit und rührte sich vom Morgen bis zum Abend mit Nähnadel und Fingerhut, Schere und Bügeleisen, brachte es aber gar nicht weit damit und kam zu nichts Rechtem. Alles, was man von seinem Glücke sagen konnte, war, daß das Schneiderlein sich leidlich und ehrlich durchflicke. Es hatte eine Frau und mehrere Kinder, die erhalten sein wollten; aber die schweren Zeiten und die vielen Sorgen erpreßten dem Schneiderlein manchen Seufzer. Es hätte es gern etwas besser gehabt, wußte aber nicht, wie das anfangen; hätte gern noch mehr gearbeitet, konnte aber doch nicht mehr tun, als zu tun ihm aufgetragen wurde, und konnte keine Kundschaft herbeizaubern, so sehr es das auch manchmal wünschte. Aber die Zeiten wurden immer schlechter, und es kam dahin, daß das arme Schneiderlein keinen einzigen Gesellen mehr halten konnte, und als sein letzter Lehrling losgesprochen war, das Ränzel geschnürt hatte und in die Fremde gewandert war, so meldete sich kein anderer Knabe zum Lehrling; denn die Leute sagten dem Schneiderlein nach, es sei weiter nichts als ein Flickschneider, welches Wort nicht viel mehr sagen will, als er sei ein armer Wicht. Da klopfte eines Tages, schon gegen die Abenddämmerung, endlich einmal wieder ein Schneidergeselle an, grüßte das Handwerk und bat um Arbeit. Dem klagte das arme Meisterlein gleich seine Not und sprach, es wollte ihm von Herzen gern Arbeit geben, so es deren nur hätte. Der Schneidergeselle aber antwortete, der Meister solle ihn nur annehmen; wo er arbeite, da sei auch das Glück,

Digitized by Google

da gebe es genug zu schaffen. „Schön! Wir wollen es auf acht Tage versuchen," sagte der Schneider, der leicht Hoffnung schöpfte, und wäre es auch nur ein Fingerhut voll gewesen. Einiges fand sich noch zu flicken vor, und am anderen Morgen begann die Arbeit; Meister und Geselle saßen einander gegenüber, und dem Meisterlein stand die Nadel still, als es sah, wie flink und fertig der neue Geselle nähte. Dessen Nadel flog nur so, man sah kaum die Hand. Nun betrachtete sich der Meister seinen neuen Gesellen auch weiter und verwunderte sich über seine Gestalt. Er war schier so dünn wie ein Zwirnsfaden; das armselige Schneiderlein war gegen jenen, was ein starker Stamm gegen eine dünne Gerte ist. Des Gesellen Gesicht war dem Meister nicht angenehm, er glich aufs Haar einem Ziegenbock, und nebenbei hing der Geselle an alles, was er sprach, ein seltsam lichterndes Gelächter, das geradeso wie Meckern klang. Kaum hatte die Arbeit begonnen, da klopfte es an die Tür, und ein fremder Herr trat ein, bestellte ein neues Gewand und legte das Geld für das Tuch gleich auf den Arbeitstisch. Zitternd vor Freude hüpfte das Schneiderlein um den Fremden herum und nahm das Maß. Ach, es hatte so lange nicht das wonnige Gefühl empfunden, ein Maß zu einem nagelneuen Gewande zu nehmen. Der Fremde empfahl Eile und ging, und die Frau Meisterin sollte geschwind in den Tuchladen gehen, das Tuch zu holen, und konnte sich nicht schnell genug anziehen. „Sieht der Meister, daß ich recht hatte?" fragte der Geselle. „Mit mir kommt das Glück ins Haus, mähähähä!" „Freut mich sehr, freut mich sehr!" schmunzelte das Schneiderlein. „Zehn Taler hat der Herr zum Tuch dagelassen?" fragte der Geselle weiter. „Da schickt man achte in den Tuchladen, und zwei behält man, mähähähä!" „Gott soll mich behüten und bewahren!" rief erschrocken das Schneiderlein. „Nein, das wäre eine Sünde, das wäre unrechtes Gut, das bringt kein Gedeihen!" „Laß mich der Meister aus mit der Sünde, solche Worte kenn ich nicht, mähähähä!" erwiderte der Geselle spöttisch. „Man riecht dem Meister recht das kleine Stadtnest an, darin wir sitzen. Da sollte einmal der Meister in einer großen Stadt leben, und ein Kunde sollte so dumm sein wie der unsrige, das Geld zum Tuch voraus zu bezahlen! Dort mußte man von zehn Talern gleich fünfe behalten, weil so gar viele andere Kunden das Tuch, das die Schneider zum Gewande tun, nie und niemals bezahlen, und Auslagen nebst Macherlohn zum Teufel sind, mähähähä!" Das fromme Schneiderlein fädelte einen neuen Faden in seine Nadel, zog diesen recht lang aus, hielt ihn dem Gesellen unter die Nase und sagte: „Sieht Er, Bester! Ehrlich währt am längsten!" Das Tuch wurde gebracht, es war fein und gut; der Schneider spitzte die Kreide und schickte sich zum Zuschneiden an. Der Geselle blickte in den Kasten hinein, der für die Abfälle von Tuch, Futter und dergleichen da war und Hölle genannt wird, und scharrte mit dem Fuße darin umher; aber da lag nichts als einige Lappen von der letzten Flickarbeit; dann folgte des Gesellen lauernder Blick jeder Handbewegung des Meisters, und dann sagte er: „Nun, Meister! Euer Ältester braucht notwendig ein Röcklein, und die Frau Meisterin könnte eine Sonntagsjacke wohl brauchen. Schneidet hübsch mit Ver-

Digitized by Google

ſtand zu, werft die Lappen her, in die Hölle, mähähähä!“ „Beim Teufel iſt die Hölle, nicht bei mir! Nicht ein Fleckſein zu einem Haubenläppchen für meine Frau behalte ich!“ verſetzte der ehrliche Schneider. „Pah!“ rief der Geſelle und zog ſein Bocksgeſicht zu einer greulich fletſchenden Fratze, „wozu iſt denn die Hölle da? Wozu hat ſie ein Loch, mähähähä?“ „Es heißt eigentlich gar nicht Hölle, es heißt Höhle, weil es ein dunkler, hohler Kaſten iſt; mit der Hölle hat kein ehrlicher Schneider was zu ſchaffen,“ verſetzte der Schneider, indem er das Tuch mit größter Gewiſſenhaftigkeit zuſchnitt. Der Geſelle warf einen Blick grimmigſten Hohns auf den redlichen Mann. Der aber ließ ſich nicht irren, und die neue Arbeit wurde begonnen. Im Laufe des Tages gingen noch andere Beſtellungen ein, eine nach der anderen; ſchon war Arbeit auf eine ganze Woche vorhanden. Dem Schneidermeiſter gefiel ſein neuer Geſelle gar nicht; er hätte ihm gern am Morgen des erſten Arbeitstages ſchon wieder Feierabend gegeben, aber er hatte ihn nun einmal auf eine Woche angenommen! Der Geſelle ſchien wirklich das Glück mitgebracht zu haben, und ſchickte er ihn aus der Arbeit, ſo konnte er allein nicht in zwei Wochen alles fertigen, was beſtellt war. Und einen zweiten Arbeiter wie dieſen gab es gar nicht. Am folgenden Tag ſetzte ſich die Arbeit rüſtig fort, unter manchem Zwiegeſpräch, unter mancher Spötterei und manchem Bockgelächter, daran ſich das Schneiderlein jedoch wenig kehrte. Es dachte: „Spotte, höhne du nur immer zu, ſtichle ſo viel du willſt, arbeite nur ſo fort; dein Spott beißt mich nicht, dein Hohn ſticht mich nicht, deine Zunge brennt mich nicht.“ So kam der Schneider mit Geduld und gutem Gewiſſen viel weiter, als wenn er fort und fort mit dem Geſellen gezankt und gehadert hätte. Zwiſchen die Arbeitstage fiel jetzt aber ein Sonntag. Meiſter und Meiſterin ſchliefen eine Stunde länger, es war ja Ruhetag. Am Abend vorher hatte die Meiſterin die Werkſtätte recht ſchön ausgekehrt und aufgewaſchen, war aber nicht wenig erſtaunt, als ſie am Sonntagmorgen hineinſchaute und den Boden ringsumher wieder voll Tuchſchnitzel, Zwirnſtücke und Futterſetzen liegen ſah und auf ſeinem Platze den Geſellen in voller Arbeit. Er hatte ein reines Hemde an, welches vorn aufſtand, und mit Entſetzen gewahrte die Meiſterin, daß des Geſellen Bruſt über und über voll ſchwarzer Haare war. Sie zog ſich zurück und wunderte ſich vor ihrem Mann, daß er den Geſellen am lieben Sonntag arbeiten laſſe, was doch eine Sünde ſei; und ſie habe doch erſt abends zuvor die Werkſtatt ſo ſchön gefegt. „Wie? Er arbeitet?“ fragte ganz verblüfft der Meiſter, „mir iſt nicht eingefallen, ihm das zu heißen. Das ſoll er gleich bleiben laſſen!“ Raſch trat er in die Werkſtatt: „Schönen guten Morgen auch! Aber was ſoll das heißen? Weiß Er nicht, daß heute Sonntag iſt?“ „Großen Dank, Meiſter! Nä, mähähähä!“ „Hör Er! Laß Er ſein dummes Lachen! Ich verbitt es mir!“ ſagte der Meiſter und warf ſich in die Bruſt, „heute iſt Sonntag, heute wird ein für allemal nicht geſchneidert. Sonntag iſt Ruhetag!“ „Halte mir doch der Meiſter mein Arbeiten nicht für ungut!“ verteidigte ſich der Geſelle mit ſcheinbarer Demut. „Für wen arbeite ich denn? Für Ihn oder für mich? Doch ohne Zweifel für Ihn. Ich bin

Digitized by Google

nun einmal an stete Tätigkeit gewöhnt, ich muß mir stets etwas zu tun machen, ich kenne keine Ruhe und keinen Müßiggang. Kennt Ihr nicht das schöne Sprüchlein: Müßiggang ist des Teufels Ruhebank und aller Laster Anfang? Mähä!" „Mag sein," antwortete der Meister verwirrt. „Jetzt höre Er aber auf zu arbeiten. Frühstücke Er und ziehe Er sich an. Er täte auch wohl, sich den Bart zu schaben; schau Er einmal in den Spiegel, Er hat ja einen Bart wie ein Ziegenbock." „Mähähä!" lachte der Geselle überlaut. „Verzeih mirs der Meister, ich muß lachen ~ mähähähä! ~ daß Ihr einen solchen Vergleich braucht. Nun, Euer Wille soll geschehen." Der Geselle ging in seine Kammer, schabte sich und zog sich an und sah mit dem Barte, den er sich hatte stehen lassen, wie ein lebendiges Spottbild auf die ganze löbliche Schneiderzunft aus. Er hatte einen kohlschwarzen Frack von glänzendem Sommerzeug an, dessen Schöße bis auf die Erde hingen, und in der Tasche des einen hauschte etwas, als wenn eine lange Schlangengurke darin stäke, vermutlich eine Tabakspfeife; denn es hing eine schwarze Quaste heraus. Unter dem Frake trug der Schneidergeselle eine Weste von feuerfarbenem Kattun, und seine Sommerhosen waren schön gelb. Einen Hut besaß der Geselle nicht, sondern bloß ein flottes Käpplein von schwarzem Samt, mit rotem Rand und Goldschnur eingefaßt. In der Hand trug er einen wunderlich knorrigen Stok von Wacholderholz, dessen Griff eine Art Drachenkopf bildete, der als ein Spiel der Natur so gewachsen war. „Ei, Er hat sich ja recht stattlich herausgeputzt," rief der Meister seinen Gesellen an, „nur Sein Bart gefällt mir nicht, und Sein Käpplein auch nicht, es hat vorn so seltsame Ecken, gerade als ob ein Paar Bockshörnlein darunter steckten!" „Ei, daß Euch der Bock stieße, Meister!" rief der Geselle. „Erst soll ich armer Schwartenhans einen Bocksbart, dann gar Bockshörnlein haben! Wisset, wenn Ihr so seid, so kann ich auch bocken, kann auch Feierabend machen." „Friede am lieben Sonn- und Feiertage!" gebot der Meister. „Wir wollen einander nicht gegenseitig ins Bocksborn jagen. Hier, Geselle, hat Er ein Gesangbuch, wir gehen in die Kirche." Vergebens hielt der Meister dem Gesellen das Buch hin, der berührte es nicht und lachte verlegen: „Mähähähä, Meister! Legts hin, legts hin, ich muß ~ ja zu meiner Schande muß ichs Euch gestehen ~ ich kann nicht ~ ich kann nicht lesen." „Hm, hm!" brummte das Schneiderlein verwundert und sprach: „Das nimmt mich wunder, daß ein deutscher Schneider nicht lesen kann; indessen nehme Er nur das Buch, lege Er es in der Kirche vor sich hin und tue Er, als sähe er hinein, das machen viele so, die recht gut lesen können. Es sieht doch ebenso aus wie eine Andacht." „Ich kann wahrhaftig nicht, verschone mich der Meister damit!" lehnte der Geselle beharrlich ab. „Ich kann nicht in die Kirche gehen, die kühle Luft beklemmt meine schwache Brust, ich will ein wenig spazieren gehen, hier ist eine schöne Gegend, nicht wahr, Meister?" „O ja," mischte sich die Meisterin in das Gespräch, „wenn er zum untern Tor hinaus ist, führt gleich links der Weg in ein Felsental; man heißt diesen Weg nur den Drachengraben, und weiter hinten steht ein schöner Steinfels, den heißt man die Teufels-

Digitized by Google

kanzel.“ „Ah! Das iſt ſchön! Da will ich hingehen! Küß die Hand, Frau Meiſterin! Wünſche allerſeits gute Andacht! Mähähähä!“ Am Sonntag nach der Nachmittagskirche ging das ehrſame Schneiderlein mit ſeiner Familie auch ſpazieren; das Wetter war ſehr einladend, und an einem nahen Vergnügungsorte, allwo es gutes Bier gab, wurde es ſehr voll. Die Kinder fanden Spielgenoſſen, die Frau Meiſterin fand Freundinnen und Gevatterinnen, und der Meiſter fand einen ihm wohlwollenden geiſtlichen Herrn, mit dem er ſich noch ein wenig in der Nähe des Luſtgartens in guten Geſprächen erging. Da begegnete ihnen der Geſelle. „Mein, was iſt das für eine Figur? Die hab ich doch hier noch nicht geſehen!“ ſagte der geiſtliche Herr, „ſchaut, Meiſter, dieſe verzwickte Geſtalt, dieſes verdächtige Angeſicht, und wie der Kerl hinkt!“ „Wahrhaftig, er hinkt, das habe ich noch gar nicht wahrgenommen!“ erwiderte der Schneider. „Wie? Ihr kennt ihn, Meiſter?“ „Es iſt mein neuer Geſelle,“ antwortete das Schneiderlein wichtig; denn es ſchmeichelte ihm doch, der Mann zu ſein, welcher einen Geſellen hielt. Der Geſelle aber ſchlug einen Nebenweg ein und bog links ab, um den beiden, die von ihm ſprachen, nicht zu begegnen. Der geiſtliche Herr ſchien ebenſo neugierig wie argwöhniſch, er richtete Frage auf Frage an den Meiſter und machte dem guten Manne, der ſo ehrlich war, keine Hölle haben zu wollen, dennoch die Hölle heiß. „Was ſagt Ihr mir da alles, Meiſter?“ rief der geiſtliche Herr. „Wie ein Bock ſieht er aus, meckert wie ein Bock, ſcheint Hörnlein unter der Kappe zu haben, faßte das Geſangbuch nicht an, kann die Kirchenluft nicht vertragen? Oh, du Sündenbock! Du Bock aller Böcke! Meiſter, um des Himmels willen, wie konntet Ihr dieſen Bock in Euer chriſtliches Haus aufnehmen! Dankt dem Himmel, der Euch heute mich hier finden ließ. Euer Geſelle, das iſt der helle Teufel!“ Das Schneiderlein ſtieß einen Schrei aus und war nahe daran, in Ohnmacht zu fallen; ja, ja, alles wurde ihm klar, die plötzlich ſich häufende Arbeit, der ſchlimme Rat, vom Tuchgelde zu behalten, Tuch zu ganzen Jacken in die Hölle zu werfen, des Geſellen Hohn auf alles, was hehr und heilig war, jetzt ſtand alles in fürchterlichem Zuſammenhange da. Wenn das Tiſchgebet geſprochen wurde, hatte der Geſelle Naſenbluten bekommen und war zur Tür hinausgelaufen, weder zum Fleiſch noch zu den Kartoffeln hatte der Geſelle ſich Salz genommen, das Ding in ſeiner Rocktaſche hatte ſich bisweilen wunderlich bewegt, als zapple ein Aal darin, und die Quaſte, die manchmal herausbaumelte, war nicht von ſchwarzem Kamelgarn, ſondern es waren Haare. „Meiſter!“ begann aufs neue ſehr ernſt der geiſtliche Herr. „Ihr ſeid auserſehen zu einer großen Tat, wie noch nie ein Schneider eine verrichtete; vollbringt Ihr ſie, ſo tragt Ihr ewigen Ruhm davon; unterlaßt Ihr, ſie zu vollbringen, ſo ſeid Ihr mit Leib und Seele, mit Weib und Kindern verloren, zeitlich und ewiglich. Ihr habt jetzt den Schwarzen im Hauſe, Euch dient er, weil er hofft, Eure Seele zu verderben, der Seelenfänger. Habet acht, wie wir ihn bannen und ihm das Wiederkommen verleiden. Laßt vom Schleifer Eure Schere ſchärfen und habt ſie zur Hand, das weitere will ich Euch dann

Digitized by Google

schon sagen." An diesem Abend gab es an dem Vergnügungsorte, nächst dem Städtchen, wo das Schneiderlein seßhaft war, zwischen Schneidergesellen und Schuhmachergesellen fürchterliche Prügel. Ein Schuhmachergeselle hatte über die unförmlichen Stiefel gespottet, welche der fremde Schneidergeselle trug; es waren erst witzige, dann grobe Worte gefallen, dann die Schläge hageldicht, erst mit Stöcken, dann mit Stuhlbeinen, und noch nie hatte es so viele zerschlagene Nasenbeine, Beulen und Löcher in den Köpfen und dergleichen gegeben. Alle Leute kamen in dem Urteil überein, der Teufel sei völlig los gewesen. Am andern Tage ging kein Geselle an die Arbeit. Die ganze Gesellschaft war aufgeregt, keiner mochte arbeiten, man feierte blauen Montag, zog rauchend und singend, Arm in Arm, gassenbreit durch das Städtchen, zu den Schneidern gesellten sich Barbierer-, Drechsler-, Glaser-, Tuchmacher- und Färbergesellen, zu den Schustern aber Gerber-, Tischler-, Schmiede-, Maurer- und Zimmergesellen. Der Ziegenbock war der Führer der erstgenannten Partei, er hatte eine rote Hahnenfeder auf sein Barettlein gesteckt, und als abends die Gesellenschlacht entbrannte, zu der man sich den ganzen Tag über durch manches Glas Branntwein gehörig vorbereitet hatte, floß vieles Blut, und, was noch nie dagewesen war, die Schneidersleute behaupteten siegreich den Kampfplatz; indes kam am Abende dieses blauen Montags kaum einer ohne blaue Flecken oder Blutrünste heim. Nur der Ziegenbock zeigte keine Spur von Verwundung, auch keine Ermüdung, sondern arbeitete am Dienstag früh wieder flott und rüstig, zog aber ein sehr schiefes Gesicht, als der geistliche Herr in die Werkstätte trat, und rückte unruhig hin und her. Der Meister empfing den mit vielen Verbeugungen, zeigte hinter dem Rücken des Gesellen auf die frischgeschliffene scharfe Schere, und der geistliche Herr begann allerlei Fragen an den Gesellen zu richten, so zum Beispiel: „Wie ist dein Taufname?" Da ging es dem Gesellen schon übel. „Ich bin nicht getauft," antwortete er. „So bist du vielleicht ein Jude?" fragte der geistliche Herr. „Ich bin kein Jude." „Oder ein Türke? Oder ein Heide?" ging das Fragen fort. Der Geselle tat, als höre er nicht recht wohl, und antwortete: „Ja, ich bin ein Schneider, mähähähä!" „Der Teufel bist du, unsauberer Geist!" donnerte der geistliche Herr. „Ich banne dich, du teuflisches Wesen!" Da begann der Teufel zu zittern, bekam den Krampf in seine dürren Beine, und der Schneider hatte sich mittlerweile unter den Sitz des Teufels gebückt und die rechte Stelle ersehen und schnitt jetzt mit einem kühnen Griffe dem Teufel rupps und kahl den bisher so sorglich verwahrten Schwanz ab. Der Teufel tat ein Höllengebrüll, fuhr auf und davon und kam niemals wieder. Den Schwanz ließ er fallen, und der geistliche Herr hob ihn auf, um ihn zu anderen Seltenheiten zu legen. Das Schneiderlein aber wurde gefeiert als ein Held, bekam vielen Zuspruch und hatte später zwölf Gesellen und sechs Lehrburschen sitzen. Es litt aber nicht, daß einer gute und große Lappen in die Hölle warf. Die scharfe Schere wurde zu keiner anderen Arbeit mehr verwendet, sie blieb ein Angedenken und Kleinod in der Familie, und als der Schneider im Rufe eines frommen Christen verstorben war, meißelte

Digitized by Google

man ihr treues Abbild in den Grabstein und mauerte den an de Außenwand der Kirche, gerade da, wo innen der Teufelsschwanz verwahrt war, also daß eines zum anderen kam.

Ferdinand getreu, Ferdinand ungetreu / Es

waren einmal ein reicher Mann und eine Frau, die hatten keine Kinder. Nun wurden sie aber arm, und da bekamen sie einen kleinen Jungen, zu dem wollte niemand Pate stehen, weil er gar zu arm war. Da sagte der Mann: „Ich will ins Nachbardorf gehen und zusehen, ob ich da einen bekomme." Wie er so ging, begegnete ihm ein Bettelmann, der fragte ihn, wo er hin wolle; er sagte, er wolle hin und zusehen, daß er einen Paten bekomme, er sei so arm, daß kein Mensch bei ihm Gevatter stehen wolle. „Oh," sagte der Bettler, „du bist arm, und ich bin arm, ich will Euer Gevatter sein; ich bin aber so arm, daß ich Euch nichts schenken kann, geht hin und sagt der Wehmutter, sie solle nur mit dem Kind zur Kirche kommen." Wie sie nun zur Kirche kamen, war der Bettler schon darin und gab dem Kind den Namen Ferdinand getreu. Der Wehmutter aber gab er einen Schlüssel und sagte ihr, den solle der Vater verwahren, bis der Junge vierzehn Jahre alt wäre, dann sollte er auf die Haide gehen. Er würde da ein Schloß finden, zu dem der Schlüssel paßte; was darin wäre, das sollte sein eigen sein. Als das Kind nun sieben Jahre alt und tüchtig gewachsen war, spielte es mit anderen Jungen, die taten groß voreinander, was sie alles von ihren Paten bekommen hatten. Er konnte nichts sagen und weinte und lief zu seinem Vater: „Habe ich denn gar nichts von meinem Paten gekriegt?" „O ja," sagte der Vater, „du hast einen Schlüssel bekommen, wenn auf der Haide ein Schloß steht, dann geh hin und schließe es auf." Er ging hin, aber es war kein Schloß zu sehen. Wieder nach sieben Jahren ging er noch einmal hin, da stand nun wirklich ein Schloß auf der Haide, aber es war bloß klein und alt und unansehnlich. Wie er es aufgeschlossen hatte, fand er nichts darin als ein Pferd, einen Schimmel. Der Junge freute sich darüber genug, sprang auf und sagte zu seinem Vater. „Nun habe ich einen Schimmel, nun muß ich reisen," sagte er und ritt in die grüne Welt hinein. Nicht lange, so sah er am Weg eine Schreibfeder liegen. Er wollte sie zuerst aufnehmen, dachte aber bei sich: „Ach, mag sie liegen bleiben, eine Schreibfeder sind ich schon überall, wenn ich eine brauche." Er ritt schon weiter, da rief es hinter ihm: „Ferdinand getreu, nimm sie mit!" Er blickte sich um, sah aber niemand, doch ritt er zurück und nahm sie auf. Wieder ist er eine ganze Weile geritten, da kam er an ein Wasser und sah am Ufer einen Fisch liegen, der happte und schnappte nach Luft. Ferdinand getreu sagte: „Wart, mein lieber Fisch, ich will dir helfen, daß du ins Wasser kommst," und faßte seinen Schwanz und warf ihn ins Wasser. Da steckte der Fisch seinen Kopf aus dem Wasser und sprach also: „Du hast mir aus dem Schlamm geholfen, dafür will ich dir ein Pfeifchen geben, wenn du in Not bist, so flöte darauf, und wenn dir etwas ins Wasser gefallen ist, so flöte darauf, dann will ich es dir herausreichen." Der Junge ritt weiter und traf einen Menschen, der fragte ihn nach

Digitized by Google

seinem Wege. „Ach, nach dem nächsten Ort!“ antwortete er. Wie er denn heiße? „Ferdinand getreu!“ „Sieh, dann haben wir ja fast den gleichen Namen, ich heiße Ferdinand ungetreu.“ ~ Da zogen sie zusammen nach dem nächsten Ort ins Wirtshaus. Ferdinand ungetreu verstand aber allerhand schlimme Künste; dadurch wußte er auch alles, was ein anderer dachte und tun wollte. In dem Wirtshaus war nun ein wackeres Mädchen, klar und schön von Angesicht; das verliebte sich in Ferdinand getreu und fragte, wo er hin wolle. Ach, er wolle nur so herumreisen. Sie bat ihn, dazubleiben, es wäre im Land ein König, der brauchte wohl einen Bedienten oder Vorreiter, da solle er in Dienste gehen. Ferdinand getreu mochte nun nicht gern zu jemand gehen und sich anbieten. Das Mädchen sagte: „Das will ich schon für dich tun.“ Sie ging nun gleich zum König und sagte, sie wüßte einen hübschen Bedienten für ihn. Das war der wohl zufrieden und ließ ihn kommen und wollte ihn gleich zum Bedienten machen. Ferdinand getreu wollte aber lieber Vorreiter sein, denn wo sein Pferd war, da mußte er auch sein. Da machte ihn der König zum Vorreiter. Wie Ferdinand ungetreu das gewahr wurde, sprach er zu dem Mädchen: „Warte, dem hilfst du, und mir nicht!“ „Sei still,“ sagte das Mädchen, „ich will dir auch helfen.“ Dabei dachte sie: „Den mußt du dir als Freund wahren, dem ist nicht zu trauen.“ Sie ging also noch einmal zum König und bot ihm einen Bedienten an, und der war es zufrieden. Wenn Ferdinand ungetreu nun morgens seinem Herrn den Rock anzog, jammerte der immer: „Ach, wenn ich doch erst meine Liebste bei mir hätte!“ Ferdinand ungetreu war aber dem Ferdinand getreu im Herzen feind, darum sagte er, wie der König so jammerte: „Ihr habt ja den Vorreiter, den schickt hin, der muß sie herbeischaffen, und wenn er es nicht tut, so muß ihm der Kopf vor die Füße gelegt werden.“ Der König ließ Ferdinand getreu zu sich kommen und sagte ihm, er hätte da und da eine Liebste, die müßte er herschaffen, es ginge um sein Leben. Ferdinand getreu ging in den Stall zu seinem Schimmel und weinte und jammerte: „Ach, was bin ich für ein unglückliches Menschenkind!“ Da rief jemand hinter ihm: „Ferdinand getreu, warum weinst du?“ Er sah sich um, sah aber niemand und jammerte weiter: „Mein liebes Schimmelchen, nun muß ich dich verlassen, nun muß ich sterben.“ Da rief es wieder: „Ferdinand getreu, warum weinst du?“ Da merkte er erst, daß es sein Schimmelchen war, das so fragte. „Bist du das, mein Schimmel, kannst du reden?“ fragte er. „Höre, ich soll da und da hin, des Königs Braut holen, weißt du nicht, wie ich das anfange.“ „Geh du nur zum König,“ antwortete der Schimmel, „und sage, wenn er dir geben will, was du haben mußt, so willst du sie ihm schaffen. Er muß dir ein Schiff voll Fleisch und ein Schiff voll Brot geben, wenn es gelingen soll. Es sind Riesen am Wasser, wenn du denen kein Fleisch bringst, so zerreißen sie dich, und dann sind da große Vögel, wenn du denen kein Brot bringst, hacken sie dir die Augen aus dem Kopf.“ Da mußten alle Schlächter im Lande schlachten und alle Bäcker im Lande backen, bis die Schiffe voll waren. Dann sprach der Schimmel zu Ferdinand getreu: „Nun setz dich auf

Digitized by Google

mich und reite aufs Schiff, wenn dann die Riesen kommen, so sprich: »Still, still, meine lieben Riesechen / ich hab euch wohl bedacht / ich hab euch was mitgebracht«, und wenn die Vögel kommen, so sprich: „Still, still, meine lieben Vögelchen / ich hab euch wohl bedacht / ich hab euch was mitgebracht.« Dann tun sie dir nichts, und wenn du zum Schloß kommst, helfen sie dir sogar. Geh nur hinein und nimm ein paar Riesen mit, du findest eine Prinzessin, die liegt und schläft. Du darfst sie aber nicht aufwecken, sondern die Riesen müssen sie mit dem Bett aufnehmen und in das Schiff tragen.“ ~ Und alles geschah, wie das Schimmelchen gesagt hatte, den Riesen und Vögeln gab Ferdinand getreu, was er ihnen mitgebracht hatte, dafür wurden die Riesen willig und trugen die Prinzessin in ihrem Bett zum König. Als sie aber da erwachte, klagte sie, sie müßte ihre Schriften haben, die wären im Schlosse liegen geblieben. Da riet Ferdinand ungetreu, daß der König dem Ferdinand getreu beföhle, die Schriften aus dem Schlosse zu holen, sonst müsse er sterben. Ferdinand ging wieder in den Stall und weinte und sagte: „O mein liebes Schimmelchen, nun soll ich noch einmal weg, wie soll ich das machen?“ Der Schimmel forderte wieder zwei volle Schiffe, und alles ging wie das vorige Mal. Als sie zum Schloß kamen, sagte der Schimmel, er solle nur hineingehen, die Schriften lägen im Schlafzimmer der Prinzessin auf dem Tisch. Ferdinand getreu nahm sie, und als sie wieder auf dem Schiff waren, fiel ihm seine Schreibfeder ins Wasser. Da sagte der Schimmel traurig: „Nun kann ich dir aber nicht helfen.“ Da fiel dem Jungen zum Glück sein Pfeifchen ein, er fing an zu flöten, und gleich kam der Fisch und hatte die Feder im Maul. So kamen sie mit den Schriften zum Schloß, wo die Hochzeit gehalten wurde. Die Königin mochte aber den König nicht leiden, weil er keine Nase hatte, sondern sie hatte Ferdinand getreu viel lieber. Als nun einmal alle Herren des Hofes beisammen waren, sagte die Königin, sie könne einem den Kopf abhauen und wieder aufsetzen, es solle nur einer es versuchen. Da wollte aber keiner der erste sein, und Ferdinand getreu mußte, weil Ferdinand ungetreu es so riet, wieder heran. Die Königin schlug ihm den Kopf ab und setzte ihn wieder auf, daß es im Augenblick zuheilte, es sah nur aus, als hätte er einen feinen roten Faden um den Hals. Da sagte der König zu ihr: „Mein Kind, wo hast du das gelernt?“ „Ja,“ sagte sie, „die Kunst versteh ich, soll ich es an dir auch einmal versuchen?“ „O ja,“ sagt er. Da hackte sie ihm den Kopf ab, setzte ihn aber nicht wieder auf, sondern tat so, als ob sie ihn nicht richtig festkriegen könnte, und als ob er nicht richtig sitzen wollte. So mußte der König begraben werden, und die Königin freite den Ferdinand getreu. Der ritt kein anderes Pferd als seinen Schimmel. Einmal bat ihn der Schimmel, mit ihm auf die Haide zu reiten und dreimal mit ihm herumzujagen. Wie Ferdinand getreu das getan hatte, richtete sich der Schimmel auf und verwandelte sich in einen Königssohn. Und das alte, kleine Schloß ward mit einemmal eine stolze, mächtige Burg und gehörte dem Königssohne, und sie lebten beide in Treuen bis an ihr Ende. Den Ferdinand ungetreu aber haben sie in einen Sack gesteckt und ins Wasser geworfen, und die Fischlein haben ihn gefressen.

Digitized by Google

Sankt Peter im Pech / Unser Herr Jesus reiste einmal mit Petrus, und als sie schon lange und weit gereist waren, kamen sie abends in einen großen Wald und fanden darin ein Haus; da wollten sie einkehren und klopften an die Tür. Eine alte Frau machte ihnen auf, hatte sie aber kaum gesehen, als sie jämmerlich zu weinen anfing und sprach: „Ach, was seid ihr nicht für unglückliche Leute; ihr seid verloren, da ist keine Hilfe mehr, denn das Haus hier gehört einem Menschenfresser.“ Darüber geriet Petrus in gewaltige Angst und zog Jesus beim Ärmel, um ihn wegzuhaben, aber Jesus wollte nicht von dem Hause weg und sprach: „Ich bin müde und bleibe hier, gehe es wie es wolle.“ „Dann werden wir aber aufgefressen,“ entgegnete Petrus; doch Jesus beruhigte ihn, indem er sagte: „Dafür laß mich nur sorgen und mach dir keine Unruhe.“ So traten sie denn mit der alten Frau in das Haus, und sie gab ihnen zu essen und zu trinken und versteckte sie alsdann unter einer Fleischbütte. Nicht lange hatten sie da gesessen, als es an die Tür klopfte; die Frau öffnete, und der Menschenfresser trat in das Haus, und bei jedem Tritte meinte man, das ganze Nest wäre über den Haufen gefallen. Pluff! ließ er sich auf einen Stuhl niederfallen, begann dann aber zu schnauben und sich zu schneuzen und brummte dazwischen: „Hm, hm, ich rieche, rieche Menschenfleisch.“ Das alte Frauchen kriegte schon Angst, noch mehr Sankt Peter; sie hätte es dem Menschenfresser gern ausgeredet und sprach: „Ach, du riechst mein Fleisch, du vertust dich.“ Doch der Menschenfresser fuhr immer fort: „Nichts da, nichts da; ich rieche, rieche Menschenfleisch,“ und dabei ging er in der Kammer rund und schnüffelte überall herum, in allen Schränken und Kisten und Kasten. So kam er endlich auch an die Fleischbütte, und da fand er denn die zwei Gäste und zog sie heraus. Er hätte sie eigentlich gern gleich an den Spieß gesteckt und aufgefressen, aber die alte Frau sprach: „Laß sie nur laufen, es wäre magere Kost.“ Da lachte er und sprach: „Ja, ja, du hast recht; der eine“, das war aber Peter, „ist übrigens doch nicht so sehr mager, der wäre nicht zu verschmähen. Doch ich will ihnen das Leben schenken, jedenfalls kriegen sie dann aber heute nacht einmal tüchtig Schläge.“ Darauf gingen sie alle zu Bette, und Petrus legte sich vorne, und Jesus legte sich hinten. Gegen elf Uhr stand der Menschenfresser auf, ging auf den Söller, wo sie lagen, und griff Petrus und bläute den so durch, daß er kein Glied mehr rühren konnte. Dann ging der arge Kerl wieder in sein Bett. Petrus lag wohl eine halbe Stunde, ehe er sich von den Schlägen erholen konnte, dann sprach er zu Jesus: „Ach je, hättest du mir gefolgt, dann wären wir hier nicht eingekehrt. Laß mich doch hinten liegen, da kann ich mich gegen die Wand drücken.“ Jesus tat das und tröstete ihn, sprach, er solle sich ergeben, morgen ginge es besser. Gegen ein Uhr kam der Menschenfresser wieder auf den Söller und sprach: „Der vorne liegt, der hat sein Teil, nun muß der hinten es auch bekommen,“ und faßte Petrus zum zweitenmal und bläute ihn noch einmal durch. Petrus schrie und jammerte: „Ich habe zuerst vorn gelegen, du hast mich schon geschlagen,“ aber

Digitized by Google

darüber wurde der Menschenfresser noch viel böser und grimmiger, schrie: „Du willst noch lügen? Wart, das sollst du mir entgelten!“ und schlug mit seinen dicken Fäusten noch mehr auf Petrus Rücken und legte den Unglücklichen ins Bett. Der aber rief und schrie: „Nein, nein, ich bleibe hier nicht!“ und sprang zum Fenster hinaus in ein Kohlfeld, und Jesus folgte ihm nach und setzte sich zu ihm zwischen die Kohlhäupter. Von all der Bewegung hatte der Menschenfresser aber Hunger bekommen, und er stand noch einmal auf und ging in den Garten, um sich ein Kohlhaupt zu schneiden und das zu kochen. Statt eines Kohlhauptes packte er aber des Petrus Kopf und schnitt; da schrie der arme Apostel Jeter und Mordio. Der Menschenfresser aber meinte, ein Kohlhaupt hätte so geschrien, rief: „Da ist Zauberei im Spiel!“ und lief, was er konnte, auf und davon. Jesus aber heilte des Petrus Hals wieder zu, so daß man nichts von der Wunde mehr sah, dann machten sie sich auf und eilten auch weg aus dem verwünschten Wald, und Petrus sprach: „In meinem Leben bleibe ich nicht mehr bei so einem Menschenfresser über Nacht.“

Die kräftige Predigt / Es war einmal ein Bauer, der war so

dumm, daß er sein eigenes Haus im Orte nur daran kannte, daß ein Kirschbaum vor der Tür stand. Jeden Morgen, wenn er aufs Feld zur Arbeit ging, gab seine Frau ihm ein Stück Brot, damit mußte er umspringen bis zum Abend. Da kam einmal ein armer Handwerksbursche daher und bat ihn um ein Almosen: „Ich habe nur ein Stück Brot, da ist es,“ sprach der Bauer, „aber im Orte steht ein Haus, und davor ist ein Kirschbaum, da wohne ich; gehe dahin und laß dir mehr geben, meine Frau ist zu Hause.“ Der Handwerksbursche, welcher ein Schneider seines Zeichens war, ging in das Dorf, suchte das Haus und sagte der Frau, ihr Mann habe ihn zu ihr geschickt, und sie solle ihm etwas geben. Da gab sie ihm vollauf, denn er war ein schöner Mensch und gefiel ihr. Sie klagte ihm, wie sie mit ihrem dummen Manne so übel dran sei und von Herzen wünsche, von ihm erlöst zu werden. „Ei, da ist nichts leichter,“ sprach der Schneider, „wenn du mich heiraten willst, will ich alles übrige schon in Ordnung machen.“ Das garstige Weib freute sich zu sehr, als es das hörte, fiel dem Schneider um den Hals und rief ein über das andere Mal: „Ach, was bin ich für eine glückliche Frau!“ „Gib mir vor allem die Säge,“ sprach der Schneider, „und geh mit vor die Haustür.“ Das geschah, und da sägten sie den Kirschbaum unten an der Wurzel ab und schleiften ihn in die Scheune. „Jetzt sind wir geborgen,“ sprach der Schneider, „nun laßt uns lustig leben.“ Da hausten die beiden mit des Bauern sauer verdientem Geld, daß es eine Schande war; Wein und Braten konnten nicht alle werden. Als der Bauer auf dem Felde mit seiner Arbeit fertig war, trieb er mit seinen Kühen nach dem Dorfe zurück. Da suchte er die Straße hinauf, die Straße hinab nach dem Haus mit dem Kirschbaum davor, aber er fand es nicht und fand es nicht. Die beiden standen am Fenster, sahen, wie der arme Bauer suchte, und lachten. Endlich sprach der Schneider, der doch kein so ganz verdorbenes Herz hatte wie das Weib:

Digitized by Google

„Wir wollen ihn doch die Nacht noch einmal bei uns schlafen lassen. Morgen mag er sehn, wie er sich forthilft.“ Er trat an die Tür, und als der Bauer wieder vorbeikam und ein recht betrübtes Gesicht machte, rief er ihm zu und sprach: „Was fehlt Euch denn?“ „Ach, ich suche mein Haus, davor ein Kirschbaum steht, und kann es nicht finden und habe doch die letzte Nacht darin geschlafen. Sagt mir doch, wo ich mein Haus mit dem Kirschbaum finde,“ bat der Bauer, und der Schneider sprach: „Lieber Freund, ich bin in dem Ort geboren und erzogen, aber ein Haus mit einem Kirschbaum habe ich nie hier gesehen. Ihr müßt in einem andern Ort zu Hause sein. Da es aber schon spät ist, so geht mit mir und übernachtet bei mir.“ „Gott lohns Euch!“ sagte der Bauer und bot ihm treuherzig die Hand, dann trieb er seine Kühe durch das Hoftor in den Stall, und der Schneider ging mit. Im Stalle schaute der Bauer sich um und sprach: „Wenn der Stall nicht Euch gehörte, weiß der Himmel, ich möchte drauf schwören, es sei mein Stall.“ „Was sind das für Redensarten? Ihr werdet doch nicht denken, ich hätte Euern Stall genommen?“ fragte der Schneider. „Bewahre, bewahre, lieber Freund,“ antwortete der Bauer. „Ein Stall kann ja aber dem andern gleichen.“ Nachdem die Tiere versorgt waren, sagte der Schneider: „Nun kommt herein und eßt mit uns zur Nacht.“ „Von Herzen gern, ich habe großen Hunger,“ sprach der Bauer und folgte dem Schneider. Als sie in die Stube kamen, saß das Weib da und strickte. Der Bauer schaute sich um, guckte das Weib an und sprach: „Wie es einem doch so kurios gehen kann! Wenn ich nicht wüßte, daß ich in Eurem Hause bin, wollte ich drauf schwören, das sei meine Stube und dort sitze meine Frau.“ „Was muß ich da hören?“ rief der Schneider. „Zuvor sagtet Ihr, daß es Euch scheine, mein Stall sei Euer, und jetzt wollt Ihr gar behaupten, mein Haus und meine Frau seien Euer.“ „Bewahre, lieber Freund,“ sprach der Bauer, „aber ein Haus und eine Frau können einander gleichen. Es schien mir nur so.“ Sie setzten sich jetzt zu Tisch und aßen, dann legten sie sich alle schlafen. Da beriet der Schneider mit dem Weibe, was sie jetzt weiter machen sollten. „Halt, ich habs!“ rief er endlich. „Ich sah in deinem Kleiderschrank vorhin ein schwarzes Kleid hängen, daraus mache ich ihm einen Pfarrersrock und ein Pfarrerskäppchen. Für das übrige laß mich nur sorgen.“ Sie holte rasch das Kleid und Zwirn, Nadel und Schere dazu, mein Schneider sprang auf den Tisch und nähte tapfer drauflos, so daß er vor Tagesanbruch mit dem Anzuge fertig war; den legte er dem Bauern vor sein Bett. Als der Bauer morgens erwachte und sich anziehen wollte und den Pfarrersrock mit dem Pfarrerkäppchen fand, war er gar verdutzt und sprach zu sich selber: „Hab ich doch gemeint, ich sei ein Bauer und bin doch ein Pfarrer. Was man sich nicht alles einbilden kann?“ Er zog sich an und ging in die Stube, da standen der Schneider und das Weib ehrerbietig auf und grüßten ihn: „Guten Morgen, lieber Herr Pfarrer.“ Der Bauer schüttelte den Kopf und fragte sich selber aufs Gewissen noch einmal: „Bin ichs oder bin ichs nicht?“ Da sprach der Schneider: „Wollet Ihr denn so früh schon weiter ziehen, Herr Pfarrer?“ Und das Weib: „Ich will

Digitized by Google

Euch vorher noch einen guten Kaffee kochen, Herr Pfarrer." „Ich bins nicht! Ich bin der Pfarrer!" sagte jetzt der Bauer zu sich selbst, denn so große Falschheit hielt er in seiner Treuherzigkeit nicht für möglich. „Ich nehme den Kaffee mit Dank an," antwortete er alsdann, trank und aß und reiste weiter, während der Schneider und das Weib ins Fäustchen lachten. ~ Gegen Mittag kam er an ein Dorf, da war der Pfarrer gestorben, und die Bauern suchten einen neuen Pfarrer. Da kam ihnen der Bauer gerade recht, und er wurde sogleich ins Pfarrhaus geführt, und am folgenden Tage, der ein Sonntag war, sollte er zuerst predigen. „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand," dachte der Bauer und ging nachmittags aus, um einen Text zu seiner Predigt zu suchen. Da kam er an ein Wasser, worauf ein Korb schwamm, und er sprach: „Halt, da habe ich schon eins, das ist Corpum." Dann kam er an eine Wiese, worauf eine Kuh Klee fraß. „Es geht gut," sprach er, „das ist also Corpum Kuhkleeum." Dann kam er auf den Weg, wo eine alte Frau saß. „Jetzt habe ich den Text," sprach er; „Corpum Kuhkleeum die alta Mameum." Ging nach Hause zurück, ließ vier Zimmerleute kommen, die mußten den andern Morgen vor der Predigt auf den Boden gehen, jeder mit einer Axt. Was sie da zu tun hatten, sagte er ihnen ins Ohr. Morgens, als die Gemeinde in der Kirche saß, bestieg er die Kanzel und sprach: „Meine lieben Zuhörer, jetzt fange ich meine Predigt an, deren Text ist schon so kräftig, daß Holz und Stein in der Kirche sich darüber erbarmen und krachen und bersten vor lauter Rührung, und ihr alle werdet weinen und jammern, als wenn das Jüngste Gericht anbräche." „Ah, das ist einmal ein Prediger für uns," sagten die Bauern einer zum andern, als sie husteten und sich schneuzten. „Der verstehts!" Jetzt fuhr der Pfarrer fort: „Mein Text lautet aber also: Corpum Kuhkleeum." Da schlugen zwei Zimmerleute mit ihren Äxten gegen die Decke, daß es Kalk und Lehm regnete. „Die alta Mameum!" schrie der Pfarrer weiter, und da handhabten sie die Äxte alle vier, so daß große Stücke von der Decke herniederfielen und die Bauern alle aus der Kirche flohen, denn sie glaubten nicht anders, als sie stürze ein. Er aber ging zufrieden nach Hause. Da kam der Bürgermeister mit dem Gemeinderat zu ihm und sprach: „Lieber Herr Pfarrer, unsere Kirche ist nicht für so kräftige Predigten gebaut. Da wir aber einen Mann wie Euch um alles in der Welt als Pfarrer behalten wollen, so bitten wir Euch um die Erlaubnis, Euch noch einen Pfarrgehilfen geben zu dürfen." „Daran tut, wie euch gefällt, liebe Pfarrkinder," sprach der Pfarrer. Er bekam jetzt einen Gehilfen, brauchte nicht mehr zu predigen und hatte gute Tage bis an sein Ende.

Tischlein deck dich, Esel streck dich, Knüppel aus dem Sack / Vorzeiten war ein Schneider, der drei Söhne hatte und nur eine einzige Ziege. Aber die Ziege, weil sie alle zusammen mit ihrer Milch ernährte, mußte ihr gutes Futter haben und täglich hinaus auf die Weide geführt werden.

Digitized by Google

Die Söhne taten das auch nach der Reihe. Einmal brachte ſie der älteſte auf den Kirchhof, wo die ſchönſten Kräuter ſtanden, ließ ſie da freſſen und herumſpringen. Abends, als es Zeit war, heimzugehen, fragte er: „Ziege, biſt du ſatt?“ Die Ziege antwortete: „Ich bin ſo ſatt / ich mag kein Blatt; meh! meh!“ „So komm nach Hauſe,“ ſprach der Junge, faßte ſie am Strickchen, führte ſie in den Stall und band ſie feſt. „Nun,“ ſagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?“ „Oh,“ antwortete der Sohn, „die iſt ſo ſatt, ſie mag kein Blatt.“ Der Vater aber wollte ſich ſelbſt überzeugen, ging hinab in den Stall, ſtreichelte das liebe Tier und fragte: „Ziege, biſt du auch ſatt?“ Die Ziege antwortete: „Wovon ſollt ich ſatt ſein? / Ich ſprang nur über Gräbelein / und fand kein einzig Blättelein; meh! meh!“ „Was muß ich hören!“ rief der Schneider, lief hinauf und ſprach zu dem Jungen: „Ei, du Lügner ſagſt, die Ziege wäre ſatt, und haſt ſie hungern laſſen?“ Und in ſeinem Zorn nahm er die Elle von der Wand und jagte ihn mit Schlägen hinaus. Am anderen Tage war die Reihe am zweiten Sohn; der ſuchte an der Gartenhecke einen Platz aus, wo lauter gute Kräuter ſtanden, und die Ziege fraß ſie rein ab. Abends, als er heimwollte, fragte er: „Ziege, biſt du ſatt?“ Die Ziege antwortete: „Ich bin ſo ſatt / ich mag kein Blatt; meh! meh!“ „So komm nach Hauſe,“ ſprach der Junge, zog ſie heim und band ſie im Stall feſt. „Nun,“ ſagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?“ „Oh,“ antwortete der Sohn, „die iſt ſo ſatt, ſie mag kein Blatt.“ Der Schneider wollte ſich darauf nicht verlaſſen, ging hinab in den Stall und fragte: „Ziege, biſt du auch ſatt?“ Die Ziege antwortete: „Wovon ſollt ich ſatt ſein? / Ich ſprang nur über Gräbelein / und fand kein einzig Blättelein; meh! meh!“ „Der gottloſe Böſewicht!“ ſchrie der Schneider, „ſo ein frommes Tier hungern zu laſſen!“, lief hinauf und ſchlug mit der Elle den Jungen zur Haustür hinaus. Die Reihe kam jetzt an den dritten Sohn; der wollte ſeine Sache gut machen, ſuchte Buſchwerk mit dem ſchönſten Laub aus und ließ die Ziege daran freſſen. Abends, als er heimwollte, fragte er: „Ziege, biſt du auch ſatt?“ Die Ziege antwortete: „Ich bin ſo ſatt / ich mag kein Blatt; meh! meh!“ „So komm nach Hauſe,“ ſagte der Junge, führte ſie in den Stall und band ſie feſt. „Nun,“ ſagte der alte Schneider, „hat die Ziege ihr gehöriges Futter?“ „Oh,“ antwortete der Sohn, „die iſt ſo ſatt, ſie mag kein Blatt.“ Der Schneider traute nicht, ging hinab und fragte: „Ziege, biſt du auch ſatt?“ Das boshafte Tier antwortete: „Wovon ſollt ich ſatt ſein? / Ich ſprang nur über Gräbelein / und fand kein einzig Blättelein; meh! meh!“ „O die Lügenbrut!“ rief der Schneider. „Einer ſo gottlos und pflichtvergeſſen wie der andere! Ihr ſollt mich nicht länger zum Narren haben!“ Und vor Zorn ganz außer ſich, ging er hinauf und gerbte dem armen Jungen mit der Elle den Rücken ſo gewaltig, daß er zum Hauſe hinausſprang. Der alte Schneider war nun mit ſeiner Ziege allein. Am anderen Morgen ging er hinab in den Stall, liebkoſte die Ziege und ſprach: „Komm, mein liebes Tierlein, ich will dich ſelbſt zur Weide führen.“ Er nahm ſie am Strick und brachte ſie zu grünen Hecken und unter Schafſippe und was ſonſt die Ziegen

Digitized by Google

gern freſſen. „Da kannſt du dich einmal nach Herzensluſt ſättigen,“ ſprach er zu ihr und ließ ſie weiden bis zum Abend. Da fragte er: „Ziege, biſt du ſatt?“ Sie antwortete: „Ich bin ſo ſatt / ich mag kein Blatt; meh! meh!“ „So komm nach Hauſe,“ ſagte der Schneider, führte ſie in den Stall und band ſie feſt. Als er wegging, kehrte er ſich noch einmal um und ſagte: „Nun biſt du doch einmal ſatt!“ Aber die Ziege machte es ihm nicht beſſer und rief: „Wie ſollt ich ſatt ſein? / Ich ſprang nur über Gräbelein / und fand kein einzig Blättelein; meh! meh!“ Als der Schneider das hörte, ſtutzte er und ſah wohl, daß er ſeine drei Söhne ohne Urſache verſtoßen hatte. „Wart,“ rief er, „du undankbares Geſchöpf! Dich fortzujagen iſt noch zu wenig, ich will dich zeichnen, daß du dich unter ehrbaren Schneidern nicht mehr darfſt ſehen laſſen.“ In einer Haſt ſprang er hinauf, holte ſein Bartmeſſer, ſeifte der Ziege den Kopf ein und ſchor ſie ſo glatt wie ſeine flache Hand Und weil die Elle zu ehrenvoll geweſen wäre, holte er die Peitſche und verſetzte ihr ſolche Hiebe, daß ſie in gewaltigen Sprüngen davonlief. Als der Schneider ſo ganz einſam in ſeinem Hauſe ſaß, verfiel er in große Traurigkeit und hätte ſeine Söhne gern wiedergehabt, aber niemand wußte, wo ſie hingeraten waren. Der älteſte war zu einem Schreiner in die Lehre gegangen; da lernte er fleißig und unverdroſſen, und als ſeine Zeit herum war, daß er wandern ſollte, ſchenkte ihm der Meiſter ein Tiſchchen, das gar kein beſonderes Anſehen hatte und von gewöhnlichem Holz war; aber es hatte eine gute Eigenſchaft. Wenn man es hinſtellte und ſprach: „Tiſchchen, deck dich!“, ſo war das gute Tiſchchen auf einmal mit einem ſauberen Tüchlein bedeckt, und ſtand da ein Teller und Meſſer und Gabel daneben, und Schüſſeln mit Geſottenem und Gebratenem, ſo viele Platz hatten, und ein großes Glas mit rotem Wein leuchtete, daß einem das Herz lachte. Der junge Geſell dachte: „Damit haſt du genug für dein Lebtag,“ zog guter Dinge in der Welt umher und bekümmerte ſich gar nicht darum, ob ein Wirtshaus gut oder ſchlecht und ob etwas darin zu finden war oder nicht. Wenn es ihm gefiel, ſo kehrte er gar nicht ein, ſondern im Feld, im Wald, auf einer Wieſe, wo er Luſt hatte, nahm er ſein Tiſchchen vom Rücken, ſtellte es vor ſich und ſprach: „Deck dich! ſo war alles da, was ſein Herz begehrte. Endlich kam es ihm in den Sinn, er wollte zu ſeinem Vater zurückkehren, ſein Zorn würde ſich gelegt haben, und mit dem Tiſchchen deck dich würde er ihn gern wieder aufnehmen. Es trug ſich zu, daß er auf dem Heimweg abends in ein Wirtshaus kam, das mit Gäſten angefüllt war; ſie hießen ihn willkommen und luden ihn ein, ſich zu ihnen zu ſetzen und mit ihnen zu eſſen, ſonſt würde er ſchwerlich noch etwas bekommen. „Nein,“ antwortete der Schreiner, „die paar Biſſen will ich euch nicht vor dem Munde nehmen, lieber ſollt ihr meine Gäſte ſein.“ Sie lachten und meinten, er triebe ſeinen Spaß mit ihnen. Er aber ſtellte ſein hölzernes Tiſchchen mitten in die Stube und ſprach: „Tiſchchen, deck dich!“ Augenblicklich war es mit Speiſen beſetzt, ſo gut wie ſie der Wirt nicht hätte herbeiſchaffen können, und wovon der Geruch den Gäſten lieblich in die Naſe ſtieg. „Zugegriffen, liebe Freunde!“ ſprach der Schreiner, und als die Gäſte ſahen, wie es gemeint war, ließen ſie

Digitized by Google

ſich nicht zweimal bitten, rückten heran, zogen ihre Meſſer und griffen tapfer zu. Und was ſie am meiſten verwunderte, wenn eine Schüſſel leer geworden war, ſo ſtellte ſich gleich von ſelbſt eine volle an ihren Platz. Der Wirt ſtand in einer Ecke und ſah dem Dinge zu; er wußte gar nicht, was er ſagen ſollte, dachte aber: „Einen ſolchen Koch könnteſt du in deiner Wirtſchaft wohl brauchen.“ Der Schreiner und ſeine Geſellſchaft waren luſtig bis in die ſpäte Nacht; endlich legten ſie ſich ſchlafen, und der junge Geſelle ging auch zu Bette und ſtellte ſein Wünſchtiſchchen an die Wand. Dem Wirt aber ließen ſeine Gedanken keine Ruhe, es fiel ihm ein, daß in ſeiner Rumpelkammer ein altes Tiſchchen ſtände, das geradeſo ausſähe; das holte er ganz ſacht herbei und vertauſchte es mit dem Wünſchtiſchchen. Am anderen Morgen zahlte der Schreiner ſein Schlafgeld, packte ſein Tiſchchen auf, dachte gar nicht daran, daß er ein falſches hätte, und ging ſeiner Wege. Zu Mittag kam er bei ſeinem Vater an, der ihn mit großer Freude empfing. „Nun, mein lieber Sohn, was haſt du gelernt?“ ſagte er zu ihm. „Vater, ich bin ein Schreiner geworden.“ „Ein gutes Handwerk,“ erwiderte der Alte. „Aber was haſt du von deiner Wanderſchaft mitgebracht?“ „Vater, das beſte, was ich mitgebracht habe, iſt das Tiſchchen.“ Der Schneider betrachtete es von allen Seiten und ſagte: „Daran haſt du kein Meiſterſtück gemacht, das iſt ein altes und ſchlechtes Tiſchchen.“ „Aber es iſt ein Tiſchchen deck dich,“ antwortete der Sohn; „wenn ich es hinſtelle und ſage ihm, es ſolle ſich decken, ſo ſtehen gleich die ſchönſten Gerichte darauf und ein Wein dabei, der das Herz erfreut. Ladet nur alle Verwandte und Freunde ein, die ſollen ſich einmal laben und erquicken, denn das Tiſchchen macht ſie alle ſatt.“ Als die Geſellſchaft beiſammen war, ſtellte er ſein Tiſchchen mitten in die Stube und ſprach: „Tiſchchen, deck dich!“ Aber das Tiſchchen regte ſich nicht und blieb ſo leer wie ein anderer Tiſch, der die Sprache nicht verſteht. Da merkte der arme Geſelle, daß ihm das Tiſchchen vertauſcht war, und ſchämte ſich, daß er wie ein Lügner daſtand. Die Verwandten aber lachten ihn aus und mußten ungetrunken und ungegeſſen wieder heimwandern. Der Vater holte ſeine Lappen wieder herbei und ſchneiderte fort, der Sohn aber ging bei einem Meiſter in die Arbeit. ~ Der zweite Sohn war zu einem Müller gekommen und bei ihm in die Lehre gegangen. Als er ſeine Jahre herum hatte, ſprach der Meiſter: „Weil du dich ſo wohl gehalten haſt, ſo ſchenke ich dir einen Eſel von einer beſonderen Art, er zieht nicht am Wagen und trägt auch keine Säcke.“ „Wozu iſt er denn nütze?“ fragte der junge Geſelle.“ „Er ſpeit Gold,“ antwortete der Müller. „Wenn du ihn auf ein Tuch ſtellſt und ſprichſt: »Eſel, ſtreck dich!«, ſo ſpeit dir das gute Tier Goldſtücke aus, hinten und vorn.“ „Das iſt eine ſchöne Sache,“ ſprach der Geſelle, dankte dem Meiſter und zog in die Welt. Wenn er Geld nötig hatte, brauchte er es nur ſeinem Eſel ſtreck dich zu ſagen, ſo regnete es Goldſtücke, und er hatte weiter keine Mühe, als ſie von der Erde aufzuheben. Wo er hinkam, war ihm das Beſte gut genug, und je teurer, je lieber, denn er hatte immer einen vollen Beutel. Als er ſich eine Zeitlang in der Welt umgeſehen hatte, dachte er: „Du mußt deinen Vater aufſuchen;

Digitized by Google

wenn du mit dem Goldesel kommst, so wird er seinen Zorn vergessen und dich gut aufnehmen." Es trug sich zu, daß er in dasselbe Wirtshaus geriet, in welchem seinem Bruder das Tischchen vertauscht war. Er führte seinen Esel an der Hand, und der Wirt wollte ihm das Tier abnehmen und anbinden, der junge Geselle aber sprach: „Gebt Euch keine Mühe, meinen Grauschimmel führe ich selbst in den Stall und binde ihn auch selbst an, denn ich muß wissen, wo er steht." Dem Wirt kam das wunderlich vor und er meinte, einer, der seinen Esel selbst besorgen müßte, hätte nicht viel zu verzehren; als aber der Fremde in die Tasche griff, zwei Goldstücke herausholte und sagte, er solle nur etwas Gutes für ihn einkaufen, so machte er große Augen, lief und suchte das Beste, das er auftreiben konnte. Nach der Mahlzeit fragte der Gast, was er schuldig wäre; der Wirt wollte die doppelte Kreide nicht sparen und sagte, noch ein paar Goldstücke müsse er zulegen. Der Geselle griff in die Tasche, aber sein Geld war eben zu Ende. „Wartet einen Augenblick, Herr Wirt," sprach er, „ich will nur gehen und Gold holen," nahm aber das Tischtuch mit. Der Wirt wußte nicht, was das heißen sollte, war neugierig, schlich ihm nach, und da der Gast die Stalltür zuriegelte, so guckte er durch ein Astloch. Der Fremde breitete unter dem Esel das Tuch aus, rief: „Esel, streck dich!", und augenblicklich fing das Tier an Gold zu speien von hinten und vorn, daß es ordentlich auf die Erde herabregnete. „Ei der Tausend," sagte der Wirt, „da sind die Dukaten bald geprägt! So ein Geldbeutel ist nicht übel!" Der Gast bezahlte seine Zeche und legte sich schlafen; der Wirt aber schlich in der Nacht herab in den Stall, führte den Münzmeister weg und band einen anderen Esel an seine Stelle. Den folgenden Morgen in der Frühe zog der Geselle mit seinem Esel ab und meinte, er hätte seinen Goldesel. Mittags kam er bei seinem Vater an, der sich freute, als er ihn wiedersah, und ihn gern aufnahm. „Was ist aus dir geworden, mein Sohn?" fragte der Alte. „Ein Müller, lieber Vater," antwortete er. „Was hast du von deiner Wanderschaft mitgebracht?" „Weiter nichts als einen Esel." „Esel gibts hier genug," sagte der Vater, „da wäre mir doch eine gute Ziege lieber gewesen." „Ja," antwortete der Sohn, „aber es ist kein gemeiner Esel, sondern ein Goldesel; wenn ich sage: »Esel, streck dich!«, so speit Euch das gute Tier ein ganzes Tuch voll Goldstücke. Laßt nur alle Verwandte herbeirufen, ich mache sie alle zu reichen Leuten." „Das laß ich mir gefallen," sagte der Schneider, „dann brauch ich mich mit der Nadel nicht weiter zu quälen," sprang selbst fort und rief die Verwandten herbei. Sobald sie beisammen waren, hieß sie der Müller Platz machen, breitete sein Tuch aus und brachte den Esel in die Stube. „Jetzt gebt acht," sagte er und rief seinen Spruch; aber es waren keine Goldstücke, was da herabfiel, und es zeigte sich, daß das Tier nichts von der Kunst verstand, denn es bringts nicht jeder Esel so weit. Da machte der arme Müller ein langes Gesicht, sah, daß er betrogen war, und bat die Verwandten um Verzeihung, die so arm heimgingen wie sie gekommen waren. Es blieb nichts übrig, der Alte mußte wieder nach der Nadel greifen und der Junge sich bei einem Müller verdingen. ~ Der dritte Bruder war zu einem Drechsler in

Digitized by Google

die Lehre gegangen, und weil es ein kunſtreiches Handwerk iſt, mußte er am längſten lernen. Seine Brüder aber meldeten ihm in einem Briefe, wie ſchlimm es ihnen ergangen war und wie ſie der Wirt noch am letzten Abend um ihre ſchönen Wünſchdinge gebracht hätte. Als der Drechſler nun ausgelernt hatte und wandern ſollte, ſo ſchenkte ihm ſein Meiſter, weil er ſich ſo wohl gehalten, einen Sack und ſagte: „Es liegt ein Knüppel darin.“ „Den Sack kann ich umhängen und er kann mir gute Dienſte leiſten, aber was ſoll der Knüppel darin? Der macht ihn nur ſchwer.“ „Das will ich dir ſagen,“ antwortete der Meiſter. „Hat dir jemand etwas zuleide getan, ſo ſprich nur: »Knüppel, aus dem Sack!«, ſo ſpringt dir der Knüppel heraus unter die Leute und tanzt ihnen ſo luſtig auf dem Rücken herum, daß ſie ſich acht Tage lang nicht regen und bewegen können; und eher läßt er nicht ab, als bis du ſagſt: »Knüppel, in den Sack!«“ Der Geſelle dankte ihm, hing den Sack um, und wenn ihm jemand zu nahe kam und auf den Leib wollte, ſo ſprach er: „Knüppel, aus dem Sack!“ Alsbald ſprang der Knüppel heraus und klopfte einem nach dem anderen den Rock oder das Wams gleich auf dem Rücken aus und wartete nicht erſt, bis er ihn ausgezogen hatte; und das ging ſo geſchwind, daß, eh ſichs einer verſah, die Reihe ſchon an ihm war. Der junge Drechſler langte zur Abendzeit in dem Wirtshauſe an, wo ſeine Brüder waren betrogen worden. Er legte ſeinen Ranzen vor ſich auf den Tiſch und fing an zu erzählen, was er alles Merkwürdiges in der Welt geſehen habe. „Ja,“ ſagte er, „man findet wohl ein Tiſchchen deck dich, einen Goldeſel und dergleichen: lauter gute Dinge, die ich nicht verachte, aber das iſt alles nichts gegen den Schatz, den ich mir erworben habe und mit mir da in meinem Sack führe.“ Der Wirt ſpitzte die Ohren. „Was in aller Welt mag das ſein?“ dachte er. „Der Sack iſt wohl mit lauter Edelſteinen angefüllt; den ſollte ich billig auch noch haben, denn aller guten Dinge ſind drei.“ Als Schlafenszeit war, ſtreckte ſich der Gaſt auf die Bank und legte ſeinen Sack als Kopfkiſſen unter. Der Wirt, als er meinte, der Gaſt läge in tiefem Schlaf, ging herbei, rückte und zog ganz ſacht und vorſichtig an dem Sack, ob er ihn vielleicht wegziehen und einen anderen unterlegen könnte. Der Drechſler aber hatte ſchon lange darauf gewartet. Wie nun der Wirt eben einen herzhaften Ruck tun wollte, rief er: „Knüppel, aus dem Sack!“ Alsbald fuhr das Knüppelchen heraus, dem Wirt auf den Leib und rieb ihm die Nähte, daß es eine Art hatte. Der Wirt ſchrie zum Erbarmen; aber je lauter er ſchrie, deſto kräftiger ſchlug der Knüppel ihm den Takt dazu auf dem Rücken, bis er endlich erſchöpft zur Erde fiel. Da ſprach der Drechſler: „Wenn du das Tiſchchen deck dich und den Goldeſel nicht wieder herausgibſt, ſo ſoll der Tanz von neuem angehen.“ „Ach nein,“ rief der Wirt ganz kleinlaut, „ich gebe alles gern wieder heraus, laßt nur den verwünſchten Kobold wieder in den Sack kriechen.“ Da ſprach der Geſelle: „Ich will Gnade für Recht ergehen laſſen, aber hüte dich vor Schaden!“ Dann rief er: „Knüppel, in den Sack!“ und ließ ihn ruhen. Der Drechſler zog am anderen Morgen mit dem Tiſchchen deck dich und dem Goldeſel heim zu ſeinem Vater. Der Schneider freute ſich, als er ihn wiederſah, und fragte auch

Digitized by Google

ihn, was er in der Fremde gelernt hätte. „Lieber Vater," antwortete er, „ich bin ein Drechsler geworden." „Ein kunstreiches Handwerk!" sagte der Vater. „Was hast du von der Wanderschaft mitgebracht?" „Ein kostbares Stück, lieber Vater," antwortete der Sohn, „einen Knüppel in dem Sack." „Was?" rief der Vater. „Einen Knüppel? Das ist der Mühe wert! Den kannst du dir von jedem Baume abhauen." „Aber einen solchen nicht, lieber Vater; sage ich: »Knüppel, aus dem Sack!«, so springt der Knüppel heraus und macht mit dem, der es nicht gut mit mir meint, einen schlimmen Tanz und läßt nicht eher nach, als bis er auf der Erde liegt und um gut Wetter bittet. Seht Ihr, mit diesem Knüppel habe ich das Tischchen deck dich und den Goldesel wieder herbeigeschafft, die der diebische Wirt meinen Brüdern abgenommen hatte. Jetzt laßt sie beide rufen und ladet alle Verwandten ein, ich will sie speisen und tränken und will ihnen die Taschen noch mit Gold füllen." Der alte Schneider wollte nicht recht trauen, brachte aber doch die Verwandten zusammen. Da deckte der Drechsler ein Tuch in die Stube, führte den Goldesel herein und sagte zu seinem Bruder: „Nun, lieber Bruder, sprich mit ihm." Der Müller sagte: „Esel, streck dich!", und augenblicklich sprangen die Goldstücke auf das Tuch herab, als käme ein Platzregen, und der Esel hörte nicht eher auf, als bis alle so viel hatten, daß sie nicht mehr tragen konnten. Dann holte der Drechsler das Tischchen und sagte: „Lieber Bruder, nun sprich mit ihm." Und kaum hatte der Schreiner „Tischchen, deck dich!" gesagt, so war es gedeckt und mit den schönsten Schüsseln reichlich besetzt. Da ward eine Mahlzeit gehalten, wie der gute Schneider noch keine in seinem Hause erlebt hatte, und die ganze Verwandtschaft blieb beisammen bis in die Nacht, und waren alle lustig und vergnügt. Der Schneider verschloß Nadel und Zwirn, Elle und Bügeleisen in einen Schrank und lebte mit seinen drei Söhnen in Freude und Herrlichkeit. ~ Wo ist aber die Ziege hingekommen, die schuld war, daß der Schneider seine drei Söhne fortjagte? Das will ich dir sagen. Sie schämte sich, daß sie einen kahlen Kopf hatte, lief in eine Fuchshöhle und verkroch sich hinein. Als der Fuchs nach Hause kam, funkelten ihm ein Paar große Augen aus der Dunkelheit entgegen, daß er erschrak und wieder zurückfloh. Der Bär begegnete ihm, und da der Fuchs ganz verstört aussah, so sprach er: „Was ist dir, Bruder Fuchs, was machst du für ein Gesicht?" „Ach," antwortete der Rote, „ein grimmig Tier sitzt in meiner Höhle und hat mich mit feurigen Augen angeglotzt." „Das wollen wir bald austreiben," sprach der Bär, ging mit zu der Höhle und schaute hinein; als er aber die feurigen Augen erblickte, wandelte ihn ebenfalls Furcht an; er wollte mit dem grimmigen Tiere nichts zu tun haben und nahm Reißaus. Die Biene begegnete ihm, und da sie merkte, daß es ihm in seiner Haut nicht wohl zumute war, sprach sie: „Bär, du machst ja ein gewaltig verdrießlich Gesicht; wo ist deine Lustigkeit geblieben?" „Du hast gut reden," antwortete der Bär, „es sitzt ein grimmiges Tier mit Glotzaugen in dem Hause des Roten, und wir können es nicht herausjagen." Die Biene sprach: „Du dauerst mich, Bär, ich bin ein armes, schwaches Geschöpf, das ihr im Wege nicht anguckt, aber ich glaube doch,

Digitized by Google

daß ich euch helfen kann." Sie flog in die Fuchsböhle, setzte sich der Ziege auf den glatten, geschorenen Kopf und stach sie so gewaltig, daß sie aufsprang, „Meh! meh!" schrie und wie toll in die Welt hineinlief; und niemand weiß bis auf diese Stunde, wo sie hingelaufen ist.

Die kluge Else / Es

war ein Mann, der hatte eine Tochter, die hieß die kluge Else. Als sie nun erwachsen war, sprach der Vater: „Wir wollen sie heiraten lassen." „Ja," sagte die Mutter, „wenn nur einer käme, der sie haben wollte." Endlich kam von weither einer, der hieß Hans, und hielt um sie an, er machte aber die Bedingung, daß die kluge Else auch recht gescheit wäre. „Oh," sprach der Vater, „die hat Zwirn im Kopf," und die Mutter sagte: „Ach, die sieht den Wind auf der Gasse laufen und hört die Fliegen husten." „Ja," sprach der Hans, „wenn sie nicht recht gescheit ist, so nehm ich sie nicht." Als sie nun zu Tisch saßen und gegessen hatten, sprach die Mutter: „Else, geh in den Keller und hol Bier." Da nahm die kluge Else den Krug von der Wand, ging in den Keller und klappte unterwegs brav mit dem Deckel, damit ihr die Zeit ja nicht lang würde. Als sie unten war, holte sie ein Stühlchen und stellte es vors Faß, damit sie sich nicht zu bücken brauchte und ihrem Rücken etwa nicht wehe täte und unverhofften Schaden nähme. Dann stellte sie die Kanne vor sich und drehte den Hahn auf, und während der Zeit, daß das Bier hineinlief, wollte sie doch ihre Augen nicht müßig lassen, sah oben an die Wand hinauf und erblickte nach vielem Hin- und Herschauen eine Kreuzhacke gerade über sich, welche die Maurer da aus Versehen hatten stecken lassen. Da fing die kluge Else an zu weinen und sprach: „Wenn ich den Hans kriege, und wir kriegen ein Kind, und das ist groß, und wir schicken das Kind in den Keller, daß es hier soll Bier zapfen, so fällt ihm die Kreuzhacke auf den Kopf und schlägts tot." Da saß sie und weinte und schrie aus Leibeskräften über das bevorstehende Unglück. Die oben warteten auf den Trank, aber die kluge Else kam noch immer nicht. Da sprach die Frau zur Magd: „Geh doch hinunter in den Keller und sieh, wo die Else bleibt." Die Magd ging und fand sie vor dem Fasse sitzend und laut schreiend. „Else, was weinst du?" fragte die Magd. „Ach," antwortete sie, „soll ich nicht weinen? Wenn ich den Hans kriege, und wir kriegen ein Kind, und das ist groß und soll hier Trinken zapfen, so fällt ihm vielleicht die Kreuzhacke auf den Kopf und schlägt es tot." Da sprach die Magd: „Was haben wir für eine kluge Else!", setzte sich zu ihr und fing auch an über das Mißgeschick zu weinen. Über eine Weile, als die Magd nicht wiederkam, und die droben durstig nach dem Trank waren, sprach der Mann zum Knecht: „Geh doch hinunter in den Keller und sieh, wo die Else und die Magd bleiben." Der Knecht ging hinab, da saßen die kluge Else und die Magd und weinten beide zusammen. Da fragte er: „Was weint ihr denn?" „Ach," sprach die Else, „soll ich nicht weinen? Wenn ich den Hans kriege, und wir kriegen ein

Digitized by Google

Kind, und das ist groß und soll hier Trinken zapfen, so fällt ihm die Kreuzhacke auf den Kopf und schlägts tot." Da sprach der Knecht: „Was haben wir für eine kluge Else!", setzte sich zu ihr und fing auch an laut zu heulen. Oben warteten sie auf den Knecht, als er aber immer nicht kam, sprach der Mann zur Frau: „Geh doch hinunter in den Keller und sieh, wo die Else bleibt." Die Frau ging hinab und fand alle drei in Wehklagen und fragte nach der Ursache; da erzählte ihr die Else auch, daß ihr zukünftiges Kind wohl würde von der Kreuzhacke totgeschlagen werden, wenn es erst groß wäre und Bier zapfen solle und die Kreuzhacke fiele herab. Da sprach die Mutter gleichfalls: „Ach, was haben wir für eine kluge Else!", setzte sich hin und weinte mit. Der Mann oben wartete noch ein Weilchen, als aber seine Frau nicht wiederkam und sein Durst immer stärker ward, sprach er: „Ich muß nur selber in den Keller gehen und sehen, wo die Else bleibt." Als er aber in den Keller kam und alle da beieinander saßen und weinten und er die Ursache hörte, daß das Kind der Else schuld wäre, das sie vielleicht einmal zur Welt brächte und von der Kreuzhacke könnte totgeschlagen werden, wenn es gerade zur Zeit, wo sie herabfiele, darunterfäße, Bier zu zapfen, da rief er: „Was für eine kluge Else!", setzte sich und weinte auch mit. Der Bräutigam blieb lange oben allein, da niemand wiederkommen wollte, dachte er: „Sie werden unten auf dich warten, du mußt auch hingehen und sehen, was sie vorhaben." Als er hinabkam, saßen da fünfe und schrien und jammerten ganz erbärmlich, einer immer besser als der andere. „Was für ein Unglück ist denn geschehen?" fragte er. „Ach, lieber Hans," sprach die Else, „wenn wir einander heiraten und haben ein Kind, und es ist groß, und wir schickens vielleicht hierher, Trinken zu zapfen, da kann ihm ja die Kreuzhacke, die da oben ist steckengeblieben, wenn sie herabfallen sollte, den Kopf zerschlagen, daß es liegen bleibt; sollen wir da nicht weinen?" „Nun," sprach Hans, „mehr Verstand ist für meinen Haushalt nicht nötig; weil du so eine kluge Else bist, so will ich dich haben," packte sie bei der Hand und nahm sie mit hinauf und hielt Hochzeit mit ihr. Als sie den Hans eine Weile hatte, sprach er: „Frau, ich will ausgehen arbeiten und uns Geld verdienen, geh du ins Feld und schneid das Korn, daß wir Brot haben." „Ja, mein lieber Hans, das will ich tun." Nachdem der Hans fort war, kochte sie sich einen guten Brei und nahm ihn mit ins Feld. Als sie vor den Acker kam, sprach sie zu sich selbst: „Was tu ich? Schneid ich eher, oder eß ich eher? Hei, ich will erst essen." Nun aß sie ihren Topf mit Brei aus, und als sie dick und satt war, sprach sie wieder: „Was tu ich? Schneid ich eher, oder schlaf ich eher? Hei, ich will erst schlafen." Da legte sie sich ins Korn und schlief ein. Der Hans war längst zu Hause, aber die Else wollte nicht kommen. Da sprach er: „Was hab ich für eine kluge Else, die ist so fleißig, daß sie nicht einmal nach Hause kommt und ißt." Als sie aber noch immer ausblieb und es Abend ward, ging der Hans hinaus und wollte sehen, was sie geschnitten hätte; aber es war nichts geschnitten, sondern sie lag im Korn und schlief. Da eilte der Hans geschwind heim und holte ein Vogelgarn mit kleinen Schellen und hängte es um sie herum; und sie schlief noch immer fort. Dann

Digitized by Google

lief er heim, ſchloß die Haustür zu und ſetzte ſich auf ſeinen Stuhl und arbeitete. Endlich, als es ſchon ganz dunkel war, erwachte die kluge Elſe, und als ſie aufſtand, rappelte es um ſie herum, und die Schellen klingelten bei jedem Schritt, den ſie tat. Da erſchrak ſie, ward irre, ob ſie auch wirklich die kluge Elſe wäre, und ſprach: „Bin ichs, oder bin ichs nicht?“ Sie wußte aber nicht, was ſie darauf antworten ſollte, und ſtand eine Zeitlang zweifelhaft; endlich dachte ſie: „Ich will nach Hauſe gehen und fragen, ob ichs bin oder ob ichs nicht bin, die werdens ja wiſſen.“ Sie lief vor ihre Haustür, aber die war verſchloſſen; da klopfte ſie an das Fenſter und rief: „Hans, iſt die Elſe drinnen?“ „Ja,“ antwortete Hans, „ſie iſt drinnen.“ Da erſchrak ſie und ſprach: „Ach Gott, dann bin ichs nicht,“ und ging vor eine andere Tür; als aber die Leute das Klingeln der Schellen hörten, wollten ſie nicht aufmachen, und ſie konnte nirgends unterkommen. Da lief ſie fort zum Dorfe hinaus, und niemand hat ſie wiedergeſehen.

Der Hahnenrat / Es

war einmal ein Mann, der war gar klug, denn er verſtand die Sprache der Tiere; aber ſo klug er auch war, ſo konnte er doch ſeine böſe Frau nicht recht im Zaum halten. Nun traf ſichs einmal, daß er in ſeinem Hofe ſaß und dem Geſpräch der Tiere zuhörte; da das aber gerade einen gar luſtigen Gegenſtand betraf, lachte er laut auf, und das ſah ſeine Frau. Nun drang ſie mit großer Heftigkeit in ihn, denn ſie war auch gar neugierig, er ſolle ihr doch erzählen, worüber er gelacht habe; allein ſo gern er es auch gemocht hätte, um ſie nur zufriedenzuſtellen, ſo durfte er es doch nicht, denn es hätte ihm ſonſt ſein Leben gekoſtet. Er ſchlug es ihr daher ab; aber hierdurch wurde das Weib nur um ſo ungeduldiger und jähzorniger und überhäufte ihn mit vielen Schmähungen und Vorwürfen und ſagte, daß er immer Heimlichkeiten vor ihr habe. So gings von einem Tage zum anderen, ſo daß der Mann zuletzt ganz traurig und betrübt wurde und mit geſenktem Haupte daherging, indem er ſann, wie er es wohl ändern könnte. Da ging er eines Tages in den Hof und ſah, wie der Hahn luſtig umherlief und ſein lautes Kikeriki erſchallen ließ. Der Hund aber war ganz ſtill und ſprach zum Hahn: „Wie kannſt du nur ſo luſtig ſein, da doch unſer Herr ſo traurig iſt wegen ſeines böſen Weibes, das ihm keine Ruhe läßt.“ „Ich denke,“ entgegnete der Hahn, „es wird ſich wohl noch mit ihm ändern, er braucht ſich ja nur an mir ein Beiſpiel zu nehmen; ich habe über hundert Frauen, aber wehe der, die mir nicht gehorchen wollte, ich würde ihr augenblicklich die Augen aus dem Kopfe hacken; und er hat doch nur die eine, und ſollte nicht mit ihr fertig werden?“ Das hörte der Herr mit Vergnügen an, denn er ſah ein, der Hahn habe recht; er ging daher ſogleich in ſein Haus, nahm die Peitſche und hieb damit tüchtig auf ſeine Frau los, indem er ſie fragte, ob ſie noch Verlangen trage, zu wiſſen, weshalb er gelacht habe. Da kroch ſie ſogleich zu Kreuze und hat nie in ihrem Leben wieder verlangt, ihres Mannes Geheimniſſe zu wiſſen, und ſie haben von da an glücklich und zufrieden gelebt bis an ihr Ende.

Digitized by Google

Des guten Peter falsche Brüder / Ein Bauer

hatte zwei Söhne, die ließ er in der Stadt erziehen; denn er wollte aus ihnen etwas machen. Als beide ausgelernt hatten und von der Schule heimkehrten, freute sich der Vater sehr; allein den Söhnen gefiel es bald zu Hause nicht; sie sprachen daher untereinander: „Wir wollen unseren Vater überreden, daß er uns erlaubt, in die Fremde zu ziehen, aber keiner soll es tun ohne den anderen.“ Wie sie nun ihrem Vater sagten, was sie vorhätten, war der betrübt und wollte nicht einwilligen; am Ende wollte er den einen lassen, aber der andere sollte bei ihm bleiben. Doch die Söhne baten immerfort, bis er endlich nachgab. „Schreibt mir nur,“ sprach er beim Abschied, „wenn es euch gut geht; wenn es euch aber schlecht geht, will ichs nicht wissen.“ Die beiden versprachen es und zogen fort, weit, weit in ein fremdes Land; aber weil sie in der Stadt sehr herrisch und vornehm geworden waren, schämten sie sich, zu sagen, daß sie Bauernsöhne seien. Sie machten sich falsche Pässe und gaben sich für Grafensöhne aus. Sie traten auch in königlichen Dienst; aber anfangs bekamen sie nur so viel, daß sie damit als Grafensöhne nicht leben konnten. Sie schrieben daher ihrem Vater und sagten, wie gut es ihnen ginge, nur brauchten sie noch Geld, um höher zu steigen; sie bäten ihn um einiges; wenn sie dann große Herren wären, würden sie ihm alles vergelten. Der Vater schickte ihnen einmal, zweimal, dreimal, und so an die zehnmal; aber die Söhne baten immer um mehr; das Bitten wollte nicht aufhören und das Vergelten gar nicht anfangen. Das war ihm zuletzt denn doch zuviel, und er konnte die große Summe nicht mehr erschwingen; so schrieb er ihnen zuletzt, seit ihrer Abreise hätten sie einen Bruder bekommen, für den müsse er auch sorgen, er könne ihnen nichts mehr schicken. Als sie ihm aber wieder schrieben, nur noch einmal solle er ihnen soundso viel schicken ~ es war aber eine große Summe ~, dann würden sie Minister, und sie würden ihm alles zurückzahlen, so verkaufte er Haus und Hof, um die verlangte Summe zusammenzubringen, und hatte ihnen nun all sein Gut geschickt. Die Söhne wurden in dem fremden Lande auch wirklich Minister, aber ihres Vaters vergaßen sie; er lebte noch fünfzehn Jahre in großer Armut, und als er starb, konnte er nicht einmal ordentlich begraben werden. Der kleine Peter aber, denn so hieß der Jüngste, der durch seine Brüder um sein väterliches Erbe gekommen war, mußte schon als kleiner Knabe in den Dienst treten. Der Pfarrer hatte sich seiner erbarmt und ihn aufgenommen. Er ließ ihn die Gänse hüten und lehrte ihn auch Lesen und Schreiben und gab ihm lateinische Bücher mit aufs Feld, und er hatte bei den Gänsen gut Zeit zum Lernen. Endlich kam es den beiden älteren Brüdern einmal in den Sinn, zu sehen, was ihr Vater mache, ob er noch lebe. Sie ritten mit ihren Dienern fort; aber als sie nahe an ihrer Heimat waren, ließen sie die Diener in einem Wirtshaus zurück, damit sie nicht sehen und erfahren sollten, daß ihre Herren nur Bauernsöhne seien. Nicht weit von ihrem Heimatorte sahen sie an der Straße einen Gänsejungen. Sie fragten ihn, ob er nicht einen

Digitized by Google

Mann im Dorfe kenne so und so. „Ei, das war ja gerade mein Vater, der vor einem Jahre im Elend gestorben ist; er hatte all sein Vermögen meinen zwei älteren Brüdern in die Fremde geschickt. Sie hatten geschrieben, sie würden große Herren werden und ihms vergelten, allein sie ließen nichts mehr von sich hören, und so mußte er Not und Mangel leiden, und als er starb, konnte er nicht einmal ordentlich begraben werden." Da sprachen die Brüder untereinander lateinisch: „Das ist unser Bruder! Ja, das ist unser Bruder!" Peter aber hatte alles gut verstanden. Sie ritten ins Dorf, um sich besser zu überzeugen; als sie völlige Gewißheit hatten, kehrten sie zurück und sprachen: „Höre, wir sind deine Brüder; was wir an unserem Vater gefehlt, wollen wir an dir gutmachen. Komme du mit uns, du sollst es gut bei uns haben." Peter wollte lange nicht, endlich ließ er sich überreden, ging zu seinem Herrn und nahm Abschied. Der Pfarrer schenkte dem Peter ein kleines Roß, daß er auch reiten könne; sonst aber behielt er seine arme Hirtenkleidung. Als sie in der Nähe des Wirtshauses waren, wo die Diener warteten, sprach der eine von den Brüdern zum anderen, aber lateinisch, daß es Peter nicht verstehen sollte: „Reite du voraus und schicke die nach Hause und sage, wir hätten schon Diener; unser Bruder hier soll uns dann die Pferde besorgen und Knecht sein." So ritt der eine voraus und schickte die Diener heim. Peter aber hatte alles verstanden; doch stellte er sich, als wisse er nichts davon, was sie gesprochen hätten. Als sie aber ins Wirtshaus kamen, so sagten sie dem Wirt, das sei ihr Knecht, und sie befahlen dem Peter, er solle ihnen die Rosse besorgen und im Stalle liegen. Er fügte sich geduldig und tat alles; aber in seinem Herzen dachte er: „Also das ist der Dank, den sie an mir meinem Vater darbringen! Oh, wenn er das wüßte, er würde sich im Grabe umkehren!" Als sie nun weit, weit geritten und schon in der Nähe der Königsstadt waren, sprachen die zwei wieder untereinander lateinisch: „Es ist doch nicht gut, daß wir diesen Bettler mitgenommen haben, er wird uns nur verraten." Da verboten sie ihm, zu sagen, daß er ihr Bruder sei, sonst werde es ihm schlecht gehen. Der arme Peter versprach alles. Allein sie trauten doch nicht recht, und als sie abends über die Schloßbrücke zogen, sprach der eine zum anderen lateinisch: „Wir brauchen ihn jetzt nicht mehr; wir stoßen ihn hier in den Graben, dann haben wir nichts zu fürchten." Peter hatte alles gehört, konnte sich aber nicht helfen; denn gleich packten sie ihn und stießen ihn von seinem Pferd hinunter und ritten eiligst ins Schloß. Peter nahm alle seine Kraft zusammen und schwamm in dem Graben dem Schlosse zu, und da kam er glücklicherweise an eine Treppe. Es war aber die Wohnung der jungen Königstochter in dieser Schloßecke, und sie saß gerade mit ihren Kammerjungfern ruhig im Zimmer, als sie plötzlich einen Schrei und dann das Geplätscher in den Wellen hörten. Sogleich rief sie ängstlich: „Es ist jemand in den Schloßgraben gefallen!" Da liefen die Kammerjungfern mit Fackeln hinunter zur Wasserstiege und fanden hier den armen Peter ganz erschöpft. Die Königstochter befahl, daß man ihm sogleich frische Kleider anziehe und ihn zu ihr bringe. Es geschah, und als Peter in den schönen Kleidern erschien, hatte die junge Prinzessin ihre

Digitized by Google

Freude an dem schönen Jungen. Sie ließ ihren Vater rufen und sprach: „Siehe, den haben wir jetzt aus den Fluten gerettet; willst du ihn, lieber Vater, mir schenken? Das soll mein Diener sein.“ Der Vater willigte gern ein, denn er hatte seine Tochter, die sein einziges Kind war, so lieb, daß er ihr nicht leicht einen Wunsch versagte. So war Peter auf einmal aus dem größten Unglück ins größte Glück versetzt worden. ~ Am anderen Morgen machten die beiden heimgekehrten Minister ihre Aufwartung bei dem König und kamen danach auch zur Prinzessin. Wie erschraken sie aber, als sie nun ihren Bruder Peter in königlicher Dienerkleidung bei der Prinzessin sahen! Sie wollten gleich umkehren und meinten, es sei ihnen nicht ganz wohl, sie würden ein andermal wiederkommen; allein die junge Königstochter ließ sie nicht fort, sondern erzählte ihnen gleich von ihrem Glück, wie sie den Jungen in der Nacht aus dem Schloßgraben gerettet und wie sie ihn von ihrem Vater zum Diener erhalten habe. Da atmeten sie wieder leicht, denn sie merkten, daß Peter ihr noch nichts gesagt habe. Als sie jedoch wieder fort waren, sprachen sie untereinander: „Wir sind verloren, wenn wir nicht bald etwas erfinden.“ Gleich hatten sie sich etwas ausgedacht; sie ließen einen Schlaftrunk machen und gingen damit abends zur Königstochter und sprachen: „Diesen Trank haben wir aus unserer Heimat mitgebracht,“ sie möge ihn doch kosten und auch ihrem Diener davon geben. Gleich ließ sie ihren Peter hinkommen und trank ganz arglos, gab dann auch ihm, und er trank ebenfalls. Aber nun fielen beide in einen festen Schlaf. Da nahmen die beiden Minister sie und legten sie in ein Bett und gingen dann zum König und sprachen: „Komme schnell, o Herr, und siehe deine Tochter, wie weit sie sich vergangen hat.“ Der König eilte sogleich hin, und als er beide im Bette sah, rief er: „Weh mir! Ach, was ist zu tun, daß diese Schande von meinem Hause fortgewälzt werde?“ Da rieten die beiden Minister, es sei das beste, man solle beide in einen Kasten sperren und sie darin aufs hohe Meer aussetzen. So hart es dem König auch war, sein einziges geliebtes Kind zu verlieren, so gab er doch seine Einwilligung und sprach: „Fort mit ihnen!“ Da ließen die beiden Minister gleich einen großen Kasten mit einem Glasfenster machen, legten Kleider hinein für beide, dem Peter seine armen Hirtenkleider, und Brot auf einige Tage, und ließen dann noch in der Nacht den Kasten aufs hohe Meer führen und aussetzen. Der schwamm nun da herum, und die Sonne stand schon hoch am folgenden Tage, als zuerst Peter erwachte. Aber wie ihm war, als er nun einmal um sich sah, kann man sich leicht denken. Doch jammerte ihn am meisten die Königstochter, die schlief noch immerfort. Endlich erwachte auch sie. „Mein Gott,“ rief sie, „wo bin ich?“ Als sie nun den engen Kasten sah und fühlte, daß der so hin und her schwankte, und als Peter ihr alles erzählt von seinen falschen Brüdern, daß die ihnen gewiß einen Schlaftrunk gegeben und sie hierher aufs Meer gesetzt, um ihn und sie zu verderben, so wollte sie gar verzweifeln. Peter tröstete sie, so wie er konnte; dann kleideten sie sich an und aßen ein wenig; darauf nahm Peter ein Messer und schnitt an dem einen Fenster das Loch so groß, daß er den Kopf hinausstecken konnte, um

Digitized by Google

zu ſehen, wo ſie ſeien und ob ſich in der Nähe kein Land zeige. Aber er ſah nichts als Himmel und Waſſer. Einige Tage ſchwamm der Kaſten immerfort vom Winde getrieben; ſchon hatten ſie alle Speiſe aufgezehrt und fürchteten nun, vor Hunger zu ſterben; aber plötzlich fühlten ſie, daß der Kaſten auf einer Seite feſtſaß und an Land geſtoßen war. Da gingen ſie heraus und faßten ihre Hände und gelobten, ſich nie voneinander zu trennen, und gingen immer landeinwärts; aber nirgends war etwas von einer Menſchenwohnung zu ſehen, und auch kein Baum war in der Nähe. Gegen Abend ſahen ſie endlich ein kleines Erlengebüſch. Müde legten ſie ſich nieder und ſchliefen ſanft bis an den Morgen. Da ſprach Peter: „Bleibe du hier ruhig im Schatten, ich will gehen und etwas zu eſſen ſuchen. Finde ich bis Mittag nichts, ſo kehre ich um, und dann wollen wir miteinander ſterben.“ Die Königstochter aber fürchtete, Peter werde ſie verlaſſen, und wollte auch mitgehen. Aber Peter ſprach: „Nein, das halten deine Füße nicht aus, du ſtirbſt auf dem Wege; lieber bleibe ich auch hier.“ Nun ſah ſie ein, daß es Peter ſo treu meinte, und fügte ſich. Er lief fort und ſuchte Nahrung; aber er ſah weit und breit nichts. Gegen Mittag ſah er nur einmal zu ſeiner großen Verwunderung eine große Steinſäule in Menſchengeſtalt und darunter einen Sitz für ein paar Menſchen in Stein gehauen. Er ſetzte ſich ein wenig nieder; nach einer Weile ſtand er auf und wollte fortgehen; nicht weit davon ſah er eine Felswand; er ging dahin, um ſie näher zu beſehen. Auf einmal hörte er hinter ſich rufen: „Peter!“ Er wandte ſich gleich um, aber weil er niemanden ſah, ging er wieder fort. Da rief es zum zweitenmal: „Peter!“, und ſo auch zum drittenmal. „Am Ende ruffſt du, Steinſäule!“ ſprach Peter verwundert. „Ja, ich rufe. Schon viele hundert Jahre habe ich auf dich gewartet; du allein kannſt mich erlöſen, wenn du genau tuſt, was ich dir ſagen werde.“ „Das will ich gern tun,“ ſprach Peter. „Geh zu jener Felswand, dort wird ſich eine Tür öffnen; es iſt gerade die rechte Zeit zwiſchen elf und zwölf Uhr. Tritt ein, an der Wand hängt eine Flaſche und ein großes Schwert. Trinke dreimal aus der Flaſche, dann wirſt du das Schwert heben und führen können; dann öffne weiterhin die nächſte große Tür. Da liegt ein dreiköpfiger Drache und ſchläft, dem mußt du auf einen Hieb alle drei Häupter abhauen, darauf gleich herausſpringen und die Tür zuſchlagen. Sobald du das alles getan haſt, genieße dann, was man dir gibt; aber ja nicht eher, ſonſt verſäumſt du die rechte Zeit, dann biſt du verloren, und ich werde nicht erlöſt.“ Peter hatte ſich alles wohl gemerkt und ging entſchloſſen hin und fand alles ſo, wie es ihm geſagt worden. Er verſuchte ſogleich das Schwert herabzunehmen, allein er konnte es nicht einmal von der Stelle fortrücken. Da trank er einmal und verſuchte es zum andernmal; er bewegte es ſchon etwas. Da trank er wieder, und nun konnte er es auch herablangen, allein es fiel ihm aus der Hand. Zum drittenmal trank er, da ward es ihm ſo leicht, daß ers wie eine Feder ſchwingen konnte. Plötzlich erſchien ein langbärtiger Zwerg und war geſchäftig, einen Tiſch zu decken, und brachte allerhand gute Speiſen und Getränke und ſagte zu Peter, er ſolle eſſen, wenn er hungrig ſei. Hungrig war er zwar, allein er hatte wohl

Digitized by Google

im Sinne, was ihm die Steinsäule gesagt. Er ging also zuerst hinein zum Drachen. Peter erschrak nicht wenig, als er das greuliche Ungetier daliegen sah; er faßte sich aber gleich, holte weit aus und hieb so gewaltig, daß die Häupter auf einmal auf dem Boden lagen. Im Nu sprang er hinaus und schlug die Tür zu; der Drachenschwanz aber schlug so mächtig um sich und an die Felswände, daß alles erbebte. Nun setzte sich Peter, aß und trank, nahm dann in ein Tuch allerlei mit und ging hinaus. „Du hast es gut gemacht, Peter," rief ihm die Steinsäule zu, und sie war jetzt vom Kopfe bis an die Brust Mensch geworden, „aber morgen mußt du wiederkommen, noch ist nicht alles getan. Nimm Nahrung genug mit für die Königstochter, daß sie nicht Mangel leidet, aber sage ihr nur ja nichts von dem, was du hier gesehen und getan hast." Peter versprach, alles genau zu befolgen. Als er spät abends zu den Erlen kam, freute sich die Königstochter sehr; sie war vor Hunger und Sehnsucht fast umgekommen. Peter tröstete sie und sprach: „Kümmere dich nicht länger, vor Hunger sterben wir nicht, morgen bringe ich wieder Essen die Fülle." Sie hätte gern gewußt, woher Peter die guten Sachen habe; allein als er ihr versicherte, das dürfe er nicht sagen, so drang sie nicht weiter in ihn. Den folgenden Tag, als er zur Steinsäule kam, sprach sie: „Nun, Peter, gehe wieder in den Felsen, trinke aus der Flasche dreimal und nimm das Schwert und gehe über den toten Drachen in das folgende Zimmer, da schläft der fünfhäuptige Drache; diesem mußt du gleichfalls auf einen Hieb alle Häupter abhauen; dann kannst du wieder essen." Peter versprach, so zu tun, und hielt auch Wort. Der Zwerg deckte darauf den Tisch wieder, aber Peter aß nur, als er auch den fünfhäuptigen Drachen erlegt hatte. Dann nahm er wieder Speise und Trank für die Königstochter mit und ging hinaus. Die Steinsäule war jetzt bis zum Nabel Mensch geworden und rief: „Peter, du hast es gut gemacht; aber komme morgen wieder, noch ist eine schwere Arbeit zu tun; der Königstochter darfst du aber noch immer nichts sagen." Als Peter abends bei ihr ankam, so ward sie ganz fröhlich; sie hatte nun auch den Tag über keinen Mangel gelitten. „Auch morgen sollst du es gut haben," sprach Peter; „ich habe dir hier wieder genug mitgebracht." Aber jetzt wollte sie gern wissen, woher das alles komme. Doch Peter sagte ihr nichts, wie sehr sie auch darum bat. Den anderen Tag wollte sie nicht mehr allein zurückbleiben und durchaus mitgehen; aber Peter sprach ganz entschieden: „Nein!", und so blieb sie weinend zurück. Als er zur Steinsäule kam, so sprach die: „Peter, tue wieder wie gestern und vorgestern, gehe in den Felsen, trinke aus der Flasche, nimm das Schwert und gehe über die Leichen der zwei Drachen ins dritte Zimmer, da liegt der siebenhäuptige Drache; dem mußt du ebenfalls auf einen Hieb alle Häupter abschlagen; dann kannst du wieder essen." Als er in den Felsen kam, erschien der geschäftige Zwerg abermals und brachte die Speisen auf die Tafel; allein Peter rührte nichts an. Er trank dreimal, nahm das Schwert und schritt über die Leichen in das dritte Zimmer. Aber wie entsetzte er sich beim Anblick des schrecklichen Unaeheuers, das jetzt fest schlief und schnarchte! Da war keine Zeit zu verlieren; er nahm all seine Kraft zusammen, faßte das

Digitized by Google

Schwert mit beiden Händen und tat einen so gewaltigen Hieb, daß alle Häupter herunterflogen. Sogleich sprang Peter wieder hinaus und schlug die Tür zu. Da schlug aber der Drachenschwanz so heftig gegen die Felswände, daß vor dem Krachen und Beben alles einzustürzen drohte. Darauf aß Peter wieder und nahm auch Speise mit. Als er hinaustrat, war die Steinsäule bis an die Fußsohlen Mensch geworden; allein noch haftete sie am Stein. „Du hast es gut gemacht, Peter; aber noch eins und das Schwerste ist übrig. Wenn das mißlingt, so war alles bisher umsonst, und ich werde nicht erlöst. Gehe nun hin zur Königstochter und sage ihr alles, was du gesehen und getan hast und bereite sie vor auf das, was morgen geschehen soll. Sie muß nämlich dann auch mitkommen, und ihr sollt von elf bis zwölf in der Stunde, da du die Drachen erlöst hast, auf diesem Stein hier nebeneinander ruhig sitzen und nicht aufstehen und kein einziges Wort sprechen; springt aber eins auf und spricht nur ein Wort, so ist alles umsonst gewesen. Dir wird es leicht sein, alles zu halten, aber der Königstochter nicht. Ihr nämlich wird es während der Zeit, daß ihr dasitzet, vorkommen, als kämen ihr Vater, ihre Mutter, ihre Kammerjungfern und die beiden Minister, deine Brüder, vorbeigefahren und sprächen mit ihr und riefen sie mit. Da wird sie denn aufspringen und antworten wollen; aber halte du sie dann nur fest auf ihrem Sitz, schließe ihr den Mund, daß nicht ein Laut über ihre Lippen kommt!" Freudig kehrte Peter heim und erzählte nun der Königstochter alles, was ihm die vorigen Tage begegnet war und was er getan hatte und was morgen noch für sie beide zu tun sei. Die Königstochter versprach, sich alle Mühe zu geben, um die Erlösung nicht zu verhindern, und am folgenden Morgen wanderten sie miteinander zur Steinsäule. Es war noch nicht elf Uhr, als sie anlangten. Da fragte die Steinsäule: „Hast du der Königstochter alles gesagt, will sie alles gern und genau befolgen?" „Ja," sagte Peter. „So sorge denn du dafür, daß es alles richtig geschieht. Setzt euch nur alsbald, denn der Augenblick ist da." Kaum hatten sie sich gesetzt, so schlug es elf, und die Prüfung ging an. Es dauerte nicht lange, so zeigte die Königstochter mit dem Finger hin und her. Es schien ihr, als kämen ihr Vater und ihre Mutter und ihre Kammerjungfern herbeigefahren und stiegen alle aus und träten zu ihr und sprächen: „Oh, bist du hier, liebe Tochter, komme jetzt mit uns!" Und die Minister und Kammerjungfern kämen auch zu ihr und fragten sie um mancherlei. Da vergaß sie, wo sie war und was sie wollte und wußte sich nicht zu halten; sie wollte aufspringen und sprechen, aber Peter hielt sie fest und schloß ihr den Mund; sie aber zerrte hin und her, und Peter mußte seine ganze Kraft anstrengen, um sie auf den Sitz zu fesseln und den Mund ihr geschlossen zu halten. Das Drachentöten war gegen diese Arbeit eine Spielerei gewesen; der Schweiß rann ihm von der Stirne, und er konnte es bald nicht mehr aushalten; die Stunde kam ihm wie eine Ewigkeit vor. Endlich schlug es zwölf, und kaum war der letzte Schlag verhallt, so donnerte es auf einmal so fürchterlich, wie wenn der Himmel und die Erde in Trümmer gefallen wären. Die Steinsäule war ganz Mensch geworden, sprang vom Stein und war der König des großen

Digitized by Google

Landes, das sich ringsum jetzt in voller Herrlichkeit zeigte. Wo kurz vorher nur öde Wüste gewesen, da standen auf einmal herrliche Dörfer, Städte, schöne Gärten mit Springbrunnen. Man hörte Musik und Trommelwirbel und Trompeten, und ganze Regimenter in voller Parade rückten heran, und alles Volk und der König an der Spitze kamen vor Peter und riefen: „Heil unserem Erlöser!“ Der König aber gelobte, daß er Petern alle Wünsche erfüllen wolle. Auch hatte er eine wunderschöne Tochter und bot sie ihm an zur Gemahlin, aber Peter sagte, er wolle bei der bleiben, die sein Geschick mit ihm geteilt habe, und die liebte ihn um so mehr, da sie sah, wie sehr ihn alles Volk und der König ehrte, und wie er ihretwegen die Hand der schönen Königstochter ausgeschlagen. Peter feierte eine glänzende Hochzeit und lebte dann beim König so angesehen, als wäre er der Königssohn, und alle Wünsche erfüllte ihm der König. Es war schon ein Jahr vergangen, da dachte die Königstochter, die Frau Peters, an ihren Vater und ihre Mutter, und sie sagte eines Tages Peter, wie sehr sie verlange, die Eltern noch einmal zu sehen. „Das läßt sich vielleicht machen!“ sprach der und ging zu dem König und erzählte ihm die ganze Geschichte, wie sie ausgesetzt worden und wie seine falschen Brüder, die Minister, an allem schuld seien. Da ward der König zornig und sprach: „Die dürfen ihrer gerechten Strafe nicht entgehen. Auf, ich gebe dir meine ganze Armee, ziehe hin und belagere die königliche Burg deines Schwiegervaters und verlange seine Tochter zur Frau und drohe, alles zu verheeren, wenn man sie dir nicht gebe. Dann wird am Ende alles offenbar werden, und die Bösewichter werden ihre verdiente Strafe empfangen!“ So tat denn Peter und stand bald mit einer großen Armee vor den Mauern der königlichen Stadt und belagerte sie und drohte, er werde nicht einen Stein auf dem anderen lassen, wenn der König nicht gutwillig und von Herzen ihm seine Tochter zur Gemahlin gebe. Der König erschrak sehr, als er diese Forderung vernahm. Er ließ aber sagen, er habe keine Tochter. Doch Peter drohte, er wisse schon gut, daß eine Königstochter da sei, und wäre sie nicht da, so müßte sie sogleich zur Stelle geschafft werden. Da war guter Rat teuer. Der König ließ seine Minister kommen und sprach: „Ihr habt es geraten, daß ich meine Tochter fortgeschafft, nun helfet mir weiter!“ Aber sie wußten nichts anderes, als man solle sagen, es sei zwar eine königliche Tochter hier gewesen, allein die sei längst geraubt worden und umgekommen. Das geschah auch; jedoch der Feind wollte sich damit nicht begnügen. Er ließ dem alten König sagen, morgen werde er mit allen seinen Generälen und deren Frauen sein Gast sein, und da werde er noch einmal bei der Tafel seine Tochter verlangen, und er sei gewiß, man werde sie ihm nicht vorenthalten.“ Der arme König hätte nun gern sein halbes Leben darum gegeben, wenn die Tat nicht geschehen wäre; ungeschehen konnte er sie nicht machen; sie zu gestehen schämte er sich auch, daher waren ihm die Gäste gar nicht willkommen. Am meisten fürchteten sich die beiden Minister, denn sie sahen, ihr schwarzes Verbrechen könne an den Tag kommen; sie aber mußten auch zur Tafel erscheinen, ausdrücklich hatte das der feindliche Feldherr verlangt.

Digitized by Google

Die bestimmte Stunde war da. Peter erschien als General gekleidet mit allen seinen Generälen und deren Frauen, und unter diesen war auch seine junge Frau mit ihrem Kinde; sie durfte sich aber nicht zu erkennen geben, bis Peter ihr einen Wink geben würde. Man setzte sich zur Tafel, aber es war anfangs so ernst und still, als äße man Tränenbrot. Da fingen Peter und seine Generäle an, allerlei lustige Späße zu erzählen und den alten König zu erheitern, so daß dieser seine Sorge vergaß und sogar die Minister ihre Angst verloren. Sie sprachen bald auch mit und waren lustig. Da aber konnte Peter den Anblick seiner falschen Brüder nicht länger ertragen. Er legte daher die Frage vor, was wohl diejenigen verdienten, die ihren König auf das schändlichste betrogen hätten. Da fielen die Brüder gleich ein: „Die verdienten an den Schweif von wilden Pferden gebunden und durch die Stadt geschleift zu werden.“ „Ja, ja,“ riefen alle, „das verdienen die!“ „Nun, so will ich gleich solche Frevler hier vorführen. Der König hat gesagt, seine Tochter sei ihm geraubt worden. Wie nun, wenn sie nicht gestorben wäre, würde man sie wohl erkennen?“ Da rief die alte Königin, ihre Mutter: „O Gott, wie sollte ich meine Tochter nicht erkennen, wenn ich sie nur einmal sehen sollte, sie hat auch ein Mutterzeichen, das ich nicht vergessen habe!“ Da hieß Peter seine Frau hervortreten und sprach: „Zeige deine Brust!“ Als die alte Königin das Muttermal sah, fiel sie der jungen Frau um den Hals und schluchzte: „Ach, meine Tochter!“ Der König war sprachlos und wie vom Blitz gerührt. Die Minister aber sprangen auf und wollten fliehen; allein die Türen waren besetzt. Da rief Peter: „Greift sie und vollziehet an ihnen das Urteil, das sie sich selbst gesprochen!“ Zum König aber sprach er tröstend: „Euch, guter Vater, ist verziehen, denn meine falschen Brüder hatten Euch getäuscht und irregeführt. Ich frage aber jetzt wieder: „Gebt Ihr mir freiwillig und gern Eure Tochter zur Frau?“ Sprach der König und weinte vor Freude: „Von Herzen gern und dazu mein ganzes Königreich; von heute an sollst du an meiner Stelle König sein!“ Da schickte Peter dem König, den er erlöst hatte, seine Truppen mit großem Danke zurück und war nun hier Herrscher und lebte mit seiner Gemahlin noch viele Jahre glücklich und zufrieden.

Einäuglein, Zweiäuglein, Dreiäuglein / Es war eine Frau, die hatte drei Töchter, davon hieß die älteste Einäuglein, weil sie nur ein einziges Auge mitten auf der Stirn hatte, und die mittelste Zweiäuglein, weil sie zwei Augen hatte wie andere Menschen, und die jüngste Dreiäuglein, weil sie drei Augen hatte, und das dritte stand bei ihr gleichfalls mitten auf der Stirne. Darum aber, daß Zweiäuglein nicht anders aussah als andere Menschenkinder, konnten es die Schwestern und die Mutter nicht leiden. Sie sprachen zu ihm: „Du mit deinen zwei Augen bist nicht besser als das gemeine Volk, du gehörst nicht zu uns.“ Sie stießen es herum und warfen ihm schlechte Kleider hin und gaben ihm nicht mehr zu essen, als was sie übrigließen, und taten ihm Herzeleid an, wo sie nur konnten. Es trug sich zu, daß Zweiäuglein hinaus ins Feld

Digitized by Google

geben und die Ziege hüten mußte, aber noch ganz hungrig war, weil ihm seine Schwestern so wenig zu essen gegeben hatten. Da setzte es sich auf einen Rain und fing an zu weinen und so zu weinen, daß zwei Bächlein aus seinen Augen herabflossen. Und wie es in seinem Jammer einmal aufblickte, stand eine Frau neben ihm, die fragte: „Zweiäuglein, was weinst du?“ Zweiäuglein antwortete: „Soll ich nicht weinen? Weil ich zwei Augen habe wie andere Menschen, so können mich meine Schwestern und meine Mutter nicht leiden, stoßen mich aus einer Ecke in die andere, werfen mir alte Kleider hin und geben mir nichts zu essen als was sie übrig lassen. Heute haben sie mir so wenig gegeben, daß ich noch ganz hungrig bin.“ Sprach die weise Frau: „Zweiäuglein, trockne dir dein Angesicht, ich will dir etwas sagen, daß du nicht mehr hungern sollst. Sprich nur zu deiner Ziege: »Zicklein meck / Tischlein deck«, so wird ein sauber gedecktes Tischlein vor dir stehen und das schönste Essen darauf, daß du essen kannst, so viel du Lust hast. Und wenn du satt bist und das Tischlein nicht mehr brauchst, so sprich nur: »Zicklein meck / Tischlein weg«, so wirds vor deinen Augen wieder verschwinden.“ Darauf ging die weise Frau fort. Zweiäuglein aber dachte: „Ich muß gleich einmal versuchen, ob es wahr ist, was sie gesagt hat, denn mich hungert gar zu sehr,“ und sprach: „Zicklein meck / Tischlein deck.“ Und kaum hatte sie die Worte ausgesprochen, so stand da ein Tischlein mit einem weißen Tüchlein gedeckt, darauf ein Teller mit Messer und Gabel und silbernem Löffel, die schönsten Speisen standen rundherum, rauchten und waren noch warm, als wären sie eben aus der Küche gekommen. Da sagte Zweiäuglein das kürzeste Gebet her, das es wußte: „Herr Gott, sei unser Gast zu aller Zeit, Amen,“ langte zu und ließ sichs wohlschmecken. Und als es satt war, sprach es, wie die weise Frau gelehrt hatte: „Zicklein meck / Tischlein weg.“ Alsbald war das Tischchen und alles, was darauf stand, wieder verschwunden. „Das ist ein schöner Haushalt,“ dachte Zweiäuglein und war vergnügt und guter Dinge. Abends, als es mit seiner Ziege heimkam, fand es ein irdenes Schüsselchen mit Essen, das ihm die Schwestern hingestellt hatten, aber es rührte nichts an. Am andern Tag zog es mit seiner Ziege wieder hinaus und ließ die paar Brocken, die ihm gereicht wurden, liegen. Das erstemal und das zweitemal beachteten es die Schwestern gar nicht, wie es aber jedesmal geschah, merkten sie auf und sprachen: „Es ist nicht richtig mit dem Zweiäuglein, das läßt jedesmal das Essen stehen und hat doch sonst alles aufgezehrt, was ihm gereicht wurde: das muß andere Wege gefunden haben.“ Damit sie aber hinter die Wahrheit kämen, sollte Einäuglein mitgehen, wenn Zweiäuglein die Ziege auf die Weide trieb, und sollte achten, was es da vorhätte, und ob ihm jemand etwas Essen und Trinken brächte. Als nun Zweiäuglein sich wieder aufmachte, trat Einäuglein zu ihm und sprach: „Ich will mit ins Feld und sehen, daß die Ziege auch recht gehütet und ins Futter getrieben wird.“ Aber Zweiäuglein merkte, was Einäuglein im Sinne hatte, und trieb die Ziege hinaus ins hohe Gras und sprach: „Komm, Einäuglein, wir wollen uns hinsetzen, ich will dir was vorsingen.“ Einäuglein setzte sich hin und war von dem ungewohnten Weg und von der

Digitized by Google

Sonnenhitze müde, und Zweiäuglein ſang immer: „Einäuglein, wachſt du? / Einäuglein, ſchläfſt du?“ Da tat Einäuglein das eine Auge zu und ſchlief ein. Und als Zweiäuglein ſah, daß Einäuglein feſt ſchlief und nichts verraten konnte, ſprach es: „Zicklein meck / Tiſchlein deck,“ und ſetzte ſich an ſein Tiſchlein und aß und trank, bis es ſatt war, dann rief es wieder: „Zicklein meck / Tiſchlein weg,“ und alles war augenblicklich verſchwunden. Zweiäuglein weckte nun Einäuglein und ſprach: „Einäuglein, du willſt hüten und ſchläfſt dabei ein, derweil hätte die Ziege in alle Welt laufen können; komm, wir wollen nach Haus gehen.“ Da gingen ſie nach Haus, und Zweiäuglein ließ wieder ſein Schüſſelchen unangerührt ſtehen, und Einäuglein konnte der Mutter nicht verraten, warum es nicht eſſen wollte, und ſagte zu ſeiner Entſchuldigung: „Ich war draußen eingeſchlafen.“ Am andern Tag ſprach die Mutter zu Dreiäuglein: „Diesmal ſollſt du mitgehen und acht haben, ob Zweiäuglein draußen ißt und ob ihm jemand Eſſen und Trinken bringt, denn eſſen und trinken muß es heimlich.“ Da trat Dreiäuglein zu Zweiäuglein und ſprach: „Ich will mitgehen und ſehen, ob auch die Ziege recht gehütet und ins Futter getrieben wird.“ Aber Zweiäuglein merkte, was Dreiäuglein im Sinne hatte, und trieb die Ziege hinaus ins hohe Gras und ſprach: „Wir wollen uns dahin ſetzen, Dreiäuglein, ich will dir was vorſingen.“ Dreiäuglein ſetzte ſich und war müde von dem Weg und der Sonnenhitze, und Zweiäuglein hub wieder das vorige Liedlein an und ſang: „Dreiäuglein, wachſt du?“ Aber ſtatt daß es nun ſingen mußte: „Dreiäuglein, ſchläfſt du?“ ſang es aus Unbedachtſamkeit: „Zweiäuglein, ſchläfſt du?“ und ſang immer: „Dreiäuglein wachſt du? / Zweiäuglein, ſchläfſt du?“ Da fielen dem Dreiäuglein zwei ſeiner Augen zu und ſchliefen, aber das dritte, weil es von dem Sprüchlein nicht angeredet war, ſchlief nicht ein. Zwar tat es Dreiäuglein zu, aber nur aus Liſt, gleich als ſchliefe es auch damit, doch blinzelte es und konnte alles gar wohl ſehen. Und als Zweiäuglein meinte, Dreiäuglein ſchliefe feſt, ſagte es ſein Sprüchlein: „Zicklein meck / Tiſchlein deck,“ aß und trank nach Herzensluſt und hieß dann das Tiſchlein wieder fortgehen: „Zicklein meck / Tiſchlein weg,“ und Dreiäuglein hatte alles mitangeſehen. Da kam Zweiäuglein zu ihm, weckte es und ſprach: „Ei, Dreiäuglein, biſt du eingeſchlafen? Du kannſt gut hüten! Komm, wir wollen heimgehen.“ Und als ſie nach Haus kam, aß Zweiäuglein wieder nicht, und Dreiäuglein ſprach zur Mutter: „Ich weiß nun, warum das hochmütige Ding nicht ißt; wenn ſie draußen zur Ziege ſpricht: »Zicklein meck / Tiſchlein deck,« ſo ſteht ein Tiſchlein vor ihr, das iſt mit dem beſten Eſſen beſetzt, viel beſſer, als wirs hier haben; und wenn ſie ſatt iſt, ſo ſpricht ſie: »Zicklein meck / Tiſchlein weg,« und alles iſt wieder verſchwunden; ich habe alles genau mit angeſehen. Zwei Augen hatte ſie mir mit einem Sprüchlein eingeſchläfert, aber das eine auf der Stirne, das war zum Glück wach geblieben.“ Da rief die neidiſche Mutter: „Willſt du beſſer haben als wir? Die Luſt ſoll dir vergehen!“ Sie holte ein Schlachtmeſſer und ſtieß es der Ziege ins Herz, daß ſie tot hinfiel. Als Zweiäuglein das ſah, ging es voll Trauer hinaus, ſetzte ſich auf den Feldrain und weinte ſeine bitteren Tränen. Da ſtand auf einmal die weiſe Frau wieder

Digitized by Google

neben ihm und sprach: „Zweiäuglein, was weinst du?“ „Soll ich nicht weinen!“ antwortete es, „die Ziege, die mir jeden Tag, wenn ich Euer Sprüchlein hersagte, den Tisch so schön deckte, ist von meiner Mutter totgestochen: nun muß ich wieder Hunger und Kummer leiden.“ Die weise Frau sprach: „Zweiäuglein, ich will dir einen guten Rat erteilen, bitt deine Schwestern, daß sie dir das Eingeweide von der geschlachteten Ziege geben, und vergrab es vor der Haustür in die Erde, so wirds dein Glück sein.“ Da verschwand sie, und Zweiäuglein ging heim und sprach zu den Schwestern: „Liebe Schwestern, gebt mir doch etwas von meiner Ziege, ich verlange nichts Gutes, gebt mir nur das Eingeweide.“ Da lachten sie und sprachen: „Kannst du haben, wenn du weiter nichts willst.“ Und Zweiäuglein nahm das Eingeweide und grubs abends in aller Stille nach dem Rate der weisen Frau vor die Haustür. Am andern Morgen, als sie insgesamt erwachten und vor die Haustür traten, so stand da ein wunderbarer prächtiger Baum, der hatte Blätter von Silber, und Früchte von Gold hingen dazwischen, daß wohl nichts Schöneres und Köstlicheres auf der weiten Welt war. Sie wußten aber nicht, wie der Baum in der Nacht dahingekommen war, nur Zweiäuglein merkte, daß er aus den Eingeweiden der Ziege aufgewachsen war, denn es stand gerade da, wo es die in die Erde begraben hatte. Da sprach die Mutter zu Einäuglein: „Steig hinauf, mein Kind, und brich uns die Früchte von dem Baume ab.“ Einäuglein stieg hinauf, aber wie es einen von den goldenen Äpfeln greifen wollte, so fuhr ihm der Zweig aus den Händen: und das geschah jedesmal, so daß es keinen einzigen Apfel brechen konnte, es mochte sich anstellen wie es wollte. Da sprach die Mutter: „Dreiäuglein, steig du hinauf, du kannst mit deinen drei Augen besser um dich schauen als Einäuglein.“ Einäuglein rutschte herunter, und Dreiäuglein stieg hinauf. Aber Dreiäuglein war nicht geschickter und mochte schauen wie es wollte, die goldenen Äpfel wichen immer zurück. Endlich ward die Mutter ungeduldig und stieg selbst hinauf, konnte aber so wenig wie Einäuglein und Dreiäuglein die Frucht fassen und griff immer in die leere Luft. Da sprach Zweiäuglein: „Ich will mich einmal hinaufmachen, vielleicht gelingt mirs eher.“ Die Schwestern riefen zwar: „Du mit deinen zwei Augen, was willst du wohl!“ Aber Zweiäuglein stieg hinauf, und die goldenen Äpfel zogen sich nicht vor ihm zurück, sondern ließen sich von selbst in seine Hand herab, also daß es einen nach dem andern abpflücken konnte und ein ganzes Schürzchen voll mit herunterbrachte. Die Mutter nahm sie ihm ab, und statt daß sie, Einäuglein und Dreiäuglein dafür das arme Zweiäuglein hätten besser behandeln sollen, so wurden sie nur neidisch, daß es allein die Früchte holen konnte, und gingen noch härter mit ihm um. Es trug sich zu, als sie einmal beisammen an dem Baum standen, daß ein junger Ritter daherkam. „Geschwind, Zweiäuglein,“ riefen die zwei Schwestern, „kriech unter, daß wir uns deiner nicht schämen müssen,“ und stürzten über das arme Zweiäuglein in aller Eil ein leeres Faß, das gerade neben dem Baume stand, und schoben die goldenen Äpfel, die es abgebrochen hatte, auch darunter. Als nun der Ritter näherkam, war es ein schöner

Digitized by Google

Herr, der hielt still, bewunderte den prächtigen Baum von Gold und Silber und sprach zu den beiden Schwestern: „Wem gehört dieser schöne Baum? Wer mir einen Zweig davon gäbe, könnte dafür verlangen, was er wollte.“ Da antworteten Einäuglein und Dreiäuglein, der Baum gehörte ihnen zu, und sie wollten ihm einen Zweig wohl abbrechen. Sie gaben sich auch beide große Mühe, aber sie waren es nicht imstande, denn die Zweige und Früchte wichen jedesmal vor ihnen zurück. Da sprach der Ritter: „Das ist ja wunderlich, daß der Baum euch zugehört und ihr doch nicht Macht habt, etwas davon abzubrechen.“ Sie blieben dabei, der Baum wäre ihr Eigentum. Indem sie aber so sprachen, rollte Zweiäuglein unter dem Fasse ein paar goldene Äpfel heraus, so daß sie zu den Füßen des Ritters liefen, denn Zweiäuglein war bös, daß Einäuglein und Dreiäuglein nicht die Wahrheit sagten. Wie der Ritter die Äpfel sah, erstaunte er und fragte, wo sie herkämen. Einäuglein und Dreiäuglein antworteten, sie hätten noch eine Schwester, die dürfte sich aber nicht sehen lassen, weil sie nur zwei Augen hätte wie andere gemeine Menschen. Der Ritter aber verlangte sie zu sehen und rief: „Zweiäuglein komm hervor.“ Da kam Zweiäuglein ganz getrost unter dem Faß hervor, und der Ritter war verwundert über seine große Schönheit und sprach: „Du, Zweiäuglein, kannst mir gewiß einen Zweig von dem Baum abbrechen.“ „Ja,“ antwortete Zweiäuglein, „das will ich wohl können, denn der Baum gehört mir.“ Und stieg hinauf und brach mit leichter Mühe einen Zweig mit seinen silbernen Blättern und goldenen Früchten ab, und reichte ihn dem Ritter hin. Da sprach der Ritter: „Zweiäuglein, was soll ich dir dafür geben?“ „Ach,“ antwortete Zweiäuglein, „ich leide Hunger und Durst, Kummer und Not vom frühen Morgen bis zum späten Abend: wenn Ihr mich mitnehmen und erlösen wollt, so wäre ich glücklich.“ Da hob der Ritter das Zweiäuglein auf sein Pferd und brachte es heim auf sein väterlich Schloß. Dort gab er ihm schöne Kleider, Essen und Trinken nach Herzenslust, und weil er es so liebhatte, ließ er sich mit ihm einsegnen, und die Hochzeit ward in großer Freude gehalten. Wie nun Zweiäuglein so von dem schönen Rittersmann fortgeführt ward, da beneideten die zwei Schwestern ihm erst recht sein Glück. „Der wunderbare Baum bleibt uns doch,“ dachten sie, „können wir auch keine Früchte davon brechen, so wird doch jedermann davor stehen bleiben, zu uns kommen und ihn rühmen; wer weiß, wo unser Weizen noch blüht!“ Aber am andern Morgen war ihr Baum verschwunden und ihre Hoffnung dahin. Und wie Zweiäuglein zu seinem Kämmerlein hinaussah, so stand er zu seiner großen Freude davor und war ihm also nachgefolgt. Zweiäuglein lebte lange Zeit vergnügt. Einmal kamen zwei arme Frauen zu ihm auf das Schloß und baten um ein Almosen. Da sah ihnen Zweiäuglein ins Gesicht und erkannte ihre Schwestern Einäuglein und Dreiäuglein, die so in Armut geraten waren, daß sie umherziehen und vor den Türen ihr Brot suchen mußten. Zweiäuglein aber hieß sie willkommen und tat ihnen Gutes und pflegte sie, also daß die beiden von Herzen bereuten, was sie ihrer Schwester in der Jugend Böses angetan hatten.

Digitized by Google

Die Demantzweige / Ein Bauer hatte zwei Söhne, der älteste hieß Christian und der jüngste hieß Franz. Franz war aber viel größer als sein älterer Bruder und stärker als Vater und Bruder zusammen, trotzdem er viel jünger war. An einem Tage sprach der Vater zu seinen Söhnen: „Kommt, wir wollen in den Wald und etwas Brennholz holen.“ Sie gingen hin, konnten aber kein rechtes Brennholz finden. Da faßte Franz den größten Baum beim Stamme an und riß ihn mit der Wurzel heraus und nahm ihn auf die Schulter. So machte er es noch mit sieben oder acht von solchen Bäumen und sprach zum Vater: „Wir wollen uns doch eine Tracht Brennholz mit nach Hause nehmen und nicht umsonst gehen.“ Er trug darauf die Bäume alle miteinander nach Hause. Aber der Vater sprach: „Du verschändest uns noch das ganze Holz, ein andermal sollst du nicht so viel herausreißen.“ Als sie daher das nächste Mal wieder in den Wald wollten, um Brennholz zu holen, sprach Franz: „Ich muß mir nun ein anderes Holz suchen oder einen anderen Herrn, denn mit euch will ich nicht wieder gehen.“ Darauf ging Franz allein fort und wanderte weit in den Wald hinein. Wie er nun da so umherging, begegnete ihm ein kleiner Mann, der hieß Hermanni und redete ihn an und fragte ihn, wenn er einen Dienst suche, ob er nicht Lust hätte, bei ihm einzutreten? „Ja,“ sagte Franz, „warum nicht, wenn der Herr guten Lohn gibt!“ Da antwortete Hermanni: „Du erhältst vierhundert Mark Lohn und zweihundert Mark zum Gottespfennig; du hast dafür weiter nichts zu tun, als auf meinen braunen Hengst aufzupassen, und um etwas anderes hast du dich nicht zu kümmern.“ Franz war mit dem Lohn zufrieden, und der Herr führte ihn auf sein Schloß, das auf einem hohen Berge lag. Da mußte Franz auf den Hengst aufpassen; er striegelte und fütterte ihn alle Tage und versah seinen Dienst, wie es sein mußte. Als nun das Jahr um war, kam der Herr wieder zu Franz und fragte, ob er nicht Lust hätte, wieder ein Jahr bei ihm zu bleiben. „Ja,“ sagte Franz, „aber ich möchte gern mehr Lohn haben.“ Da sprach der Herr: „Ich will dir dies Jahr achthundert Mark Lohn und vierhundert Mark zum Gottespfennig geben; du hast dafür weiter nichts zu tun, als auf meinen Hengst aufzupassen, um was anderes darfst du dich nicht bekümmern.“ Franz entschloß sich gleich, noch ein Jahr bei Hermanni auf dem Schlosse zu bleiben, aber er bat, doch einmal seinen Vater und Bruder besuchen zu dürfen. Der Herr antwortete: „Das kann auch gern angehen; aber es ist nur keiner da, der während deiner Abwesenheit dem Hengst aufwartet.“ Da sagte Franz: „Wenn weiter nichts im Wege ist als das, so kann ich gehen, denn in einem Tage mache ich die Reise und bin am Abend wieder hier.“ Nun ging Franz zu seinem Vater und seinem Bruder, und die freuten sich sehr, daß sie ihn einmal wiedersahen, da sie ihn so lange vermißt hatten. Der Vater fragte ihn, wo er denn so lange gewesen sei. Aber Franz antwortete :„Das kann ich euch nicht sagen.“ Und als Franz abends wieder nach dem Schlosse wollte, bat sein Bruder Christian, ihn begleiten zu dürfen, und wollte mit. Aber

Digitized by Google

Franz sprach: „Wo ich hingehe, dahin kannst du mir nicht folgen.“ Er ging nun allein wieder nach dem Schlosse seines Herrn. Da kam dieser am andern Morgen zu ihm und sprach: „Franz, siehst du gen Norden im Schlosse eine Tür? Die mußt du ja nicht aufmachen, sonst wird es dir schlecht gehen; bist du aber gehorsam, sollst du es auch ferner bei mir gut haben.“ Franz versprach das seinem Herrn, versah treulich seinen Dienst, und das Jahr verging ihm so schnell, daß es ihn deuchte, es wären nur wenige Tage gewesen. Danach kam der Herr Hermanni wieder zu Franz und fragte ihn, ob er wohl wieder bei ihm bleiben wollte. Franz antwortete, daß ers schon zufrieden wäre, wenn er nur etwas mehr Lohn bekäme. Da sprach der Herr: „Ich will dir für dies dritte Jahr sechzehnhundert Mark Lohn geben und achthundert Mark zum Gottespfennig, du weißt, wie du deinen Dienst zu versehen hast.“ Franz diente nun bei dem Herrn auch das dritte Jahr. Als es aber beinahe um war, da war der Herr verreist. Da dachte Franz: „Du könntest doch einmal die Nordertür des Schlosses öffnen, um zu erfahren, was da zu sehen ist. Das kann doch nicht so viel schaden, und der Herr merkt nichts; der ist ja nicht zu Hause.“ Franz ging also zu der Tür und öffnete sie, ohne sich lange zu bedenken. Da befand er sich mit einemmal in einem wunderschönen Garten voll ganz wunderbarer Blumen; denn alle Sträucher, die er sah, die waren von Demant, Gold und Silber. Da pflückte Franz von jedem Strauche sich ein Sträußchen ab, wickelte sie in sein Taschentuch und steckte sie zu sich. Dann ging er wieder aus dem Garten; als er nun aber in den Stall kam, konnte der Hengst zu seiner Verwunderung sprechen und fing an zu reden: „Franz, was hast du getan! Sattle mich nur gleich und schwing dich auf; die Flucht allein kann uns noch retten, wir sind sonst beide des Todes.“ Schnell tat Franz, wie der Hengst ihm befohlen hatte, sattelte ihn und schwang sich darauf, und in fliegender Eile jagte er davon. Als sie nun schon viele Meilen weit gekommen waren, sprach der Hengst zu Franz: „Sieh dich einmal um, mich dünkt, es kommt was hinter uns drein!“ Franz sah sich um und sprach: „Ja, der Herr hat uns schon beinahe eingeholt.“ „So wirf deine Reitpeitsche hinter dich,“ sprach der Hengst, und als Franz das getan hatte, war hinter ihm ein großer, hoher, dichter Zaun, daß der Herr lange arbeiten mußte, ehe er hindurchkam. Unterdes waren Franz und der Hengst weit vorausgekommen. Endlich aber sprach der Hengst wieder zu Franz: „Sieh dich einmal um, mich dünkt, es ist was hinter uns.“ Franz sah sich um und rief: „Ja, der Herr ist uns gleich auf den Fersen.“ „So wirf deinen Mantelsack hinter dich,“ sprach der Hengst, und als Franz das getan, stand ein großes Gebirge hinter ihnen, viele tausend Fuß hoch. Da hatte der Herr erst lange zu klettern, ehe er hinüberkam, aber er holte die Flüchtlinge am Ende doch wieder ein. Da sprach der Hengst zu Franz: „Sieh einmal hinter dich, mich dünkt, es kommt wieder was.“ „Ja,“ rief er, „der Herr ist uns wieder ganz nahe.“ „So wirf die Pferdedecke von dir,“ sagte der Hengst; da entstand zwischen ihnen und dem Herrn Hermanni ein großes Wasser; da konnte er nicht hinüberkommen und nicht durchwaten, und darum legte er sich nieder und wollte es austrinken.

Digitized by Google

Aber es war eine solche Menge Wasser da, daß er davon mitten voneinander barst und starb. Nun ritt Franz noch eine Strecke weiter und kam bald zu einem anmutigen grünen Holze. Da ließ er seinen Hengst grasen, legte sich selber in den Schatten und verzehrte seine Kost, so viel er mitgenommen hatte, und als er seine Mahlzeit gehalten hatte, schlief er ermüdet von der beschwerlichen Reise ein. Als Franz die Augen wieder aufschlug, stand da ein Tisch vor ihm und auf dem Tische lag ein Schwert. Da sprach der Hengst: „Jetzt hau mir mit dem Schwerte den Kopf ab!“ „Das wäre ja der größte Undank, den ich an dir begehen könnte,“ sprach Franz; „du hast mir so viel Gutes erwiesen, und ich sollte dir dafür das Leben nehmen?“ „Tue es nur,“ sprach der Hengst, „es wird dein Glück sein und meines.“ Weil der Hengst nun so viel bat, nahm Franz zuletzt das Schwert und hieb ihm den Kopf ab. Da stand mit einemmal eine schöne Dame vor ihm und sprach: „Fürchte dich nicht, lieber Franz! Ich bin eine Prinzessin von Rußland und war von dem bösen Hermanni entführt und in einen Hengst verzaubert. Nun hast du mich erlöst, und vorher hast du mich immer so gut bedient, dafür werde ich dir allezeit dankbar und hilfreich sein. Darum hast du hier einen kleinen Stock; damit schlage, sobald du in Not bist, nur an diesen hohlen Baum, dann werde ich dir aus jeder Verlegenheit helfen.“ Franz nahm das Stöckchen zu sich, dankte der Prinzessin und nahm von ihr Abschied. Dann machte er sich zu Fuß auf den Weg und kam bald in eine Königsstadt. Da, dachte er, müßte er bleiben, und er erkundigte sich, ob nicht etwa ein Gärtner einen Burschen brauchen könnte. Die Leute wiesen ihn zu einem Gärtner, der seinen Garten neben dem Schlosse des Königs hatte. Franz fragte, ob er ihn nicht als Lehrling annehmen wollte; dem Gärtner gefiel der Junge, sie wurden sich einig, und Franz trat bei ihm in Dienst. Nun wies der Gärtner ihm verschiedene Arbeiten an, aber Franz verstand nichts davon und machte alles schlecht. An einem Tage sollte er aus einem Beete, worauf Wurzeln gesät waren, das Unkraut ausjäten. Der Gärtner sagte: „Das Kraut mit den krausen Blättern mußt du stehen lassen, denn das sind die Wurzeln, alles andere aber ist Unkraut, das rause aus.“ Franz zog nun ein Kraut mit krausen Blättern auf, fand aber keine Wurzeln daran; da dachte er, es sind keine Wurzeln und zog die Wurzeln nebst dem Unkraut aus. Als nun der Herr kam und sah, daß das ganze Beet verwüstet war, ward er sehr ärgerlich und sagte: „Geschiehts noch einmal, so jage ich dich aus dem Dienst.“ Er wies ihn darauf an, daß er Kartoffeln hacken sollte und zeigte ihm so und so und lehrte ihn, wie ers machen müsse, daß die Knollen nicht beschädigt würden und die Pflanzen alle in der Reihe stünden mit den Rillen dazwischen. Als aber der Herr fortgegangen und Franz allein fortarbeitete, so hackte er alles zu einem ebenen Felde. Nun ward der Herr noch verdrießlicher und drohte: „Geschiehts noch einmal, so jage ich dich ganz gewiß aus dem Dienst.“ Da schickte der Gärtner Franz einmal in den Garten und sagte ihm, er solle nachsehen, wie der Weißkohl stünde. Franz kam in den Garten, und der Kohl stand gut. Aber er würde noch besser aussehen, dachte Franz, wenn er wie die

Digitized by Google

Sträucher im Garten des Herrn Hermanni wäre. Er langte in die Taſche und zog die Zweige hervor, die er damals abgebrochen, und beſtrich damit den Weißkohl hin und her, daß er wie lauter Demanten und Gold und Silber funkelte. Das ſah die königliche Prinzeſſin vom Fenſter des Schloſſes aus und ſandte ſogleich zum Gärtner und ließ ihm ſagen, daß er ihr einiges Gemüſe aufs Schloß ſchicke, aber ſein Lehrburſch ſollte es bringen. Der Gärtner tat darauf junge Erbſen und Wurzeln in einen Korb, und Franz ging damit nach dem Schloſſe. „Guten Tag, Mädchen!“ rief er, als er eintrat. „Danke,“ war ihre Antwort. „Hier bringe ich dir Gemüſe, Erbſen und junge Wurzeln.“ „Gut,“ ſagte ſie, „komm ein wenig herein, ſetz dich und iß ein wenig.“ „Das könnte ich auch wohl tun,“ ſagte Franz, ging zur Stube hinein, ſetzte ſich an den Tiſch, der mit Wein und ſchönen Speiſen wohl beſetzt war, und aß und trank, als wenn er in drei Tagen nichts gekriegt hätte. Die Prinzeſſin freute ſich an ihm, als er aber ſatt war, ſagte ſie, was ſie ihm für das Gemüſe ſchuldig ſei. „Hundert Taler,“ ſagte Franz. Die Prinzeſſin gab ihm das Geld, ſoviel es verlangt hatte; als er aber nach Hauſe kam und ſein Herr ihn fragte, wieviel er bekommen habe, warf Franz die hundert Taler auf den Tiſch. Da rief der Herr: „Junge, da haſt du viel zu viel genommen.“ „Nein,“ ſagte Franz, „die Prinzeſſin hat ſie mir gegeben.“ Nach einigen Tagen ſchickte die Prinzeſſin vom Schloſſe zu dem Gärtner und beſtellte abermals Gemüſe, aber der Lehrjunge ſollte es bringen. Da packte der Herr wieder junge Erbſen und Wurzeln in den Korb für Franz und ſchickte ihn hinauf. „Guten Tag, Mädchen,“ ſagte er wieder, als er ins Haus trat. „Schönen Dank,“ antwortete die Prinzeſſin. „Hier bringe ich dir wieder Erbſen und Wurzeln.“ „Gut,“ ſagte ſie und nötigte ihn herein wie das vorige Mal, bewirtete ihn aufs beſte, und Franz aß und trank, und trank ziemlich viel Wein, daß er zuletzt auf dem Stuhle einſchlief. Da nahm die Prinzeſſin ihm heimlich die Sträuße von Demanten, Gold und Silber aus der Taſche, als er aber aufwachte, forderte er zweihundert Taler für das Gemüſe. Die Prinzeſſin gab ſie ihm, und Hans ging vergnügt nach Hauſe. Aber ſogleich als er in den Garten kam, langte er in die Taſche, da waren ſeine Sträuße weg. Er ſuchte und ſuchte, konnte ſie aber nirgend finden, er ward ganz verdrießlich und unzufrieden. Sein Herr merkte das und fragte, was ihm fehle und was er verloren. Aber Franz antwortete: „Das kann und will ich dir nicht ſagen.“ Nach einigen Tagen ließ die Prinzeſſin wieder Gemüſe nach dem Schloß beſtellen, und Franz mußte damit hin. Als er eintrat, ſprach er verdrießlich: „Hier bringe ich Euch das Gemüſe.“ Die Prinzeſſin bat ihn nun, es möchte doch hereinkommen und wieder ein wenig eſſen, aber Franz wollte nicht. Da fragte ſie ihn, was ihm denn fehle? Er wäre ja ſo mürriſch. „Was ſollte mir wohl fehlen?“ ſagte Franz, „meine Sträuße ſind weg.“ Da antwortete die Prinzeſſin: „Wenn es nur weiter nichts iſt, ſo ſei nur zufrieden, denn die Sträuße habe ich. Als du neulich hier warſt, habe ich ſie dir aus der Taſche genommen, und nun will ich ſie dir unter der Bedingung wiedergeben, daß du mit mir zu meinem Vater gehſt und uns

Digitized by Google

einmal recht deine Kunst zeigst." Dazu war Franz gleich bereit; die Prinzessin führte ihn zu ihrem Vater, dem König, und sagte: „Hier bringe ich dir den größten Kunstmaler der ganzen Welt." „Das will was sagen," sagte der alte König, „dann laß ihn einmal seine Kunst zeigen." Franz nahm nun seine Sträuße und bemalte den Tisch des Königs über und über mit einer Farbe, als wenn es lauter Demanten, Silber und Gold wäre. Der König erstaunte, beschenkte Hans reichlich und wollte ihn nach Hause schicken. Allein die königliche Prinzessin stellte ihrem Vater vor, daß sie den jungen Menschen noch heiraten möchte. Das wollte aber der König nicht; allein die Prinzessin sagte, wenn sie Franz nicht haben sollte, dann wollte sie gar keinen Mann haben. Da mußte der alte König einwilligen; Franz ward geholt und gefragt, er sagte nicht nein, und die Verlobung ward gefeiert. Da aber sprach der König zu Franz: „Mein Sohn, jetzt mußt du zusehen, daß du ein Schloß bekommst; wie wirst du dazu Anstalt machen? Du kannst doch nicht eher Hochzeit machen." Franz antwortete: „Ich verlange weiter nichts von euch, als die große Heide, vierhundert Morgen groß." „Das sollst du haben, sprach der König, „aber was weiter?" „Dafür laß mich sorgen, lieber Vater," sagte Franz. Am andern Morgen ritt nun Franz in aller Frühe nach dem Holze zu dem hohlen Baum, den die verzauberte Prinzessin ihm gewiesen hatte. Da schlug er mit ihrem Stocke daran, und sogleich war sie bei ihm und fragte, was wer wolle. „Ich soll mir ein Schloß bauen," sagte Franz, „aber mir fehlt das Geld dazu." Da gab die Prinzessin ihm einen kleinen Beutel mit Geld und sagte: „Lange nur hinein und gib aus, er wird nie leer werden." Franz ritt darauf wieder zum König und sprach: „Jetzt habe ich Geld, nun wollen wir bauen." Aber der alte König antwortete: „Mein guter Sohn, das schlägt nicht viel an, um ein Schloß zu bauen; dazu gehören andere Summen." Franz aber sagte: „Ich glaube, daß es ausreicht, und daß in diesem Beutel mehr Geld ist, als in Eurer ganzen Schatzkammer." Nun ließ der König das Geld zählen, und Franz sein Geldbeutel ward gar nicht leer; je länger sie zählten, desto mehr war darin. Da mußte der König gestehen, daß sein Schwiegersohn reicher wäre als er, und nun ging der Bau des Schlosses vor sich, und es ward ein Gebäude, schöner und prächtiger als irgendeins in der Welt. Als das Schloß fertig war, lud Franz seinen Schwiegervater und seine Braut zu sich und zeigte ihnen alles. Sie waren ganz erstaunt über all die Pracht und den Glanz, aber der alte König sprach: „Es ist hier alles wohl herrlich und prächtig genug; aber mein Sohn, mir ist bange, daß wir bald von Krieg bedrängt werden. Eher kann doch aus der Hochzeit nichts werden." Der alte König ward ganz bekümmert und traurig. Seine Ahnung trog ihn nicht, denn nach wenigen Tagen ließen mächtige Feinde den Krieg ansagen. Aber Franz war guten Mutes und sprach: „Wir haben uns nicht zu fürchten, wenn wir auch ungerüstet sind und nicht so zahlreich wie unsere Feinde; laßt mich nur sorgen, lieber Vater, ich will schon fertig werden." Er ritt darauf wieder in das Holz, klopfte an den hohlen Baum, und da die Prinzessin von Rußland sogleich wieder erschien, sprach er: „Nun bin ich wieder

Digitized by Google

in Not, unſer Land iſt mit Krieg überzogen, zu klein iſt die Zahl unſerer Leute gegen die Feinde. Ich bitte dich, wenn du kannſt, ſo hilf mir auch jetzt." Da gab ihm die Prinzeſſin ein Schwert und ſprach: „Wenn du damit an einen Baum ſchlägſt, ſo werden die Soldaten ſcharenweiſe herausmarſchieren, ſo viele, als du nur brauchſt." Als Franz nun wieder zum König kam, hatte der die ganze Mannſchaft des Landes aufbieten laſſen, und waren da Alte und Junge, Arme und Reiche, Krüppel und Geſunde, Verheiratete und Unverheiratete und lagen alle zum Abmarſch bereit. Aber Franz fragte: „Was ſollen all die Leute?" Der König antwortete: „Ich meine, wir haben noch lange nicht genug." Franz aber ſagte: „Wir haben ſchon viel zu viel, lieber Vater, laß nur alle die, denen Frau und Kinder nachgeweint haben, nach Hauſe gehen, und auch die Armen und die Alten und die Krüppel wollen wir hierlaſſen." Der König wollte das nicht zugeben, aber Franz ſagte: „Die können und mögen nicht kämpfen; laßt mich nur ſorgen, wir wollen ſchon dem Feinde über werden." Nun brach das Heer auf, und nachdem ſie eine Zeitlang marſchiert hatten, begegneten ihnen die Feinde. Deren waren ſo viele, daß man, ſo weit das Auge reichte, nichts als Soldaten und Soldaten ſehen konnte. Das ganze Feld blitzte und funkelte von Waffen, und die Luft erſcholl von Muſik. „Nun," ſagte Franz, „wird es Zeit, daß wir auch Anſtalt machen und mehr Soldaten holen." „Wo ſollen die herkommen?" fragte der König traurig. Franz antwortete: „Geh nur ein wenig beiſeite, lieber Vater; ſie ſollen gleich aufmarſchieren. Wieviel gebrauchen wir wohl?" Der König meinte, daß er ſcherze und wollte es nicht glauben. Aber Franz rief: „Geht nur beiſeite, damit meine Soldaten Euch nicht unter die Füße nehmen," und nun ſchlug er mit dem Schwerte an eine Eiche, und ſogleich kamen die Regimenter herausmarſchiert, erſt ſechs Regiment zu Fuß, dann acht Regiment zu Pferde, dann das zehnte Regiment mit ſchweren Geſchützen. Nun ging die Schlacht an; aber als die Feinde nicht gleich weichen wollten, ſchlug Franz nur wieder an den Baum; da kamen noch zwölf Regimenter heraus. Da wollte der Feind die Flucht nehmen, aber er ward von Franz ſeinen Soldaten bis auf den letzten Mann vernichtet. Nun hatte der alte König nichts mehr dawider, daß die Hochzeit gefeiert ward, ſondern er freute ſich vielmehr, einen ſolchen Schwiegerſohn an Franz zu bekommen. Da ward nun die Hochzeit angerichtet und mit großer Pracht und Herrlichkeit begangen, und wenn ſie nicht geſtorben ſind, ſo leben die jungen Leute noch heute; ſo viel kann man aber gewiß ſagen, daß ſie allezeit glücklich waren und die Prinzeſſin nicht mit Franz betrogen war.

Das klagende Lied / Es war einmal ein König, der ſtarb und hinterließ ſeine Frau, die Königin, und zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Die Tochter aber war um ein Jahr älter als der Sohn. Und eines Tages ſtritten die beiden Königskinder miteinander, welches von ihnen beiden König werden ſollte, denn der Bruder ſagte: „Ich bin ein Prinz, und wenn Prinzen da ſind, kommen die Prinzeſſinnen

Digitized by Google

nicht zur Regierung." Die Tochter aber sprach dagegen: „Ich bin die Erstgeborene und Älteste, mir gebührt der Vorrang." Beides, was die Kinder sagten, sagten sie in aller Unschuld und hatten die Worte nur so aufgeschnappt von dem Hofgesinde, ohne den Sinn so recht eigentlich zu verstehen. Da sie nun über ihren Streit nicht einig wurden, so gingen sie miteinander zur Mutter und fragten diese: „Sage, liebe Mutter, welches von uns beiden wird dereinst König werden?" Diese Frage betrübte die Mutter, denn sie sah den Keim der Herrschsucht darin, und sie antwortete: „Liebe Kinder, seht einmal hier das schöne Blümlein recht genau an, und dann gehet in den Wald und suchet. Wer von euch beiden dieses Blümchen zuerst findet, der wird dereinst König werden." Die Kinder sahen sich voll Aufmerksamkeit das Blümchen an; sein Stengel war gespalten wie ein Zepterlein und endete in eine halbaufgeschlossene Lilie. Und die Kinder gingen ganz harmlos zusammen in den Wald und begannen zu suchen, und wie sie so suchten, so kamen sie bald auseinander, daß eins der andere aus den Augen verlor. Und da fand die kleine Prinzessin zuerst das Blümchen und freute sich darüber und sah sich nach dem Bruder um, der war aber nicht da. Und da dachte das Kind: „Er wird wohl bald kommen, ich will hier auf ihn warten," und legte sich auf den weichen Rasen und in den kühlen Baumschatten, und es war so still im Walde, Käfer und Bienen summten bloß, und eine nahe Quelle murmelte leise, und der Himmel blickte tiefblau durch die grünen Baumwipfel herab auf den grünen Waldesrasen. Die kleine Prinzessin hatte ihr Blümchen in die Hand genommen, und weil es so still und sie ein wenig müde war, so entschlummerte sie in Gottes Namen. Es dauerte nur eine kleine Weile, so kam der Bruder an die Waldstelle, wo seine Schwester schlief, er hatte aber das Blümchen, welches er suchte, nicht gefunden; und da sah er die Schwester am Boden liegend, süß schlummernd, und die hatte das Blümchen in ihrer Hand. Da dachte der Prinz unmutig: „Wie soll deine Schwester über das Reich gebieten? Du mußt König werden. Nimm die Blume aus ihrer Hand und sieh, daß ihr Schlaf ein Todesschlaf werde." Und in seiner Seele stiegen schwarze Gedanken auf, und er gab ihnen Gehör. „Ich muß König werden, ich!" dachte er, „und die Schwester soll es nicht werden. Lieber will ich sie töten und die Blume mit mir nehmen und damit heimgehen, und dann werde ich König." Ach, da hieß es wie im Spruche: „Gedacht und getan!" Der Prinz erschlug sein unschuldiges Schwesterlein im Schlafe und verscharrte es im Walde und deckte Erde darauf und Rasen auf die Erde, und kein Mensch erfuhr etwas von dieser bösen Tat; denn wie der Prinz nach Hause kam, so sagte er, seine Schwester sei im Walde von ihm hinweg und ihren eigenen Weg gegangen. Wie er die Blume gefunden, habe er den Rückweg nach Hause angetreten und geglaubt, sie sei auch schon nach Hause. Und da sind viele Jahre hingegangen, und die alte Königin hat fort und fort getrauert über die verlorene Tochter, die sie im ganzen Walde vergebens suchen ließ, und hat sich den Tod gewünscht, weil sie selbst es war, welche die geliebte Tochter fortgeschickt hatte. Als nun ihr Sohn die Jahre seiner Mün-

Digitized by Google

digkeit erreicht hatte, so war er König. Nach manchem, manchem Jahre kam ein Hirtenknabe in jenen Wald, der hütete dort seine Herde und stocherte zum Zeitvertreib und aus Langerweile mit seiner Schippe in dem Rasen herum. Da grub er von ohngefähr ein Totenbeinlein aus von der getöteten Prinzessin, das war so rein und weiß wie Schnee. Und der Hirtenknabe machte ein Paar Löchlein in das Beinlein, so wurde daraus eine kleine Flöte, und diese setzte der Hirtenknabe an seine Lippen und blies. Da quollen klagende Töne aus dem Totenbeine, ach, so unendlich traurig, und es war ordentlich, als singe in dem Bein eine weinende Kinderstimme, daß der Hirtenknabe selbst weinen mußte, und konnte doch nicht aufhören zu blasen. Es lautete aber das klagende Lied also: „O Hirte mein, o Hirte mein / du flötest auf meinem Totenbein! / Mein Bruder erschlug mich im Haine. / Nahm aus meiner Hand / die Blum, die ich fand / und sagte, sie sei die seine. / Er schlug mich im Schlaf, er schlug mich so hart / hat ein Grab gewühlt, hat mich hier verscharrt / mein Bruder in jungen Tagen. / Nun durch deinen Mund / soll es werden kund / will es Gott und Menschen klagen." Und immer war nur das eine und immer das eine Lied aus der beinernen Flöte zu bringen, und immer blies es der junge Hirte wieder, während ihm jedesmal die hellen Tränen über die Wangen herabrollten. Wenn das klagende Lied im Wald erklang, da wurden alle Vöglein stumm und traurig, hingen Köpflein und Flügel und schwiegen; auch die Käfer und Bienen summten nicht mehr, und selbst das Murmeln der plätschernden, geschäftigen Quelle war nicht mehr zu hören, es wurde so still, so recht totenstill. Scholl das klagende Lied über eine Trift, so hingen die Tiere der Weide wehmütig die Häupter, und keines gab einen Laut; auch der Hund bellte nicht mehr und sprang nicht, wie sonst, fröhlich umher, er duckte sich und winselte leise. Aber der Hirtenknabe konnte nicht müde werden, dieses Lied zu flöten, bis einst ein Rittersmann am Hag vorüberkam, der hörte auch das Lied und fühlte, daß seine Augen tropften, und hielt und ließ nicht nach, bis der Hirtenknabe ihm die kleine Flöte verkaufte. Und nun zog der Ritter im ganzen Lande herum und blies das Lied und brachte alle Welt zu Tränen. So kam er auch an den Hof, wo der junge König, von dem das Lied sang und klagte, auf dem Throne saß, und die alte Königin lebte auch noch, und es wurde ihr Kunde gebracht von dem ritterlichen Spielmann, der ein Lied flöte, von dessen Klang alle Herzen erzitterten und alle Seelen trauerten. Die alte Königin aber, die stets traurig war, sprach: „Was könnte es in der Welt geben, das trauriger wäre, als meine Trauer? Ich wüßte nichts, mich wird das klagende Lied des Spielmanns nicht trauriger machen, als ich ohnehin bin. Laßet ihn immer kommen." Da kam der ritterliche Spielmann und blies: „O Ritter mein, o Ritter mein / du flötest auf mein Totenbein! / Mein Bruder erschlug mich im Haine ~" Kaum hatte die alte Königin diese wenigen Worte vernommen, so schoß schon ein Tränenstrom aus ihren Augen, aber als es weiter tönte: „Nahm aus meiner Hand / die Blum, die ich fand / und sagte, sie wäre die seine ~", da stieß die Königin einen gellenden Schrei aus und fiel in eine tiefe Ohn-

Digitized by Google

macht. Der Spielmann erschrak darüber und wollte absetzen, aber das konnte er nicht, das Lied wollte jedesmal, wenn es begonnen war, zu Ende gespielt sein, und als der letzte Ton klagend verklang, da erwachte die Königin aus ihrer Ohnmacht und rief: „Mir, mir die Flöte! Um alle meine Schätze, mir diese Flöte!“ Der ritterliche Spielmann ließ der Königin die beinerne Flöte und sagte, er begehre keine Schätze, nahm nichts an und zog weiter. Und die Königin schloß sich ganz allein in ihre tiefsten Gemächer und blies das Lied und weinte so lange, bis sie fast keine Tränen mehr hatte. Der König aber war ein mächtiger, berühmter Herr geworden, doch konnte er in aller seiner Herrlichkeit der bösen Tat nicht vergessen, wie er sein armes Schwesterlein im Walde so treulos getötet hatte. Da feierte er denn gerne rauschende Feste mit Sang und Klang, um die böse Stimme in seinem Herzen zu vergessen. Einst geschah es, daß er auch ein Fest zu feiern beschlossen hatte, und zahlreiche Sänger und Spielleute waren bestellt und zahlreiche Gäste eingeladen worden. Der Sitte gemäß hatte der junge König nie unterlassen, seine Mutter auch zu seinen Festen zu laden, aber sie hatte niemals teilgenommen, weil sie zu große Trauer im Herzen habe. Als aber diesmal die Einladung an sie gelangte, da ließ sie sagen, sie werde teilnehmen. Dies wunderte den König und befremdete ihn, und er wußte nicht, ob er sich darüber freuen sollte. Da nun alle Gäste prächtig versammelt waren, und alle Sänger und Spielleute bereit, und der Hof eintrat in den herrlich geschmückten Königssaal, so war fast eine bange Verwunderung, die alte Königin zu sehen im langen, schleppenden, schwarzen Trauergewand und im Witwenschleier. Der Jubel der Geigen, der Harfen und Pauken und Flöten aber brach los, und die Sänger begannen ihre Loblieder zum Preis des Königs. Was aber tat die alte Königin! Sie setzte sich nicht, sie stand starr wie ein Marmorbild. Was hielt sie für ein seltsames kleines Zepterlein in der Hand? Das war kein Zepter, das war ein Totenbein. Was hebt sie es zum Munde? Was hielt sie es so, wie die Spielleute ihre Flöten? Alle Pauken und Harfen und Geigen verstummten, als sie hineinblies, alle Sänger wurden stumm. Da saß nun der König und blickte entsetzt auf seine Mutter, denn die alte Königin spielte auf der seltsamen Flöte: „O Mutter mein, o Mutter mein / du flötest auf meinem Totenbein ~“ Alle Herzen erzitterten, Hofstaat und Gäste, Sänger und Spielleute, alle weinten ~ „mein Bruder erschlug mich im Haine ~“ Schreit der König laut auf, und das Zepter entsank seiner Hand, und er griff mit beiden Händen nach seiner Krone. „Nahm aus meiner Hand / die Blum, die ich fand / und sagte, sie sei die seine.“ Da rollte die Krone von des Königs Haupt herab, fiel auf den Marmorboden und zerschellte. „Er schlug mich im Schlaf / er schlug mich so hart / hat ein Grab gewühlt / mich im Walde verscharrt ~“ Da stürzte der König selbst vom Thron herab und fiel auf seinen Nacken und stöhnte und wimmerte. „Mein Bruder ~ in jungen Tagen ~“ Der König wand sich im Todeskampfe und schrie: „Ende, Mutter, ende!“ Aber die alte Königin konnte nicht von selbst das klagende Lied beenden, und es tönte: „Nun durch deinen Mund / soll es werden

Digitized by Google

Digitized by Google

kund / will es Gott und Menſchen klagen.“ Da flohen alle Gäſte, Spielleute, Sänger und Hofdienerſchaft zu allen Türen des Saales hinaus, und die Kerzen löſchten aus bis auf zwei, und als das Lied zu Ende gellungen war, war niemand mehr im weiten Saale als die alte Königin im Trauergewande und ihr ſterbender Sohn in ſeinem bunten Flitterſtaate. Und ſie kniete neben ihm nieder und hielt ſein Haupt in ihren Händen und weinte heiße Tränen darauf. Da loſchen langſam die Kerzen aus.

Geld bezwingt die Welt / Es war einmal ein Soldat, der

war immer luſtig und guter Dinge, trotzdem er nur wenig zu beißen hatte; denn die Groſchen und Kreuzer wollten nie lange in ſeiner Taſche bleiben, ſo daß oft Schmalhans bei ihm Koch war. Doch ließ er ſich das nicht verdrießen; er blieb immer der luſtige Ferdinand; ſo nannten ihn nämlich ſeine Kameraden. Als er nun eines Tages vor der Tür des Königs die Wache hatte und ſich das ſchöne Schloß mit ſeinen Koſtbarkeiten recht betrachtete und all die vornehmen Herren ſah, die da aus und ein gingen und dem König zu Dienſten waren, da dachte er: „So ein König hat es doch gut; der hat Geld genug, und für Geld kann man ja alles haben in der Welt. Hätt ich nur Geld, ich wüßte wohl, was ich täte!“ Wie dem luſtigen Ferdinand dieſe Gedanken ſo im Kopfe herum gingen und er niemand hatte, dem er ſie hätte mitteilen können, ſo nahm er ein Stück Kreide und ſchrieb an die Tür, die zum Zimmer des Königs führte: „Das Geld / bezwingt die ganze Welt.“ Als ſpäter der König ausging und dieſe Worte las, ließ er eine ſtrenge Unterſuchung anſtellen, wer das geſchrieben. Da geſtand es der luſtige Ferdinand ſogleich ein, und weil der König ein guter gnädiger Herr war, ließ er ihn ſelbſt vor ſich kommen und ſtellte ihn darüber zur Rede, verzieh es aber dem Soldaten leicht, weil der ſagte, er habe das nur ſo hingeſchrieben, weil er auf dem Poſten nicht habe reden dürfen und doch den Gedanken nicht habe loswerden können. Dann aber wollte der König ihm beweiſen, daß jener Gedanke unrichtig ſei. Allein der luſtige Ferdinand wußte dem König immer zu widerlegen und ſagte endlich ſogar: „Herr König, wenn ich nur Geld genug hätte, ſo wollte ich alles erreichen, es möchte ſein, was es wollte; ja ich glaube feſt, ich wollte Eure Tochter zur Frau kriegen und ſelbſt noch ein König werden.“ Dieſe Rede von einem gemeinen Soldaten verdroß den König ein wenig, doch ließ er ſichs nicht merken und ſagte vielmehr: „Um dich zu widerlegen, will ich eine Wette mit dir eingehen. Du ſollſt ein ganzes Jahr lang ſo viel Geld haben, als du verlangſt; kannſt du während dieſer Zeit die Liebe meiner Tochter gewinnen, ſo iſt es gut, du ſollſt ſie haben; will ſie dich dann aber nicht, ſo koſtet dirs den Kopf. Jetzt beſinn dich wohl!“ Der luſtige Ferdinand beſann ſich aber nicht lange und ſagte ſogleich, er wolle die Wette wohl eingehen, erhielt dann vom König den Schlüſſel zur Schatzkammer und nahm ſich fürs erſte ſo viel Geld, als er nur heimtragen konnte. Dann ließ er Eſſen und Trinken ſich ſchmecken, lud ſeine Kameraden zu ſich ein, fuhr ſpazieren und ging auf Reiſen und ſah und genoß für ſein Geld alles, was das Herz

Digitized by Google

nur begehrte. Um die schöne Prinzessin aber kümmerte er sich gar nicht. ~ Die war indes nicht so vergnügt wie Ferdinand. Um sie nämlich vor allen Nachstellungen und Bewerbungen zu hüten, hatte der König sie auf eine kleine Insel, die in der Nähe des Schlosses lag, bringen lassen und hatte streng verboten, daß ja kein Mannsbild zum Besuch zu ihr gelassen würde. Da lebte sie nun wie in einem Gefängnis und hatte oft Langeweile. Als der lustige Ferdinand eines Tages wieder in die Schatzkammer kam und seine leeren Taschen mit Gold füllte, fragte ihn der König, wie es gehe, und mahnte ihn zugleich, daß er nur noch ein halbes Jahr übrighabe und wohl sehen möge, wie er in dieser Zeit das Herz seiner Tochter gewinne; denn sonst werde es ihm unfehlbar das Leben kosten. Ferdinand blieb guten Mutes und dachte, es ist wahr, du mußt dich jetzt wohl nach der Prinzessin umsehen, und ging zu einem Goldschmied, der war so geschickt, wie kein anderer Meister in der ganzen Welt, und bestellte bei dem einen goldenen Hirsch, ganz so groß wie ein rechter Hirsch, mit großem, zackigem Geweih; im Innern aber sollte der Hirsch hohl sein, so daß ein ausgewachsener Mann sich darin verbergen könne. Das Gold dazu holte Ferdinand aus der Schatzkammer des Königs, und da dauerte es nicht lange, da war der Hirsch fertig und war so überaus schön geworden, daß man gar nichts Herrlicheres sehen konnte. Durch eine geheime Tür, die niemand fand, wer es nicht wußte, kroch der lustige Ferdinand in den Bauch des Hirsches und nahm zugleich seine Zither mit, die er ganz ordentlich zu spielen verstand. Dann hatte er dem Goldschmied alles entdeckt und hatte ihn für vieles Geld dazu bewogen, daß er den Goldhirsch aufs Schloß brachte und ihn dem König vorstellte. Der konnte sich gar nicht genug darüber verwundern. Als nun aber der Goldschmied ein bestimmtes Zeichen gab und im Bauche des Hirsches eine Zither anfing zu spielen, da wußte der König nicht, was er vor Entzücken sagen sollte. Auch die Königin war ganz außer sich und bat den König, er solle den Hirsch doch kaufen und seiner Tochter auf die Insel schicken, daß sie sich damit unterhalten möchte. Der König sagte ja, das wolle er gern tun, und kaufte den Goldhirsch und ließ ihn sogleich der Tochter bringen. Die freute sich nicht wenig darüber und ließ den Hirsch beständig die Zither schlagen und konnte das Spiel nicht satt hören, bis sie endlich müde wurde und einschlief. Da machte der lustige Ferdinand leise die Tür auf und schlüpfte heraus und besah sich die Prinzessin, die in ihrem Bett lag und ruhig schlief. Sie war aber so wunderschön, daß er seine Augen nicht von ihr wegwenden mochte und es endlich nicht lassen konnte, ihr einen recht langen und herzhaften Kuß auf die Lippen zu drücken, also, daß die Prinzessin davon erwachte und schier erschrak, als sie einen Mann vor ihrem Bett stehen sah. Ferdinand aber sagte ihr sogleich, wer er sei, und bat sie so dringend und rührend, sie möge ihn doch nicht verraten, er wolle ihr auch alle Tage was vorspielen, so lange sies nur hören möge, daß die Prinzessin es endlich ihm versprach, wenn er hübsch still in seinem Versteck bleiben wollte. Ja, das wollte er ja herzlich gern, sagte er, und verkroch sich alsbald wieder in den Bauch des Hirsches. Am andern Morgen konnte die Prinzessin es gar nicht erwarten,

Digitized by Google

bis sie den Hirsch wieder spielen hörte. Auch der König kam, um es zu hören, und freute sich ganz besonders, weil seine Tochter so vergnügt war; ja, sie meinte, daß sie jetzt gewiß keine Langeweile auf der Insel mehr haben werde. Als es nun Abend war und die Prinzessin wieder ganz allein war und zur Nacht aß, da machte der lustige Ferdinand die Tür auf und rief leise: „Prinzessin, ach liebe Prinzessin, darf ich nicht ein wenig herauskommen? Ich habe so arg Hunger! Seit gestern habe ich nichts mehr gegessen und heut so viel spielen müssen!“ Ja, da erlaubte es ihm die Prinzessin, daß er herausſteigen und mit ihr essen durfte. Und wie sie ihn nun recht betrachtete und sich mit ihm unterhielt, da gefiel er ihr recht gut und immer besser, also, daß sie es gern geschehen ließ, als er zu guter Letzt sie in den Arm nahm und recht tüchtig abküßte. Und wie sie nun zu Bette ging, und der lustige Ferdinand ihr klagte, wie ihm der Rücken gar so weh täte, weil er in dem Hirschbauche immer krumm liegen müsse, und wie ganz erbärmlich er in der letzten Nacht habe frieren müssen, da ließ die Prinzessin ihn mit unter ihre Bettdecke schlüpfen, und beide hatten sich dann recht herzlich lieb und versprachen sich, daß sie nicht voneinander lassen, sondern immer so beisammenbleiben wollten. So ging das nun vier oder fünf Monate lang fort, und die beiden waren überaus glücklich. Den lustigen Ferdinand sah man nirgend, und der König meinte, er werde wohl wieder auf Reisen sein. Da wurde die Prinzessin bleich und krank, so daß der König ihr seinen Leibarzt schickte, der sie untersuchen und ihr was verordnen sollte. Der Doktor aber schüttelte den Kopf, ging zum König und sprach: „Der Prinzessin kann ich nicht helfen; die wird in einigen Monaten, wenn sie ein kleines Kind bekommen hat, von selbst schon wieder wohl werden.“ Darüber ward der König so ungehalten und aufgebracht, daß er den Arzt ins Gefängnis werfen ließ. Dann schickte er einen anderen Doktor zu der Prinzessin; der sagte aber dasselbe wie der erste und wurde ebenfalls dafür eingesperrt. Und ebenso ging es noch einigen anderen, bis der König endlich selbst zu seiner Tochter ging und sie fragte, ob sie denn heiraten wolle. Sie sagte, sie habe schon geheiratet. Und als der König fragte, wer denn ihr Gemahl sei, da sagte sie: „Der lustige Ferdinand, den du ja selbst in dem goldenen Hirsche mir geschenkt hast,“ und öffnete die Tür und ließ ihn aussteigen. Da ärgerte sich der König zwar, konnte aber doch sein Wort nicht brechen, weil die Prinzessin erklärte, daß sie nie einen anderen lieben und heiraten möge; und so hat der lustige Ferdinand, noch ehe das Jahr herum war, seine Wette gewonnen, hat die Prinzessin behalten und ist nach dem Tode ihres Vaters auch noch König geworden.

Der Metzgergesell / Es war einmal ein armer Sauhirt, der hatte einen Sohn, der wollte höher hinaus als sein Vater und war nicht zufrieden damit, die Stelle von dem Alten zu erben. Da erlernte der Junge die Metzgerei, und als er nun ausgelernt und es zu etwas Rechtem in seinem Handwerk gebracht hatte, ging er hinaus auf die Wanderschaft. Als er noch nicht weit von seinem Ort weg war und über eine große

Digitized by Google

Haide ging, sah er einen gefallenen Ochsen am Wege liegen und fünf Tiere dabeistehen, die ihn untereinander teilen wollten und nicht einig darüber werden konnten. Das war aber erstlich eine Biene, zweitens ein Fuchs, dann noch ein Windhund, ein Falk und ein Löwe; die gingen ihm entgegen und baten ihn, er sollte ihnen aus der Not helfen. Da zog er sein großes Schlachtmesser, zerlegte den Ochsen ordentlich nach der Handwerksregel und teilte dann die Stücke unter die fünf Tiere aus. Die Biene bekam den Kopf, um hineinzubauen, und also ein jedes nach seiner Art dasjenige Teil, welches sich am besten für es schickte. Der Metzger ging nun wieder seines Weges, während sich die Tiere über das Fleisch hermachten. Er war aber kaum tausend Schritt gegangen, so kam der Windhund hinter ihm hergelaufen, holte ihn ein und sprach, er solle noch einmal mit ihm umkehren zu den anderen. Als sie wieder hinkamen, wo die Tiere waren, da sprachen sie alle, sie hätten vergessen, sich bei ihm zu bedanken. Geld hätten sie keins, aber das wollten sie ihm verleihen, daß er die Gestalt von einem jeden der fünf Tiere annehmen könne, so oft er sich in Gedanken dazu wünschen wolle. Das war er zufrieden, bedankte sich und nahm den Weg zwischen die Beine. Nicht lange danach kam er in das große Königreich Sizilien, und als er gerade zum Stadttor der Hauptstadt hineinging, hörte er einen Ausrufer verkündigen, daß jeder des Todes sein solle, der einen Apfel von des Königs Granatbäumen hole. Denn es waren nur zwei solcher Bäume im Lande, die standen vor des Königs Fenster, und er hielt große Stücke darauf. Weil nun nichts so gut schmeckt wie das Verbotene, so dachte der Metzgerbursch gleich in seinem Vorwitz, er müsse die Granatäpfel versuchen, ob sie wirklich so gut seien. Also wünschte er sich, daß er ein Falk wäre, und bei dem bloßen Gedanken schon war es geschehen. Er schwang sich in die Luft, flog auf einen von des Königs Granatbäumen, fraß von den Äpfeln und schaute zum Fenster hinein. Drinnen in dem Schloß saßen sie gerade an der Tafel und hatten vor sich Gesottenes und Gebratenes stehen; als ihm das in die Nase kam, wollten ihm die Äpfel nicht mehr schmecken. Da ward sein Vorwitz so groß, daß er zum Fenster hineinflog, ein gebratenes Huhn von der Schüssel nahm und wieder damit hinauswollte. Doch des Königs Töchterlein schlug schnell den Fensterflügel zu, und nun war er gefangen. Das sollte ihm aber zum Glück gereichen, denn die Prinzessin ließ ihrem Vogel nichts zuleide tun, sondern hing ihn in einem schönen Bauer in ihrer eigenen Schlafkammer auf. In der Nacht nun, da sie im Bette lag und schlief, flog er als Biene durch das Käfiggitter, trat dann in Menschengestalt zu ihrem Lager und umarmte sie und küßte sie auf ihren roten Mund. Die Königstochter fuhr aus dem Schlaf empor und schrie nach Hilfe; doch bis der alte König mit seinem Hofstaat hereingelaufen kam, saß er schon wieder als Falk in seinem Bauer, hatte den Kopf unterm Flügel und tat, als ob er schliefe, also daß der König glaubte, die Prinzessin hätte nur geträumt, und sie tüchtig auszschalt wegen ihrer Ängstlichkeit. Kaum waren die anderen wieder weg, so wünschte er sich wieder zur Biene, kroch aus dem Käfig und trat als Mann zu der Königstochter und küßte sie wiederum.

Digitized by Google

Anfangs wehrte sie sich seiner, getraute sich aber nicht zu schreien; bald jedoch, als sie merkte, daß er ihr nichts zuleide tat, wurden sie eins miteinander und blieben wonneselig beisammen bis zum Morgen. Also war er heimlich mit der Prinzessin vermählt und lebten sie zusammen fast ein Jahr lang, ohne daß jemand im Hause dessen gewahr wurde. Endlich trug es sich zu, daß die Prinzessin einen Knaben gebar, und nun war die Sache freilich nicht mehr zu verheimlichen. Sie gestand ihrem Vater alles. Der König war anfangs sehr erzürnt; doch was war noch zu machen? Es war zu spät, um es zu ändern, also gab er seinen Segen dazu, ließ das Paar ordentlich trauen und ernannte den Schwiegersohn zu seinem Nachfolger. Mit der Königstochter hatte es aber eine eigene Bewandtnis, denn der junge Erbprinz ward nun ernstlich verwarnt, nicht mit seiner jungen Frau in den Wald spazierenzufahren. Sonst überallhin, aber im Walde würde der Wind sie hinwegführen. Darüber lachte der Metzgerbursch; seine Neugierde und sein Vorwitz ließen ihn auch nicht eher ruhen, als bis er in dem Walde war. Sie fuhren ganz vergnügt unter den grünen Bäumen her. Da kam es aber mit einmal heran wie ein starker Sturm, und ehe er sichs versah, war seine Frau von dem Winde aus dem Wagen gehoben und hinweggeführt. „Wiederhaben muß ich sie," sprach er, „sie mag stecken, wo sie will." Also ließ er die Kutsche leer nach Hause fahren, verwandelte sich in einen Windhund und lief, so schnell er konnte, davon, in der Richtung, in der er sie hatte verschwinden sehen. Er lief und lief, bis ihn die Beine nicht mehr tragen konnten, und gelangte endlich vor einen Berg. Den betrachtete er auf und ab, konnte aber in der glatten Felswand kein Tor und keine Tür finden, nur einen ganz engen Riß sah er endlich zwischen dem Gestein. Da wünschte er sich wieder die Bienengestalt und kroch so in die dunkle Felsenspalte und immer tiefer in den Berg hinein. Als er aber ganz darinnen war, nahm er die Gestalt eines Falken wieder an und flog hinab in die unterste Welt. Die Stelle, wo er niederkam, bezeichnete er sich vorsichtig mit einem Stein, um den Weg auch wieder hinaufzufinden, und lief dann als Windhund weiter. Da er ein gutes Stück gelaufen war, kam er vor ein wunderschönes Schloß, es war aber rings so wohl mit starken Toren verschlossen, daß er anfangs nicht wußte hineinzukommen; nur einen freien Eingang gab es, das Schlüsselloch nämlich; durch das kroch er denn auch in Bienengestalt hinein. Wer aber drinnen in dem wunderschönen Schlosse saß, das war niemand anders als seine liebe Frau. Da nahm er seine natürliche Gestalt an und ging zu ihr. „Bist dus, oder bist dus nicht?" sprach er. „Ich bin es," sagte sie, „aber ich bin hier in eines Riesen Gewalt, der kommt einmal bei Tag und einmal bei Nacht, jedesmal um elf Uhr, und dann muß ich ihm den Kopf kraulen bis um zwölf." Es dauerte auch nicht lange, so kam der Riese nach Hause. Der Metzgerbursche aber verwandelte sich schnell wieder in die Biene und setzte sich auf den Tisch unter die Brotkrumen. „Wie kommt das Tier herein?" sprach der Riese und schlug danach; doch die Biene war flinker als er. Da brummte der Riese etwas in den Bart, legte sich dann hin, mit dem Kopf in den Schoß der Königstochter, und ließ sich den Kopf von ihr

Digitized by Google

trauen bis um zwölf Uhr. Als er wieder fortgegangen war, gab der Erbprinz seiner Frau einen guten Rat und sprach also zu ihr: „Wenn er wiederkommt, so stelle dich, als ob du schliefest, und wenn er dich dann weckt, so erzähle ihm, du hättest einen schlimmen Traum gehabt. Fragt er dann weiter nach deinem Traum, so erzähle ihm, es sei dir im Schlafe vorgekommen, als wäre er gestorben, und du wüßtest nicht, wie du herauskommen solltest aus dem Schlosse.“ Also wie er geraten, tat sie am anderen Tage, und es gelang wohl, denn da sie der Riese nach ihrem Traum fragte, fing sie an zu weinen, erzählte ihm, was sie im Schlafe für einen Schrecken ausgestanden hätte über seinen Tod, und fragte ihn, ob sie denn all ihr Lebtag hier in dem Schlosse müsse gefangen bleiben, wenn er wirklich einmal sterben sollte. „Ei, du Närrin,“ sprach er, „ich kann ja gar nicht sterben. Aber bei dem König von Sizilien ist ein Drache mit drei Köpfen, wer den erschlägt, kann auch mich totschlagen, sonst keiner, und von selber sterbe ich nicht.“ Das merkte sich der Prinz, der als Biene zuhörte, und freute sich, daß er nun das Geheimnis herausbatte. Die junge Frau mußte dem Riesen wieder eine Stunde lang den Kopf im Schoß krauen, dann ging er hinweg. Da sprach der Prinz zu ihr, er sei nun fest entschlossen, den Drachen in Sizilien aufzusuchen; sie nahm mit vielen Tränen Abschied von ihm, und er kroch dann als Biene zum Schlüsselloch hinaus, wie er hereingekommen war. Draußen ward er zum Windhund und lief bis an den Stein, den er sich zum Zeichen hingelegt hatte, ward dann zum Falken und flog hinauf, und kroch zuletzt wieder als Biene aus der Felsenspalte hervor. Nach Sizilien war es weit; er mußte lange wandern, über Strom und Meer, über Berg und Tal, bis er hinkam. Als er sich nun erkundigte, wie es mit dem Drachen eigentlich aussehe, erfuhr er, daß er allerdings drei Köpfe hatte und daß ihm jeden Tag, morgens um neun Uhr, des Königs Schweineherde mußte vor die Stadt getrieben werden, damit er sich neun Stück davon auslesen konnte. Es waren aber jetzt in dem ganzen Lande nur noch sechsunddreißig Stück Schweine, und alles hatte Angst, daß der Drache anfinge, Menschen zu fressen, wenn er sein richtiges Futter nicht mehr bekäme. Da ging der Metzgerbursch vor den König und bat sich die Erlaubnis aus, daß er des anderen Tages die Schweine hinaustreiben dürfe. Das erlaubte der König gern und versprach noch dazu die Hälfte seines Königreichs und seine Tochter zur Frau, wenn er das Ungetüm aus der Welt schaffen könne. Punkt neun Uhr des anderen Morgens war der fremde Hirt mit den Schweinen vor dem Tor, und gleich darauf kam auch schon der Drache, hatte wirklich drei Köpfe, einen immer schrecklicher als den anderen, und schrie den Prinzen an: „Du Saubirt, gib mir neun von deinen besten Säuen.“ „Keine neun Sauborsten!“ sprach der Metzger, verwandelte sich in einen Löwen und riß dem Drachen in einem Nu ein Haupt herunter, daß er mit schrecklichem Geheul davonlief. Als der Prinz heimkam, ward er freudig vom König empfangen. „Weil du dem Drachen einen Kopf abgehauen hast, sollst du ein großes Faß voll Wein haben.“ Am zweiten Tage war er wieder Punkt neun Uhr mit seiner Herde vor dem Tore; der Drache ließ auch nicht auf sich warten, kam noch

Digitized by Google

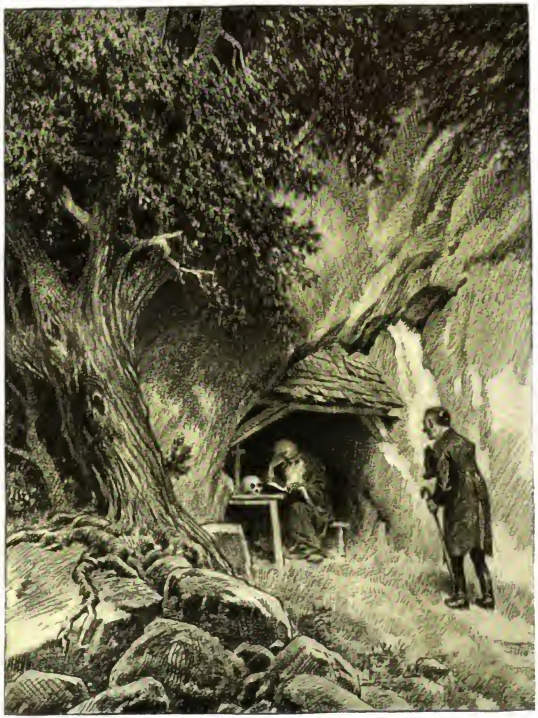
trotzigen einher als des Tages zuvor und fuhr ihn mit lautem Gebrüll an: „Du Sauhirt, gib mir achtzehn von deinen besten Säuen!“ „Noch keine achtzehn Saubortsen!“ sprach der Metzgerbursch, ward zum Löwen und riß dem Drachen auch das zweite Haupt herunter. „Morgen kommen wir wieder zusammen!“ brüllte das Ungetüm und lief davon. Sie kamen wieder zusammen am anderen Tage, aber der Drache verlor seinen letzten Kopf und hatte nun ein für allemal den Hunger nach Schweinefleisch verloren. Der Metzgergesell oder der Prinz, wie ihrs haben wollt, sollte nun auf der Stelle mit des Königs Tochter verheiratet werden. „Nichts für ungut,“ sprach er, „aber ich habe schon eine Frau; sie sitzt tausend Stunden von hier in dem Berge.“ Danach erzählte er dem König alles, wie es sich mit ihm zugetragen, und wie er jetzt sich wieder den weiten Weg suchen müsse nach dem verwunschenen Schlosse in der Erde drin. „Willst du meine Tochter nicht,“ sagte der König, „so will ich dir einen Wagen schenken, um hinzufahren zu deiner Frau,“ und hieß den Wagen alsbald aus dem Stalle ziehen. Eine eigene Bewandtnis hatte es aber mit der Kutsche, die der Prinz zum Geschenk bekam; denn auf der rechten Seite steckte eine Peitsche; wenn man die auf die linke Seite hinübersteckte, so fing der Wagen an zu fahren, als wenn tausend Pferde daran gezogen hätten, bis man die Peitsche wieder hinübersteckte auf die rechte Seite, dann stand er mit einem Schlage still, und man konnte aussteigen. So war es dem Erbprinzen ein leichtes, wieder an den verzauberten Berg zu kommen. Schon am zweiten Tage war er dort, kroch als Biene hinein, flog als Falke hinab, lief als Windhund zum Schloß, kam wieder als Biene hinein zu seiner Frau und ward bei ihr zum Menschen. Als aber der Riese wieder heimkam, so verwandelte er sich nicht mehr in die Biene vor ihm, sondern in den Löwen und riß ihm das Haupt von den Schultern ab. Nun war sie erlöst und fuhr mit ihrem Manne in dem Zauberwagen zuerst nach Hause zu ihrem Vater, dann aber auf Besuch zum König von Sizilien.

Der neugierige Piet Jan Clas / Es war einmal ein Mann, der hieß Piet Jan Clas, und der war so neugierig, daß es nicht zu sagen ist. Eines Tages nun hörte er zufällig von dem Tode sprechen und die Leute sagen, das wäre zwar ein gar häßlicher und grimmiger Kerl, aber gerecht dabei, wie kein anderer. Als Piet Jan Clas das hörte, da dachte er bei sich: „Ach, den Tod möchte ich doch gern einmal sehen, das muß ein kurioser Kauz sein,“ und damit ging er nach Hause und nahm seinen Stock und setzte seinen dreikantigen Hut auf und machte sich auf den Weg. Als er nun schon weit gegangen war, da kam er in eine Stadt und sah da einen Schuhladen voll Schuhe, und der Schuster saß an der Tür und machte immer noch neue Schuhe. „Guten Morgen, Meister,“ sprach er, und der Schuster dankte, ohne jedoch von seiner Arbeit aufzusehen. „Was macht Ihr da Gutes?“ fragte Clas. „Wie Ihr seht, Schuhe und immer Schuhe,“ antwortete der Meister und stach mit der Pfrieme ein Loch und zog ritt! den Pechfaden durch. „Aber Ihr habt ja schon so viel fertig dastehen,“ sprach Clas hinwieder, „warum macht Ihr denn

Digitized by Google

noch immer neue?" „Ah, um sie zu verschleißen und zu verkaufen und meine Frau und Kinder mit dem Gelde zu ernähren, frrr!" „Und wenn Ihr das denn nun getan habt, was dann?" fragte Clas weiter, und der Schuster entgegnete: „Ei, dann lege ich mich aufs Ohr, und dann kommt der Tod und holt mich ab, frrr!" „Der Tod?" schrie Clas verwundert. „Ach, lieber Meister, tut mir doch um Gottes willen den Gefallen und sagt mir, wo ich den finde. Habt Ihr ihn nie gesehen?" „Nein, nein," lachte der Meister, „und dafür danke ich unserem lieben Herrgott; bin auch gar nicht neugierig darum." „Wo könnte ich ihn denn finden?" fragte Clas, und der Schuster sprach schmunzelnd: „Geht nur geradeaus und immer weiter Eurer Nase nach, da findet Ihr ihn vielleicht." Clas bedankte sich für den guten Bescheid und ging fröhlich weiter den ganzen Tag und die ganze Nacht und den folgenden Tag bis Mittag. Da begegnete er in einem Walde einem Bauern, der hatte schon einen ganzen Wagen voll Holz gehauen und hieb noch immer mehr. „Aber sag mir doch, Bruderherz," sprach Clas, nachdem er den Bauer gegrüßt und der ihn wieder gegrüßt hatte, „was willst du eigentlich mit all dem Holze anfangen?" „Ei," sprach der Bauer, „ich binde Bündel daraus, die ich im Winter brenne, und was ich für mich nicht nötig habe, das verkaufe ich und hole mir Brot und Fleisch von dem Gelde; so bring ich mein Leben hin bis zu meinem seligen Tode." „Ach ja," fiel Clas ein, „mit dem Tode; wißt Ihr nicht, wo der sich wohl aufhält und herumtreibt, ich möchte ihn so gern sehen, daß mir der Bauch weh tut." „Da kann ich Euch nicht dienen, Freund," sprach der Bauer; „aber geht einmal ganz geradeaus, es ist möglich, daß Ihr ihn antrefft." Clas dankte sein höflich für den Bescheid und ging weiter und weiter, immer geradeaus, bis er abermals in eine Stadt kam. Da saß ein Schneider in einem schönen Hause auf dem Tische und nähte, und um ihn herum war alles voll Kleider, so daß kein Fleckchen Wand blieb, wohin auch nur eine Fliege sich hätte setzen können. „Was tut Ihr doch mit all den Kleidern?" fragte Clas, nachdem er eine Zeitlang das Haus angestaunt hatte. „Die verkauf ich," antwortete der Schneider, „die wollenen im Winter, die linnenen im Sommer und die baumwollenen im Frühling und Herbst." „Und wenn Ihr die denn verkauft habt?" frug Clas. „Nun, dann nähe ich wieder neue," brummte der Schneider verdrießlich, „und die verkauf ich wieder und nähe noch einmal neue und verkauf sie abermals, bis der Tod kommt." „Dann könnt Ihr mir gewiß auch sagen, wo ich den Tod finden kann; nicht wahr, Meister?" fuhr Clas neugierig fort; aber der Schneider sprach, er solle sich nur geschwind aus der Tür machen, denn die Schneidermeister wären nicht gar gut Freund mit dem Tode, der hole ihnen zu viel Kunden weg. „Das ist ein grober Kerl," dachte Piet Jan Clas und ging seiner Nase nach weiter, und als er wieder lange gegangen war, da kam er in einen Wald, der so groß war, daß man kein Ende davon sah. Er schritt aber mutig hinein und fand daselbst einen Einsiedel mit langem, greisem Barte, kahlem Kopfe, einer dicken, groben Kutte und einem Rosenkranze in der Hand. „Ach," dachte Clas, „wenn das nicht der Tod ist, dann weiß er mir doch sicherlich Bescheid davon zu geben,"

Digitized by Google



Digitized by Google

und ging auf den Einsiedel zu und grüßte ihn, und der Einsiedel grüßte Clas wieder, und Clas fragte: „Was tut Ihr denn hier allein in der Einsamkeit? Da wüßte ich nichts Angenehmes dran zu finden, so allein zu sein.“ „Ach,“ sprach der Einsiedel, „ich habe mich von den Menschen abgesondert, um Gott besser dienen zu können und wohlvorbereitet zu sein, wenn der Tod kommt, um mich ∼“ „Ja, wegen des Todes wollte ich Euch just fragen,“ fiel ihm Clas in die Rede, „den möchte ich für mein Leben gern einmal sehen; könnt Ihr mir vielleicht dazu verhelfen?“ „Den Tod kann man nur einmal sehen,“ antwortete der Einsiedel, „aber wollt Ihr ihn sehen, nun so gehet weiter, jeden Abend seid Ihr ihm einen Tag näher.“ Das gefiel Clas, und er dankte dem Einsiedel aus vollem Herzen und sprach, als er die Klause eben aus den Augen verloren hatte, zu sich selbst: „Das nenn ich mir doch einmal einen vernünftigen Bescheid, nur wird es mir jeden Tag zu lang werden, ehe es Abend ist; aber ich habs dem Alten gleich angesehen, daß er es wußte.“ So schritt er munter fort über Berg und Tal, durch Wald und Wiese, bis er eines Abends in der Ferne ein großes Schloß sah; da ging er darauf zu. Als er an das Tor gekommen war, stand da ein stein-, steinalt Mütterchen, die war so mager, daß man jedes Knöchelchen an ihrem Leibe zählen konnte; dabei hatte sie feuerrote Augen, ganz eingefallene hohle Backen und eine dicke Hängelippe; auf ihrem Rücken saß ein dicker Buckel und darauf stand ein Korb voll Fläschchen und Salbentöpfchen; außerdem hatte sie ein großes Messer an ihrer Seite hängen. „Das könnte leicht der Tod sein,“ dachte Clas und trat zu ihr und zog seinen Dreispitz und sprach: „Gott grüß Euch, Mütterchen!“ „Schön Dank, mein Söhnchen,“ sprach die Alte. „Ach, liebes Mütterchen, seid Ihr nicht der Tod?“ fragte Clas alsdann. „Nein, im Gegenteil,“ antwortete sie, „ich bin das Leben und heile mit meinen Salben und Medizinen alle Schäden und Wunden und Krankheiten.“ „Das ist doch schade,“ sprach da Clas, „ich hatte schon so große Freude, indem ich dachte, Ihr wäret der Tod; ich reise nun schon so lange über Berg und Tal, durch Wald und Wiese, um ihn zu suchen, und ich finde ihn nirgends; könntet Ihr mir ihn nicht zeigen?“ „Doch, das kann ich wohl,“ sprach die Alte. „Ach, lieb, lieb Mütterchen, dann tut es doch!“ rief Clas entzückt aus; „ich bitte Euch um alles in der Welt, Ihr könntet mir keinen größeren Gefallen erweisen.“ „Ja, das will ich gern,“ sprach das Mütterchen, „zieh dich nur vorerst ganz splitternackt aus.“ Da warf Clas voller Freude Hut und Stock und Kittel hin und zog sich alsdann auch die übrigen Kleider vom Leibe. Als das geschehen war, da sprach das Mütterchen: „Nun knie dich nieder und leg deinen Kopf in meinen Schoß.“ Und als er das auch getan hatte, da nahm sie ihr scharfes Messer und schnitt ihm den Kopf ritsch, ratsch! ab, drehte ihn ganz geschwind herum und setzte ihn wieder so auf, daß das Gesicht nach dem Rücken gekehrt war. Im selben Augenblick sprang Clas auf und schrie ganz jämmerlich: "O je, o je, o je! O weh! Hilfe, Hilfe! O rettet mich! Helft mir aus der grausamen Not! Oh, was seh ich für greuliche Sachen!“ Das alte Mütterchen hörte aber nicht darauf und ließ ihn zwei Stunden lang mit dem Gesichte auf dem Rücken.

Digitized by Google

„Du wolltest ja den Tod sehen, nun siehst du ihn," sprach sie. Clas ermattete aber dermaßen von all dem Schrecken, den er ausstand, daß er endlich ohnmächtig zusammenfiel und kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Als die Alte das sah, schnitt sie ihm den Kopf wieder ab und setzte ihn wieder zurecht, strich ein bißchen Salbe aus einem ihrer Töpfchen auf die Wunde, und in zwei Minuten war sie heil, und Piet Jan Clas wieder so gesund wie vorher. „Hast du nun den Tod gesehen?" fragte das Mütterchen. „Ja, das sei Gott geklagt," sprach Clas, „das ist nicht zum Spaßen," und er zog sich so schnell, wie er konnte, an und lief, was er konnte, nach Hause zurück. Da sitzt er noch und fragt keinen Menschen mehr nach was, so hat ihm der Tod die Neugier ausgetrieben.

Hühnchen mit einem Bein / Jesus ging einmal mit Sankt Peter auf Reisen und kam in die Nähe einer großen Stadt; er wollte aber nicht hinein, auch nicht hindurchgehen, sandte darum Sankt Peter mit vier Stübern dahin, um etwas Essen zu kaufen. Peter schritt lustig auf den Markt los, fand aber wenig mehr, weil es schon Mittag war, und mußte endlich mit einem gebratenen Hühnchen vorliebnehmen. Das kaufte er und machte sich auf den Rückweg nach der Stelle, wo Jesus seiner wartete. Unterwegs aber roch ihm das Hühnchen so gut, daß er es ein paarmal unter die Nase hielt und am Ende ihm gar ein Beinchen abriß und aufschmauste. Als er zu Jesus zurückkam, war der hochersreut ob des schönen Hühnchens, sprach aber dabei: „Sieh doch, Peter, wie kommt das? Das Hühnchen hat ja nur ein Bein." „Natürlicherweise," antwortete Peter, „denn hierzulande haben die Hühner alle nur ein Bein, das müßt Ihr doch schon gemerkt haben." „Bis jetzt noch nicht," sprach Jesus, schüttelte den Kopf ein bißchen und zerteilte das Huhn. Als es verzehrt war, setzten beide ihre Reise fort. Es dauerte nicht lange und sie kamen an einem Bauernhof vorbei, wo eine Menge von Hühnern auf Karren, Leitern und Stangen saßen und schliefen, wie die Hühner pflegen: auf einem Bein. Alsbald zog Sankt Peter Jesum beim Ärmel und flüsterte: „Sieh da, sieh da, Herr, die Hühner haben alle nur ein Bein." „Das ist in der Tat wahr," sprach Jesus; „aber wie können die mit dem einen Beine laufen?" „Oh, ganz gemächlich," antwortete Sankt Peter, „sie hüpfen und schlagen mit den Flügeln dazu." „Das möchte ich gar zu gern einmal sehen," sprach Jesus darauf, „das muß sich wunderlich ausnehmen." Und damit machte er „Psch! Psch! Psch!", und zugleich liefen die Hühner alle mit zwei Beinen von dannen. „Da hast du mir einmal etwas aufbinden wollen. Peter, Peter!" sprach Jesus, mit dem Finger drohend. Aber Sankt Peter ließ sich nicht verdrüssen, sondern fiel schnell ein: „Ei, nein, bewahre! Das ist mir schön! Hättest du unserem Hühnchen einmal Psch! Psch! zugerufen, es würde auch schon seine zwei Beine bekommen haben!"

Schabbenrüssel / In einer großen deutschen Stadt war einmal eine fürstliche Hochzeit, die herrlich ausgerichtet wurde. Da gab es Aufzüge und Feste und Lustbarkeit aller Art, da kamen auch Gaukler und Springer und Bettelleute über alle

Digitized by Google

Maßen viel, darunter auch ein Bettler, der sein Almosenheischen als Gewerbe trieb. Gleichwohl hatte er an diesem Festtage kein absonderliches Glück, denn jeder hatte mit sich zu tun; man lief, man rannte, man stieß und wurde gestoßen, drängte und wurde gedrängt, gaffte und schaute und hatte keine Zeit, den Säckel zu ziehen; das war auch gar nicht ratsam, denn wenn eine fremde Hand den Säckel wegriß, so war er dagewesen. Das wurmte aber den Bettler über die Maßen, daß er an dem Tage, an welchem er sich just eine große Ausbeute an reichlich fallenden Almosen versprochen hatte, so gar nichts erhielt, und er murrte unwillig vor sich hin: „Ist denn die ganze Stadt ein Dürrhof geworden? Da muß der Donner hineinfahren und der Teufel drinsitzen! Ei, so wollt ich doch lieber den Teufel um ein Almosen angehen, als euch Geizdrachen und Hungerleider! Wie viele Gebete habe ich nicht schon heute gesprochen, wie viele Litaneien heruntergehaspelt, und nicht einmal Gelegenheit gehabt, zu sagen: Küß die Hand, Euer Gnaden, vergelts Gott!“ Während der Bettler so murrte, ging ein kleines, hinkendes Männlein in einem grünen Samtröcklein an ihm vorüber, das trug einen schwarzen spanischen Hut und darauf eine rote Feder und schaute sich halb um nach dem Bettler, wobei ein scharfblitzendes Auge und eine sehr stattliche, starkgebogene Adlernase sichtbar wurden. Der Bettler vergaß auf der Stelle seinen Vorsatz, niemanden an diesem Tage ferner anzusprechen, schritt vielmehr dem kleinen Grünrock nach, drängte sich an ihn, hielt ihm seinen Schlapphut vor und begann seinen Bettlerspruch in Form eines Stoßgebetes. Der Grünrock zog ein grimmiges Gesicht und rief mit heiserer Stimme dem Bettler zu: „Halte gleich dein Maul, du Lump! Mit solchen Redensarten gewinnst du mir absolut nichts ab. Du weißt nicht einmal, wen du um ein Almosen angehst, und hasts doch vorhin gelobt.“ Mit diesen Worten schritt der Grünrock in einen Straßenwinkel, in welchem man freier stehen konnte, weil das Volksgewimmel in der Straße rastlos vorüberwogte, und der Bettler folgte ihm, weil er sah, daß der Grüne in die Tasche griff, auf alle Fälle, um aus derselben eine Gabe für ihn hervorzuholen. Dieses tat letzterer denn auch; er zog eine kleine eiserne Raspel mit kurzem Holzstiel hervor und sagte: „Dies kleine Werkzeug kann und wird all deiner Not ein Ende machen, wenn du meinem Rate folgen willst. Du brauchst damit nur einmal über die Lippen zu streichen und zu sagen: Schab den Rüffel!, so fällt dir ein Goldstück vom Maule. Da aber nach dem Sprichwort umsonst nur der Tod ist, und das Sprichwort übrigens auch noch lügt, denn der Tod kostet das Leben, so wirst du es billig finden, daß ich auch von dir einiges begehre.“ „Was Euer Gnaden nur befehlen; ich stehe zu Dienst!“ rief vor Freude zitternd der Bettler und blickte unverwandt nach der neuen eisernen Raspel. „Du darfst erstens keine Reimgebetlein mehr sprechen, überhaupt hinfüro weder beten noch betteln, darfst in keine Kirche gehen, darfst nicht heiraten, und nach sieben Jahren muß deine Seele mein sein. Wenn dich jemand mit Schimpfreden antastet, wenn einer dir was nachredet, das dir übel gefällt, dann ziehe nur diese Raspel aus der Tasche und sprich, ohne sie an deine Lippen zu bringen: Schab den Rüffel!, so wird sie deinem Feinde dermaßen über

Digitized by Google

das Maul fahren, daß er es dann ganz sicherlich halten wird." Der Bettler merkte zwar, wer dieser gewisse Grünrock war, und es überlief ihn eine Gänsehaut bei dieser Wahrnehmung, aber das Anerbieten erschien ihm doch so übel nicht, denn Geld war ihm das Höchste, und um seine Seele hatte er sich nie sonderlich bekümmert. Gebet und Kirchengehen zu meiden fiel ihm auch nicht schwer; denn bei seinen Gebeten, die er beim Betteln nur so herleierte, hatte er sich niemals etwas gedacht, und sein Kirchenstand war immer außen vor den Kirchentüren gewesen. Er sagte also zu, und der Grünrock versprach, er wolle am anderen Morgen zu ihm kommen und die Verschreibung mitbringen, zur Unterschrift, um Lebens und Sterbens willen; denn etwas rot auf weiß müsse er haben, und wenn der Bettler den Vertrag nicht gewissenhaft halte, so verfalle die Seele dem Grünen alsbald. „Das Kunststück mit dem Schabdenrüssel, um Geld zu hexen," setzte der Grüne hinzu, „kann des Tages nur einmal, und zwar bloß früh nüchtern ausgeübt werden." Der Grünrock hinkte hinweg und verlor sich bald unter dem Volksgewimmel, der Bettler aber hielt beständig die Hand auf seiner linken Hosentasche, in die ihm der Grüne die Raspel gesteckt hatte, daß nicht etwa ein Taschendieb sie ihm stibitze, ging gegen seine Gewohnheit diesen Abend in kein Wirtshaus und konnte vor Erwartung die ganze Nacht nicht schlafen. Er band sich die Raspel schließlich in einem Tüchlein um den Hals, um ja nicht darumzukommen. Mit dem Morgengrauen war er schon auf, holte eine Schüssel, zog die Raspel hervor, strich sie über seinen breiten Mund und sprach: „Schab den Rüssel!" Plautz! plumpte ein funkelnagelneuer Kremnitzer Dukaten klingend in die Schüssel, indes fuhr zugleich etwas Haut von der Lippe. Aber der Strolch achtete nicht den Schmerz; er arbeitete wie ein Schlosser mit der Feile auf seinem Munde herum: „Schab den Rüssel, schab den Rüssel, schab den Rüssel!" Das ging ganz flott, und es fiel förmlich ein goldener Regen in die Schüssel. Jetzt blutete dem Raspelkünstler der Mund ziemlich arg, und da kam der Grünrock und hatte ein Pergament und eine frisch, aber verkehrt geschnittene Feder, die tauchte er auf seines Mannes blutende Lippen wie in ein rotes Tintenfaß, und jener mußte seinen Namen unter den Vertrag setzen, worauf alsbald der Grüne wieder verschwand und sein Pergament mit sich hinwegnahm. Zuvor aber ließ er ein Büchschen mit Lippensalbe zurück, die mehr nach Schwefel als nach Rosenöl roch, um die kleinen Wunden zuzuheilen, und er fügte noch die Warnung hinzu, nicht gar zu häufigen Gebrauch von der Raspel zu machen, sonst werde des Raspler stetig ein böses Maul haben, und mit nichts mehr als mit einem solchen mache man sich verdächtig und werde gar nicht gern gesehen. Anderen Tages hatte der Goldmund einen greulichen Grind auf seinen Lippen, aber er hatte seiner Meinung nach noch lange nicht genug Kremnitzer Dukaten, fing daher aufs neue an, seinen Rüssel zu schaben, daß es nur so in die Schüssel prasselte; er litt freilich dabei abscheuliche Schmerzen, und die Lippen schwollen ihm auf wie zwei braune, beim Braten zerplatzte Leberwürste, aber er gewann doch vieles Gold. Er konnte nur mit verbundenem Munde ausgehen, ging indessen doch abends in ein Zechhaus und ließ einige

Digitized by Google

seiner Goldvöglein fliegen, schlemmte und war fröhlich mit seinen vormaligen Bettelbrüdern. Gleichwohl spotteten diese ihn aus über sein Schwartenmaul: er müsse des Teufels Großmutter geküßt haben, sagten sie. Als ihn das ärgerte, so zog er die Raspel hervor, sprach heimlich und leise: „Schab den Rüssel!“, und plötzlich tanzte unsichtbar die Raspel dem Zechgesellen, der den Witz gerissen, auf den Lippen herum, daß der vor Schmerz laut aufschrie. Unser Bettler ließ nun die Raspel, so viel ers irgend aushalten konnte, auf seinem Munde fleißig arbeiten und begann den Aufbau eines neuen Hauses, den er eifrig betrieb. Über die Tür ließ er schreiben: „Zum Schabdenrüssel!“ und nahm den vornehmen Namen Chrysostomus an, welcher zu deutsch Goldmund lautet. Herr Chrisostomus zum Schabdenrüssel wurde immer reicher und reicher, und es war nur schade, daß er stets mit verbundenem Munde ging, weshalb sich die Mär im Volke verbreitete, sein Mund sei kein Mund, sondern ein kleiner Saurüssel, aber von Gold, davon schabe er immerfort ab, und daher rühre sein Reichtum. Weil er nun keinem Armen etwas gab, so kam die Redensart auf, die sich hernachmals im ganzen Deutschen Reiche verbreitete, die jeden geizigen Reichen einen schäbigen Mann nennt. Herr Chrysostomus zum Schabdenrüssel lebte herrlich und in Freuden; wer ihm was zuwider tat oder sagte, den ließ er tüchtig von der Raspel bearbeiten, so daß alle auf der Stelle das Maul hielten. So gingen die sieben Jahre herum, und da kam der Grünrock wieder, willens, nun die verfallene Seele in Empfang zu nehmen. Der Türsteher des Herrn Grafen Chrysostomus von und zum Schabdenrüssel wollte den Grünen nicht zu seinem Herrn lassen, weil er ihn für einen stellenlosen Jäger hielt; der kleine Grünrock aber stellte dem großen Türsteher ein Bein, daß er hinplumpte wie ein Nußsack. Seine Erlaucht, der Herr Graf, lagen auf dem Sofa, lasen die Zeitung, hatten neben sich etwelche Fläschchen Ungarwein stehen und rauchten türkischen Tabak, als der Grünrock in das herrlich ausgeschmückte Spiegelzimmer trat. „Was gibts? Was soll es?“ fragten der Herr Graf in übler Laune, daß jemand sich unterfing, unangemeldet einzutreten. „Man wende sich an den Kammerdiener!“ „Habe mit dir selbst zu sprechen, mein Wertester!“ entgegnete der Grünrock. „Deine Zeit ist um! Hier ist der Vertrag. Auf, zum Abmarsch! Jetzt heißt es nicht mehr Schab den Rüssel, sondern Schab ab!“ Seine Erlaucht, der Herr Graf von und zum Schabdenrüssel, setzten ein viereckiges Glas, das an einer Schnur hing, vor das rechte Auge und blinzten damit nach dem Grünrocke hin, indem Hochdieselben einmal gähnten und dann sprachen: „Was? Zeit? Vertrag? Abmarsch? Dummheit! Schab den Rüssel!“ Sowie des Herrn Grafen Erlaucht das Wort Schabdenrüssel aussprachen, fuhr die Raspel dem Grünrock über das Maul und raspelte es, daß ihm Hören und Sehen verging. Der dumme Teufel, denn kein anderer war der Grünrock, bekam nun selbst die Eigenschaft des Rüsselschabers zu verspüren, und sie gefiel ihm wenig. Der Herr Graf trommelten auf dem Tische mit den Fingern der linken Hand einen Schottischen im Zweivierteltakt und brummten dazu: „Schab den Rüssel, schab den Rüssel, schab den Rüssel! Hopsasa! / Schab den Rüssel,

Digitized by Google

schab den Rüffel, schab den Rüffel! Tralala!“ Und dem Teufel wurde übel und weh bei diesem Tanze; er schrie, daß das ganze Haus zum Schabdenrüffel erbebte, und endlich fiel er auf die Knie und bat des Herrn Grafen erlauchte Erlaucht fußfällig um Gnade und Einhalt. Des Herrn Grafen Erlaucht bliesen dem Teufel eine Wolke von türkischem Tabakdampf ins Gesicht und streckten, ohne ihre liegende Stellung zu verändern, ihre Hand aus, indem sie nur die zwei Worte sagten: „Meinen Vertrag!“, worauf der Teufel das Pergament hinreichte. Der Herr Graf überzeugten sich, daß es das rechte sei, und nicht etwa ein untergeschobenes, dann zerrissen Hochdieselben ganz gemächlich das Pergament mit ihren roten Namensunterschrift und sprachen: „So mag es gut sein! Sei so gut, wische dir das Maul, und triff das Loch. Die Raspel aber läßt du mir zum Andenken.“ „Halte dein Maul, alberner Narr!“ unterbrach ihn der Teufel. „Das hättest du eher sagen müssen. Den Vertrag ist zerrissen, und die Raspel ist wieder mein. Für solch ein unschätzbares Werkzeug bekomme ich ganz andere Seelen, wie die deine ist, du Lump! Oh, daß ich an dich könnte! Aber harre nur, und wehe dir, wenn du einst doch zu mir kommst, da will ich auch sagen, an dem Orte, wo Heulen und Zähneklappern ist: Schab den Rüffel!“

Die sechs Schwäne / Es

jagte einmal ein König in einem großen Walde und jagte einem Wilde so eifrig nach, daß ihm niemand von seinen Leuten folgen konnte. Als der Abend herankam, hielt er still und blickte um sich, da sah er, daß er sich verirrt hatte. Er suchte einen Ausgang, konnte aber keinen finden. Da sah er eine alte Frau mit wackelndem Kopfe, die auf ihn zukam; das war aber eine Hexe. „Liebe Frau,“ sprach er zu ihr, „könnt Ihr mir nicht den Weg durch den Wald zeigen?“ „O ja, Herr König,“ antwortete sie, „das kann ich wohl, aber es ist eine Bedingung dabei, wenn Ihr die nicht erfüllt, so kommt Ihr nimmermehr aus dem Walde und müßt darin Hungers sterben.“ „Was ist das für eine Bedingung?“ fragte der König. „Ich habe eine Tochter,“ sagte die Alte, „die so schön ist, wie Ihr eine auf der Welt finden könnt, und verdient wohl, Eure Gemahlin zu werden; wollt Ihr die zur Frau Königin machen, so zeige ich Euch den Weg aus dem Walde.“ Der König in der Angst seines Herzens willigte ein, und die Alte führte ihn zu ihrem Häuschen, wo ihre Tochter beim Feuer saß. Sie empfing den König, als wenn sie ihn erwartet hätte, und er sah wohl, daß sie sehr schön war, aber sie gefiel ihm doch nicht, und er konnte sie ohne heimliches Grausen nicht ansehen. Er hob das Mädchen zu sich aufs Pferd, die Alte zeigte ihm den Weg, und der König gelangte wieder in sein königliches Schloß, wo die Hochzeit gefeiert wurde. Der König war schon einmal verheiratet gewesen und hatte von seiner ersten Gemahlin sieben Kinder, sechs Knaben und ein Mädchen, die er über alles auf der Welt liebte. Weil er nun fürchtete, die Stiefmutter möchte sie nicht gut behandeln und ihnen gar ein Leid antun, so brachte er sie in ein einsames Schloß, das mitten im Walde stand. Es lag so verborgen, und der Weg war so schwer zu finden, daß er ihn selbst nicht gefunden hätte, wenn ihm nicht eine weise

Digitized by Google

Frau ein Knäuel Garn von wunderbarer Eigenschaft geschenkt hätte; wenn er das vor sich hinwarf, so widelte es sich von selbst los und zeigte ihm den Weg. Der König ging aber so oft hinaus zu seinen lieben Kindern, daß der Königin seine Abwesenheit auffiel; sie war neugierig und wollte wissen, was er draußen ganz allein in dem Walde zu schaffen habe. Sie gab seinen Dienern viel Geld, und die verrieten ihr das Geheimnis und sagten ihr auch von dem Knäuel, das allein den Weg zeigen könnte. Nun hatte sie keine Ruhe, bis sie herausgebracht hatte, wo der König das Knäuel aufbewahrte, und dann machte sie kleine weißseidene Hemdchen, und da sie von ihrer Mutter die Hexenkünste gelernt hatte, so nähete sie einen Zauber hinein. Und als der König einmal auf die Jagd geritten war, nahm sie die Hemdchen und ging in den Wald, und das Knäuel zeigte den Weg. Die Kinder, die aus der Ferne jemand kommen sahen, meinten, ihr lieber Vater käme zu ihnen und sprangen ihm voll Freude entgegen. Da warf sie über ein jedes eins von den Hemdchen, und wie das ihren Leib berührt hatte, verwandelten sie sich in Schwäne und flogen über den Wald hinweg. Die Königin ging ganz vergnügt nach Haus und glaubte ihre Stiefkinder losgusein, aber das Mädchen war ihr mit den Brüdern nicht entgegengelaufen, und sie wußte nichts von ihm. Andern Tags kam der König und wollte seine Kinder besuchen, er fand aber niemand als das Mädchen. „Wo sind deine Brüder?“ fragte der König. „Ach, lieber Vater,“ antwortete es, „die sind fort und haben mich allein zurückgelassen,“ und erzählte ihm, daß es mitangesehen habe, wie seine Brüder als Schwäne weggeflogen wären, und zeigte ihm die Federn, die sie in dem Hof hatten fallen lassen, und die es aufgelesen hatte. Der König trauerte, aber er dachte nicht, daß die Königin die böse Tat vollbracht hätte, und weil er fürchtete, das Mädchen würde ihm auch geraubt, so wollte er es mit fortnehmen. Aber es hatte Angst vor der Stiefmutter und bat den König, daß es nur noch diese Nacht im Waldschloß bleiben dürfte. Das arme Mädchen dachte: „Meines Bleibens ist nicht länger hier, ich will gehen und meine Brüder suchen. Und als die Nacht kam, entfloh es und ging gerade in den Wald hinein. Es ging die ganze Nacht durch und auch den andern Tag in einem fort, bis es vor Müdigkeit nicht weiter konnte. Da sah es eine Wildhütte, stieg hinauf und fand eine Stube mit sechs kleinen Betten, aber es getraute sich nicht, sich in eins zu legen, sondern kroch unter eins, legte sich auf den harten Boden und wollte die Nacht da zubringen. Als aber die Sonne bald untergehen wollte, hörte es ein Rauschen und sah, daß sechs Schwäne zum Fenster hereingeflogen kamen. Sie setzten sich auf den Boden und bliesen einander an und bliesen sich alle Federn ab, und ihre Schwanenhaut streifte sich ab wie ein Hemd. Da sah sie das Mädchen an und erkannte ihre Brüder, freute sich und kroch unter dem Bett hervor. Die Brüder waren nicht weniger erfreut, als sie ihr Schwesterchen erblickten, aber ihre Freude war von kurzer Dauer. „Hier kann deines Bleibens nicht sein,“ sprachen sie zu ihm, das ist eine Herberge für Räuber, wenn die heimkommen und finden dich, so ermorden sie dich.“ „Könnt ihr mich denn nicht beschützen?“ fragte das Schwesterchen. „Nein,“ ant-

Digitized by Google

worteten sie, „denn wir können nur eine Viertelstunde lang jeden Abend unsere Schwanenhaut ablegen, und haben in dieser Zeit unsere menschliche Gestalt, aber dann werden wir wieder in Schwäne verwandelt.“ Das Schwesterchen weinte und sagte: „Könnt ihr denn nicht erlöst werden?“ „Ach nein,“ antworteten sie, „die Bedingungen sind zu schwer. Du darfst sechs Jahre lang nicht sprechen und nicht lachen, und mußt in der Zeit sechs Hemdchen für uns aus Sternenblumen zusammennähen. Kommt ein einziges Wort aus deinem Munde, so ist alle Arbeit verloren.“ Und als die Brüder das gesprochen hatten, war die Viertelstunde herum, und sie flogen als Schwäne wieder zum Fenster hinaus. Das Mädchen aber faßte den festen Entschluß, seine Brüder zu erlösen, und wenn es auch sein Leben kostete. Es verließ die Wildhütte, ging mitten in den Wald und setzte sich auf einen Baum und brachte da die Nacht zu. Am andern Morgen ging es aus, sammelte Sternblumen und fing an zu nähen. Reden konnte es mit niemand, und zum Lachen hatte es keine Lust: es saß da und sah nur auf seine Arbeit. Als es schon lange Zeit da zugebracht hatte, geschah es, daß der König des Landes in dem Wald jagte und seine Jäger zu dem Baum kamen, auf welchem das Mädchen saß. Sie riefen es an und sagten: „Wer bist du?“ Es gab aber keine Antwort. „Komm herab zu uns,“ sagten sie, „wir wollen dir nichts zuleid tun.“ Es schüttelte bloß mit dem Kopf. Als sie es weiter mit Fragen bedrängten, so warf es ihnen seine goldene Halskette herab und dachte sie damit zufrieden zu stellen. Sie ließen aber nicht ab, da warf es ihnen seinen Gürtel herab, und als auch dies nichts half, seine Strumpfbänder, und nach und nach alles, was es anhatte und entbehren konnte, so daß es nichts mehr als sein Hemdlein behielt. Die Jäger ließen sich aber damit nicht abweisen, stiegen auf den Baum, hoben das Mädchen herab und führten es vor den König. Der König fragte: „Wer bist du? Was machst du auf dem Baum?“ Aber es antwortete nicht. Er fragte es in allen Sprachen, die er wußte, aber es blieb stumm wie ein Fisch. Weil es aber so schön war, so ward des Königs Herz gerührt, und er faßte eine große Liebe zu ihm. Er tat ihm seinen Mantel um, nahm es vor sich aufs Pferd und brachte es in sein Schloß. Da ließ er ihm reiche Kleider antun, und es strahlte in seiner Schönheit wie der helle Tag, aber es war kein Wort aus ihm herauszubringen. Er setzte es bei Tisch an seine Seite, und seine bescheidenen Mienen und seine Sittsamkeit gefielen ihm so sehr, daß er sprach: „Diese begehre ich zu heiraten und keine andere auf der Welt.“ Und nach einigen Tagen vermählte er sich mit ihr. Der König aber hatte eine böse Mutter, die war unzufrieden mit dieser Heirat und sprach schlecht von der jungen Königin. „Wer weiß, wo die Dirne her ist, die nicht reden kann,“ sagte sie, „sie ist eines Königs nicht würdig.“ Über ein Jahr, als die Königin das erste Kind zur Welt brachte, nahm es ihr die Alte weg und bestrich ihr im Schlafe den Mund mit Blut. Da ging sie zum König und klagte sie an, sie wäre eine Menschenfresserin. Der König aber wollte es nicht glauben und litt nicht, daß man ihr ein Leid antat. Sie saß beständig und nähete an den Hemden, und achtete auf nichts anderes. Das nächste

Digitized by Google

Mal, als sie wieder einen schönen Knaben gebar, übe die falsche Schwiegermutter denselben Betrug aus, aber der König konnte sich nicht entschließen, ihren Reden Glauben beizumessen. Er sprach: „Sie ist zu fromm und gut, als daß sie so etwas tun könnte, wäre sie nicht stumm und könnte sie sich verteidigen, so würde ihre Unschuld an den Tag kommen.“ Als aber das drittemal die Alte das Kind raubte und die Königin anklagte, die kein Wort zu ihrer Verteidigung vorbrachte, so konnte der König nicht anders, er mußte sie dem Gericht übergeben, und das verurteilte sie, den Tod durchs Feuer zu erleiden. Als der Tag heranlam, wo das Urteil sollte vollzogen werden, da war zugleich der letzte Tag von den sechs Jahren herum, in welchen sie nicht sprechen und nicht lachen durfte, und sie hatte ihre lieben Brüder aus der Macht des Zaubers befreit. Die sechs Hemden waren fertig geworden, nur daß an dem letzten der linke Ärmel noch fehlte. Als sie nun zum Scheiterhaufen geführt wurde, legte sie die Hemden auf ihren Arm, und als sie oben stand und das Feuer eben sollte angezündet werden, so schaute sie sich um, da kamen sechs Schwäne durch die Luft dahergezogen. Da sah sie, daß ihre Erlösung nahte, und ihr Herz regte sich in Freude. Die Schwäne rauschten zu ihr her und senkten sich herab, so daß sie ihnen die Hemden überwerfen konnte: und wie sie davon berührt wurden, fielen die Schwanenhäute ab, und ihre Brüder standen leibhaftig vor ihr und waren frisch und schön; nur dem jüngsten fehlte der linke Arm, und er hatte dafür einen Schwanenflügel am Rücken. Sie herzten und küßten sich, und die Königin ging zu dem Könige, der ganz bestürzt war, und fing an zu reden und sagte: „Liebster Gemahl, nun darf ich sprechen und dir offenbaren, daß ich unschuldig bin und fälschlich angeklagt,“ und erzählte ihm von dem Betrug der Alten, die ihre drei Kinder weggenommen und verborgen hätte. Da wurden sie zu großer Freude des Königs herbeigeholt, und die böse Schwiegermutter wurde zur Strafe auf den Scheiterhaufen gebunden und zu Asche verbrannt. Der König aber und die Königin mit ihren sechs Brüdern lebten lange Jahre in Glück und Frieden.

Das Sonnenroß / Es

war einmal eine arme, arme Frau, die hatte einen Knaben und suchte durch Spinnen so viel zu verdienen, daß sie leben konnte; was sie aber zu Hause spann, das trug der Knabe zum Verkauf. Einmal hatte er einen ganzen Groschen eingelöst und kam fröhlich nach Hause; da sah er, wie böse Knaben eine junge Schlange quälten. Er erbarmte sich der Armen und sprach: „Gebt ihr mir das Tier um einen Groschen?“ Das waren die zufrieden. Da nahm der Knabe die Schlange und trug sie nach Hause und sprach: „Siehe Mutter, was ich für den Erlös gekauft habe!“ Die Mutter aber schüttelte das Haupt und sprach: „O du törichter Mensch, wie hast du um das giftige Tier einen Groschen geben können!“ „Lasse es nur gut sein, Mutter, die wird mir gewißlich einmal danken!“ Er pflegte sie nun sehr gut und gab ihr von allem, was er aß und trank, und sie wuchs allmählich zu einer mächtigen Schlange heran. Als sie nun groß genug und ausgewachsen war, sprach sie eines Tages zum Knaben: „Wisse, ich

Digitized by Google

bin die einzige Tochter des großen Schlangenkönigs; setze dich nun auf meinen Rücken; ich will in meine Heimat ziehen und dich mitnehmen, und mein Vater wird dirs vergelten, was du an mir getan hast!" Der Knabe setzte sich auf die Schlange, und in kurzer Zeit waren sie weit, weit weg in einem großen Wald. Da sprach die Schlange: „Krieche hier auf den höchsten Baum!" Kaum war das geschehen, so pfiff sie dreimal so gewaltig, daß der scharfe Ton den Knaben durchging, als sei er mit einer langen Nadel durchstochen worden. Auf einmal wimmelten und krümmelten von allen Seiten eine Menge Schlangen herzu und waren froh, daß die verlorene Königstochter wieder da war, und sie schmiegten und neigten sich vor ihr. Endlich kam auch ihr Vater, der Schlangenkönig; er war größer als die andern Schlangen und hatte eine Krone auf, daraus strahlte ein großer Karfunkelstein. Er aber freute sich sehr, als er seine Tochter sah; sie mußte ihm ihr Schicksal erzählen, wie sie von bösen Knaben gefangen und gequält, endlich von einem guten Jungen gekauft und dann gut gepflegt worden wäre. Da fragte der König, wo der gute Junge zu finden sei, er möchte ihm die Wohltat vergelten!" „Wenn du mir versprichst, daß du ihm nichts Übles zufügen und ihm das schenken willst, was er sich wünscht, so will ich ihn herbeiholen!" „Ja, das soll geschehen!" sprach der Schlangenkönig. Da rief die Schlange den Knaben vom Baum herunter. Dieser kam voll Furcht; denn die Schlangen züngelten und zischelten von allen Seiten nach ihm; aber sie durften ihm nichts tun! „Nun", sprach der Schlangenkönig, „wünsche dir etwas, Junge, weil du so gut für meine Tochter gesorgt hast!" Diese hatte aber dem Knaben auf der Herreise gesagt, er solle nur das weiße Sonnenroß ihres Vaters mit den acht Füßen verlangen und den Karfunkelstein aus der Krone. So tat er jetzt. Aber der Schlangenkönig wollte nicht und sprach: „Ich gebe dir jedes andere von meinen Pferden und große Schätze dazu; nur mein weißes Sonnenroß und den Karfunkelstein kann ich dir nicht geben!" Doch der Knabe beharrte auf seinem Verlangen. Da wurde der Schlangenkönig zornig: „Lieber will ich dich gleich verschlingen, als daß ich mein kostbarstes Gut dir geben sollte!" Und wie ers gesagt, war der Junge auch schon verschluckt in seinem Bauche. Nun aber fing die junge Königsschlange an zu jammern und zu klagen: „Wehe mir, wäre ich doch lieber nie mehr gekommen, um nicht zu sehen, wie undankbar mein Vater ist und wie er sein Wort nicht hält!" Als dies der Alte hörte und seine Tochter nicht trösten konnte, so spie er nur einmal den Jungen wieder aus. Aber der sah jetzt nicht mehr aus wie ein armer Junge, sondern war groß und schön wie ein Königssohn. Der Schlangenkönig brach den Karfunkelstein aus seiner Krone, gab ihn dem Knaben und sprach: „Du sollst auch mein Roß gleich haben!" Und ließ das weiße Sonnenroß herbeiführen, setzte den Jungen darauf und sprach: „Reite nun in die Welt, und wenn du etwas Schweres zu verrichten hast, sage es nur deinem Roß, das wird dir immer durchhelfen; wenn es aber Nacht ist, so nimm nur den Karfunkelstein hervor und füge ihn dem Rosse an die Stirne, so wirst du vor dir immer Tag haben!" Damit ritt der Junge fort, und bald waren sie aus dem Schlangen-

Digitized by Google

reiche hinaus; denn das Roß lief schneller als der Morgenwind und sprang immer von einer Bergspitze zur anderen. Er hatte aber immerfort Tag, denn wenn die Nacht herankam, nahm er den Karfunkelstein hervor, und der strahlte wie die Sonne. Er kam endlich in ein Land, wo ein reicher und stolzer König herrschte. Eben ward es Tag; da verbarg er den Karfunkelstein und zog an den Hof und sprach, er möchte dem König dienen, wenn er sein Roß auch in dem königlichen Stall halten dürfte. Das gewährte man ihm gern. Der König aber war ein großer Jäger und war alle Tage auf der Jagd. Wer nun von seinen Dienern das meiste Wild erlegte, der war ihm der Liebste. In kurzer Zeit war das der junge Knecht; denn wenn er auf seinem weißen Sonnenroß jagte, so konnte ihm kein Wild, weder Hirsch noch Wolf noch Bär noch Eber entgehen. Der König kürzte nun den andern Knechten ihren Lohn und gab alles seinem Liebling. Das wurmte die Knechte, und sie gingen darauf aus, ihn zu verderben. Es war aber am Ende einer Wüste in hohem Schilfrohr eine wilde Sau mit goldenen Borsten und hatte zwölf Ferkel. Schon viele, die sie hatten erjagen wollen, waren elendiglich umgekommen. Der König wußte auch davon und hätte die Sau wohl gerne gehabt; doch wagte er selbst nicht, sie zu erjagen. Nun kamen die falschen und neidischen Knechte vor den König und sprachen: „Herr, dein Knecht hat sich gerühmt, es sei ihm ein leichtes, die wilde Sau mit den goldenen Borsten samt ihren zwölf Ferkeln zu fangen!“ Da ließ ihn der König sogleich vor sich rufen und sagte ihm, was er gehört hätte; allein der Knecht beteuerte, er wisse nichts davon. Der König aber ließ sich nicht abbringen und sprach: „Wenn morgen früh die Sau mit den goldenen Borsten samt ihren zwölf Ferkeln nicht in meinem Schloßhof herumläuft, so lasse ich dir das Haupt abschlagen!“ Da ward der Junge sehr traurig, ging in den Stall und klagte es seinem Roß. „Fasse nur Mut!“ sprach das, „ich will dir dazu verhelfen; gehe gleich zum König und verlange von ihm einen großen langen Sack und lasse ihn inwendig mit Pech bestreichen. Als das geschehen war, nahm der Knabe den Sack und setzte sich auf sein Roß, und das trug ihn über die Sandwüste zum Schilfe; hier stellte er, wie sein Roß ihm gesagt, den Sack offen hin, stand selbst daneben, und das Pferd fing an zu wiehern. Da knisterte und regte sich nur einmal das Schilfrohr. Als die Sau aus der Ferne das Roß und den Reiter erblickte, stand sie ein wenig stille, machte wilde Augen, und indem sie so fürchterlich schnaubte: Ro! Ro!, rannte sie wie ein Blitz auf jene los. In der blinden Wut aber sah sie nichts und lief gerade in den Sack hinein, und die Ferkel folgten ihr gleich nach. Der Junge band den Sack schnell zu und legte ihn auf das Roß und ritt heim. Im Burghof band er den Sack auf, und die Sau mit ihren Ferkeln lief heraus und rannte hin und her, aber sie konnte die eisernen Burgtore nicht durchsprengen. Als der König am Morgen erwachte, sah er den gewaltigen Glanz an den Schloßfenstern und hörte auch das fürchterliche Grunzen; da hatte er große Freude, als er die Sau mit den Goldborsten und ihren zwölf Ferkeln sah, und sein Knecht war ihm um so lieber, und er mußte mit ihm an einem Tische essen. Allein das verdroß die anderen Knechte nun noch

Digitized by Google

mehr; sie ersannen einen neuen Plan, ihn zu verderben; sie kamen zum König und sprachen: „Dein Knecht hat sich gerühmt, es sei ihm ein leichtes, die schöne Königstochter mit den goldenen Zöpfen zu verschaffen.“ Die aber wohnte weit überm Meer; ihre Schönheit hatte schon viele stolze Freier hingelockt; doch sie hatte alle abgewiesen, denn sie wollte immer ohne Gemahl bleiben. Der König ließ seinen Knecht sogleich vor sich rufen und sagte ihm, was er gehört hatte. Der beteuerte zwar, er wisse nichts davon, doch der König bestand darauf: „Wenn sie in drei Tagen nicht hier zur Stelle ist, so lasse ich dir das Haupt abschlagen!“ Nun ward der Junge abermals traurig, ging in den Stall und klagte seinem Roß. Dieses tröstete ihn und sprach: „Ich will dir dazu verhelfen; gehe nur zum König und sage ihm, er sollte ein Schiff bauen lassen und das Schönste und Beste, was er habe, hineinlegen.“ Das geschah; viele Kostbarkeiten wurden ins Schiff gebracht, aber das Schönste war ein Bett, desgleichen man noch nie gesehen hatte. Der Knabe nahm sein Roß aufs Schiff und zog ab. Als er an dem Lande der schönen Königstochter angekommen war, fuhr er in die Nähe des Palastes und öffnete das Schiff nach allen Seiten und fügte den Karfunkelstein an die Seite, daß es strahlte und man die schönen Sachen weithin sehen konnte. Die schöne Königstochter trat auch ans Schloßfenster und sah die Pracht. Die schickte gleich ihre Mägde hin, die sollten das Kostbarste und vor allem das Bett mit dem Karfunkelstein kaufen. Aber der Junge war von seinem Roß belehrt worden und ließ sagen, das Bett sei sehr groß und könne sehr schwer hin und her getragen werden, die Königin möge selbst kommen und erst versuchen, ob es für sie gut sei; dann möge sie auch die anderen Sachen im Schiffe ansehen; vielleicht gefalle ihr mehreres. Die Königin erschien sofort in ihrer glänzendsten Kleidung auf dem Schiff, sah die vielen Sachen, legte sich zuletzt auf das schöne Bett, um es zu versuchen; es war aber gerade gut. Wie sie nun vieles gekauft hatte und heimkehren wollte, sah sie auf einmal, daß sie weit weg vom Lande war. Während sie nämlich die schönen Sachen angesehen, hatte man das Schiff ganz sanft vom Lande gestoßen, und ohne daß sie es gemerkt, war sie immer weiter fortgeführt worden. Da ward sie zornig und sprach, das sei Verrat, und sie wolle sich schon rächen. Der Junge sagte, sie möge nicht böse sein, denn sie würde die Gemahlin eines großen Königs werden. „Das wird nie und nimmer geschehen!“ rief sie trotzig. Als sie an den Hof anlangten, eilte ihnen der König entgegen und war von ihrer Schönheit über die Maßen entzückt, daß er zu seinem Knecht sprach: „Oh, das kann ich dir nicht genug vergelten!“ Er wollte die Königstochter sogleich heiraten, die aber sagte finster nein, nie und nimmermehr wolle sie das tun, bis er nicht ihre Stuten samt dem Fohlenhengst hergebracht hätte. Sie gedachte sich aber dadurch freizumachen; denn sie wollte keinen Gemahl und glaubte, das werde der König nimmermehr können. Die Stuten waren auf einer großen Wiese tief im Meer allein von einem Fohlenhengst bewacht, der Feuer schnaubte und so stark war, daß man glaubte, es gebe nichts Stärkeres. Da ging der König zu seinem Knechte und sprach: „Hast du mir die Königsjungfrau gebracht, so

Digitized by Google

mußt du mir auch ihre Stuten ſamt dem Fohlenhengſt bringen!“ Der Knecht bat und entſchuldigte ſich, das werde nicht gehen, aber der König ſprach: „Geſchieht es bis morgen um dieſe Zeit nicht, ſo haſt du dein Haupt verloren!“ Da fing der Knecht an zu klagen, das ſei doch ein großer Undank für ſo treue Dienſte, und ging und erzählte es ſeinem Roß. „Gehe gleich zum König“, tröſtete ihn das, „und laſſe mir einen Mantel aus ſieben Büffelhäuten machen.“ Als das geſchehen war, ritt der Knabe an das Ufer der See und ließ, ſo wie ihm ſein Roß ſagte, eine große Erdhöhle graben, ſo daß er ſich und den Hengſt darin wohl verbergen konnte. Dann fing das weiße Sonnenroß laut an zu wiehern und lief darauf mit dem Jungen in die Höhle. Als der Fohlenhengſt das Gewieher hörte, ſpitzte er die Ohren, glaubte Gefahr zu merken und lief im Sturm nach der Richtung, woher das Wiehern gekommen war. Allein als er am Ufer anlangte und hier nichts ſah, eilte er zurück. Nun wieherte das Sonnenroß zum zweitenmal und verſteckte ſich gleich wieder. Der Fohlenhengſt kam abermals im Sturm herangelaufen, ſah ſich um, und wie er nichts merkte, kehrte er um. Jetzt wieherte das Sonnenroß zum drittenmal und blieb nun auf der Stelle ſtehen und erwartete mit Kampfbegier den Fohlenhengſt. Der ſtürmte feuerſchnaubend heran und fiel über das Sonnenroß, und beide biſſen ſich nun ſo, daß das Blut in Strömen floß, aber keines gab nach; der Meerhengſt war zwar noch immer trotzig und biß dem Sonnenroß allmählich alle ſieben Büffelhäute durch, aber da war er auch von der großen Anſtrengung des Kampfes und dem dreimaligen Laufe ganz müde; das Sonnenroß hatte aber noch ſeine eigenen Kräfte ganz und biß den Fohlenhengſt noch einmal ſo, daß er niederfiel und ſich ergab. Da kam der Junge herbei und legte ihm den Zaum an, und jetzt ging er geduldig neben dem

wieder seinen Knecht herkommen und sprach: „Gleich steige hinein und bade da, daß ich sehe, wie es ist!“ Das war dem Jungen nicht besonders recht, und er sagte: „O König, du verlangst Unbilliges von mir, stehe ab!“ Da drohte der König: „Tust du es nicht, so lasse ich dir das Haupt abschlagen.“ Nun ging der Junge traurig in den Stall und klagte es seinem Roß. „Führe mich nur zu dem Kessel, dann fürchte dich nicht und steige nur getrost hinein.“ So tat der Junge. Als er sich entkleidet hatte und hineinstieg, blies das Roß aus dem linken Nasenloch so viel Frost hinein, daß die Milch lauwarm wurde. „O wie prächtig ist das!“ rief der Junge und wurde zusehends weiß, daß es eine Herrlichkeit war, ihn anzusehen. Da rief der König: „Heraus, schnell!“ denn er fürchtete, der Knecht werde zu schön werden, und sprang darauf selbst hinein. Kaum war aber der Junge heraus, so blies das Sonnenroß aus dem rechten Nasenloch solche Glut in den Kessel, daß die Milch gleich wieder aufbrodelte und der König im Nu darin verschwand und zerkocht war, daß man gar nichts von ihm als die weißen Knochen fand. Jetzt trat der Junge vor die stolze Königstochter und sprach: „Ich bin der Mann, dem das Sonnenroß gehört und der Karfunkelstein, der die Sau mit den Goldborsten samt ihren zwölf Ferkeln eingefangen, der dich hierhergebracht und die Stuten gemolken und in der siebenden Milch gebadet hat, willst du mich zum Gemahl?“ Er war aber jetzt so schön, so sieghaft und gewaltig von Gestalt, daß die stolze Königstochter vor Liebe glühte und ausrief: „Ja, dich und keinen andern will ich haben!“ So ward der Junge Gemahl der schönen Königstochter mit den goldenen Zöpfen und war jetzt auch Herr und König des Reiches, das sein undankbarer Gebieter besessen hatte. Die falschen Diener aber, welche die gerechte Strafe fürchteten, waren beizeiten geflohen. Was mit dem Sonnenroß, dem Fohlenhengst und den Stuten weiter geschehen, weiß niemand zu sagen; aber der junge König und die schöne Königin lebten noch lange glücklich und leben bis auf den heutigen Tag, wenn sie nicht gestorben sind.

Vom Ranzen, Hütlein und Hörnlein / Es

waren einmal drei Brüder, die waren immer tiefer in Armut geraten, und endlich war die Not so groß, daß sie Hunger leiden mußten und nichts mehr zu beißen und zu brechen hatten. Da sprachen sie: „Es kann so nicht bleiben: es ist besser, wir gehen in die Welt und suchen unser Glück.“ Sie machten sich also auf und waren schon weite Wege und über viele Grashälmerchen gegangen, aber das Glück war ihnen noch nicht begegnet. Da gelangten sie eines Tages in einen großen Wald, und mitten darin war ein Berg, und als sie näherkamen, so sahen sie, daß der Berg ganz von Silber war. Da sprach der älteste: „Nun habe ich das gewünschte Glück gefunden und verlange kein größeres.“ Er nahm von dem Silber, so viel er nur tragen konnte, kehrte dann um und ging wieder nach Haus. Die beiden andern aber sprachen: „Wir verlangen vom Glück noch etwas mehr als bloßes Silber,“ rührten es nicht an und gingen weiter. Nachdem sie abermals ein paar Tage

Digitized by Google

gegangen waren, so kamen sie zu einem Berg, der ganz von Gold war. Der zweite Bruder stand, besann sich und war ungewiß. „Was soll ich tun?“ sprach er, „soll ich mir von dem Golde so viel nehmen, daß ich mein Lebtag genug habe, oder soll ich weitergehen?“ Endlich faßte er einen Entschluß, füllte in seine Taschen, was hinein wollte, sagte seinem Bruder Lebewohl und ging heim. Der dritte aber sprach: „Silber und Gold das rührt mich nicht; ich will meinem Glück nicht absagen, vielleicht ist mir etwas Besseres beschert.“ Er zog weiter, und als er drei Tage gegangen war, so kam er in einen Wald, der noch größer war als die vorigen und gar kein Ende nehmen wollte; und da er nichts zu essen und zu trinken fand, so war er nahe daran, zu verschmachten. Da stieg er auf einen hohen Baum, ob er da oben Waldes Ende sehen möchte, aber so weit sein Auge reichte, sah er nichts als die Gipfel der Bäume. Da begann er von dem Baume wieder herunterzusteigen, aber der Hunger quälte ihn, und er dachte: „Wenn ich nur noch einmal meinen Leib ersättigen könnte.“ Als er herabkam, sah er mit Erstaunen unter dem Baum einen Tisch, der mit Speisen reichlich besetzt war, die ihm entgegendampften. „Diesmal“, sprach er, „ist mein Wunsch zu rechter Zeit erfüllt worden,“ und ohne zu fragen, wer das Essen gebracht und wer es gekocht hätte, nahte er sich dem Tisch und aß mit Lust, bis er seinen Hunger gestillt hatte. Als er fertig war, dachte er: „Es wäre doch schade, wenn das feine Tischtüchlein hier in dem Walde verderben sollte,“ legte es säuberlich zusammen und steckte es ein. Darauf ging er weiter, und abends, als der Hunger sich wieder regte, wollte er sein Tüchlein auf die Probe stellen, breitete es aus und sagte: „So wünsche ich, daß du abermals mit guten Speisen besetzt wärest,“ und kaum war der Wunsch über seine Lippen gekommen, so standen so viel Schüsseln mit dem schönsten Essen darauf, als nur Platz hatten. „Jetzt merke ich,“ sagte er, „in welcher Küche für mich gekocht wird; du sollst mir lieber sein als der Berg von Silber und Gold,“ denn er sah wohl, daß es ein Tüchleindeckdich war. Das Tüchlein war ihm aber doch nicht genug, um sich daheim zur Ruhe zu setzen, sondern er wollte lieber noch in der Welt herumwandern und weiter sein Glück versuchen. Eines Abends traf er in einem einsamen Walde einen schwarzbestaubten Köhler, der brannte da Kohlen und hatte Kartoffeln am Feuer stehen, damit wollte er seine Mahlzeit halten. „Guten Abend, du Schwarzansel,“ sagte er, „wie geht dirs in deiner Einsamkeit?“ „Einen Tag wie den andern,“ erwiderte der Köhler, „und jeden Abend Kartoffeln; hast du Lust dazu und willst mein Gast sein?“ „Schönen Dank,“ antwortete der Reisende, „ich will dir die Mahlzeit nicht wegnehmen, du hast auf einen Gast nicht gerechnet, aber wenn du mit mir vorliebnehmen willst, so sollst du eingeladen sein.“ „Wer soll dir anrichten?“ sprach der Köhler, „ich sehe, daß du nichts bei dir hast, und ein paar Stunden im Umkreis ist niemand, der dir etwas geben könnte.“ „Und doch solls ein Essen sein,“ antwortete er, „so gut, wie du noch keins gekostet hast.“ Darauf holte er sein Tüchlein aus dem Ranzen, breitete es auf die Erde und sprach: „Tüchlein, deck dich!“ Und alsbald stand da Gesottenes und Gebratenes, und war so warm, als wenn es eben aus der

Digitized by Google

Küche käme. Der Köhler machte große Augen, ließ sich aber nicht lange bitten, sondern langte zu und schob immer größere Bissen in sein schwarzes Maul hinein. Als sie abgegessen hatten, schmunzelte der Köhler und sagte: „Hör, dein Tüchlein hat meinen Beifall, das wäre so etwas für mich in dem Walde, wo mir niemand etwas Gutes kocht. Ich will dir einen Tausch vorschlagen, da in der Ecke hängt ein Soldatenranzen, der zwar alt und unscheinbar ist, in dem aber wunderbare Kräfte stecken; da ich ihn doch nicht mehr brauche, so will ich ihn für das Tüchlein geben." „Erst muß ich wissen, was das für wunderbare Kräfte sind," erwiderte er. „Das will ich dir sagen," antwortete der Köhler, „wenn du mit der Hand darauf klopfst, so kommt jedesmal ein Gefreiter mit sechs Mann, die haben Ober- und Untergewehr, und was du befiehlst, das vollbringen sie." „Meinetwegen," sagte er, „wenns nicht anders sein kann, so wollen wir tauschen," gab dem Köhler das Tüchlein, hob den Ranzen von dem Haken, hing ihn um und nahm Abschied. Als er ein Stück Weges gegangen war, wollte er die Wunderkräfte seines Ranzens versuchen und klopfte darauf. Alsbald traten die sieben Kriegshelden vor ihn, und der Gefreite sprach: „Was verlangt mein Herr und Gebieter?" „Marschiert im Eilschritt zu dem Köhler und fordert mein Wünschtüchlein zurück." Sie machten linksum, und gar nicht lange, so brachten sie das Verlangte und hatten es dem Köhler, ohne viel zu fragen, abgenommen. Er ließ sie wieder abziehen, ging weiter und hoffte, das Glück würde ihm noch heller scheinen. Bei Sonnenuntergang kam er zu einem andern Köhler, der bei dem Feuer seine Abendmahlzeit bereitete. „Willst du mit mir essen," sagte der rußige Geselle, „Kartoffeln mit Salz, aber ohne Schmalz, so setz dich zu mir nieder." „Nein," antwortete er, „für diesmal sollst du mein Gast sein," deckte sein Tüchlein auf, das gleich mit den schönsten Gerichten besetzt war. Sie aßen und tranken zusammen und waren guter Dinge. Nach dem Essen sprach der Kohlenbrenner: „Da oben auf der Kammbank liegt ein altes, abgegriffenes Hütlein, das hat seltsame Eigenschaften: wenn das einer aufsetzt und dreht es auf dem Kopf herum, so gehen die Feldschlangen, als wären zwölfe nebeneinander aufgeführt, und schießen alles danieder, daß niemand dagegen bestehen kann. Mir nützt das Hütlein nichts, und für dein Tischtuch will ichs wohl hingeben." „Das läßt sich hören," antwortete er, nahm das Hütlein, setzte es auf und ließ sein Tüchlein zurück. Kaum aber war er ein Stück Wegs gegangen, so klopfte er auf seinen Ranzen, und seine Soldaten mußten ihm das Tüchlein wiederholen. „Es kommt eins zum andern," dachte er, „und es ist mir, als wäre mein Glück noch nicht zu Ende." Seine Gedanken hatten ihn auch nicht betrogen. Nachdem er abermals einen Tag gegangen war, kam er zu einem dritten Köhler, der ihn nicht anders als die vorigen zu ungeschmelzten Kartoffeln einlud. Er ließ ihn aber von seinem Wunschtüchlein miteſſen, und das schmeckte dem Köhler so gut, daß er ihm zuletzt ein Hörnlein dafür bot, das noch ganz andere Eigenschaften hatte als das Hütlein. Wenn man darauf blies, so fielen alle Mauern und Festungswerke, endlich alle Städte und Dörfer übern Haufen. Er gab dem Köhler zwar das Tüchlein dafür, ließ sichs aber her-

Digitized by Google

nach von seiner Mannschaft wieder abfordern, so daß er endlich Ranzen, Hütlein und Hörnlein beisammen hatte. „Jetzt“, sprach er, „bin ich ein gemachter Mann, und es ist Zeit, daß ich heimkehre und sehe, wie es meinen Brüdern ergeht.“ Als er daheim anlangte, hatten sich seine Brüder von ihrem Silber und Gold ein schönes Haus gebaut und lebten in Saus und Braus. Er trat bei ihnen ein, weil er aber in einem halbzerrissenen Rock kam, das schäbige Hütlein auf dem Kopf und den alten Ranzen auf dem Rücken, so wollten sie ihn nicht für ihren Bruder anerkennen. Sie spotteten und sagten: „Du gibst dich für unsern Bruder aus, der Silber und Gold verschmähte und für sich ein besseres Glück verlangte: der kommt gewiß in voller Pracht als ein mächtiger König angefahren, nicht als ein Bettelmann,“ und jagten ihn zur Tür hinaus. Da geriet er in Zorn, klopfte auf seinen Ranzen so lange, bis hundertundfünfzig Mann in Reih und Glied vor ihm standen. Er befahl ihnen, das Haus seiner Brüder zu umzingeln, und zwei sollten Haselgerten mitnehmen und den beiden Übermütigen die Haut auf dem Leib so lange weichgerben, bis sie wüßten, wer er wäre. Es entstand ein gewaltiger Lärm, die Leute liefen zusammen und wollten den beiden in der Not Beistand leisten, aber sie konnten gegen die Soldaten nichts ausrichten. Es geschah endlich dem Könige Meldung davon, der ward unwillig und ließ einen Hauptmann mit seiner Schar ausrücken, der sollte den Ruhestörer aus der Stadt jagen; aber der Mann mit dem Ranzen hatte bald eine größere Mannschaft zusammen, die schlug den Hauptmann mit seinen Leuten zurück, daß sie mit blutigen Nasen abziehen mußten. Der König sprach: „Der hergelaufene Kerl ist noch zu bändigen,“ und schickte am andern Tage eine größere Schar gegen ihn aus, aber sie konnte noch weniger ausrichten. Er stellte noch mehr Volk entgegen, und um noch schneller fertig zu werden, drehte er ein paarmal sein Hütlein auf dem Kopf herum: da fing das schwere Geschütz an zu spielen, und des Königs Leute wurden geschlagen und in die Flucht gejagt. „Jetzt mache ich nicht eher Frieden,“ sprach er, „als bis mir der König seine Tochter zur Frau gibt, und ich in seinem Namen das ganze Reich beherrsche.“ Das ließ er dem König verkündigen, und dieser sprach zu seiner Tochter: „Muß ist eine harte Nuß: was bleibt mir anders übrig, als daß ich tue, was er verlangt? Will ich Frieden haben und die Krone auf meinem Haupte behalten, so muß ich dich hingeben.“ Die Hochzeit ward also gefeiert, aber die Königstochter war verdrießlich, daß ihr Gemahl ein gemeiner Mann war, der einen schäbigen Hut trug und einen alten Ranzen umhängen hatte. Sie wäre ihn gerne wieder losgewesen und sann Tag und Nacht, wie sie das bewerkstelligen könnte. Da dachte sie: „Sollten seine Wunderkräfte wohl in dem Ranzen stecken?“, verstellte sich und liebkoste ihn, und als sein Herz weich geworden war, sprach sie: „Wenn du nur den schlechten Ranzen ablegen wolltest, er verunziert dich so sehr, daß ich mich deiner schämen muß.“ „Liebes Kind,“ antwortete er, „dieser Ranzen ist mein größter Schatz, so lange ich den habe, fürchte ich keine Macht der Welt.“ Und verriet ihr, mit welchen Wunderkräften er begabt war. Da fiel sie ihm um den Hals, als wenn sie ihn küssen wollte, nahm

Digitized by Google

ihm aber mit Behendigkeit den Ranzen von der Schulter und lief damit fort. Sobald sie allein war, klopfte sie darauf und befahl den Kriegsleuten, sie sollten ihren vorigen Herrn festnehmen und aus dem königlichen Palast fortführen. Sie gehorchten, und die falsche Frau ließ noch mehr Leute hinter ihm herziehen, die ihn ganz zum Lande hinausjagen sollten. Da wäre er verloren gewesen, wenn er nicht das Hütlein gehabt hätte. Kaum aber waren seine Hände frei, so schwenkte er es ein paarmal: alsbald fing das Geschütz an zu donnern und schlug alles nieder, und die Königstochter mußte selbst kommen und um Gnade bitten. Weil sie so beweglich bat und sich zu bessern versprach, so ließ er sich überreden und bewilligte ihr Frieden. Sie tat freundlich mit ihm, stellte sich an, als hätte sie ihn sehr lieb und wußte ihn nach einiger Zeit so zu betören, daß er ihr vertraute, wenn auch einer den Ranzen in seine Gewalt bekäme, so könnte er doch nichts gegen ihn ausrichten, so lange das alte Hütlein noch sein wäre. Als sie das Geheimnis wußte, wartete sie, bis er eingeschlafen war, dann nahm sie ihm das Hütlein weg und ließ ihn hinaus auf die Straße werfen. Aber noch war ihm das Hörnlein übrig, und in großem Zorne blies er aus allen Kräften hinein. Alsbald fiel alles zusammen, Mauern, Festungswerk, Städte und Dörfer, und schlugen den König und die Königstochter tot. Und wenn er das Hörnlein nicht abgesetzt und nur noch ein wenig länger geblasen hätte, so wäre alles über den Haufen gestürzt und kein Stein auf dem andern geblieben. Da widerstand ihm niemand mehr, und er setzte sich zum König über das ganze Reich.

Der gute Handel / Ein Bauer, der hatte seine Kuh auf den Markt getrieben und für sieben Taler verkauft. Auf dem Heimweg mußte er an einem Teich vorbei, und da hörte er schon von weitem, wie die Frösche riefen: „Ak, ak, ak, ak!“ „Ja,“ sprach er für sich, „die schreien auch ins Haberfeld hinein: sieben sinds, die ich gelöst habe, keine acht.“ Als er zu dem Wasser herankam, rief er ihnen zu: „Dummes Vieh, das ihr seid! Wißt ihrs nicht besser? Sieben Taler sinds und keine acht.“ Die Frösche blieben aber bei ihrem „Ak, ak, ak, ak!“ „Nun, wenn ihrs nicht glauben wollt, ich kanns euch vorzählen,“ holte das Geld aus der Tasche und zählte die sieben Taler ab, immer vierundzwanzig Groschen auf einen. Die Frösche kehrten sich aber nicht an seine Rechnung und riefen abermals: „Ak, ak, ak, ak!“ „Ei,“ rief der Bauer ganz bös, „wollt ihrs besser wissen als ich, so zählt selber,“ und warf ihnen das Geld miteinander ins Wasser hinein. Er blieb stehen und wollte warten, bis sie fertig wären und ihm das Seinige wiederbrächten, aber die Frösche beharrten auf ihrem Sinn, schrien immerfort: „Ak, ak, ak, ak!“ und warfen auch das Geld nicht wieder heraus. Er wartete noch eine gute Weile, bis der Abend anbrach und er nach Hause mußte, da schimpfte er die Frösche aus und rief: „Ihr Wasserpatscher, ihr Dickköpfe, ihr Glotzaugen, ein groß Maul habt ihr und könnt schreien, daß einem die Ohren wehtun, aber sieben Taler könnt ihr nicht zählen: meint ihr, ich wollte da stehen, bis ihr fertig wäret?“ Damit ging er fort, aber die Frösche riefen noch: „Ak, ak,

Digitized by Google

ak!" hinter ihm her, daß er ganz verdrießlich heimkam. Über eine Zeit erhandelte er ſich wieder eine Kuh, die ſchlachtete er und machte die Rechnung, wenn er das Fleiſch gut verkaufte, könnte er ſo viel löſen, als die beiden Kühe wert wären, und das Fell hätte er obendrein. Als er nun mit dem Fleiſch zu der Stadt kam, war vor dem Tore ein ganzes Rudel Hunde zuſammengelaufen, voran ein großer Windhund: der ſprang um das Fleiſch, ſchnupperte und bellte: „Was, was, was, was!" Als er gar nicht aufhören wollte, ſprach der Bauer zu ihm: „Ja, ich merke wohl, du ſagſt was, was, weil du etwas von dem Fleiſch verlangſt, da ſollte ich aber ſchön ankommen, wenn ich dirs geben wollte." Der Hund antwortete nichts als: „Was, was!" „Willſt dus auch nicht wegfreſſen und für deine Kameraden da gut ſtehen?" „Was, was!" ſprach der Hund. „Nun, wenn du dabei beharrſt, ſo will ich dirs laſſen, ich kenne dich wohl und weiß, bei wem du dienſt: aber das ſage ich dir, in drei Tagen muß ich mein Geld haben, ſonſt geht dirs ſchlimm; du kannſt mirs nur hinausbringen." Darauf lud er das Fleiſch ab und kehrte wieder um: die Hunde machten ſich darüber her und bellten laut: „Was, was!" Der Bauer, der es von weitem hörte, ſprach zu ſich: „Horch, jetzt verlangen ſie alle was, aber der große muß mir einſtehen." ~ Als drei Tage herum waren, dachte der Bauer: „Heute abend haſt du dein Geld in der Taſche," und war ganz vergnügt. Aber es wollte niemand kommen und auszahlen. „Es iſt kein Verlaß mehr auf jemand," ſprach er, und endlich riß ihm die Geduld, daß er in die Stadt zu dem Fleiſcher ging und ſein Geld forderte. Der Fleiſcher meinte, es wäre ein Spaß, aber der Bauer ſagte: „Spaß beiſeite, ich will mein Geld: hat der große Hund Euch nicht die ganze geſchlachtete Kuh vor drei Tagen heimgebracht?" Da ward der Fleiſcher zornig, griff nach einem Beſenſtiel und jagte ihn hinaus. „Wart," ſprach der Bauer, „es gibt noch eine Gerechtigkeit auf der Welt!" und ging in das königliche Schloß und bat ſich Gehör aus. Er ward vor den König geführt, der da ſaß mit ſeiner Tochter, und fragte, was ihm für ein Leid widerfahren wäre. „Ach," ſagte er, „die Fröſche und die Hunde haben mir das Meinige genommen, und der Metzger hat mich dafür mit dem Stock bezahlt," und erzählte weitläufig, wie es zugegangen war. Darüber fing die Königstochter laut an zu lachen, und der König ſprach zu ihm: „Recht kann ich dir hier nicht geben, aber dafür ſollſt du meine Tochter zur Frau haben: ihr Lebtag hat ſie noch nicht gelacht, als eben über dich, und ich habe ſie dem verſprochen, der ſie zum Lachen brächte. Du kannſt Gott für dein Glück danken." „Oh," antwortete der Bauer, „ich will ſie gar nicht: ich habe daheim nur eine einzige Frau, und die iſt mir ſchon zuviel; wenn ich nach Hauſe komme, ſo iſt mir nicht anders, als ob in jedem Winkel eine ſtände." Da ward der König zornig und ſagte: „Du biſt ein Grobian." „Ach, Herr König," antwortete der Bauer, „was könnt Ihr von einem Ochſen anders erwarten als Rindfleiſch!" „Warte," erwiderte der König, „du ſollſt einen andern Lohn haben. Jetzt pad dich fort, aber in drei Tagen komm wieder, ſo ſollen dir fünfhundert vollgezählt werden." Wie der Bauer hinaus vor die Tür kam, ſprach die Schildwache: „Du haſt die Königstochter

Digitized by Google

zum Lachen gebracht, da wirst du was rechtes bekommen haben." „Ja, das mein ich," antwortete der Bauer, „fünfhundert werden mir ausgezahlt." „Hör," sprach der Soldat, „gib mir etwas davon! Was willst du mit all dem Geld anfangen!" „Weil dus bist," sprach der Bauer, „so sollst du zweihundert haben, melde dich in drei Tagen beim König und laß dirs aufzählen." Ein Jude, der in der Nähe gestanden und das Gespräch mit angehört hatte, lief dem Bauer nach, hielt ihn beim Rock und sprach: „Gotteswunder, was seid Ihr ein Glückskind! Ich wills Euch wechseln, ich wills Euch umsetzen in Scheidemünz, was wollt Ihr mit den harten Talern?" „Mauschel," sagte der Bauer, „dreihundert kannst du noch haben, gib mirs gleich in Münze, heute über drei Tage wirst du dafür beim König bezahlt werden." Der Jude freute sich über das Profitchen und brachte die Summe in schlechten Groschen, wo drei so viel wert sind als zwei gute. Nach Verlauf der drei Tage ging der Bauer, dem Befehl des Königs gemäß, vor den König. „Zieht ihm den Rock aus," sprach dieser, „er soll seine fünfhundert haben." „Ach," sagte der Bauer, „sie gehören nicht mehr mein, zweihundert habe ich an die Schildwache verschenkt, und dreihundert hat mir der Jude eingewechselt, von Rechts wegen gebührt mir gar nichts." Indem kamen der Soldat und der Jude herein, verlangten das Ihrige, das sie dem Bauer abgewonnen hätten, und erhielten die Schläge richtig zugemessen. Der Soldat ertrugs geduldig und wußte schon, wies schmecke. Der Jude aber tat jämmerlich: „Au weih geschrien! Sind das die harten Taler?" Der König mußte über den Bauer lachen, und da aller Zorn verschwunden war, sprach er: „Weil du deinen Lohn schon verloren hast, bevor er dir zuteil ward, so will ich dir einen Ersatz geben: geh in meine Schatzkammer und hol dir Geld, so viel du willst." Der Bauer ließ sich das nicht zweimal sagen und füllte in seine weiten Taschen, was nur hineinwollte. Danach ging er ins Wirtshaus und überzählte sein Geld. Der Jude war ihm nachgeschlichen und hörte, wie er mit sich allein brummte: „Nun hat mich der Spitzbube von König doch hinters Licht geführt! Hätte er mir nicht selbst das Geld geben können, so wüßte ich, was ich hätte, wie kann ich nun wissen, ob das richtig ist, was ich so auf gut Glück eingesteckt habe!" „Gott bewahre," sprach der Jude für sich, „der spricht schlecht von unserm Herrn, ich lauf und gebs an, da krieg ich eine Belohnung, und er wird obendrein noch bestraft." Als der König von den Reden des Bauern hörte, geriet er in Zorn und hieß den Juden hingehen und den Sünder herbeiholen. Der Jude lief zum Bauer: „Ihr sollt gleich zum Herrn König kommen, wie Ihr geht und steht." „Ich weiß besser, was sich schickt," antwortete der Bauer, „erst laß ich mir einen neuen Rock machen; meinst du, ein Mann, der so viel Geld in der Tasche hat, sollte in dem alten Lumpenrock hingehen?" Als der Jude sah, daß den Bauer ohne einen andern Rock nicht wegzubringen war, und weil er fürchtete, wenn der Zorn des Königs verraucht wäre, so käme er um seine Belohnung und der Bauer um seine Strafe, so sprach er: „Ich will Euch für die kurze Zeit einen schönen Rock leihen aus bloßer Freundschaft; was tut der Mensch nicht alles aus Liebe!" Der Bauer ließ sich das ge-

Digitized by Google

fallen, zog den Rock vom Juden an und ging mit ihm fort. Der König hielt dem Bauer die bösen Reden vor, die der Jude hinterbracht hatte. „Ach," sprach der Bauer, „was ein Jude sagt, ist immer gelogen, dem geht kein wahres Wort aus dem Munde; der Kerl da ist imstande und behauptet, ich hätte seinen Rock an." „Was soll mir das?" schrie der Jude. „Ist den Rock nicht mein? Hab ich ihn Euch nicht aus bloßer Freundschaft geborgt, damit Ihr vor den Herrn König treten konntet?" Wie der König das hörte, sprach er: „Einen hat der Jude gewiß betrogen, mich oder den Bauer," und ließ ihm noch etwas in harten Talern nachzahlen. Der Bauer aber ging in dem guten Rock und mit dem guten Geld in der Tasche heim und sprach: „Diesmal hab ichs getroffen."

Der Vizekönig von Böhmen

In Böhmen war ein Dorf, darin lauter Kohlenbrenner wohnten, weshalb es den Namen Schwarzdorf bekommen hatte. Hier lebte auch ein Köhler, der hatte zwei Söhne, von denen war der jüngste ein schöner und stattlicher Bursch, wollte aber nicht gut tun und machte deshalb seinem Vater vielen Kummer. Wenn der Vater ihn des Nachts zu dem Kohlenhaufen schickte, daß er dabei wachen und auf das Feuer achthaben und zu rechter Zeit die Luftlöcher verstopfen und frisches Brennholz nachlegen sollte, so ließ er Kohlen Kohlen sein und besuchte die hübschen Mädchen im Dorf oder ging ins Wirtshaus und trank, so daß der Vater oft in einer einzigen Nacht für mehr als fünfzig Gulden Schaden an seinen Kohlen erlitt. Alle Ermahnungen halfen nichts mehr; der Vater band ihn sogar mit Ketten im Hause fest, um ihn zu züchtigen; allein es wurde nicht besser mit dem Sohne. Deshalb blieb der Vater lieber selbst des Nachts bei den Kohlen auf und verfagte sich den Schlaf. Eines Sonntags aber, als der Vater die ganze Woche lang bei Tag und Nacht gearbeitet und nie geruht hatte, bedurfte er des Schlafes gar sehr und sagte zu seinem jüngsten Sohne: „Heut nacht mußt du einmal bei dem Kohlenhaufen aufbleiben; ich kann nicht mehr und will sehen, ob du dich endlich gebessert hast und nicht wieder in deine alten Sünden verfällst." Da versprach ihm der Sohn, daß er diesmal ganz gewiß seine Schuldigkeit tun und recht ordentlich Achtung geben wolle, ging auch guten Mutes hinaus in den Wald und nahm sich vor: „Von jetzt an will ich ein anderer Mensch werden und mich bessern!" Dann versah er auch alles, wie sichs gehörte, bis ungefähr gegen zehn Uhr abends. Da dachte er: „Ei, es ist doch eigentlich überflüssig, daß ich die ganze Nacht hier am Feuer stehe; das kann jetzt allein wohl fortbrennen; ein Stündchen wenigstens darf ich schon weggehen und eins trinken." Und sogleich war er auch schon auf dem Wege ins Wirtshaus. Aus dem Stündchen aber, das er hier bleiben wollte, wurden bald zwei, endlich drei und vier Stunden. Als er nun aber fortging, war ihm so fröhlich und leicht ums Herz, daß er dachte: „Ach, wenn du jetzt doch nur deinen Schatz in den Arm nehmen und recht küssen und drücken könntest!" Und wie er dachte, so machte ers auch, schlich sich ans Fenster, wo das hübsche Mädchen schlief, klopfte an und wurde eingelassen und plauderte

Digitized by Google

und ſcherzte nun mit ihr bis zum hellen Morgen. Als er jetzt endlich zu ſeinem Kohlenhaufen zurückkam, da war alles verbrannt und verdorben und ein großer Aſchenhaufen geworden. Das fiel ihm ſchwer aufs Herz, und er fürchtete, daß der Vater diesmal ſeine Drohung ausführen und ihn ſchlagen möchte, ſolange er ſich rühren und regen könnte; denn das hatte er ihm verſprochen. Deshalb machte er ſich ſchnell auf und davon und floh in den Wald immer tiefer hinein und wußte gar nicht, wo er hinkam; denn er fand weder Weg noch Steg, noch irgendeinen Menſchen, den er hätte fragen können. Als endlich der Hunger ſich bei ihm einſtellte, ſuchte er auch vergeblich nach Speiſe und mußte ſich mit Waſſer und Wurzeln und mit der Rinde von jungen Bäumen begnügen. Das dauerte wohl einige Tage lang, indem er beſtändig in dem Walde umherirrte und ſich ſagen mußte, daß er ſelbſt an ſeinem Elend ſchuld ſei. Zu derſelben Zeit geſchah es, daß der Sohn des Vizekönigs von Böhmen in jenem Walde jagte; denn er hatte ſich daſelbſt ein Schloß bauen laſſen, und das hatte er aus zweierlei Urſachen getan: erſtens, weil er ein großer Freund der Jagd war; zweitens, weil er ſich mit ſeiner Schweſter nicht vertragen konnte und deshalb an ſeines Vaters Hof nicht länger bleiben mochte. Wie der Prinz nun den Kohlenbrenner im Walde traf, redete er ihn mit rauher Stimme an und fragte ihn, was er da mache; alſo, daß der arme Burſch ſchier an zu weinen fing und dem Prinzen ſein Unglück klagte. Der aber hatte Mitleid mit ihm und gab mit dem Jagdhorn ein Zeichen, daß die Dienerſchaft herbeikommen ſollte, was auch alsbald geſchah, worauf der Prinz befahl, den Burſchen mit heimzunehmen, ihn zu waſchen, zu kleiden und zu beköſtigen. Am folgenden Morgen mußte er dann ſelbſt vor dem Prinzen erſcheinen, und der ſah nun, daß er ein gar flinker und feiner Burſch war, und fragte ihn, ob er nicht Stallknecht bei ihm werden möchte. Ja, das wollte er ſehr gern, und trat ſogleich in die Dienſte des Prinzen. Von jetzt an hielt er ſich aber ſo gut und war ſo fleißig und ordentlich, daß der Prinz ſeine wahre Freude an ihm hatte und ihn bald zu ſeinem Kammerdiener machte und ſich gern mit ihm unterhielt. In jener Zeit aber mußte ſich der Prinz über ſeine Schweſter gar zu ſehr ärgern und konnte nicht mehr mit ihr auskommen; denn das junge blondköpfige Ding war zwar ſehr ſchön, aber auch ſo blitzgeſcheit, daß ihr kein Mann gut genug war. Da kam ein Prinz nach dem anderen und wollte ſie heiraten; allein an dem einen wußte ſie dies, an dem anderen das auszuſetzen, und wies ſie alle miteinander ab. Da dachte endlich ihr Bruder: „Wart nur, du dummes Ding du, ich will dich ſchon drankriegen! Sind dir die Prinzen zu ſchlecht, ſo iſt dir mein Kammerdiener wohl recht!“ und ließ den hübſchen Burſchen kommen und ſagte ihm, was er mit ihm vorhabe, daß er ihn nämlich mit ſeiner Schweſter zu verheiraten gedenke. „Ich will dich am nächſten Sonntag mit Wagen und Pferden und Bedienten in die Kirche meines Vaters ſchicken; da mußt du aber mit niemandem ein Wort reden, ſondern gleich nach der Kirche wieder zurückfahren. So wollen wir den Faden anſpinnen.“ Als es nun Sonntag war, legte der Prinz dem Kammerdiener fürſtliche Kleider an, ließ ihn mit Dienerſchaft und in einem ſchönen

Digitized by Google

Wagen nach der Schloßkirche fahren, und wie er dort ankam, war die junge Prinzessin schon darin und sah verwundert den fremden Prinzen kommen und dachte: „Ei, das ist mal ein schöner Prinz!“ Sie mußte ihn nur immer ansehen und konnte ihn gar nicht genug betrachten, hörte auch beinahe nichts von der ganzen Predigt, sondern sprach still in ihrem Herzen etwa so: „Ich glaube, der könnte mir gefallen; der ist einmal wirklich schön; den möcht ich heiraten!“ Und als die Kirche aus war, lief sie eilends zu ihrem Vater und sagte ihm: „Da ist heut ein fremder Prinz in der Kirche gewesen, den muß ich zum Gemahl haben, und keinen anderen!“ Als der Vater sich nun nach ihm umsah, war er bereits wieder fortgefahren. Da war die Tochter außer sich und ganz trostlos; der Vater aber sagte ihr: „Gib dich zufrieden! Wenn er noch keine Frau hat und er dich mag, wird er schon wiederkommen.“ Indes war der Kammerdiener wieder bei dem Prinzen und versah die Woche hindurch seinen Dienst. Am nächsten Sonntag aber erhielt er noch schönere Kleider und noch stattlichere Pferde und einen prächtigen Wagen nebst Dienerschaft und fuhr wiederum in die Schloßkirche. Wer da nicht fehlte, das war die Prinzessin, und war überaus glücklich, als sie den fremden Prinzen wieder erblickte, und meinte, daß sie noch nie einen so schönen Mann gesehen habe. Als die Predigt aber aus war und der Prinz abermals sogleich davonfuhr, da eilte sie zu ihrem Vater und ward sehr zornig und machte ihm Vorwürfe, daß er den Prinzen nicht sogleich zur Tafel habe einladen lassen. Allein der Vater tröstete sie und sprach: „Nachdem er zweimal dagewesen, wird er auch wohl zum drittenmal wiederkommen, wenn er überhaupt ein gutes Auge auf dich haben sollte und nicht schon längst, wie ich fast vermute, verheiratet ist.“ Das machte die Tochter ganz wehmütig, und sie konnte die Zeit kaum abwarten, wo es wieder Sonntag war. Endlich war die Woche herum, und der Vizekönig schickte seinen ersten Minister hinaus, daß er den fremden Prinzen, wenn er wieder zur Kirche kommen sollte, mit allen Ehren empfangen und zur königlichen Tafel einladen möchte. Das geschah denn auch; er wurde mit Musik eingeholt und zur Tafel eingeladen, was er annahm, und fuhr, sobald die Predigt aus war, vors königliche Schloß. Dort wurde er von allen, besonders aber von der Prinzessin, überaus freundlich empfangen. Als es nun zur Tafel ging, fragte ihn der König noch mit aller Höflichkeit nach seinem Namen. „Ich bin der Prinz von Schwarzdorf,“ gab er zur Antwort, wie es ihm sein Herr geheißen hatte; denn er war ja aus Schwarzdorf gebürtig. Nachdem sie nun miteinander gegessen, getrunken und allerlei Scherz und Kurzweil getrieben hatten und der Vizekönig wohl merkte, daß der fremde Prinz in seine Tochter ebenso verliebt war wie sie in ihn, so sprach er: „Ich bin nun alt und hab das Regieren satt, bin daher willens, meiner Tochter einen Mann zu geben, der mein Nachfolger sei, und dazu hab ich dich ausersehen, mein lieber Prinz, und würde mich freuen, wenn du mein Tochtermann werden wolltest.“ Der Prinz von Schwarzdorf besann sich nicht lange, sondern willigte sogleich mit Freuden ein und verlobte sich mit der schönen Prinzessin. Alsbald wurde auch Hochzeit gehalten, und er ward Vizekönig von Böhmen

Digitized by Google

und lebte überaus glücklich mit seiner Gemahlin. So waren ihm bereits schnell mehrere Jahre hingegangen. Da gedachte der junge Vizekönig in seinem Glück auch an seine Eltern in Schwarzdorf und ließ eines Tages einen Wagen mit Geld und Gut packen, nahm Abschied auf einige Wochen von seiner lieben Frau und begab sich auf den Weg nach Schwarzdorf. Als er aber unterwegs durch einen finsteren Wald kam, wurde er von Räubern überfallen; die nahmen sein Geld, verbanden ihm die Augen und führten ihn so in ihre Höhle. Zum Glück war der Räuberhauptmann gerade krank, sonst wäre er wohl nicht mit dem Leben davongekommen; jetzt aber begnügte man sich damit, daß man ihm die schönen Kleider auszog und ihm dafür alte, abgetragene Lumpen gab, womit er seine Blöße decken konnte; und so führten sie ihn wieder ins Freie und ließen ihn laufen. Jetzt war er wieder so arm und elend wie früher, da er von Hause geflohen war, und wußte gar nicht, was er nun anfangen sollte. Er beschloß aber doch, weil er schon so nahe bei Schwarzdorf war, seine Eltern erst zu besuchen, obwohl er jetzt wie ein armer Bettler zu ihnen kam, und sich deshalb gar sehr ärgerte und schämte. Als er nun aber mit seinen zerrissenen Kleidern in seiner Eltern Haus anlangte und ihnen erzählte, wie er Vizekönig von Böhmen geworden sei und seinen Eltern jetzt einen Wagen voll Geld habe bringen wollen, wie aber die Räuber ihm alles bis aufs Hemd genommen und ihm dafür bloß diese Lumpen gegeben hatten, da meinten sein Bruder und auch sein Vater, das seien schamlose Lügen, und sprachen: „Du bist mir ein sauberer Vizekönig; man braucht dich nur anzusehen; ein loser Landstreicher und Lügner bist; wir kennen dich noch von früher her!“ Als aber der Sohn sich hoch und teuer verschwor und bitterlich weinte, daß man seinen Worten nicht trauen wollte, da glaubte der Vater, es sei bei dem Sohne nicht ganz richtig im Kopf, er müsse durch sein unordentliches Leben seinen Verstand verloren haben. Um ihn deshalb unschädlich zu machen, nahm er eine Kette und schloß ihn daran fest, gab ihm auch schmale Kost, daß er nicht gerade Hungers starb, denn er selbst hatte nicht viel übrig. So mußte er eine Zeitlang elendiglich schmachten und wurde von allen verlacht und verhöhnt, da er immer noch sagte: „Ich bin doch Vizekönig von Böhmen!“ Deshalb waren auch all seine Bitten, ihn doch zu seiner Gemahlin zurückzuführen, umsonst, denn man hielt es für Verrücktheit, und hütete ihn um so mehr, auf daß er nicht noch einmal davonlaufen möchte. Während dieser Zeit verfiel seine Gemahlin in eine schwere Gemütskrankheit und war immer traurig und mochte weder essen noch trinken, weil ihr Gemahl gar nicht zurückkam, und sie nicht einmal wußte, ob er auch noch am Leben sei. Da kam eines Tages ein Geistlicher zu ihr, um sie zu trösten; dem aber reichte sie einen Schlaftrunk, so daß er alsbald fest einschlief. Darauf zog sie ihm den Priesterrock aus und legte ihn selbst an, ließ einen Wagen bespannen und viel Geld hineintun und fuhr als Priester gekleidet nach Schwarzdorf zu. Als sie aber mitten im Walde war, kamen die Räuber und nahmen sie ebenfalls gefangen und führten sie in die Höhle, wo sie sogleich an der Wand die Kleider ihres Gemahls hängen sah und nun ungefähr vermuten konnte, wo er

Digitized by Google

sein mochte. In der Höhle aber lag der Räuberhauptmann todkrank, und als er den Geistlichen hereinkommen sah, bat er ihn, daß er ihm doch die Beichte abnehmen möchte. Da fühlte sie dem Kranken nach dem Puls und sagte: „Dir ist noch zu helfen; ich habe ein Mittel, das ist für alles gut, und wenn du nur einen Löffel voll davon nimmst, so wirst du ganz gewiß wieder gesund werden.“ Da holte sie eine Flasche hervor und gab ihm zu trinken; dann wollten auch die übrigen fünfundzwanzig Räuber etwas davon haben und rissen sich schier darum, weil sie besorgten, der letzte möchte zu kurz kommen. Indes reichte der Trank für alle hin. Kaum aber hatten sie ihn genossen, so wurden sie müde und schliefen fest ein; denn es war ein Schlaftrunk, den sie eingenommen, derselbe, mit dem die Vizekönigin auch den Priester eingeschläfert hatte. Als sie nun alle schliefen, nahm die Vizekönigin ein Schwert und hieb den fünfundzwanzig Räubern der Reihe nach den Kopf ab, ging darauf zu dem kranken Hauptmann und fuhr ihm mit den Fingern kitzelnd über die Fußsohlen, so daß er erwachte und die Augen aufschlug, und dann sprach sie zu ihm: „Jetzt will ich dir beichten, daß ich die Vizekönigin von Böhmen bin; sag du mir nur, wie die Kleider, die da hängen, hierhergekommen sind.“ Da sprach er: „Wenn Ihr die Vizekönigin seid, so sind das die Kleider Eures Gemahls; die haben meine Leute ihm abgenommen; ihm selbst aber ist kein Haar gekrümmt worden, und also ist er weitergezogen in anderen Kleidern.“ „Dann ist es gut!“ sprach sie, hob das Schwert und schlug auch dem Räuberhauptmann den Kopf herunter, nahm sodann die Kleider ihres Gemahls und alle Schätze, die in der Höhle waren, und lud sie auf den Wagen und fuhr schnell weiter auf Schwarzdorf zu. Wie sie nun in das Dorf kam, wurde gerade Kirchweih gehalten. In dem Wirtshause aber, wo sie bleiben wollte, war es so voll und unruhig, daß der Wirt zu seinem Nachbar lief und den fragte, ob er nicht einen fremden geistlichen Herrn über Nacht behalten wolle. Ja, das wollte er wohl; und so führte der Wirt den Gast zu seinem Nachbar, der ein Kohlenbrenner war. Dieser grüßte den Geistlichen freundlich und lud ihn sogleich zum Abendessen ein; und als sie miteinander gegessen hatten, seufzte jemand hinter dem Ofen, in einer finsteren Ecke, worauf der Geistliche fragte, wer denn da noch hinterm Ofen sei. Da sagte der alte Kohlenbrenner: „Das ist mein Sohn, der war viele Jahre lang fort, kommt endlich ganz zerlumpt wieder und sagt, er sei Vizekönig von Böhmen; die Räuber aber hätten ihm unterwegs alles abgenommen; allein ich glaube, daß es ihm im Kopfe spukt.“ Da dachte die Vizekönigin still für sich: „So, so! Prinz von Schwarzdorf!“ und gab dem Kohlenbrenner, der noch ins Wirtshaus zur Kirchweih wollte, einen Dukaten und sprach: „Trinkts auf meine Gesundheit und gebt dem Burschen da noch etwas zu essen!“ Da eilte der Kohlenbrenner ganz glücklich fort und sagte zu seiner Frau: „Komm auch bald nach, Alte!“ Und als sie fertig war und zu ihrem Manne wollte, bekam sie von dem Geistlichen ebenfalls einen Dukaten, und wußte gar nicht, was sie vor lauter Freude nur anfangen und sagen sollte. Sobald nun die beiden Alten fort waren, legte die Vizekönigin die Priesterkutte ab und zog ihr Brautkleid an und nahm

Digitized by Google

ein Licht in die Hand und sah dem Burschen, der hinter dem Ofen angebunden lag, ins Gesicht. Da erkannte sie sogleich ihren Gemahl, und er erkannte sie auch und fing bitterlich an zu weinen. Sie aber rief ganz erfreut: „Ei, weine doch nicht! Du bist und bleibst ja mein lieber Gemahl!“ Dann machte sie ihn los, wusch ihn und legte ihm sein Hochzeitskleid an, das sie mitgebracht hatte, und dann gingen sie miteinander Arm in Arm ins Wirtshaus. Jetzt führte er seine Gemahlin zuerst zu seinem Vater, der unten im Saale war, und reichte ihm die Hand und rief: „Gelt, Vater, ich bin doch Vizekönig von Böhmen!“ Und dann gab er ihm eine Handvoll Geld und sagte: „Nun trinkt auch ihr alle, die ihr da seid, auf unsere Gesundheit!“, so daß der Vater nur staunte und gar nicht wußte, was er dazu sagen sollte. Darauf ging er in den oberen Saal zu seinem Bruder und sprach: „Nicht wahr, Bruder, ich bin doch Vizekönig von Böhmen!“ Und zu allen Kameraden, die es nicht hatten glauben wollen, ging er mit seiner Gemahlin und sagte immer: „Gelt, ich bin doch Vizekönig!“ und verteilte unter alle viel Geld, daß sie die Nacht hindurch so lustig waren wie noch nie. Alle tranken seine und seiner Gemahlin Gesundheit, und er selbst tanzte mit ihr und feierte eine überaus fröhliche Nacht. Nachdem er sodann seine Eltern wie auch seinen Bruder reichlich beschenkt hatte, kehrte er mit seiner Gemahlin nach der Hauptstadt zurück und war in Frieden und Segen Vizekönig bis an sein Ende.

Peter Bär / In einem Dorfe lebte einmal ein Kuhhirt, dessen Frau hatte eines Tages das Unglück, eine Kuh auf der Weide zu verlieren. Sie suchte und suchte bis in die späte Nacht, konnte sie aber nicht wiederfinden, und da sie sich vor ihrem Manne fürchtete und sich deshalb nicht ohne das Tier nach Hause wagte, suchte sie noch beim Sternenschein und verirrte sich dabei tief in den Wald. Hier gelangte sie endlich an eine Höhle, und da sie matt und müde war, ging sie hinein, um darin zu übernachten. Kaum hatte sie sich dort niedergesetzt, da kam ein großer Bär herein; dieser brummte zwar erst ein wenig, ward aber bald vertraut mit der zitternden Frau und tat ihr nichts zuleide. Und sie lebten zusammen in der Höhle. Der Bär ging frühmorgens weg, kehrte jedoch jedesmal bald zurück und brachte der Frau frisches Fleisch und allerhand Beeren; dabei unterließ er es aber nie, beim Weggehen einen großen Stein vor die Höhle zu wälzen, damit sie nicht entfliehen möge. Nach einiger Zeit bekam die Frau, die bis dahin kinderlos gewesen war, einen kleinen Sohn; als der neun Monate alt war, da war er ebenso stark wie sein Vater Bär. Darüber, daß der Sohn so schnell heranwuchs und erstarkte, freute sich die Mutter sehr und nicht bloß wie andere Mütter: sie wollte schon lange so herzlich gern wieder nach Hause und unter Menschen, und da sie selber die Höhle nicht öffnen konnte, setzte sie ihre ganze Hoffnung auf den Jungen; denn der Alte tat es nicht, sie mochte bitten und schmeicheln, soviel sie wollte. Als die Kraft des Knaben so weit gediehen war und der Bär einst wieder ausging, ließ sie von jenem den Stein wegwälzen, was ihm ein

Digitized by Google

Digitized by Google

wahres Kinderſpiel war, und ging mit ihm in ihr Dorf zurück. Kaum zu Hauſe angekommen, war auch der Bär ſchon da und machte vor der verriegelten Tür ein Gebrumme und Gebrüll, daß alle Bauern aus dem Dorf zuſammenliefen und das Untier nach einem wütenden Kampf erlegten. Die Sache wurde landkundig, und der Knabe empfing die heilige Taufe, wobei der Schulz Gevatter ſtand, und er erhielt den Namen Peter Bär. Schon vor der Taufe war er ſtärker als der allerſtärkſte Mann, wurde aber noch immer ſtärker, und als er ausgewachſen war und ſein Gevatter darauf drang, er ſolle ein Handwerk lernen, wurde er ein Schmied. Es hielt erſt ſehr ſchwer, einen Lehrherrn für ihn zu finden, bei dem er auslernte; denn ſobald man ihn erzürnte, ſchlug er entweder den Amboß in den Gotteserdboden oder zerſchmetterte den Hammer oder hieb auf das Eiſen los, daß die Stücke durch die ganze Schmiede, ja über den Schmiedeberg bis auf die Straße flogen. Endlich fand ſich ein pfiffiger Schmied, der ihn zu nehmen wußte, und da arbeitete er allein für ſieben Mann, aß aber nur für drei. Als die Lehrzeit zu Ende war, machte er ſich einen eiſernen Wanderſtock, welcher drei Zentner wog, ging zu ſeinem Herrn Gevatter und bat um Reisgeld; die Bauern brachten es zuſammen und dankten Gott, daß ſie endlich den gefährlichen Mann wieder loswurden. Und Peter Bär zog in die weite Welt, immer ſeiner Naſe nach. Nun begab ſichs eines Tages, daß er an eine verfallene Burg kam, die lag auf einem Berge; er fand da einen Menſchen, der mit der Fauſt die Quaderſteine aus der dicken Mauer ſtieß, daß ſie den Berg hinabrollten, ſah ihm eine Weile verwundert zu und ſprach hierauf: „Du Steinſpieler, was machſt du da?“ Der antwortete: „Ich ſtoße zu meinem Vergnügen und weil ich eben Langweil habe, dieſe Mauer ein.“ „Ei, du biſt ja ein ſtarker Kerl!“ ſagte Peter Bär. Der Steinſpieler erwiderte: „Gewiß bin ich ſtark; Peter Bär iſt aber noch ſtärker.“ „Ich bin Peter Bär,“ verſetzte der, „bin ich ſtärker als du, ſo geh mit.“ Sie gingen zuſammen weiter, da begegnete ihnen ein Mann, der trug in der Hand eine dicke eiſerne Stange, in welche er fortwährend Knoten ſchlug und dieſe alſobald wieder auflöſte. „Du Eiſenknüpfer, was machſt du denn da?“ ſprach Peter Bär. „Du biſt ja ein ſtarker Kerl!“ „Bin ich ſtark?“ verſetzte Eiſenknüpfer, „Peter Bär iſt doch noch viel ſtärker.“ „Ich bin Peter Bär,“ erwiderte dieſer; „bin ich ſtärker als du, ſo geh mit.“ Sie gingen alle drei weiter und kamen in einen Wald. Da ſtand ein Mann, der hatte einen Baumwipfel in der Hand und drehte daran. Als Peter Bär ihm eine kleine Weile zugeſehen hatte, ſprach er zu ihm: „Du Baumdreher, was machſt du denn da?“ Dieſer entgegnete: „Ich ſoll meiner Mutter ein wenig Holz holen, und drehe mir hier nun eine Wiede, um was hineinzubinden.“ Peter Bär lachte und ſagte: „Du biſt ja ein ſtarker Kerl!“ „Schwach wenigſtens bin ich gerade nicht,“ entgegnete der Baumdreher. „Haſt du aber ſchon von Peter Bär gehört? Der iſt doch noch viel ſtärker.“ „Ich bin Peter Bär,“ erwiderte dieſer. „Willſt du meine Stärke kennenlernen, ſo folge mir.“ Jener war bereit dazu, und Peter Bär rief fröhlich aus: „Jetzt ſind wir unſer vier ſtarke Kerle zuſammen, nun fürchten wir uns vor dem Teufel und ſeiner Großmutter ſelber

Digitized by Google

nicht!" Sie schlenderten aber immer weiter in den Wald hinein, trafen zuletzt auf ein altes Haus und gingen hinein. Hier war alles aufs schönste und beste eingerichtet, es fehlte an einer vollen Haushaltung auch nicht das mindeste; aber von einem Menschen oder einem anderen lebenden Wesen hörten und sahen sie nichts. „Wenn hier niemand wohnt," sagte Peter Bär, „so hört der alte Kasten samt allen Vorräten uns; laßt uns denn hierbleiben, solange es uns behagt." Alle waren es zufrieden, und sie ließen sich nieder und aßen und tranken. Am anderen Morgen nach dem Frühstück sprach Peter Bär: „Essen und Trinken hält zwar Leib und Seele zusammen; das ist aber auch alles! Ich denke, wir drei, Steinspieler, Eisenknüpfer und ich, wir nehmen uns dort von den blanken Gewehren und gehen auf die Jagd; du, Baumdreher, bleibst wohl zu Hause und richtest eine Mahlzeit an, und wenn es Mittag ist, läutest du, daß wir kommen; so viel wird die alte Glocke da oben wohl noch klingen." Und jene nahmen von den blanken Gewehren und gingen auf die Jagd; Baumdreher hingegen blieb zu Hause und besorgte die Küche. Bald war das Essen fertig, der Tisch gedeckt, und er hatte soweit alles in Ordnung bis zum Läuten; da, eben als er den Strang fassen wollte, kam ein graues Männchen mit einem langen weißen Barte herein und bat um ein wenig Speise. Baumdreher wollte das Männchen abweisen; es hielt aber so lange mit Bitten an, bis jener sagte: „So bleib, bis wir gegessen haben; was übrigbleibt, sollst du haben; viel kannst du ja ohnehin nicht lassen, Knirps." Das Männchen jedoch bat immer kläglicher und stellte sich, als sei es verhungert; mürrisch nahm Baumdreher einen Teller, gab etwas Suppe darauf und reichte es dem Bettler hin. Dadurch bekam das Männchen Gewalt über ihn; es zog einen Stock aus dem Busen und schlug den großen, starken Baumdreher so jämmerlich, daß er ohnmächtig zu Boden fiel. Als er wieder zu sich kam, war das Männchen verschwunden; er rafft sich endlich auf, und da er nicht wollte, daß seine Kameraden von der Prügelsuppe etwas erführen, brach er in der Küche einen Balken durch, um vorzugeben, der sei ihm auf den Kopf gefallen; ans Läuten dachte er weiter nicht und legte sich zu Bette. Die Jägersleute, als Mittag lange vorbei war und die Glocke noch immer nichts von sich hören ließ, sprachen untereinander: „Was mag das bedeuten sollen? Wahrscheinlich ist Baumdreher im Keller gewesen und hat einige Fäßer geleert, daß er ans Läuten nicht denkt. Laßt uns nachsehen." Als sie nach Hause kamen und den Baumdreher im Bette fanden und windelweich geschlagen, lachten sie ihn aus; nur Peter Bär lachte nicht, sondern fragte: „Was ist dir geschehen, Kerl, daß du im Bette liegst und seufzest und ächzt und stöhnst, als wenn du verscheiden willst?" Baumdreher antwortete mit seiner Lüge und sprach: „Als ich den Bratspieß drehte, ward ein Gekrach über mir, als wolle das Haus zusammenbrechen, und ehe ich zur Seite springen konnte, stürzte ein Balken auf mich herab und schmetterte mich nieder." „Und davon bist du grün und blau über die ganze Schwarte?" entgegnete Peter Bär, ließ ihn liegen und setzte sich mit den übrigen an den Tisch; und alle aßen und tranken, bis ihnen die Augen übergingen, nur Baumdreher schien keinen Appetit zu ver-

Digitized by Google

ſpüren. Am anderen Morgen, als gefrühſtückt war, auch Baumdreher hatte gegeſſen und getrunken wie nichts Gutes, ſprach Peter Bär: „Ich ſchlage vor, wir drei, Steinſpieler, Baumdreher und ich, gehen ein wenig auf die Jagd; du, Eiſenknüpfer, bleibſt wohl zu Hauſe und richteſt die Mahlzeit an, und wenn es Mittag iſt, läuteſt du zu Tiſch. Laß dir aber ja keinen Ballen auf den Kopf fallen, daß es dir nicht ergehe wie dem armen Baumdreher.“ Der verkehrte die Augen, ſeufzte und ging mit den beiden ins Holz; Eiſenknüpfer blieb zu Hauſe, die Küche zu beſorgen, und Baumdreher wünſchte ihm gute Geſchäfte. Die hatte er auch inſofern, als das Eſſen bald fertig und der Tiſch bald gedeckt war; als es aber ans Läuten ging, trat wieder das graue Männchen herein und bat um ein bißchen gegen den Hunger. Vergebens ſuchte Eiſenknüpfer es mit Worten abzuſpeiſen; vergebens vertröſtete er es auf die Broſamen, die übrigbleiben würden: es ſchien ſo verhungert und bat ſo jämmerlich, daß er ihm Suppe reichte und ſich dadurch in des Zwerges Gewalt begab. Hatte ſchon Baumdreher Prügel bekommen, ſo gings dem Eiſenknüpfer erſt recht ſchlecht: kreuz und quer hieb das Männchen darauflos, daß ſein Rücken anzuſehen ward wie ein Reibeiſen, und die übrigen Stellen wußte es auch zu finden. Da Eiſenknüpfer ſich ſchämte, von einem ſo elenden Däumling überwältigt worden zu ſein, brach er den Hahnenballen herunter und warf ihn am Herde nieder; hierauf legte er ſich zu Bette und ließ Braten Braten ſein und Glocke Glocke. Als Mittag längſt vorbei war und Eiſenknüpfer immer noch nicht läutete, meinte Peter Bär: „Sollte auch ihm ein Ballen auf den Schädel gefallen ſein?“ und ging mit den Jagdgenoſſen nach Hauſe. Hier lag er denn im Bette, der große Eiſenknüpfer, und wimmerte und winſelte wie ein Kind beim Zahnen; der Hahnenballen lag richtig in der Küche. Wer ſich aber nicht darum kümmerte, das war Steinſpieler; wer ihm nicht glaubte, das war Baumdreher, und wer ſein Teil dabei dachte, das war Peter Bär. Am dritten Morgen, als das Frühſtück verzehrt war, ging Peter Bär mit Baumdreher und Eiſenknüpfer auf die Jagd und ließ den Steinſpieler zurück, die Küche zu beſorgen. Ihm gings womöglich noch ſchlimmer als dem Eiſenknüpfer. Das graue Männchen ſchlug ſo unbarmherzig auf ihn ein, daß ihm die Schwarte knackte. Da er ſich erſt recht ſchämte, daß ein ſolcher Wicht ihn ſollte bezwungen haben, warf er den Schornſtein herab und meinte, das ſollten die anderen ſchon glauben. Es glaubte es aber keiner, und Peter Bär ſagte: „Die Sache ſcheint nicht richtig zu ſein mit dieſem Hauſe; morgen geht ihr drei einmal auf die Jagd und laſſet mich die Küche beſorgen. Sollte aber das Haus über mir zuſammenfallen und mich töten, ſo erinnert euch meiner in Gutem.“ So ſehr ſie alle dieſer Spott verdroß, ſo freuten ſie ſich doch im voraus auf den neuen luſtigen Tanz; denn im Grunde mochten ſie den Peter Bär nicht leiden, weil er ſtärker war als ſie. Am vierten Morgen, als gefrühſtückt war, zogen Baumdreher, Eiſenknüpfer und Steinſpieler ſeelenvergnügt auf die Jagd, und ſeelenvergnügt ging Peter Bär an ſeine Kocherei; doch legte er ſeinen dicken Eiſenſtab zur Hand, um für alle Fälle ſicher zu ſein. Als das Eſſen auf dem Tiſche war und er eben läuten wollte, ſtellte ſich

Digitized by Google

richtig das graue Männchen wieder ein und bat um ein wenig Speise und Trank. „Das sollst du gern haben," sagte Peter Bär. „Für dich Maulwurf wird wohl ein Fingerhut voll übrig sein." Und er gab ihm einen Teller voll Suppe. Der Zwerg holte seinen Stock hervor, um Peter Bär zu schlagen, versetzte ihm auch eins ins Gesicht, daß er laut niesen mußte. Da ward aber der Peter grimmig wie ein Bär, faßte den Wicht beim Bart, schwenkte ihn dreimal um den Kopf, warf ihn halbzerschmettert in die Ecke und sagte: „Du Tückebold, meinen Handstock sollte ich nehmen und dich sieben Klafter tief unter den Boden schlagen! Ist das der Dank für die gute Suppe? Oder dachtest du mir ebenso mitzuspielen wie den drei anderen? Weißt du nicht, wer ich bin? Kennst du den Peter Bär nicht und seinen Eisenstock?" Das Männchen zitterte und krümmte sich wie ein getretener Wurm; Peter Bär aber nahm es und band es mit seinem Barte an der Bettstelle fest, warf seinen Stock aufs Bett, daß der Zwerg es nicht fortzerren konnte, und ließ es zappeln und heulen. Hierauf faßte er den Strang und läutete, daß der ganze Wald dröhnte und die drei Jägersleute aus ihrem Schlafe aufsprangen. Die hatten sich nämlich ihre Not geklagt und sich über Peter Bär lustig gemacht, wie er sich wohl anstellen werde, wenn nun endlich die Reihe an ihn komme; Baumdreher, Eisenknüpfer und Steinspieler hatten ihre Striemen gewaschen und sichs hierauf bequem gemacht: im Schatten eines Eichbaums lagen sie auf dem Moose. Verwundert sprangen sie auf, als sies läuten hörten, und eilten nach Hause. Hier fanden sie Peter Bär munter und gesund, das Essen gekocht, den Tisch gedeckt und in der Kammer den heulenden Zwerg mit seinem Bart an die Bettstelle gebunden. Peter Bär aber verspottete sie, daß sie von einem so kleinen Kerl sich hätten prügeln lassen, und sagte, er habe es weder mit dem Balken noch mit dem Hahnenbalken noch mit dem Schornstein geglaubt; danach gingen sie zu Tische. Während sie sichs nun wohlschmecken ließen, riß und zerrte das Männchen in der Kammer so lange hin und her, bis der Bart nachließ und an der Bettstelle hängenblieb gleich einem Dornbusch; nun lief es schnell zur Tür hinaus und sprang in den Brunnen, der dicht am Hause stand. Das alles sah Peter Bär durchs Fenster und sagte: „Ich hole dich schon wieder; laßt uns nur erst satt sein." Als dies endlich erreicht war, sprach er zu seinen Kameraden: „Nun will ich einmal sehen, wo das Männchen geblieben ist; ich denke, wo das hinlangt, ertrinke ich auch nicht." Und er holte ein Seil herbei, band einen Korb daran, legte Baumdrehers Balken über den Brunnen, nahm seinen Wanderstab zur Hand, setzte sich in den Korb, und sie ließen ihn langsam hinunter. Als er unten anlangte, sah er eben noch, wie das Männchen in eine andere Welt hinabsprang; rasch setzte er hinterdrein, seinen Stock in der Rechten, und kam noch früh genug, um das Männchen in ein altes Haus schlüpfen zu sehen. Ohne sich lange zu besinnen, stürzte er ihm nach und fand in der Stube eine uralte Hexe, die fragte er: „Wo ist das graue Männchen?" „Ich weiß nicht," krächzte ihm die Hexe entgegen. Als er sie aber beim Schopf nahm, ihr seinen Eisenstab zeigte und sie damit in Grund und Boden zu schlagen drohte, wenn sie es nicht gleich gestehe, da erschrak sie und sagte: „Unter dem

Digitized by Google

Tubben ſitzt es." Als er ſich umkehrte, blickte er durchs Fenſter und ſah hinterwärts lauter große Berge, und vor dem größten ſtand ein wunderſchöner Palaſt. „Alte Hexe," donnerte er ſie an, „ſag mir, was das für ein Haus iſt!" Und damit ſchlug er drei Balken aus der Decke. „Ach," antwortete ſie, „da iſt eine verwunſchene Prinzeſſin, die bewachen vier Rieſen, weshalb ſie nicht zu retten iſt." „Schweig, alte Hexe," verſetzte Peter Bär, ich rette ſie!" Und er nahm ſeinen Stock, ließ ſich von der Alten eine gute Salbe geben und ging nach dem Hauſe. Als er in den Hof kam, ging ein Rieſe mit einer Kanone auf der Schulter auf und ab und ſprach zu Peter Bär: „Erdwurm, was willſt du hier?" „Das will ich!" antwortete dieſer und ſchlug ihn mit ſeinem Stock über den Kopf, daß er germalmt am Boden lag. Als er in die Stube kam, ſprangen die anderen drei Rieſen auf, faßten große Keulen und wollten ihn ermorden; er aber verſetzte jedem einen Streich mit ſeinem Eiſenſtock, und ſie lagen tot danieder. Die Prinzeſſin weinte vor Schreck und vor Freude und ſchenkte ihm ein weißes Taſchentuch und einen Ring; in dieſem ſtanden Buchſtaben, die er aber nicht leſen konnte. Während er ſo mit ihr ſprach, ſah er durchs Fenſter und erblickte in der Ferne noch immer weiter nach dem großen Berge zu ein noch viel ſchöneres Haus. „Könnt Ihr mir nicht ſagen, ſchöne Königin, was das dort für ein Haus iſt?" fragte Peter Bär, und die Prinzeſſin entgegnete: „Ach, dort wohnt meine verwunſchene Schweſter, die iſt niemals zu retten, denn acht Rieſen bewachen ſie." „Ich rette ſie", antwortete Peter Bär, „und bringe ſie Euch." Damit empfahl er ſich, ergriff ſeinen Eiſenſtock und eilte ſchnurſtracks auf das Schloß los. Im Hofe gingen zwei Rieſen, jeder mit einer Kanone auf der Schulter, hin und her und hielten Wache; als die ihn erblickten, ſchrien ſie: „Erdwurm, was willſt du hier?" „Das will ich!" verſetzte er und gab jedem einen Backenſtreich, daß ſie fürder kein Glied mehr regten. Als er in die Stube kam, wollten ihn die anderen ſechs Rieſen töten; er aber, Schlag auf Schlag erlegte er ſie, während du ſechs zählſt, und ihm wurde auch nicht ein Haar gekrümmt. Die Prinzeſſin weinte vor Schreck und vor Freude, gab ihm ein weißes Taſchentuch und einen goldenen Ring, an welchem ebenfalls ſonderbare Buchſtaben ſtanden, deutete mit der Hand durchs Fenſter und ſagte: „Dort in jenem großen Schloſſe, das du dicht an dem hohen Berge liegen ſiehſt, wohnt meine verwunſchene jüngſte Schweſter. Leider iſt ſie aber gar nicht zu erlöſen, denn ſie wird von ſechzehn Rieſen und von einem Drachen bewacht, der ſieben Köpfe hat und aus allen Feuer und Flammen ſpeit." Das war dem Peter erſt ganz recht, und er erwiderte: „Ich rette ſie und bringe ſie Euch, oder ich ſterbe; der Drache iſt nämlich der ſchlimmſte von allen." Als er Abſchied von der weinenden Prinzeſſin genommen hatte, ging er raſch auf das Schloß los. Im Hofe hielten vier Rieſen Wache, jeder mit einer Kanone auf der Schulter. „Erdwurm, was willſt du hier?" ſchrien ſie ihm entgegen. „Das will ich!" verſetzte er, und im Nu lagen alle vier in ihrem ſchwarzen Blute. Als er das hohe Schloßtor öffnete, lag da der ſiebenköpfige Drache und ſpie Feuer und Flammen gegen ihn, daß ſein Eiſenſtab glühend wurde; er aber zerſchmetterte ihm mit jedem

Digitized by Google

Schlag einen seiner Köpfe, und weil das Eisen glühend ward, blutete es nicht einmal, so tief er auch schlug. Nun ward ihm ganz leicht ums Herz, und er ging in den Saal zu den Riesen, welche von den Kämpfen nichts gehört hatten; und das war ein Glück, denn sonst möchte es ihm doch schlecht ergangen sein. Als er eintrat, saßen die zwölf bei der Prinzessin am Tisch und aßen; wütend sprangen sie auf und konnten gar nicht begreifen, wie er nur hereingekommen sein möge, und als sie danach fragten, antwortete er damit, daß er den einen nach dem anderen niederschlug. Es waren ihrer aber fast allzuviel, und wenngleich sein Eisenstab nicht zweimal zu schlagen brauchte, hatten die letzten doch noch immer so viel Zeit, ihm mehrere kleine Wunden und eine recht tiefe beizubringen. Nach dem zwölften Streiche schwanden ihm fast die Sinne; doch hatte er noch Besinnung genug, um sich mit der guten Salbe zu waschen, welche ihm die Hexe gegeben hatte; und siehe! im Augenblick war er heil und ohne Schmerzen. Die Prinzessin weinte vor Schreck und vor Freude, gab ihm ein weißes Taschentuch und einen goldenen Ring, dessen Buchstaben er wieder nicht lesen konnte, und folgte ihm zu der zweiten und mit der zu der ältesten Schwester. Nun gings weiter zu der Hexe; die gab ihm guten Rat, wie er sich und die drei Schwestern durch den Brunnen auf die Erde und von da in das Land des Königs bringe. Als sie an den Brunnen kamen, hing der Korb noch unten. Seine drei Gefährten Steinspieler, Eisenknüpfer und Baumdreher lauerten mit Ungeduld auf ihn und wußten nicht, wo er geblieben sein möge; denn er war gewiß schon eine volle halbe Stunde unten, und das war viel für sie und für Peter Bär. Sie meinten, er würde wohl ertrunken sein, und waren schon mehrmals im Begriff gewesen, sich aus dem Staube zu machen; Furcht jedoch vor dem gewaltigen Eisenstock und Neugier, ob er den Zwerg doch wohl noch erwischt habe, hatten sie zurückgehalten. Jetzt zupfte es am Seil; sie zogens herauf, und siehe, eine Jungfrau saß im Korbe, welche ihnen erzählte, was da unten vorgegangen war, obgleich Peter Bär es verboten hatte. Als auch die beiden anderen Prinzessinnen oben waren, dachte Peter Bär: „Jetzt ist nicht zu trauen; denn geschwatzt haben sie doch.“ Er wollte sich wenigstens sichern und legte einen Stein in den Korb; als dieser halb hinauf war, fiel ein Felsblock von oben in den Korb, das Seil riß, und alles stürzte in den Brunnen. „Die Schurken!“ fluchte Peter Bär. „Wer aber nicht viel klüger wäre!“ Jetzt fuhr er die alte Hexe an: „Schaff mich hinauf!“ Sie wollte anfänglich nicht, sagte auch, sie könne es nicht; er aber nahm sie beim Schopf und drohte sie zu zerschmettern, wenn sie nicht Rat schaffe. Das half. „Höre,“ sagte sie, „ich habe einen Drachen, den will ich dir leihen, der soll dich hinaustragen; nimm aber ja genug Fleisch mit, und so oft der Drache »Wack!« schreit, gib ihm ein Stück, sonst frißt er dich.“ Peter Bär ging nach der Weide, holte sich einen Ochsen, setzte sich auf den Drachen und fuhr hinauf. Kaum war die Hälfte Weges zurückgelegt, als das Fleisch schon alle verzehrt war; und wieder schrie der Drache: „Wack!“, daß es nur so dröhnte. Ihm wurde ganz gräßig zumute, besonders als er sah, daß er seinen Eisenstab vergessen hatte; der Drache aber krümmte sich

Digitized by Google

und ſchrie wieder „Wack!“ und ſchrie noch lauter als zuvor. Er wußte ſich nicht anders zu helfen, er riß ſich ein großes Stück Fleiſch vom Leibe und gab es ihm, und als er wieder ſchrie, machte er es ebenſo, und zum drittenmal auch. Jetzt konnte er die oberen Steine greifen, und mit einem Satz war er auf der Erde; dem Drachen gab er noch einen mit dem Fuße, daß ihm alle Rippen krachten und er ſchäumend in die Tiefe fuhr. Als Peter Bär oben war, beſammerte er erſt ſeinen Eiſenſtock, aber ſiehe, der lag ja neben ihm. Nun bedauerte er ſein ſchönes Fleiſch; aber da fiel ihm die gute Salbe ein, welche er von der Hexe bekommen hatte und in der Taſche trug; er beſtrich ſich damit, und im ſelben Augenblick fehlte ihm nichts mehr. Jetzt ſah er ſich nach den drei Prinzeſſinnen um; es war aber von allen dreien nichts zu hören und zu ſehen. Sie hatten nämlich den guten Rat der alten Hexe gehört und ihn benutzt, ſich vor Peter Bärs Geſellen in ihr Vaterland und zum Könige, ihrem Vater, zu retten. Von dieſen Kameraden endlich war auch nicht die leiſeſte Spur, und nimmer hat Peter Bär von ihnen wieder was gehört. Er ſelber wollte auch nicht allein da bleiben, nahm ſeinen Eiſenſtab und wanderte der Königsſtadt zu. Gleich in der erſten Stadt jenes Landes erzählten ihm die Leute: „Unſere Prinzeſſinnen ſind wieder da, und nun hat der König bekanntmachen laſſen, wer ihm die Ringe mit den Buchſtaben bringe, ſolle für jeden tauſend Dukaten haben.“ Peter Bär ging nach einem armen Goldſchmied, der ihm einſt einen guten Zehrpfennig geſchenkt hatte, und gab ſich für einen Goldſchmiedsgeſellen aus. Der arme Mann erzählte ihm, was für ein ſchönes Stück Geld zu verdienen ſei, wenn man an ſo einen Ring gelangen könne. „Den will ich Euch ſchmieden, und zwar bis morgen früh,“ entgegnete Peter Bär. Der Meiſter ſah ihn groß an und wußte nicht, was er ſagen ſollte; jener aber verſicherte, wenn er den Ring einliefere, ſeien die tauſend Dukaten ihm ganz ſicher. Nun bat er ſich für die Nacht eine Tonne Bier, ein Malter Nüſſe und ein paar Brote aus; das aß und trank er während der Nacht, ſtatt zu arbeiten, und am Morgen lieferte er den Ring ab. Den brachte der Meiſter hin und bekam richtig das Geld; und als er angeben ſollte, wie er zu dem Ringe gekommen ſei, erzählte er die Geſchichte und beſchrieb den Peter Bär ſo genau, daß die Prinzeſſinnen ihren Retter wiedererkannten. Doch als der König ihn holen laſſen wollte, war er fort, wohin, wußte niemand zu ſagen. Er war aber nach einer andern Stadt gegangen, wo ein armer Zeugſchmied wohnte, der ihm einſt einen Krug Bier gereicht hatte. Hier gab er ſich für einen Zeugſchmied aus, und als der Meiſter ihm gleichfalls von dem ſchönen Geld erzählte, das mit einem Ringe zu verdienen ſei, und wie ein armer Goldſchmied ſchon reich geworden, erwiderte er: „Seid nur ruhig, beſorgt mir auf dieſe Nacht eine Tonne Bier, ein Malter Nüſſe und ein paar Brote, ſo ſollt Ihr morgen früh einen Ring fix und fertig vorfinden.“ Der Meiſter traute ihm, denn er machte ein grundehrlich Geſicht, und am andern Morgen bekam er einen goldenen Ring, für den er richtig tauſend Dukaten vom König ausbezahlt erhielt. Wieder ſandte der König Boten mit, und wieder war er ausgeflogen. Jetzt ging er zu ſeinem guten Lehrherrn, der arm

Digitized by Google

geworden war und in der Residenz sich vom Knochensammeln nährte. Ihm gab er Geld für Bier, Nüsse und Brot und ließ ihn miteſſen, sprach auch viel mit ihm, wurde aber nicht wiedererkannt. Am andern Morgen schenkte er ihm den dritten Ring, und auch dieser wurde mit tausend Dukaten bezahlt. Nun ließ der König dem Retter seiner Töchter nachspüren, konnte sein aber nicht habhaft werden: jeder wollte ihn gesehen haben, und niemand wußte ihn nachzuweisen. Bald war er auf diesem, bald auf jenem Dorf gewesen, und bald hatte er sich in diesem, bald in jenem Wirtshause umgetrieben; der König schickte Boten um Boten aus, denn die jüngste Tochter wollte beinahe sterben vor Sehnsucht nach ihm, und kein Bote brachte Gewisses nach Hause. Endlich hörte Peter Bär von dem Leid der Prinzessin, und da überfiel ihn dasselbe Leid. Eines Tages kam ein Bettelmann vors königliche Schloß; die Wache wollte ihn wegjagen und verwundete ihn dabei. Als er sich das Blut abwischte, sahen die Königstöchter, die von dem Lärm ans Fenster gelockt waren, ihr feines weißes Taschentuch, und dabei erkannten sie den Bettler. Der König selber holte ihn herein und gab ihm seine jüngste Tochter zur Gemahlin; und als der König starb, wurde Peter Bär Herr über das ganze Land.

Der kluge Martin / Ein armer Vater hatte drei Söhne, davon war der eine ein Schuster und hieß nur der kluge Martin; der andere war ein Weber, der dritte ein Schneider. Nachdem sie alle miteinander ausgelernt hatten, schickte der Vater sie auf Reisen in die Fremde und gab einem jeden ein hübsches Bettek, damit sie nicht unterwegs, wenn man ihnen etwas zu essen gäbe, mit fremden Löffeln und mit fremden Messern und Gabeln essen müßten, sondern ihre eignen hätten. Weiter konnte er ihnen, außer seinem Segen, nichts mitgeben. In einem Wirtshause, wo die Brüder unterwegs einkehrten, beschlossen sie, daß von hier aus ein jeder einen verschiedenen Weg einschlagen sollte, daß sie aber nach fünf Jahren an demselben Tage und in demselben Wirtshause sich wieder zusammenfinden wollten. Nun, das war gut. Nachdem sie diese Verabredung getroffen hatten, trennten sie sich, und ein jeder zog seiner Straße nach. Da kam denn der kluge Martin alsbald an eine Brücke und hörte daselbst ein Glöcklein läuten und dachte: „Wie mag eine Glocke so für sich läuten?“, denn er sah keinen Menschen dort. Als er aber genauer sich überall umsah und eben die Brücke von unten näher betrachten wollte, trat ihm ein Mann entgegen und sagte: „Was suchst du hier, und wo willst du hin?“ Sprach der kluge Martin: „Ich bin ein Schuhmacher und suche Arbeit und habe mich hier über das Läuten der Glocke gewundert; aber nun sag mir auch, wer du bist und was du hier machst.“ Da sprach der andere: „Ich bin ein Räuber.“ „Oh,“ sagte der kluge Martin, „dies Handwerk habe ich zwar nicht gelernt, aber ich denke mir, ich verstände es doch; weißt du was? Behalt mich hier; ich will auch ein Räuber werden!“ Der andere meinte, er wolle ihn wohl einstweilen dabehalten; allein unter die Räuber dürfe er niemand für sich aufnehmen, das könne nur sein Meister tun, und der sei nicht zu Haus. Da wartete

Digitized by Google

der kluge Martin drei Tage lang, da kam der Räuberhauptmann zurück, und als ihm Martin seinen Wunsch eröffnet hatte, sagte er, ja, er wolle ihn wohl aufnehmen, aber er müsse vorerst eine Probe ablegen und seine Geschicklichkeit zeigen. Da sagte der kluge Martin, ja, das wolle er sogleich tun, und ging fort und hatte nichts bei sich als das Besteck, das ihm sein Vater geschenkt hatte. Wie er nun in einen Wald kam, sah er einen Metzger dahinziehen, der führte ein Kalb bei sich. Der kluge Martin schlich sich sogleich durch den Wald und gewann durch einen Seitenweg einen Vorsprung und kam dem Metzger vor, zog sein Besteck aus der Tasche, nahm Löffel, Messer und Gabel heraus und warf die Scheide mitten auf den Weg. Über eine Weile, nachdem er eine gute Strecke weitergegangen war, ließ er die Gabel fallen, und wieder nach einer Weile, in einer ziemlichen Entfernung, das Messer und den Löffel zusammen auf einen Platz, und dann versteckte er sich im Gebüsch. Sobald der Metzger die Scheide fand, besah er sie zwar, dachte aber, was sollst du mit der leeren Scheide machen, und ließ sie liegen, denn sie war ohnehin ganz schlecht. Ebenso gefiel ihm auch die Gabel nicht, und er mochte sie nicht aufheben. Als er aber weiterzog und zuletzt das Messer und den Löffel da liegen sah, die beide sehr schön waren, nahm er sie auf und dachte: „Ei, jetzt solltest du doch auch das ganze Besteck beisammen haben! Hättest du nur gleich alles mitgenommen!“ und band flink sein Kalb an einen Baum und lief zurück, um die andern Sachen zu holen. Während er nun fort war, sprang der kluge Martin geschwind hervor, band das Kalb los und trieb es in den Wald hinein, indem er beständig blökte. Als der Metzger zurückkam und mit seinem Kalbe weiter wollte, war es fort, und er dachte, es muß sich losgerissen und verlaufen haben und ging dem Blöken nach, das er immer noch im Walde hörte. Der kluge Martin aber war an einen Teich gekommen und hatte dort schnell das Kalb geschlachtet und den abgeschnittenen Kopf mitten in den Teich geworfen und blökte nun in einem fort ganz erbärmlich, also daß der Metzger, wie er an den Teich kam, nicht anders glaubte, als sein Kalb sei ins Wasser gelaufen und könne nur noch den Kopf daraus hervorstrecken. Deshalb zog er sich flink aus und sprang in den Teich, um es herauszuziehen. Während er nun im Wasser war, kam der kluge Martin, nahm alles Zeug und Geld des Metzgers und auch das Besteck, das er ihm hingeworfen hatte, und war wie der Wind damit fort und brachte es dem Räuberhauptmann und erzählte ihm, wie er es bekommen. Da war der Räuberhauptmann mit dem Probestück zufrieden und nahm den klugen Martin auf unter seine übrigen Gesellen. Der kluge Martin aber wurde bald ein so geschickter und kühner Räuber, daß man ihn weit und breit fürchtete und die Obrigkeit ihm eifrig nachstellte; allein er war viel zu vorsichtig, als daß er sich hätte fangen lassen. Als nun gerade die fünf Jahre herum waren, gedachte er seine Brüder einmal zu besuchen, wie sies miteinander verabredet hatten, und bekam von seinem Hauptmann Wagen und Pferde dazu und fuhr in das Wirtshaus. Da saßen seine zwei Brüder schon da, erkannten ihn aber nicht wieder, bis er selbst sich ihnen entdeckte. Da waren sie vergnügt, und Martin gab

Digitized by Google

ihnen so viel zu essen und zu trinken, als sie nur mochten. ~ Da trugs sich zu, daß der Räuberhauptmann mit der ganzen Räuberbande gefangen wurde; bloß den klugen Martin hatten sie nicht bekommen; die Obrigkeit ließ aber bekanntmachen, daß der, welcher den klugen Martin lebendig oder tot bringen könnte, eine Belohnung von tausend Gulden haben sollte. Das hörte der kluge Martin selbst eines Morgens, als er noch bei seinen Brüdern in dem Wirtshause war. Da verkaufte er sogleich seinen Wagen mit den schönen Pferden und kaufte sich einen ganz schlechten Krämerwagen, lud ein Faß voll Branntwein darauf, zog schlechte Kleider an und fuhr so zum Orte hinaus, ohne daß ihn jemand erkannte. Es dauerte aber nicht lange, so kam er an eine Brücke, da standen fünfundzwanzig Husaren und sollten auf den klugen Martin passen. Sobald er aber die Soldaten erblickte, fing er an, sich betrunken zu stellen, und taumelte von einer Seite zur anderen und sang und schrie und schlug sein Pferd, und das setzte er fort, bis er in die Nähe der Husaren kam; da trieb er das Pferd so heftig auf die eine Seite des Weges, daß das Rad mit einmal in den Graben lief und der Wagen umfiel. Da jammerte er nun laut und versuchte es, den Wagen wieder aufzurichten; aber er konnte es nicht allein und bat deshalb die Husaren, daß sie ihm helfen möchten. Die halfen ihm denn auch und brachten alles wieder in Ordnung. Zum Dank dafür schenkte er einem jeden ein großes Glas Branntwein ein, und dann noch eins, und endlich so viel sie nur wollten, bis alle ganz betrunken waren und sich nicht mehr regen konnten. Darauf holte Martin aus seiner Höhle, die in der Nähe war, fünfundzwanzig Kapuzinerkutten und zog die den Husaren an und fuhr sie dann in der Nacht bis dicht vor die Schloßwache des Kaisers. Als der am anderen Morgen die Kapuziner auf der Wache sah und die ganze Geschichte erfuhr, fragte er den Räuberhauptmann, wer ihm wohl den Streich gespielt habe. Sprach der: „Das hat gewiß niemand anders als mein Martin getan, das ist ein Blitzkerl.“ Dann fragte der Kaiser den Hauptmann weiter, wie man den klugen Martin wohl fangen könne. Da antwortete der, der Kaiser möge einmal einen öffentlichen Ball ausschreiben und den Fußboden des Tanzsaales mit Goldstücken belegen lassen; da werde der Martin gewiß nicht fehlen, und wenn er das Gold sehe, so könne ers nicht liegen lassen und werde sich bücken und es aufheben; daran werde man ihn dann leicht erkennen und ihn festnehmen können. Der Rat gefiel dem Kaiser, und er ließ sogleich den Ball ausschreiben und machte alles so, wie der Räuberhauptmann es ihm geraten hatte. Der kluge Martin aber hörte auch von dem Balle und gedachte hinzugehen, und begab sich auch wirklich mit einem Bedienten in den Tanzsaal des Kaisers. Wie er da nun die Goldstücke am Boden liegen sah, meinte er, die lägen in seiner Tasche viel besser. Und wie der nächste Tanz aus war, ging er hinaus zu seinem Bedienten, und den mußte ihm Pech holen, das machte er warm und klebte es unter die Schuhsohlen und ging wieder in den Saal und tanzte, daß es eine Art hatte. So oft aber ein Tanz zu Ende war, ging er aus dem Saale und ließ von seinem Diener die Goldstücke abnehmen, die an dem Pech hängengeblieben waren, und so trug er manches Stück hinaus,

Digitized by Google

ohne sich zu verraten und ohne gefangen zu werden. Als dem Kaiser dies mißlungen war und er den Hauptmann um einen anderen Vorschlag anging, wie er den klugen Martin fangen könne, so sagte der Hauptmann, der Kaiser möge ein Turnier ausschreiben und einen recht hohen Preis für den Sieger bestimmen; da werde der kluge Martin ganz gewiß den Preis gewinnen, und der Kaiser könne ihn dann nur gefangennehmen lassen. Nun ließ der Kaiser ein Turnier ausschreiben und ließ bekanntmachen, daß er dem Sieger seine einzige Tochter zur Gemahlin geben wolle. Da kamen nun viele Fürsten und Grafen und Ritter zusammen und turnierten, und gar mancher hätte die schöne Kaisertochter gern gewonnen. Aber was meinst du, wer wohl der Sieger wurde? Der alte Räuberhauptmann hatte recht; der kluge Martin besiegte alle Fürsten und Grafen und Ritter und wurde darauf mit der Kaisertochter verlobt. Der Kaiser aber und seine Räte merkten bald, daß es der kluge Martin wirklich war, der den Preis gewonnen hatte. Da wurde er auf Befehl des Kaisers festgesetzt und sollte hingerichtet werden. Allein der Tochter des Kaisers hatte er so gut gefallen, daß sie ihrem Vater erklärte: „Den will ich heiraten, und keinen anderen!“ Da mußte der Kaiser wohl nachgeben, und der kluge Martin bekam seine Tochter und ist zuletzt auch noch Kaiser geworden. Ob er als Kaiser noch weiter geräubert hat, das kann ich euch nicht sagen.

Die beiden Wanderer / Berg und Tal begegnen sich nicht,

wohl aber die Menschenkinder, zumal gute und böse. So kamen auch einmal ein Schuster und ein Schneider auf der Wanderschaft zusammen. Der Schneider war ein kleiner hübscher Kerl und war immer lustig und guter Dinge. Er sah den Schuster von der anderen Seite herankommen, und da er an seinem Felleisen merkte, was er für ein Handwerk trieb, rief er ihm ein Spottliedchen zu: „Nähe mir die Naht / ziehe mir den Draht / streich ihn rechts und links mit Pech / schlag, schlag mir fest den Zwek!“ Der Schuster aber konnte keinen Spaß vertragen, er verzog ein Gesicht, als wenn er Essig getrunken hätte, und machte Miene, das Schneiderlein am Kragen zu packen. Der kleine Kerl fing aber an zu lachen, reichte ihm seine Flasche und sprach: „Es ist nicht bös gemeint, trink einmal und schluck die Galle hinunter.“ Der Schuster tat einen gewaltigen Schluck, und das Gewitter auf seinem Gesicht fing an sich zu verziehen. Er gab dem Schneider die Flasche zurück und sprach: „Ich habe ihr ordentlich zugesprochen; man sagt wohl vom vielen Trinken, aber nicht vom großen Durst. Wollen wir zusammen wandern?“ „Mir ists recht,“ antwortete der Schneider, „wenn du nur Lust hast, in eine große Stadt zu gehen, wo es nicht an Arbeit fehlt.“ „Gerade dahin wollte ich auch,“ antwortete der Schuster, „in einem kleinen Nest ist nichts zu verdienen, und auf dem Lande gehen die Leute lieber barfuß.“ Sie wanderten also zusammen weiter und setzten immer einen Fuß vor den anderen wie die Wiesel im Schnee. Zeit genug hatten sie beide, aber wenig zu beißen und zu brechen. Wenn sie in eine Stadt kamen, so gingen sie umher und grüßten das Handwerk, und weil

Digitized by Google

das Schneiderlein so frisch und munter aussah und so hübsche rote Backen hatte, so gab ihm jeder gern, und wenn das Glück gut war, so gab ihm die Meisterstochter unter der Haustür auch noch einen Kuß auf den Weg. Wenn er mit dem Schuster wieder zusammentraf, so hatte er immer mehr in seinem Bündel. Der griesgrämige Schuster schnitt ein schiefes Gesicht und meinte: „Je größer der Schelm, je größer das Glück.“ Aber der Schneider fing an zu lachen und zu singen und teilte alles, was er bekam, mit seinem Kameraden. Klingelten nun ein paar Groschen in seiner Tasche, so ließ er auftragen, schlug vor Freude auf den Tisch, daß die Gläser tanzten, und es hieß bei ihm: „Leicht verdient und leicht vertan.“ Als sie eine Zeitlang gewandert waren, kamen sie an einen großen Wald, durch welchen der Weg nach der Königsstadt ging. Es führten aber zwei Fußsteige hindurch, davon war der eine sieben Tage lang, der andere nur zwei Tage; aber niemand von ihnen wußte, welcher der kürzere Weg war. Die zwei Wanderer setzten sich unter einen Eichbaum und ratschlagten, wie sie sich vorsehen und für wie viel Tage sie Brot mitnehmen wollten. Der Schuster sagte: „Man muß weiter denken als man geht, ich will für sieben Tage Brot mitnehmen.“ „Was,“ sagte der Schneider, „für sieben Tage Brot auf dem Rücken schleppen wie ein Lastitier und sich nicht umschauen? Ich halte mich an Gott und kehre mich an nichts. Das Geld, das ich in der Tasche habe, das ist im Sommer so gut wie im Winter, aber das Brot wird in der heißen Zeit troden und obendrein schimmlig. Mein Rock geht auch nicht länger als auf die Knöchel. Warum sollen wir den richtigen Weg nicht finden? Für zwei Tage Brot, und damit gut.“ Es kaufte sich also ein jeder sein Brot, dann gingen sie auf gut Glück in den Wald hinein. In dem Walde war es so still wie in einer Kirche. Kein Wind wehte, kein Bach rauschte, kein Vogel sang, und durch die dichtbelaubten Äste drang kein Sonnenstrahl. Der Schuster sprach kein Wort, ihn drückte das schwere Brot auf dem Rücken, daß ihm der Schweiß über sein verdrießliches und finsteres Gesicht herabfloß. Der Schneider aber war ganz munter, sprang daher, pfiff auf einem Blatt oder sang ein Liedchen und dachte: „Gott im Himmel muß sich freuen, daß ich so lustig bin.“ Zwei Tage ging das so fort, aber als am dritten Tage der Wald kein Ende nehmen wollte, und der Schneider sein Brot aufgegessen hatte, so fiel ihm das Herz doch eine Elle tiefer herab; indessen verlor er nicht den Mut, sondern verließ sich auf Gott und auf sein Glück. Den dritten Tag legte er sich abends hungrig unter einen Baum und stand den anderen Morgen hungrig wieder auf. So ging es auch den vierten Tag, und wenn der Schuster sich auf einen umgestürzten Baum setzte und seine Mahlzeit verzehrte, so blieb dem Schneider nichts als das Zusehen. Bat er um ein Stückchen Brot, so lachte der andere höhnisch und sagte: „Du bist immer so lustig gewesen, da kannst du auch einmal versuchen, wies tut, wenn man unlustig ist; die Vögel, die morgens zu früh singen, die stößt abends der Habicht.“ Kurz, er war ohne Barmherzigkeit. Aber am fünften Morgen konnte der arme Schneider nicht mehr aufstehen und vor Mattigkeit kaum ein Wort herausbringen; die Backen waren ihm weiß und die Augen

Digitized by Google

rot. Da sagte der Schuster zu ihm: „Ich will dir heute ein Stück Brot geben, aber dafür will ich dir dein rechtes Auge ausstechen.“ Der unglückliche Schneider, der doch gern sein Leben erhalten wollte, konnte sich nicht anders helfen; er weinte noch einmal mit beiden Augen und hielt sie dann hin, und der Schuster, der ein Herz von Stein hatte, stach ihm mit einem scharfen Messer das rechte Auge aus. Dem Schneider kam in den Sinn, was ihm sonst seine Mutter gesagt hatte, wenn es in der Speisekammer genascht hatte: „Essen, so viel man mag, und leiden, was man muß.“ Als er sein teuer bezahltes Brot verzehrt hatte, machte er sich wieder auf die Beine, vergaß sein Unglück und tröstete sich damit, daß er mit einem Auge noch immer genug sehen könne. Aber am sechsten Tage meldete sich der Hunger aufs neue und zehrte ihm fast das Herz auf. Er fiel abends bei einem Baume nieder, und am siebten Morgen konnte er sich vor Mattigkeit nicht erheben, und der Tod saß ihm im Nacken. Da sagte der Schuster: „Ich will Barmherzigkeit ausüben und dir nochmals Brot geben; umsonst bekommst du es nicht, ich steche dir dafür das andere Auge noch aus.“ Da erkannte der Schneider sein leichtsinniges Leben, bat den lieben Gott um Verzeihung und sprach: „Tue, was du mußt, ich will leiden, was ich muß; aber bedenke, daß unser Herrgott nicht jeden Augenblick richtet und daß eine andere Stunde kommt, wo die böse Tat vergolten wird, die du an mir verübst und die ich nicht an dir verdient habe. Ich habe in guten Tagen mit dir geteilt, was ich hatte. Mein Handwerk ist der Art, daß Stich muß Stich vertreiben. Wenn ich keine Augen mehr habe und nicht mehr nähen kann, so muß ich betteln gehen. Laß mich nur, wenn ich blind bin, hier nicht allein liegen, sonst muß ich verschmachten.“ Der Schuster aber, der Gott aus seinem Herzen vertrieben hatte, nahm das Messer und stach ihm noch das linke Auge aus. Dann gab er ihm ein Stück Brot zu essen, reichte ihm einen Stock und führte ihn hinter sich her. Als die Sonne unterging, kamen sie aus dem Walde, und vor dem Walde auf dem Felde stand ein Galgen. Dahin leitete der Schuster den blinden Schneider, ließ ihn dann liegen und ging seiner Wege. Vor Müdigkeit, Schmerz und Hunger schlief der Unglückliche ein und schlief die ganze Nacht. Als der Tag dämmerte, erwachte er, wußte aber nicht, wo er lag. An dem Galgen hingen zwei arme Sünder, und auf dem Kopfe eines jeden saß eine Krähe. Da fing der eine an zu sprechen: „Bruder, wachst du?“ „Ja, ich wache,“ antwortete der zweite. „So will ich dir etwas sagen,“ fing der erste wieder an, „der Tau, der heute nacht über uns vom Galgen herabgefallen ist, der gibt jedem, der sich damit wäscht, die Augen wieder. Wenn das die Blinden wüßten, wie mancher könnte sein Gesicht wiederhaben, der nicht glaubt, daß das möglich sei.“ Als der Schneider das hörte, nahm er sein Taschentuch, drückte es auf das Gras, und als es mit dem Tau befeuchtet war, wusch er seine Augenhöhlen damit. Alsbald ging in Erfüllung, was der Gehenkte gesagt hatte, und ein Paar frische und gesunde Augen füllten die Höhlen. Es dauerte nicht lange, so sah der Schneider die Sonne hinter den Bergen aufsteigen: vor ihm in der Ebene lag die große Königsstadt mit ihren prächtigen Toren und hundert Türmen, und die goldenen Knöpfe

Digitized by Google

und Kreuze, die auf den Spitzen standen, fingen an zu glühen. Er unterschied jedes Blatt an den Bäumen, erblickte die Vögel, die vorbeiflogen, und die Mücken, die in der Luft tanzten. Er holte eine Nähnadel aus der Tasche, und als er den Zwirn einfädeln konnte, so gut wie er es je gekonnt hatte, so sprang sein Herz vor Freude. Er warf sich auf seine Knie, dankte Gott für die erwiesene Gnade und sprach seinen Morgensegen; er vergaß auch nicht, für die armen Sünder zu bitten, die da hingen wie der Schwengel in der Glocke, und die der Wind aneinanderschlug. Dann nahm er sein Bündel auf den Rücken, vergaß bald das ausgestandene Herzeleid und ging unter Singen und Pfeifen weiter. Das erste, was ihm begegnete, war ein braunes Füllen, das frei im Felde herumsprang. Er packte es an der Mähne, wollte sich aufschwingen und in die Stadt reiten. Das Füllen aber bat um seine Freiheit: „Ich bin noch zu jung," sprach es, „auch ein leichter Schneider wie du bricht mir den Rücken entzwei; laß mich laufen, bis ich stark geworden bin. Es kommt vielleicht eine Zeit, wo ich dirs lohnen kann." „Lauf hin," sagte der Schneider, „ich sehe, du bist auch so ein Springinsfeld." Er gab ihm noch einen Hieb mit der Gerte über den Rücken, daß es vor Freude mit den Hinterbeinen ausschlug, über Hecken und Gräben setzte und in das Feld hineinjagte. Aber das Schneiderlein hatte seit gestern nichts gegessen. „Die Sonne", sprach er, „füllt mir zwar die Augen, aber das Brot nicht den Mund. Das erste, was mir begegnet und halbwegs genießbar ist, das muß herhalten." Indem schritt ein Storch ganz ernsthaft über die Wiese daher. „Halt, halt!" rief der Schneider und packte ihn am Bein. „Ich weiß nicht, ob du zu genießen bist, aber mein Hunger erlaubt mir keine lange Wahl, ich muß dir den Kopf abschneiden und dich braten." „Tue das nicht," antwortete der Storch, „ich bin ein heiliger Vogel, dem niemand ein Leid zufügt und der den Menschen großen Nutzen bringt. Läßt du mir mein Leben, so kann ich dirs ein andermal vergelten." „So zieh ab, Vetter Langbein!" sagte der Schneider. Der Storch erhob sich, ließ die langen Beine hängen und flog gemächlich fort. „Was soll daraus werden?" sagte der Schneider zu sich selbst. „Mein Hunger wird immer größer, und mein Magen immer leerer. Was mir jetzt in den Weg kommt, das ist verloren." Indem sah er auf einem Teiche ein paar junge Enten daherschwimmen. „Ihr kommt ja wie gerufen," sagte er, packte eine davon und wollte ihr den Hals umdrehen. Da fing eine alte Ente, die in dem Schilf steckte, laut an zu kreischen, schwamm mit aufgesperrtem Schnabel herbei und bat ihn flehentlich, sich ihrer lieben Kinder zu erbarmen. „Denkst du nicht," sagte sie, „wie deine Mutter jammern würde, wenn dich einer wegholen und dir den Garaus machen wollte!" „Sei nur still," sagte der gutmütige Schneider, „du sollst deine Kinder behalten," und setzte die Gefangene wieder ins Wasser. Als er sich umkehrte, stand er vor einem alten Baume, der halb hohl war, und sah die wilden Bienen aus- und einfliegen. „Da finde ich gleich den Lohn für meine gute Tat," sagte der Schneider, „der Honig wird mich laben." Aber der Weisel kam heraus, drohte und sprach: „Wenn du mein Volk anrührst und mein Nest zerstörst, so sollen dir unsere Stacheln wie zehntausend glü-

Digitized by Google

hende Nadeln in die Haut fahren. Läßt du uns aber in Ruhe und gehst deiner Wege, so wollen wir dir ein andermal dafür einen Dienst leisten." Das Schneiderlein sah, daß auch hier nichts anzufangen war. „Drei Schüsseln leer," sagte er, „und auf der vierten nichts, das ist eine schlechte Mahlzeit." Er schleppte sich also mit seinem ausgehungerten Magen in die Stadt, und da es eben zu Mittag läutete, so war für ihn im Gasthaus schon gekocht, und er konnte sich gleich zu Tisch setzen. Als er satt war, sagte er: „Nun will ich auch arbeiten." Er ging in der Stadt umher, suchte einen Meister und fand auch bald ein gutes Unterkommen. Da er aber sein Handwerk von Grund aus gelernt hatte, so dauerte es nicht lange, er ward berühmt, und jeder wollte seinen neuen Rock von dem kleinen Schneider gemacht haben. Alle Tage nahm sein Ansehen zu. „Ich kann in meiner Kunst nicht weiterkommen," sprach er, „und doch gehts jeden Tag besser." Endlich bestellte ihn der König zu seinem Hofschneider. Aber wies in der Welt geht! An demselben Tage war sein ehemaliger Kamerad, der Schuster, auch Hofschuster geworden. Als dieser den Schneider erblickte und sah, daß er wieder zwei gesunde Augen hatte, so peinigte ihn das Gewissen. „Ehe er Rache an mir nimmt," dachte er bei sich selbst, „muß ich ihm eine Grube graben." Wer aber anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Abends, als er Feierabend gemacht hatte und es dämmerig geworden war, schlich er sich zu dem König und sagte: „Herr König, der Schneider ist ein übermütiger Mensch und hat sich vermessen, er wolle die goldene Krone wieder herbeischaffen, die vor alten Zeiten ist verlorengegangen." „Das sollte mir lieb sein," sprach der König, ließ den Schneider am anderen Morgen vor sich fordern und befahl ihm, die Krone wieder herbeizuschaffen, oder für immer die Stadt zu verlassen. „Oho," dachte der Schneider, „ein Schelm gibt mehr, als er hat. Wenn der murrköpfige König von mir verlangt, was kein Mensch leisten kann, so will ich nicht warten bis morgen, sondern gleich heute wieder zur Stadt hinauswandern." Er schnürte also sein Bündel; als er aber aus dem Tor heraus war, so tat es ihm doch leid, daß er sein Glück aufgeben und die Stadt, in der es ihm so wohlgegangen war, mit dem Rücken ansehen sollte. Er kam zu dem Teich, wo er mit den Enten Bekanntschaft gemacht hatte, da saß gerade die Alte, der er ihre Jungen gelassen hatte, am Ufer und putzte sich mit dem Schnabel. Sie erkannte ihn gleich und fragte, warum er den Kopf so hängen lasse. „Du wirst dich nicht wundern, wenn du hörst, was mir begegnet ist," antwortete der Schneider und erzählte ihr sein Schicksal. „Wenns weiter nichts ist," sagte die Ente, „da können wir Rat schaffen. Die Krone ist ins Wasser gefallen und liegt unten auf dem Grunde; wie bald haben wir sie wieder heraufgeholt! Breite nur derweil dein Taschentuch am Ufer aus." Sie tauchte mit ihren zwölf Jungen unter, und nach fünf Minuten war sie wieder oben und saß mitten in der Krone, die auf ihren Fittichen ruhte, und die zwölf Jungen schwammen rund herum, hatten ihre Schnäbel untergelegt und halfen tragen. Sie schwammen ans Land und legten die Krone auf das Tuch. Du glaubst nicht, wie prächtig die Krone war; wenn die Sonne darauf schien, so glänzte sie wie hunderttausend Karfunkel-

Digitized by Google

ſteine. Der Schneider band ſein Tuch mit den vier Zipfeln zuſammen und trug ſie zum König, der in einer Freude war und dem Schneider eine goldene Kette um den Hals hing. Als der Schuſter ſah, daß der eine Streich mißlungen war, ſo beſann er ſich auf einen zweiten, trat vor den König und ſprach: „Herr König, der Schneider iſt wieder ſo übermütig geworden, er vermißt ſich, das ganze königliche Schloß mit allem, was darin iſt, los und feſt, innen und außen, in Wachs abzubilden.“ Der König ließ den Schneider kommen und befahl ihm, das ganze königliche Schloß mit allem, was darin wäre, los und feſt, innen und außen, in Wachs abzubilden, und wenn er es nicht zuſtandebrächte oder es fehlte nur ein Nagel an der Wand, ſo ſollte er zeitlebens unter der Erde gefangen ſitzen. Der Schneider dachte: „Es kommt immer ärger, das hält kein Menſch aus,“ warf ſein Bündel auf den Rücken und wanderte fort. Als er an den hohlen Baum kam, ſetzte er ſich nieder und ließ den Kopf hängen. Die Bienen kamen herausgeflogen, und der Weiſel fragte ihn, ob er einen ſteifen Hals hätte, weil er den Kopf ſo ſchief hielte. „Ach nein,“ antwortete der Schneider, „mich drückt etwas anderes,“ und erzählte, was der König von ihm gefordert hatte. Die Bienen fingen an untereinander zu ſummen und zu brummen, und der Weiſel ſprach: „Geh nur wieder nach Hauſe, komm aber morgen um dieſe Zeit wieder und bring ein großes Tuch mit, ſo wird alles gutgehen.“ Da kehrte er wieder um; die Bienen aber flogen nach dem königlichen Schloß geradezu in die offenen Fenſter hinein, krochen in allen Ecken herum und beſahen alles aufs genaueſte. Dann liefen ſie zurück und bildeten das Schloß in Wachs nach mit ſolcher Geſchwindigkeit, daß man meinte, es wüchſe einem vor den Augen. Schon am Abend war alles fertig, und als der Schneider am folgenden Morgen kam, ſo ſtand das ganze prächtige Gebäude da, und es fehlte kein Nagel an der Wand und kein Ziegel auf dem Dach; dabei war es zart und ſchneeweiß und roch wie Honig. Der Schneider packte es vorſichtig in ſein Tuch und brachte es dem König, der aber konnte ſich nicht genug verwundern, ſtellte es in ſeinem größten Saal auf und ſchenkte dem Schneider dafür ein großes ſteinernes Haus. Der Schuſter aber ließ nicht nach, ging zum drittenmal zu dem König und ſprach: „Herr König, dem Schneider iſt zu Ohren gekommen, daß auf dem Schloßhof kein Waſſer ſpringen will, da hat er ſich vermeſſen, es ſolle mitten im Hof mannshoch aufſteigen und hell ſein wie Kriſtall.“ Da ließ der König den Schneider herbeiholen und ſagte: „Wenn nicht morgen ein Strahl von Waſſer in meinem Hof ſpringt, wie du verſprochen haſt, ſo ſoll dich der Scharfrichter auf demſelben Hof um einen Kopf kürzer machen.“ Der arme Schneider beſann ſich nicht lange und eilte zum Tore hinaus, und weil es ihm diesmal ans Leben gehen ſollte, ſo rollten ihm die Tränen über die Backen herab. Indem er ſo voll Trauer dahinging, kam das Füllen herangeſprungen, dem er einmal die Freiheit geſchenkt hatte, und aus dem ein hübſcher Brauner geworden war. „Jetzt kommt die Stunde,“ ſprach er zu ihm, „wo ich dir deine Gutthat vergelten kann. Ich weiß ſchon, was dir fehlt, aber es ſoll dir bald geholfen werden, ſitz nur auf, mein Rücken kann deiner zwei tragen.“ Dem Schneider kam das Herz wieder, er

Digitized by Google

ſprang in einem Satz auf, und das Pferd rannte in vollem Lauf zur Stadt hinein und geradezu auf den Schloßhof. Da jagte es dreimal rund herum, ſchnell wie der Blitz, und beim drittenmal ſtürzte es nieder. In dem Augenblick aber krachte es furchtbar: ein Stück Erde ſprang in der Mitte des Hofs wie eine Kugel in die Luft und über das Schloß hinaus, und gleich dahinterher erhob ſich ein Strahl von Waſſer ſo hoch wie Mann und Pferd, und das Waſſer war ſo rein wie Kriſtall, und die Sonnenſtrahlen fingen an darauf zu tanzen. Als der König das ſah, ſtand er vor Verwunderung auf, ging und umarmte das Schneiderlein im Angeſicht aller Menſchen. Aber das Glück dauerte nicht lang. Der König hatte Töchter genug, eine immer ſchöner als die andere, aber keinen Sohn. Da begab ſich der boshafte Schuſter zum viertenmal zu dem Könige und ſprach: „Herr König, der Schneider läßt nicht ab von ſeinem Übermut. Jetzt hat er ſich vermeſſen, wenn er wolle, ſo könne er dem Herrn König einen Sohn durch die Lüfte herbeitragen laſſen.“ Der König ließ den Schneider rufen und ſprach: „Wenn du mir binnen neun Tagen einen Sohn bringen läßt, ſo ſollſt du meine älteſte Tochter zur Frau haben.“ „Der Lohn iſt freilich groß,“ dachte das Schneiderlein, „da täte man wohl ein übriges, aber die Kirſchen hängen mir zu hoch: wenn ich danach ſteige, ſo bricht unter mir der Aſt, und ich falle herab.“ Er ging nach Haus, ſetzte ſich mit untergeſchlagenen Beinen auf ſeinen Arbeitstiſch und bedachte ſich, was zu tun wäre. „Es geht nicht,“ rief er endlich aus, „ich will fort, hier kann ich doch nicht in Ruhe leben.“ Er ſchnürte ſein Bündel und eilte zum Tore hinaus. Als er auf die Wieſen kam, erblickte er ſeinen alten Freund, den Storch, der da wie ein Weltweiſer auf und ab ging, zuweilen ſtillſtand, einen Froſch in nähere Betrachtung nahm und ihn endlich verſchluckte. Der Storch kam heran und begrüßte ihn. „Ich ſehe,“ hub er an, „du haſt deinen Ranzen auf dem Rücken, warum willſt du die Stadt verlaſſen?“ Den Schneider erzählte ihm, was der König von ihm verlangt hatte und er nicht erfüllen konnte, und jammerte über ſein Mißgeſchick. „Laß dir darüber keine grauen Haare wachſen,“ ſagte der Storch, „ich will dir aus der Not helfen. Schon lange bringe ich die Wickelkinder in die Stadt, da kann ich auch einmal einen kleinen Prinzen aus dem Brunnen holen. Geh heim und verhalte dich ruhig. Heut über neun Tage begib dich in das königliche Schloß, da will ich kommen.“ Das Schneiderlein ging nach Haus und war zu rechter Zeit in dem Schloß. Nicht lange, ſo kam der Storch herangeflogen und klopfte ans Fenſter. Der Schneider öffnete ihm, und Vetter Langbein ſtieg vorſichtig herein und ging mit gravitätiſchen Schritten über den glatten Marmorboden; er hatte aber ein Kind im Schnabel, das ſchön wie ein Engel war und ſeine Händchen nach der Königin ausſtreckte. Er legte es ihr auf den Schoß, und ſie herzte und küßte es und war vor Freude außer ſich. Der Storch nahm, bevor er wieder wegflog, ſeine Reiſetaſche von der Schulter herab und überreichte ſie der Königin. Es ſteckten Tüten darin mit bunten Zuckererbſen, ſie wurden unter die kleinen Prinzeſſinnen verteilt. Die älteſte aber erhielt nichts, ſondern bekam den luſtigen Schneider zum Mann. „Es iſt mir gerade ſo,“ ſprach der Schnei-

Digitized by Google

der, „als wenn ich das große Los gewonnen hätte. Meine Mutter hatte doch recht, die sagte immer, wer auf Gott vertraut und nur Glück hat, dem kanns nicht fehlen.“ ~ Der Schuster mußte die Schuhe machen, in welchen das Schneiderlein auf dem Hochzeitsfest tanzte, hernach ward ihm befohlen, die Stadt auf immer zu verlassen. Der Weg nach dem Wald führte ihn zu dem Galgen. Von Zorn, Wut und der Hitze des Tages ermüdet, warf er sich nieder. Als er die Augen zumachte und schlafen wollte, stürzten die beiden Krähen von den Köpfen der Gehenkten mit lautem Geschrei herab und hackten ihm die Augen aus. Unsinnig rannte er in den Wald und muß darin verschmachtet sein, denn es hat ihn niemand wieder gesehen oder etwas von ihm gehört.

Des Teufels und des Schulmeisters Wettspiele / Ein Schulmeister ging einmal für seinen Herrn Pfarren, wie das ja noch immer hie und da zu geschehen pflegt, mit einer großen Gabel zum Heumachen und nahm sich auch einen kleinen Käs und ein Stück Brot zum Essen mit; sein Weg führte ihn aber über die Teufelswiese. Da sah er auf einmal einen Teufel, der hatte einen großen Schlauch aus Büffelhaut auf dem Rücken und wollte Wasser holen. „Halt!“ rief der dem Schulmeister gleich zu, „habe ich dich hier einmal auf meinem Feld ertappt!“, warf seinen Schlauch gleich nieder und wollte den Schulmeister packen. Dieser aber nahm seinen Käs aus dem Tornister, drückte ihn zusammen, daß das Wasser daraussloß, und rief dem Teufel zu: „Siehe, so zerdrücke ich dich wie diesen Stein, daß der Lebenssaft dir herauskommt, wagst du es, mich nur anzurühren!“ In voller Angst lief der Teufel stracks in die Hölle und ließ den Schlauch liegen und erzählte da, wie er einen Menschen gesehen, der so stark sei, daß er Saft aus einem Stein gepreßt habe. Da schickten ihn die anderen Teufel zurück, er solle ihn dingen, denn er werde gut sein zum Wassertragen. Der Teufel kam schnell wieder auf die Wiese und fragte den Schulmeister, ob er sich nicht verdingen wolle. Dem war das recht; denn er wünschte gerne einmal die Gelegenheiten in der Hölle sich zu besehen. Also kam er in die Hölle, und sogleich erhielt er den Auftrag, Wasser im großen Schlauche zu holen. Der war aber so schwer, daß er ihn nicht einmal leer heben konnte. Da erdachte er sich eine List; er nahm Spaten und Haue und ging. „Wohin denn mit diesem Werkzeug?“ „Ich will gleich den ganzen Brunnen ausgraben und nach Hause bringen, damit ich nicht immer zu gehen brauche.“ Da fürchteten die Teufel, das werde die ganze Hölle überschwemmen und ihnen das Feuer auslöschen, und sie würden dann Mangel leiden. „Oh, laß es sein,“ sprachen sie, „wir wollen uns schon Wasser holen.“ Darauf schickten ihn die Teufel in den Wald, er solle eine Eiche ausreißen und nach Hause bringen. Der Schulmeister dachte: „Das wird was werden!“ Allein schnell hatte er wieder eine List ersonnen. Er nahm ein großes Seil und wollte gehen. „Was willst du mit dem Seil?“ fragten die Teufel. Ich will gleich den ganzen Wald damit

Digitized by Google

umbinden, ausreißen und nach Hause bringen, damit ich nicht so oft zu gehen brauche!“ Die Teufel entsetzten sich vor der ungeheuren Stärke und fürchteten, wenn er den ganzen Wald heimbrächte, daß sie damit die Hölle in Brand setzten und sie dann später leicht erfrieren könnten. „Laß es gut sein, wir wollen uns schon selber Holz holen!“ sagten sie und beschlossen, diesen gefährlichen Menschen auf gute Art loszuwerden. Sie wollten ihm den ganzen Lohn auszahlen, wenn er nur fortgehe. Der Schulmeister war das zufrieden, nur verlangte er, den Sack mit dem Gold solle ihm der Teufel auch nach Hause tragen. Das erschien allen gefährlich, keiner wollte recht; endlich wagte es einer. Als sie in die Nähe der Schule kamen, sahen die Kinder des Schulmeisters gerade zum Fenster hinaus. Da gab ihnen ihr Vater ein Zeichen, und nun schrien alle: „Auch ich will Teufelsfleisch, auch ich will Teufelsfleisch!“ Wie das der Teufel hörte, warf er den Sack nur hurtig zu Boden und lief in einem Atem zurück zur Hölle, ohne auch nur einmal sich umzuschauen. Aber der Teufel hatte zu Hause einen Sohn, der war gerade aus der Fremde nach Hause gekommen und war stark und trotzig und sprach, er nehme es auf mit jedem Menschen und fürchte sich nicht. Da sprach sein Vater und die anderen Teufel: „So gehe hin zum Schulmeister und bringe den Sack mit dem Gold wieden heim.“ Der war gleich fertig und ging und als er zum Schulmeister kam, sprach er: „Entweder gib den Sack voll Gold im Guten heraus oder miß dich mit mir!“ Der Schulmeister lachte und sprach: „Das Gold bekommst du nicht, so lange die Welt steht, es wird mir aber Spaß machen, mit dir zu kämpfen; bestimme, worin wollen wirs versuchen?“ „Im Ringen!“ sprach der Teufel. „Haha,“ lachte der Schulmeister, „in dem versuche ichs nicht einmal, denn ich fürchte, ich zerquetsche dich gleich zwischen meinen Fingern, aber ich habe hier einen alten Großvater, der hat auch noch Kraft genug, über dich Meister zu werden!“ Damit ließ er einen Bären los, den er im Hof an der Kette hatte. Der fiel gleich über den Teufel her, umarmte und drückte ihn so, daß der Teufel laut aufschrie: „Weh, weh, Räuber, laß mich aus!“ Da sprach der Schulmeister: „Vielleicht ist das Ringen nicht deine Sache, bestimme etwas anderes!“ „So will ich mit dir in die Wette laufen!“ „Ha, ha!“ sprach der Schulmeister, „das brächte mir nur Schande, wenn ichs mit dir versuchen wollte; allein ich habe hier ein Enkelchen, das läuft auch schon gut genug, um dich zu überholen!“ Damit ließ er einen Hasen los. Der lief wie ein abgeschossener Pfeil und war gleich über alle Berge; der Teufel kam bald ganz keuchend zurück und hatte kaum noch Leben. Der Schulmeister lachte und sprach: „Laufen kannst du freilich schlecht, vielleicht verstehst du aber was anderes besser?“ „So wollen wir einmal in die Wette hoch werfen?“ sprach der Teufel voll Zorn und Grimm. Er nahm einen mächtigen Schmiedehammer und warf ihn hoch, so daß er sieben Stunden brauchte, bis er wieder zu Boden kam. Dann reichte er ihn dem Schulmeister und sprach: „Nun lasse jetzt sehen, was du kannst!“ Der Schulmeister sah aber, daß er den Hammer nicht einmal heben könne, darum sprach er: „Wenn ich diesen hinaufwerfe, so fällt er nicht mehr nieder, denn ich habe einen Schwager im Himmel, der

Digitized by Google

iſt Schmied, der ſängt den Hammer auf und macht Lattnägel daraus, indes wir hier umſonſt warten; ich hole mir aber gleich einen Stein, den will ich werfen," und ſo brachte er einen Fink aus ſeinem Käfig und ſchleuderte ihn hoch in die Luft. Dieſer aber freute ſich der Freiheit und flog fort. Der Schulmeiſter hatte den Teufel ſo geſtellt, daß er gerade in die Sonne ſah; deshalb merkte er nicht, wie der Fink in die Luft kam und wegflog. Der Stein braucht ſieben Tage," ſprach der Schulmeiſter, „bis er zur Erde fällt, willſt du ſo lange warten?" „Nein, nein!" rief der Teufel und hatte die Sonne ſchon ſatt und war halb blind geworden. „Ei, ei," ſprach der Schulmeiſter, „ihr Teufel ſeid elende Kerle; ihr könnt weder ringen noch laufen noch hochwerfen; verſteht ihr denn nicht etwas beſſer?" „So laſſet uns einmal in die Wette knallen!" ſprach der Teufel voll Grimm und Ärger. Er nahm eine Geißel und knallte ſo fürchterlich, daß es dem Schulmeiſter durch den Bauch ſchnitt und er faſt ohnmächtig wurde; doch erholte er ſich und ſprach zum Teufel: „Ich habe große Sorge um dich, laß mich dir die Augen verbinden, denn ich werde ſo furchtbar knallen, daß es donnert und blitzt, und es könnten dir leicht die Augen herausſpringen!" Da band er ihm die Augen feſt zu und nahm darauf ſeinen dicken Eichenknüppel und ſchlug damit aus allen Kräften den Teufel ſo derb in die Augen, daß dieſer glaubte, ſie ſeien ihm vom Knalle herausgeſprungen. „Nicht mehr knallen, halt ein!" jammerte der Teufel und rieb ſich die Stirn. „Nun, ich weiß nicht," ſprach der Schulmeiſter, „gibt es denn keine Kunſt, in der ihr es zu etwas gebracht habt?" Der Teufel kochte vor Ärger und Grimm. „Wohlan," ſprach er, „laſſet uns einmal mit Stangen kämpfen!" „Es iſt mir recht," ſagte der Schulmeiſter und gab dem Teufel eine lange eiſerne Stange, und er nahm eine kurze. Er ging dem Teufel feſt auf den Leib und gab ihm nacheinander unzählige Schläge und prügelte ihn ganz blau; jener konnte mit der langen Stange in der Nähe nichts machen. „Ho, ho," ſprach der Teufel, „laſſet uns einmal die Stangen tauſchen!" „Recht gerne," ſprach der Schulmeiſter, „aber weil ich ſehe, daß du ſo elend biſt, will ich dir noch mehr zugeſtehen; krieche du hier in dieſen Schweineſtall hinein, wo du geſchützt biſt, ich will von hier aus dem Freien kämpfen!" Das ließ ſich der Teufel gefallen, er nahm die kurze Eiſenſtange und kroch in den Schweineſtall. Jetzt ſtieß ihn der Schulmeiſter mit der langen Stange durch das Freßloch ſo unbarmherzig, daß es ihm zwiſchen den Rippen hindurchging. Er konnte aber mit ſeiner kurzen Stange den Schulmeiſter nicht einmal erreichen. „Es iſt genug, es iſt genug!" ſchrie der Teufel, als er ſah, daß ihm das Blut von allen Seiten herausſtrömte. „Jetzt ſoll mir noch einer ſagen, daß ein Teufel mehr verſteht als das elendſte Menſchenkind; hat es ſich doch nun gezeigt, daß ihr ſo gar nichts vermögt; oder willſt du es noch in etwas verſuchen." „Ja, ja," heulte der Teufel vor Schmerz und Zorn, „laſſet uns einmal in die Wette kratzen." Da kratzte der Teufel den Schulmeiſter, daß ihm das Blut rann und die Knochen hervorſtanden. „Warte jetzt!" ſagte der Schulmeiſter, „daß ich mir meine Nägel bringe, denn ich lege die immer ab, wenn ich ſie nicht brauche!" Da brachte er zwei Hanf-

Digitized by Google

kämme und ackerte damit so unbarmherzig auf dem Teufel, daß dieser vor Schmerz endlich laut aufschrie: „Halt, du kratzest ja bis auf die Seele!“ Der Schulmeister sprach: „Ich schäme mich jetzt wahrlich, mit dir noch weiter zu kämpfen; freilich wirst du auch nichts mehr angeben können.“ Der Teufel schäumte vor Wut: „Lasset uns denn zu guter Letzt noch in die Wette f~rzen!“ Da ließ der Teufel einen so Fürchterlichen los, daß der Schulmeister bis an die Zimmerdecke hinaufflog. „Was machst du da oben?“ sprach der Teufel. „Ich verstopfe die Ritzen und Löcher, damit du, wenn ich jetzt einen Pumps lasse, nicht hinauskannst und an der Decke zerschmetterst!“ Da entsetzte sich der Teufel so sehr, daß ihm die Haare zu Berge standen; er wartete nicht länger, sondern ergriff schnell die Flucht und rannte in einem Atem fort bis in die Hölle. Seitdem hatte der Schulmeister Ruhe vor den Teufeln; aber den Sack mit Gold müssen ihm die Menschen entwendet haben, denn er ist heutigestags so arm wie eine Kirchenmaus. Einige erzählen zwar, daß der starke Hans oder der Schneider Zwirn es gewesen, der den Teufel in den sieben Künsten überwunden habe, allein mit Unrecht, denn der Schulmeister hat die Geschichte selbst oft erzählt, also muß er es auch gewesen sein.

Digitized by Google

	Seite
Jungfrau Maleen	1
Das Waſſer des Lebens	4
Die goldene Gans	8
Brüderchen und Schweſterchen	10
Die Nelke	14
Rumpelſtilzchen	17
Das Bärle	19
Dreizehn	22
Die zwei Brüder	26
Die Gänſemagd	40
Von dem Wacholderbuſch	43
Der Arme und der Reiche	48
König Droſſelbart	51
Die beiden kugelrunden Müller	53
Der Meiſterdieb	55
Doktor Allwiſſend	60
Der Gevatter Tod	62
Sechſe kommen durch die ganze Welt	64
Rotkäppchen	67
Frau Holle	69
Der Wolf und die ſieben jungen Geißlein	71
Die Bremer Stadtmuſikanten	72
Bruder Luſtig	75
Die kluge Bauerntochter	81
Der Bärenhäuter	84
Der König von Papierland	87
Hans im Glück	89
Das tapfere Schneiderlein	93
Daumesdick	98
Der Jude im Dorn	102
Der Krautesel	105
Die dunkle Welt	109
Der Grabhügel	113
Spielhanſl	116
Die Teufelstochter	117
Die Lebenszeit	123
Die alte Kittelkittelkarre	124
Schneeweißchen und Roſenrot	127
Das ſingende ſpringende Löweneckerchen	131
Die klugen Leute	135
Meiſter Pfriem	138
Der Sack voll Wahrheiten	140
Katze und Maus in Geſellſchaft	145
Hänſel und Gretel	147
Siebenſchön	152
Fitchers Vogel	154
Der glückliche Schuſter	156
Der betrogene Verleumder	157
Der ſtandhafte Feldwebel	162
Der Schmied von Jüterbog	169
Die ungleichen Kinder Evas	171
Die zwölf Jäger	172
Tolleteufel und Muckerpell	174
Der treue Johannes	176
Tauſendblut	181
Aſchenputtel	184
Die beiden Beutelſchneider	188
Vom Swinegel und ſeiner Frau	194

Digitized by Google

Seite

Vom Wolf und vom Fuchs . . . 196
Des Teufels goldene Haare . . . 199
Dornröschen 203
Schneewittchen 206
Die Schlangenbraut 211
Der Meisterschmied 213
Die wundersame Hahnenfeder . . 215
Die Flügel des Wahrsagers . . . 218
Für den Teufel zu schwer 221
Vom dummen Peter 221
Die Gänsehirtin am Brunnen . . 227
Das Feuerschloß 233
Die verstaubte Flöte 237
Rübezahl 238
Vom Fischer un syner Fru . . . 264
Der Weg ins Himmelreich . . . 269
Der Mann ohne Herz 277
Der Eisenhans 282
Vater Strohwisch 287
Der Mond 289
Der Jaunkönig 290
Die drei Glückskinder 292
Das blaue Licht 294
Von einem, der auszog das Fürchten zu lernen 298
Der Waldbrand 305
Die Geschenke des kleinen Volkes . 306
Die drei Spinnerinnen 307
Die zertanzten Schuhe 309
Die Spießgesellen 311
Wie Treue lohnt 315
Der faule Hans 317
Das Hirsekorn 318
Die Kröte 319

Seite

Das goldene Schloß 322
Die Prinzessin von Portugal . . 325
Schlaraffenland 328
Die getreue Frau 330
Das Natterkrönlein 338
Die scharfe Schere 340
Ferdinand getreu, Ferdinand ungetreu 346
Sankt Peter im Pech 349
Die kräftige Predigt 350
Tischlein deck dich, Esel stred dich, Knüppel aus dem Sack . . . 352
Die kluge Else 359
Der Hahnenrat 361
Des guten Peter falsche Brüder . 362
Einäuglein, Zweiäuglein, Dreiäuglein 369
Die Demantzweige 374
Das klagende Lied 379
Geld bezwingt die Welt 383
Der Metzgergesell 385
Der neugierige Piet Jan Clas . . 389
Hühnchen mit einem Bein . . . 392
Schabdenrüffel 392
Die sechs Schwäne 396
Das Sonnenroß 399
Vom Ranzen, Hütlein und Hörnlein 404
Der gute Handel 408
Der Vizekönig von Böhmen . . . 411
Peter Bär 416
Der kluge Martin 424
Die beiden Wanderer 427
Des Teufels und des Schulmeisters Wettspiele 434

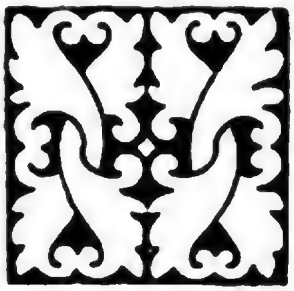
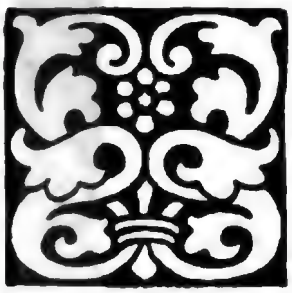
Digitized by Google

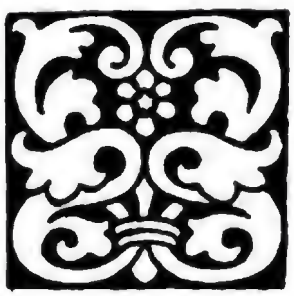
Dieſes Buch druckte im Jahre 1923 Georg Weſtermann in Braunſchweig, die ſchwarzen und farbigen Einſchaltbilder ſind von Paul Hey in München, der Buchſchmuck, Einband und Vorſatz von Adolf Hoſſe, Rothenburg o. d. T. Die Druckſtöcke fertigte J. G. Huch & Co., Braunſchweig, das Papier für den Text lieferte die Aktienpapierfabrik Regensburg in Alling bei Regensburg, für die Bilder die Kunſtdruckpapierfabrik Carl Schenfelen, Oberlenningen-Teck (Wttbg.).

„Die Bücher deines Volkes" werden vier Bände füllen: „Die Märchen", „Die Volksbücher", „Die Volksſagen", „Die Heldenſagen". Band 1 und 2 liegen vor; die weiteren Bände erſcheinen in etwa halbjährigem Abſtande. Von Werner Janſen erſchien ferner in meinem Verlage: Das Buch Treue, Nibelungenroman / Das Buch Liebe, Gudrunroman / Das Buch Leidenſchaft, Ameiungenroman / Herr Reineke Fuchs, Proſaſatire / Leben, Lieben, Wandern, Roman eines fahrenden Geſellen nach E. Schumacher / Gottes deutſcher Garten / Der Heiland / Theodor Storm: Gedichte / Eduard Mörike: Gedichte.

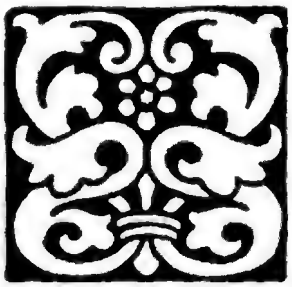
Digitized by Google

Digitized by Google

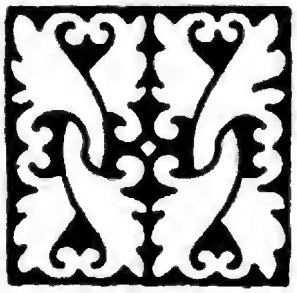



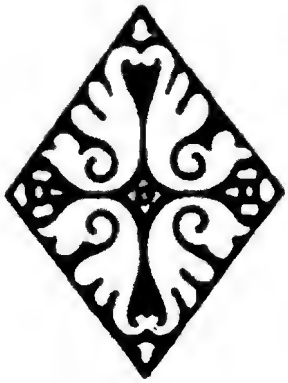


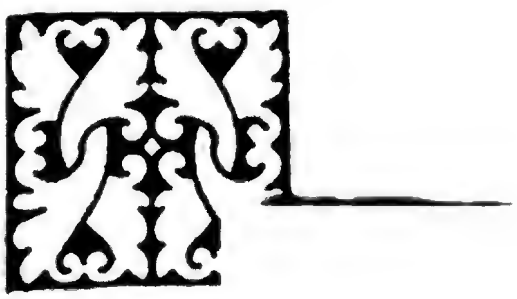
Digitized by Google

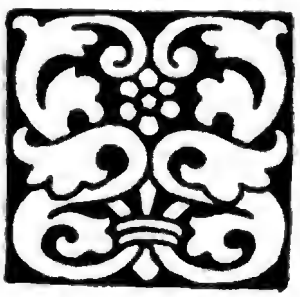


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 04257 4643









Digitized by Google

A H